Toronto University Library

Presented by

Messrs Joseph Baer & Co

through the Committee formed in

The Old Country

to aid in replacing the loss caused by

The disastrous Fire of February the 14th 1890

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/versucheinerphys01rapp

Vergleichende Grammatik

des

Neuhochdeutschen

Von

Dr. J. M. Kopp

Erster oder physiologischer Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1830.

Die

vergleichende Grammatik

als

Naturlehre dargestellt

von

Dr. K. M. Rapp.

Erster oder physiologischer Theil.

Erste Hälfte.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1836.

R221v

Versuch

einer

Physiologie der Sprache

nebst

historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen

von

Dr. K. M. Rapp.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1836.

P 155 A

1445 14
1819

Vorrede.

Daß die vergleichende Grammatik eine Aufgabe unsers Jahrhunderts sey, beweisen uns die vielen und bedeutenden Bestrebungen, die auf diesem Felde neuerlich hervorgetreten sind, und die der frühern Sprachbehandlung gegenüber, mit Recht als eine völlig neue Disciplin betrachtet werden dürfen. Daß die Bemühungen der Deutschen auf diesem Gebiet eine sehr bedeutende Stelle einnehmen, ist eben so wenig zu verkennen. Ihre weniger abgeschliffene, ursprünglichere Sprache macht sie an sich schon geschickter die ältern, complicirtern Idiome richtig aufzufassen, als dieß ihren Nachbarn im Süden und Westen möglich wird, und bringt man zu dieser Betrachtung hinzu, wie Deutschland der Focus wissenschaftlicher Forschung überhaupt für die neue Zeit geworden, so ist die Erwartung nicht unbillig, daß dieses Volk für die Erweiterung und tiefere Begründung der grammatischen Disciplin durch Natur und Schule bestimmt seyn möchte. Besonders ist die einzig vernünftige Ansicht, die Sprache in ihrem Ursprung als Naturproduct zu behandeln, den Deutschen vielleicht allein bis jetzt zur völligen Klarheit gediehen. Eine der geistreichsten Arbeiten auf diesem Standpunkte wird immer Buttmann's griechische Grammatik bleiben, dem sich zuerst Schneider für das Lateinische anzuschließen suchte. Doch liegen uns die alten Sprachen zu fern ab, um über ihre Natur-Bedingungen ohne große Umwege ins Klare zu führen. Glücklicher Weise traf mit diesen Bestrebungen das wiedererweckte Studium des Mittelalters im nördlichen Europa zusammen, und was auf diesem Felde Raynouard für den romanischen und besonders Grimm für den gothischen Sprachstamm geleistet haben, ist für die Sprachtheorie als ein unerschöpfliches Material zu betrachten. Durch sie ist besonders dem müßigen Dilettantismus eines vagen Etymo-

logisirens ein Ende gemacht worden, das nach dem zufälligen Aehnlichklang den Sprachzusammenhang ohne Gesetz zu errathen meinte. Wenn diesen beiden noch etwas zu wünschen seyn kann, so hängt dieß von ihrer streng historischen Darstellung ab, von der objectiven Auffassung der Monumente, die die Sprache mehr sieht als hört, und der die Abstraction entgeht, welche auf dem Wege vom Ohr bis zum Griffel des alten Schreibers supponirt werden muß. In dieser Richtung suchte der Nordländer Rask mehr zu leisten; er ist vielleicht der erste Grammatiker, dem ein Urschema der Sprachlaute in Rücksicht ihres absoluten Werthes vorschwebte, das er auch in den Grundzügen mehrfach entworfen hat. Leider konnte er sich von einigen individuellen Angewöhnungen seines angeborenen Dialekts nicht zur freien Abstraction erheben und seine Theorien litten darum an dem Mangel der Unvollständigkeit. Alle frühern Versuche auf diesem Boden wurden aber weit in Schatten gestellt durch die klare Sprachanschauung, wie sie Schmeller in seinen Schriften über die süddeutschen Dialekte des Königreichs Baiern mit äußerster Virtuosität gehandhabt hat. Durch ihn ist nun auch dem laxen Dilettantismus auf dem Gebiet idiotischer Sprachlehre und Poesie eine heilsame Schranke gesetzt worden. Mit vollkommener realistischer Sicherheit in der Anschauung des Lebendigen ausgestattet, scheint er dem theoretischen Drange vielmehr auszuweichen als nachzugeben, obgleich die vollständige Erfahrung, hier wie überall, unwillkürlich zur Theorie umschlagen muß. Auf solche Leistungen sich stützend, unternahm es der Verfasser, eine Naturgeschichte der Sprache zu entwerfen, welche die einzige sichere Basis für alle grammatische Disciplin abgeben kann, und als Physiologie überhaupt die eine Hälfte der Gesetze nach seiner Ueberzeugung umfaßt, welche das doppellebige Organ der menschlichen Sprache bedingen. Ein zweiter teleologischer Theil soll das ergänzende Gegenstück bilden, und mit dem Bewußtseyn der Naturgesetze ausgerüstet, die logischen Sprachgesetze construiren. Denn diese Behandlung gebührt einer Disciplin, die aus einem im Ganzen unübersehbaren Stoffe die intelligente Handhabe herauszusuchen sich unterfängt. Der

theoretischen Darstellung dieser ersten Abtheilung, die gewissermaßen eine Terminologie ist, folgt eine compilatorische historische Zusammenstellung aus den Arbeiten der genannten Grammatiker, bei welcher der Verfasser sich lediglich das Verdienst einer hoffentlich glücklichen Benutzung der Materialien zueignen kann.

Freilich tritt unsere vergleichende Grammatik jetzt in einem vornehmern Gewand auf. Wenn man es auch noch nicht wagt, alle wirklichen und möglichen Sprachen zu vergleichen, so geht man doch in der Darstellung bis auf das Sanskrit zurück, und stellt auf diese Basis die europäischen Mundarten. Die gründlichen Arbeiten von Bopp mögen die Höhe dieses Standpunktes im jetzigen Moment bezeichnen. Der Verfasser bescheidet sich gerne mit seiner Unwissenheit in dieser Breite, beruhigt sich aber mit zweierlei Betrachtungen. Die erste ist, er wünscht für ein größeres Publicum zu wirken, dem nothwendig das doch auch abgehen würde, was ihm hier gebricht; denn schlimm ist es für den Sprachvergleicher, wenn er die Sprachen erst lehren soll, statt sie vorauszusetzen. Er denkt sich unter seinem geneigten Leser einen solchen, der die gewöhnliche deutsche Schulbildung besitzt, folglich in seiner Jugend etwas Griechisch und Latein getrieben, und späterhin von einigen der lebenden Sprachen des romanischen und gothischen Kreises einige Kenntniß erlangt hat; alles Uebrige, was hier vorkommt, wird sich leicht an diese Basis anschließen. Seine zweite Betrachtung aber ist die aus Erfahrung gewonnene Ueberzeugung, daß selbst in der engsten Begränzung des Sprachstudiums noch unendlich viel zu suchen und zu finden ist, und die eben so sichere, daß eine auf unserm heimischen Gebiet etwa noch räthselhafte Erscheinung dadurch für Begriff und Anschauung nicht gefördert wird, daß sie uns auf fremden Boden als ebenso räthselhaft entgegentritt.*)

Mit mehr Recht könnten in dem von uns gezogenen Kreis abendländischer Idiome die slavischen Idiome eine

*) Diese Betrachtung wird z. B. praktisch in der versuchten Aufklärung räthselhafter europäischer Vocal-Verhältnisse durch Bopp's Zusammenstellung mit dem indischen Guna.

Stelle ansprechen; aber weder meine Studien, noch die schon berührte Rücksicht auf meine Leser könnten dieser Forderung entsprechen.

Für alles Uebrige zieht es der Verfasser vor, auf sein Buch zu verweisen und dem gerechten Urtheile des Lesers in keiner Weise vorgreifen zu wollen. Nur über die leider gar nicht sorgfältige Form seines Buches erlaubt er sich noch wenige Worte. Die Abfassung war anfänglich auf eine akademische Vorlesung abgesehen, und für diesen Zweck, der dem mündlichen Vortrage zum Leitfaden dient, flüchtig niedergeschrieben. Zu spät machte sich die Entdeckung, daß es für diesen Gebrauch nicht tauge. Darum nun für gegenwärtige Veröffentlichung eine neue Bearbeitung vorzunehmen, fehlen dem Verfasser leider Zeit und Kräfte, und es war ihm in der That um die Sache zu thun; der gelehrte Leser wird damit die mangelhafte Form entschuldigen.

Der zweite Band des Werks befaßt die mittelalterlichen Idiome nach demselben compilatorischen Systeme der vorhandenen Hülfsmittel, wie solches mit den alten Sprachen geschehen, und endlich die ausführliche physiologische Entwicklung der lebenden europäischen Idiome unsers Kreises.

Wie viel Raum die zweite oder teleologische Abtheilung des Werkes einnehmen kann, läßt sich voraus nicht bestimmen; doch kann das Ganze nicht unter vier und nicht wohl über sechs Bände füllen. Die beiden ersten bilden ein Ganzes für sich und führen darum einen speciellen Titel. Aber auf den ganzen Kreis der grammatischen Disciplinen, innerhalb der gesteckten Gränzen, ist die Arbeit in der That abgesehen, falls die Natur dem Verfasser so viel Leben läßt, um dieses, und einiges andere, zu Ende zu bringen.

Tübingen im April 1836.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitende Betrachtungen. Seite

I. Die Analogien auf den beiden Gebieten der Naturlehre . 1

II. Werth der vergleichenden Grammatik. §. 1—14. . . 5

III. Materien der Sprachlehre 9

Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht. Erstens: Die Lautlehre. 13

Einleitung. §. 1—5. 15

Die Lehre vom Vocal.

1. Vorbemerkungen. §. 1. 2. 18

2. Der Vocal als Einheit betrachtet.

a. Urlaut. §. 3. 20

b. Entwickelte Indifferenz. §. 4. 22

c. Entwicklung der Polarität. §. 5. 22

d. Die Zwischenlaute. §. 6. 24

e. Die Nasenlaute. §. 7. 25

f. Nasaler Zwischenlaut. §. 8. 28

Physiologie des Vocals. §. 9—16. 30

3. Vom Diphthong. §. 17—31. 33

Physiologie des Diphthongs. §. 32. 40

Diphthonge aus Vocalen. §. 33. 34. 40

Aechter Diphthong. §. 35. 36. 41

Unächte Diphthonge. §. 37—42. 43

Seite

Naſaldiphthonge. §. 43. 45
Diphthonge durch Confluenz. §. 44. 45. . . . 45
Räthſelhafte Diphthonge. §. 46. 47. 46
Diphthonge durch Conſonanten. §. 48. 47

4. Vocaliſche Aſſimilation. §. 49—55. 48

Die Lehre vom Conſonant.

1. Als Einheit. §. 1. 52
Spiritus lenis. §. 2. 53
Schlaglaute. §. 3—6. 54
Duplicität. §. 7. 56
Schwache Seite. §. 8. 57
Spiranten. §. 9—14. 58
Starke Seite. §. 15—18. 63
Aſpirate. §. 19—21. 64
Hemmlaute. §. 25. 70
Naſale. §. 26. 71
Liquide. §. 27—34. 72

Tabelle der Conſonanten 84

2. Conſonantiſche Doppellaute. §. 35—37. 85

3. Phyſiologiſche Betrachtungen über die Conſonanten. §. 38. 98

I. Natürliche Entwicklung der Schlaglaute . . . 98

II. Wechſel der Gebiete.
A. Geſetzloſer. §. 39. 103
B. Lingual-Attraction. §. 40—46. 105

III. Beobachtungen an den Hemmlauten. §. 47. 48. . 110

IV. Conſonantiſche Aſſimilation. §. 49. . . . 120
1. Wirkliche Aſſimilation. §. 50—56. 120
Natürliche Zwiſchenlaute. §. 57. 58. . . . 129
Rückwirkende Aſſimilation. §. 59. 130
2. Uneigentliche Aſſimilation oder Confluenz. §. 60—64. 131
Paragogiſche Buchſtaben. §. 65—71. 134

Vermittlung der theoretiſchen Anſicht der Laut-Phyſiologie mit der hiſtoriſchen.
§. 1—12. 139

Seite

Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht.
Zweitens: die Tonlehre. 119

Einleitung. §. 1—3. 151

Erstes Capitel. Quantitätslehre.
§. 1—54. 152

Zweites Capitel. Accentlehre.
§. 1—44. 170

Drittes Capitel. Rhythmenlehre.
§. 1—29. 199

Anhang. Reimlehre. §. 1—9. 215

Physiologie. Zweite Abtheilung: Historische Ansicht.
A. Alte Sprachen 219

Vorwort 221

I. Griechisch. §. 1. 2. 222

I. Das Vocalsystem. §. 3—15. 235

II. Die Diphthonge. §. 16—27. 230

III. Physiologische Betrachtungen über die Vocale. §. 28—46. 239

IV. Das Mitlautersystem. §. 47—61. 251

V. Physiologische Betrachtungen über die Consonanten.
§. 62—85. 265

VI. Quantität und Accent. §. 86—99. . . . 275

VII. Ueber den praktischen Werth dieser Untersuchungen.
§. 100—103. 284

Probstücke griechischer Orthoepie.

I. Die jonische Heldenpoesie 289

II. Die attische Theaterpoesie 301

III. Die dorische Idyllpoesie 509

Seite

II. Latein. §. 1. 2. 315

I. Die Vocale. §. 3—31. 317

II. Die Consonanten. §. 32—66. 335

III. Quantität. §. 67—74. 355

Probstücke.

I. Der Ictusvers der alten Komiker 359

II. Der quantitirende Vers der gräcisirten Periode . 362

III. Gothisch. §. 1—5. 371

I. Vocale. §. 6—14. 374

II. Consonanten. §. 15—22. 388

Probstücke aus Ulfilas 391

Einleitende Betrachtungen.

I. Die Analogien auf den beiden Gebieten der Naturlehre.

Das Bestreben, eine Analogie nachzuweisen, führt gern auf den Abweg, die beiden Stoffe möglich nach allen Rücksichten überein darzustellen, statt in vielen. Das bewiese Identität, nicht Analogie. Bei dieser ist im Gegentheil die Verschiedenheit beider Stoffe die erste und wichtigste Rücksicht.

Wir sind gewohnt, die sichtbar uns umgebende Welt überhaupt Natur zu nennen. Diese Welt des Auges erhält für unsern Begriff dadurch ihre Realität, daß sie durch den sogenannten Tastsinn oder das Gefühl controlirt werden kann, ja man kann überhaupt bemerken, das Gesicht sey demnach nur der durch den Verstand und die Erfahrung potenzirte Tastsinn.

Der Mensch erkennt sich in der Natur als ein Geschöpf, als einen Theil derselben. Zugleich hat er ihr gegenüber sein Bewußtseyn und den Gedanken gefunden. Dieser Act seines Geistes bedurfte aber eines Organs, um sich zu manifestiren; der Gedanke mußte eine sinnliche Form annehmen, um zu haften und zu leben, und der Mensch brauchte einen andern ihm von der Natur verliehenen Sinn, das Gehör, dem sich in den Lauten ein sinnlicher Stoff gegenüber stellte, er brauchte diesen zum Organ seines Denkens, indem er diese Laute auf symbolische, also an sich willkürliche Weise mit den Begriffen in Verbindung brachte. Der Mensch schuf sich die Sprache und in der Sprache, als dem Organe seiner Begriffe, entwickelte sich sein Wissen von der Natur, sein Wissen von der Sprache selbst und endlich sein Wissen vom Geist oder vom Wissen selbst.

Obgleich demnach der Mensch ein Theil der Schöpfung ist, so konnte doch aus dem Menschengeschlecht eine zweite Schöpfung hervorgehen, die der ersten sich gegenüber und zur Seite stellt, und dieses ist viel weniger seltsam, als die Erscheinung, daß aus ebendemselben ein drittes, das Wissen vom Wissen oder die Philosophie

hervorgehen konnte, die sich doch mit der Freiheit über alle Natur zu stellen erkühnt.

Die Grammatik ist als Disciplin so alt als irgend eine, man wußte nur nie recht, unter welcher Rubrik man sie im ganzen Kreise des Wissens unterbringen sollte. Die neueste deutsche Philosophie bringt sie in den Kreis des historischen Wissens.

Die Sprache ist aber Naturproduct, denn sie ist nicht aus der Willkür eines Einzelnen, nicht durch menschliche Reflexion entstanden; sondern der Menschengeist hat sich den Sprachstoff unbewußt organisirt; die Gesetzmäßigkeit der Sprache ist also für sich eben so äußerlich, eben so materiell, als die Gesetzmäßigkeit der äußern Natur. Die Sprachstämme, die Sprachindividuen oder die Wörter pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht mit der Menschheit, wie die sichtbare und tastbare Natur sich durch die Gattung verjüngt und fortsetzt. So weit ist in ihr alles Natur.

Damit ist aber ihr Wesen noch nicht erschöpft. Die Sprachen reproduciren sich auf diese mechanische Weise bloß zufällig, äußerlich. Ihre wirkliche Fortbildung ist aber nicht durch die Reproduction im menschlichen Individuum gebunden, sondern der Sprachstamm ist für sich selbst ein Individuum; eine Sprache bleibt in großen Dimensionen betrachtet nicht dieselbe, sie hat ihre Entwicklungsstufen, sie degenerirt, wie man sagt, oder wie man von der Seite des Geistes betrachtet sagen kann, sie vergeistigt sich, sie ist in einem fortwährenden Verbrennungsprocesse begriffen, indem der ihr inwohnende Gedanke an ihren materiellen Kräften zehrt und sie allmählich auflöst, wie er ihrer Hülle in geringerem Maße bedarf. In dieser Betrachtung, wo die Sprache sichtbar zum Individuum wird, das seine Lebensdauer nach Jahrhunderten abmißt, scheint dieselbe aber nicht bloßes Naturproduct zu seyn, sie scheint Antheil zu nehmen an der historischen Entwicklung der Menschheit. Wenn auf diesem Punkt unsere Analogie nicht Schaden nehmen soll, so muß man den Zweifel anregen: weiß man denn so gewiß, daß der sichtbare Naturstoff, oder die sogenannte äußere Natur von Anfang sich völlig gleich geblieben ist? Wissen wir denn vom Thatbestande der Natur zur Zeit der Weltschöpfung oder überhaupt der vormenschlichen Zeit? Könnte nicht die sichtbare Natur in noch viel größeren Stadien weiterrücken als in unsern historischen Perioden? Sollten dafür nicht z. B. die untergegangenen Thiergeschlechter zeugen, die in unser Natursystem nicht mehr hereinpassen wollen, und die nun völlig unsern todten Sprachen analog dastehen? Ja, es sprechen dafür sogar die Erdperioden, von denen die Geologen zu sagen wissen, und wenn man die Hypothese annehmen will, daß die Individualisirung alles Organischen auf unserer Erde erst successiv sich entwickelt habe, und die Geologen von da aus und aus der Gestaltung unsers Erdbodens auf nothwendige Vorperioden desselben geschlossen und so gewissermaßen sein Alter haben bestimmen wollen, so kann vielleicht

einmal die Grammatik, wenn sie zu ihren letzten Resultaten gelangt seyn wird und das Verhältniß alle Sprachstämme untereinander übersieht, dereinst berechnen, wie viel Zeit die nothwendige Entwicklung nach den Gesetzen der Sprachbildung durchlaufen mußte, um vom Ursprung aller Sprachen aus Einem Anfang bis zur letzten Vervielfältigung gelangen zu können, und auf diesem Wege, wie die Geologen das Alter der Welt, so die Grammatiker das Alter des Menschengeschlechts werden herausrechnen können. (Diese Ansicht beruht auf der Hypothese der Abstammung des ganzen Geschlechts von Einem Stammvater, die an sich so wenig Unmögliches, als Nothwendiges hat. Die Sprachgeschichte, so viel sie uns vorliegt, hätte freilich Vieles dagegen einzuwenden, doch auch Manches dafür.)

Die Sprache, ein Product des Menschengeschlechts, muß in ihrer Geschichte mit diesem freilich in einer nähern Verbindung stehen, als die Entwicklung der äußern Natur; das steht aber der Behauptung nicht entgegen, daß sie, wo sie sich entwickelt, nur ihren eigenen Naturgesetzen folgt, nicht nach dem lächerlichen Ausdrucke, nach gesellschaftlicher Convention.

Was die Reflexion in den sogenannten gebildeten Idiomen an der Sprache verändert hat, möchte an Umfang das nicht übersteigen, was der Mensch durch Zucht und zu officinellen oder sonstigen Zwecken an der Thier- und Pflanzenwelt von Veränderungen vorgenommen hat. Doch diese Behauptung ist wohl in der Einleitung noch nicht an ihrer Stelle.

II. Werth der vergleichenden Grammatik.

§. 1.

Die Möglichkeit einer Sprachgeschichte, als einer Physiologie der Sprache, beruht auf der Identität der menschlichen Sprachwerkzeuge durch das ganze Geschlecht, von seiner Schöpfung an und unter allen Zonen. Ihre Möglichkeit von logischer Seite beruht auf der Einheit und Allgemeinheit der Gedankenwelt. Die Sprache hat also überhaupt eine Naturgeschichte, eine Physiologie, eine Physik und eine logische oder Geschichte der Begriffs-Entwicklung in ihr.

§. 2.

Wenn also die beiden Bedingungen der Sprache ihr geistiges und ihr physisches Organ beim ganzen Menschengeschlechte dieselben sind, so ist doch die Vermittlung beider Kreise, wie es uns scheint, an zufällige Bestimmungen gebunden, und in dieser Vermittlung, auf der willkürlichen Verwendung der Naturmittel für den geistigen Zweck, auf dieser Willkür beruht die Verschiedenheit der Sprachen. Weil die Sprachbezeichnung eine symbolische, willkürliche ist, darum kann es nicht eine einzige Sprache, es muß ihrer viele geben.

§. 3.

Man verlangt vom Naturforscher, daß er alle Geschöpfe seiner sichtbaren Welt kenne, classificire. Es sind ihm hierin nur zwei Gränzen gesteckt. Einmal Arten von Geschöpfen oder Stoffen, die noch nicht entdeckt sind (und es werden ja immer noch entdeckt), andrerseits Spuren untergegangener Geschlechter, wie sie z. B. die Versteinerungen an die Hand geben. Hier kann der Naturforscher nur durch Errathen das physische Leben solcher Geschöpfe in der Imagination ergänzen.

§. 4.

Wenn man an den Sprachforscher dieselben Forderungen macht, so sollten ihm freilich alle Sprachen des Menschengeschlechts bekannt seyn. Denn wo das Geschlecht fortkam, hat es auch immer eine Sprache entwickelt.

Der Sprachforscher wird nun zunächst auf die beiden Gränzen hinweisen, die dem Naturforscher überhaupt gesteckt sind. Einerseits sind lange nicht alle Sprachen entdeckt, die auf der Erde leben; denn es sind ja nicht alle Winkel des Erdbodens durchforscht, und wo man erst die Menschen sucht, ist noch ein weiter Weg, bis man Kunde von ihrer Sprache nimmt. Andrerseits gibt es Sprachen, die nur in Monumenten auf uns gekommen sind, todte Sprachen, die man nur aus der Schrift enträthseln kann, wozu freilich eigentlich diejenigen Sprachen nicht gerechnet werden können, die in einer veränderten, degenerirten Gestalt von den Nachkommen im Völkerstamme nur verändert leben, nicht wirklich abgestorben sind.

§. 5.

Der Sprachforscher hat aber eigenthümliche Entschuldigungen, die die Beschränkung seines Feldes erklären. Die Erkenntniß des fremden Sprachstoffs wird dadurch erschwert, daß derselbe nicht durch unmittelbare Anschauung gewöhnlich mitgetheilt wird, sondern durch das Medium der Schrift, d. h. durch eine symbolische willkürliche Fixirung des unmittelbaren Sprachstoffs, zu dessen Verständniß eigentlich der Schlüssel vorausgesetzt werden muß, so daß man sagen kann, die Sprachgeschichte hat es eigentlich mit lauter Petrefacten zu thun, die die Wissenschaft erst wieder flüssig zu machen und ins Leben zurückzurufen hat.

§. 6.

Wenn der Gedanke sich im Sprachlaut symbolisch verkörpert, d. h. auf eine willkürliche Weise den Begriff als die Seele mit dem Laut als seinem Leibe in Verbindung setzt, so wird durch das Kunstmittel der Schrift jenes Sprachsymbol als Laut noch einmal der symbolischen Willkür, der Convention unterworfen, das Schriftzeichen ist also ein Symbol des Symbols, eine Vermittlung der Vermittlung. Vom geschriebenen Worte muß der Geist durch das

Medium des Ohrs in den Begriff zurückkehren. Trotz dieses, man kann sagen großen Uebelstandes, muß man doch nicht vergessen, daß die Erfindung der Schrift den Menschen eigentlich erst zur Reflexion über den Sprachstoff gebracht hat, und daß eine Vergleichung desselben ohne dieses Medium fast undenklich wäre.

§. 7.

Wenn man es also dem Sprachforscher zugeben muß, daß ihm eine Vollständigkeit in Erkenntniß aller lebenden Sprachen rein unmöglich gemacht ist, so muß man auf der andern Seite bemerken, daß für ihn die Erkenntniß der relativ ausgestorbenen Idiome, d. h. derjenigen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte sehr verändert haben, daß ihm deren Erkenntniß gerade von der höchsten Wichtigkeit seyn muß, weil er hier vor dem andern Naturforscher den Vortheil voraus hat, das langsame säculariſche Vorwärtsschreiten der Sprach-Individuen zu verfolgen, und aus dem heutigen Thatbestande das Vergangene, in den Sprachmonumenten versteinert Ueberlieferte zu entziffern und zu errathen. Er schließt vom Alten aufs Neue und umgekehrt, und zweitens hat er noch das Hülfsmittel zu Gebote, vergangene Sprachgestaltungen aus Einem Zeitalter mit einander zu vergleichen, wo es dann nicht fehlen kann, daß sie gegenseitig Licht auf einander werfen.

§. 8.

Ob die Sprachen unter klimatischen Einflüssen auf dem Erdboden sich erzeugen, ist nicht leicht zu sagen. Auf jeden Fall ist ihr Leben nicht streng an die Scholle gebunden, denn durch Völkerzüge werden sie transferirt ohne sichtliche Verwandlung. Durch Auswanderung wird eine Sprache aus einer Hemisphäre in die andere versetzt und lebt gleichmäßig unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Wenigstens scheint manchen Sprachen eine gewisse Zähigkeit und Lebensausdauer beizuwohnen, daß sie, wie z. B. jetzt das Englische fast unter jedem Breiten- und Längengrade vollkommen gedeiht. Dessenungeachtet werden wir in der spätern Ausführung auf Erscheinungen in der Sprachgeschichte stoßen, die unläugbar mit geographischen Verhältnissen, besonders mit Näherung oder Entfernung gegen die heiße Erdzone in Verbindung stehen, denn es gibt anerkannt nordische und anerkannt südliche Lieblingslaute, wie man wenigstens sagen muß.

§. 9.

Doch es wird gut seyn, von der Beschränkung, in die sich der Sprachforscher begränzen will, einige Rechenschaft zu geben. Da im Ganzen aller Erdboden vom Menschengeschlecht eingenommen ist, und das Menschengeschlecht, wie gesagt, überall Sprache entwickelt, so hätte es die Sprachgeschichte einmal mit der ganzen Land-Oberfläche des Erdbodens zu thun. Diese Landmasse läßt sich nach

natürlicher Ansicht in 5 Continenten und einigen großen Inselgruppen betrachten. Diese 5 natürlichen Continente sind: 1) Asien mit seiner westlichen Flanke, die man gewöhnlich mit dem ausgezeichneten Namen Europa benennt. Dieser große Continent, der die Cultur zuerst und zwar von Osten nach Westen entwickelt zu haben scheint, ist durch die Meerenge von Suez geschieden von dem 2) Continent Afrika. Dieser scheint für Culturentwicklung nicht zunächst bestimmt zu seyn, und die Völker Afrika's haben nur auf den Küstenstrichen an der Entwicklung anderer Continente Antheil genommen. Diese beiden Continente, die man im historischen Sinne die alte Welt zu nennen pflegt, sind durch das atlantische Meer geschieden von der sogenannten neuen Welt, die ebenfalls aus zwei Continenten besteht, deren erster 3) Nordamerica, durch die Meerenge von Panama und durch die große Inselgruppe von Westindien vom andern 4) Continent Südamerica geschieden ist. Endlich bildet die durch das stille Meer geschiedene neueste Welt den 5) Continent Neuholland, welcher sich durch Vermittlung der großen ostindischen Inselgruppe wieder mit dem ersten Continent Asien berührt, so daß hiemit der Kreislauf um unsere Erdoberfläche geschlossen wäre. In den drei letztgenannten Continenten ist die eingeborne Cultur und Sprachbildung von der der alten Welt überflügelt worden und scheint sie nach und nach aufzuheben, indem Nordamerica der germanischen, Südamerica der romanischen Sprachcultur anheimfällt, Neuholland aber erst im Werden begriffen ist.

§. 10.

Wir haben es also in der Sprachgeschichte nur mit jenem einen großen Continent zu thun, der die Wiege menschlicher Cultur, folglich auch der Sprachentwicklung gewesen ist, nämlich jenem asiatisch-europäischen Continente, den ich nun einmal a potiori den asiatischen nennen will. Ob man gleich mit den chronologischen Angaben nicht ganz im Reinen ist, so scheint es doch ziemlich ausgemacht, daß die Länderstrecke der östlichen Seite dieses Continents den ältesten Anspruch auf eine entwickelte Cultur und Sprachfixirung zu machen hat. Wir haben dort im äußersten Osten das sonderbare Reich von China, dessen Geschichte in ein fabelhaftes Alterthum hinaufreicht, mit einer Literatur, einer ausgebildeten Sprache und ganz eigenthümlicher Schreibart, welche erst in unsern Tagen den Europäern sich nach und nach zum Verständniß erschließt. Diese Welt ist seit Jahrtausenden in sich abgeschlossen, und es ist dieß billigerweise keine eigentliche Beschränkung zu nennen, da das Land und seine Bevölkerung eine Strecke und eine Masse ausmacht, die sich mit Welttheilen vergleichen lassen.

§. 11.

Wenn die Sprache der Chinesen ein in sich selbst geschlossenes, uns generisch nicht berührendes Element scheint, so kann man das Gleiche von einer zunächst folgenden Sprachfamilie nicht behaupten, welche die Völkerstämme Indiens und Persiens befaßt. Die indischen und persischen Sprachen stehen in einem unverkennbaren Verwandtschaftsverhältnisse zu unsern europäischen Sprachen, und jene morgenländischen Dialekte mit den abendländischen zu vergleichen, müßte um so interessanter seyn, da es gewiß ist, daß in dieser großen, wie man sagt, indisch-germanischen Sprachfamilie, die älteste indische Schriftsprache, das sogenannte Sanskrit, den Formenreichthum und die hohe Ausbildung dieses ganzen Sprachstammes am höchsten und blühendsten entfaltet und erhalten hat. Wenn man diese Verwandtschaft so entfernter Sprachkörper ins Auge faßt, so muß es um so auffallender seyn, wenn zunächst an sie, wenn wir uns westlich wenden, sich eine Sprachfamilie anschließt, welche sich dieser weitverbreiteten Verwandtschaft entzieht, und das ist die Familie der sogenannten semitischen Sprachen, wohin die alt-hebräische und syrische gehören, und unter denen die arabische die verbreitetste und ausgebildetste geworden ist. Erst von diesen Sprachen westlich setzen sich die Mundarten jener großen Familien fort, von denen im Norden die slavische, zunächst westlich aber die griechische zu nennen ist, welche, die wichtigste unter den alten Culturſprachen Europa's, nahe daran war, eine absolut ausgestorbene Sprache zu werden. Ferner die Sprachen Italiens, die man in die alte lateinische und die neueren romanischen Idiome zu scheiden pflegt, und zuletzt die sogenannten germanischen oder deutschen Sprachen, deren früheste Niedersetzung in der gothischen Mundart des 4ten Jahrhunderts uns aufbewahrt ist, und die nächst der romanischen die eigentliche Sprache der modernen und neueuropäischen Cultur umfaßt. Dieses sind die Hauptsprachen dieses großen asiatischen Continents; von andern Mundarten, die eine geringe Ausbildung uns überliefert haben, oder in ihrem Terrain sehr beschränkt worden sind, wie die celtischen, gälischen, lettischen Dialekte, türkische und ungarische Sprache u. s. f. nehmen wir hier keine Notiz.

§. 12.

Wenn man nun zum Behuf der Sprachvergleichung von den Sprachen des Erdbodens als solchen einmal abstrahirt und sich auf die des asiatischen Continents beschränkt, so würden, wie wir sahen, zunächst die chinesische und die semitischen Sprachen als ohne erkennbare Verwandtschaft sich zunächst aus dem nähern Kreis ausschließen lassen. Vom Sanskrit bin ich nicht unterrichtet, und wenn ich es wäre, würde es mir doch bei einer Untersuchung wenig helfen, wo ich nicht Sprache lehren, sondern aus einem gegebenen Sprachraume fruchtbare Resultate ziehen will. Ich lasse also die

morgenländischen Mundarten unserer Sprachfamilie, so wie unsere nördlichen Verwandten, die Slaven, ganz aus dem Spiel, und wende mich an diejenigen Mundarten, die man mehr oder weniger als bekannt oder doch nicht als ein völlig Unbekanntes voraussetzen kann, nämlich die griechischen, romanischen und germanischen Sprachen, und wenn wir uns somit auf einen engen Kreis zu beschränken scheinen, so wird sich doch, wie ich mir schmeichle, in unserer Untersuchung die Ueberzeugung herausstellen, daß sich auch in einem so viel behandelten Stoffe doch Uebersichten und Beziehungen werden nachweisen lassen, welche mehr und mehr zur Ueberzeugung führen, daß man den Geheimnissen des in der Sprache wirkenden Naturgeistes bis zu einem gewissen Grade von Erschöpfung muß auf die Spur kommen können.

§. 13.

Wenn hiemit die Gränzpunkte unserer Untersuchung abgesteckt seyn sollen, so machen wir jetzt auf den nächsten praktischen Nutzen für das Verständniß unserer Muttersprache aufmerksam, der durch die vergleichende Methode gewonnen wird.

Die deutsche Sprache ist eine schöne, reiche Sprache, mit mannichfachen Vortheilen begabt, die sie mit andern verwandten Dialekten auf sehr verschiedene Weise gemein hat, indem sie in ihrer Entwicklungsgeschichte auf sehr verschiedenen Stufen mit den sie umgebenden und berührenden Mundarten in Verhältniß getreten ist. Wir lernen den individuellen Werth dieser Mundart nur kennen, wenn wir diese Beziehungen, Einflüsse und Rückwirkungen in ihrem Zusammenhang übersehen und zu unterscheiden suchen, was dem allgemeinen Fortschritt des Menschengeistes einerseits, und was dem localen oder individuellen Stoff einer Sprache andrerseits noch jetzt angehört. Die vergleichende Methode, indem sie die Vortheile der Muttersprache ins Licht setzt und uns ihren Werth empfinden lernt, muß uns andrerseits auch vor dem Fehler der Ueberschätzung ihrer Vorzüge bewahren, in den so leicht die Unkenntniß durch den Enthusiasmus für das uns Angehörige hineingerissen wird.

§. 14.

Es ist natürlich, daß wir immer diejenigen Beispiele für unsern vergleichenden Zweck vorziehen, die uns am nächsten stehen. Ich werde meine Nachweisungen aus den griechischen Dialekten so sparsam als möglich geben, weil dieses Feld uns das fernste ist und zugleich eine ausgebreitete Kenntniß in Anspruch nimmt, die nicht die meinige ist, da ich kein Hellenist bin, und hier bloß auf fremde Hülfsmittel verweisen muß. Die römische, romanische oder besser die italische Sprache steht uns näher, weil wir sie auf gedoppeltem Wege, nämlich in der ältern Form als lateinische, und in den lebenden Formen als romanische Sprachen uns aneignen können; noch näher stehen uns dann natürlich die Sprachen germanischer Zunge, sey es,

daß sie aus Einem Stamme mit uns erwachsen und nur durch fremde Einflüsse uns entfremdet worden seyen, wie die englische, oder daß sie nicht vom selben, aber einem nah gelegenen Stamme kommend, sich in ihrer Entwicklung und Ausbildung an unsere eigene Sprache angeschlossen haben, wie die nordischen oder scandinavischen Sprachen, oder gar, daß sie mit uns im bloßen Dialektsverhältniß verwandt sind, wie die niederländische Mundart. In einem noch nähern Kreise werden wir dann auf die süddeutschen Volksdialekte hinweisen können, womit wir denn in unsere unmittelbarste Gegenwart vorgerückt sind, und wo sich die Wahrheit ergeben wird, daß man aus den nächst gelegenen unserer Umgebungen, die wir so leicht vor lauter Gelehrsamkeit aus den Augen verlieren, sich oft die feinsten und wichtigsten Grundzüge und Analogien entnehmen lassen, mit denen man dann, wenn man sie nur erst sicher erfaßt hat, oft im buchstäblichen Sinne den Erdkreis bewältigen kann.

III. Materien der Sprachlehre.

Wir haben schon gelegentlich bemerkt, daß die Disciplin der Grammatik es eigentlich mit zweierlei Stoffen zu thun hat. Der menschliche Kopf brachte die Denkkraft, der Mund die Sprachwerkzeuge mit auf die Welt. Ob die Begriffe durch Laute, oder Laute durch Begriffe früher geweckt wurden, ist eine Frage, die sich wohl nicht entscheiden läßt. Genug, die Sprache bildete sich als ein natürliches Organ des geistigen Menschen aus der beiderseitigen Regsamkeit der Ideen und der Sprachwerkzeuge. Wenn nun schon das Fixiren der Sprachlaute ohne mitgehende Begriffe, so wie das Fixiren der Begriffe ohne begleitende Sprachlaute wahrscheinlich niemals vor sich gegangen wären, wenn, mit andern Worten, praktisch eines nur im andern und keines für sich möglich ist, so muß gleichwohl die Wissenschaft diese beiden Seiten oder Elemente der Sprache streng auseinander halten, um zu erkennen, welche Gesetze der Sprache sind vom logischen Standpunkt, vom Denkmaterial aus, entwickelt, welche dagegen sind von dem Sprachstoff, als einem physischen, körperlichen Stoffe, ausgegangen? welches sind seine Natur-, welche seine logischen Gesetze?

Die Grammatik zerfällt also

I. in eine Physik der Grammatik, in eine Physiologie des Sprachlauts.

Hier wird der Sprachstoff betrachtet als ein Materielles, als ein Körper, wie er zwar nicht tastbar und nicht sichtbar, aber als Hörstoff sich der Phantasie gegenüberstellt. Alles Körperliche aber, das sich dem Geist gegenüberstellt, fällt für ihn zunächst in die beiden Kategorien, der Quantität und der Qualität. Die Quantität will den Stoff messen, berechnen; die Qualität will die Stoffe scheiden, unterscheiden. Dem Sprachstoff, als einem bloß für das

Ohr erkennbaren Körper kann man nun zwar nicht im eigentlichen Sinne eine räumliche Ausdehnung zuschreiben; denn die Luftschwingungen, durch die er sich fortpflanzt, sind einmal nicht seine Substanz, wie sie zum Bewußtseyn kommt, sondern bloß sein nicht weiter erklärbares Organ, und dann lassen sich dieselben auch nicht ermessen, weil sie nach einem unendlichen Abnahme-Proceß verhallen. Dem Sprachlaut kommt also nur eine zeitliche Messung zu, denn die Zeit ist das eigentliche Organ oder vielmehr Substrat aller Ohr-Anschauung.

Der Sprachlaut wird also nach seiner Zeitdauer gemessen, daraus geht die Rhythmik und die Metrik der Sprache hervor; der Sprachlaut wird aber außerdem noch einmal gemessen, und zwar nach der verschieden ausgetheilten Energie der Auslautung unter den Lautreihen, welches die Betonung und die Lehre vom Accente bestimmt.

Was die Qualität betrifft, so unterscheidet der Geist am Sprachkörper verschiedene Individualitäten, Sprachlaute, die in ihrer Vielheit wieder nach gewissen inwohnenden Verwandtschaften sich in Reihen und Kreise ordnen und welche als Naturpersönlichkeiten unter sich unter gewissen Bedingungen von Attraction und Abstoßung stehen. Dieß ist also die Lehre von den Sprachlauten, oder wie man es gewöhnlich mit Rücksicht auf die Symbolik der Schrift ausdrückt, die Lehre von den Buchstaben.

Der andere Theil der grammatischen Disciplin wäre nun

II. die Logik der Sprache, oder die Theorie der Wort-Classen. (Man könnte ihn die Teleologie der grammatischen Wissenschaft nennen.)

Es fragt sich hier, wie bestimmt sich der Sprachgeist in Entwicklung der Begriffsformen aus dem ihm einmal gegebenen Naturstoff? Hier kann wieder zweierlei Proceß unterschieden werden.

Erstens: Welche Sprachformen schafft sich der Geist, um seine Ideen zu verkörpern? Dieß ist die Formenlehre, Etymologie oder Wortlehre. Sie hat es mit der Aufzählung der Sprachgeschöpfe nach ihren Naturclassen zu thun, und trägt den ganzen Sprachstoff nach der gebräuchlichen Ordnung in Verbalformen, Nominalformen, Partikelformen u. s. w. vor.

Zweitens: Wie nimmt der Geist diese geschaffenen Sprachformen wieder in seine Sphäre zurück, um durch ihre Combination weitere Denkbestimmungen zu verkörpern? Dieses lehrt die Satzlehre, insgemein die Syntax genannt. Mit ihr ist der Kreis der grammatischen Disciplinen vollendet und abgeschlossen.

Wir haben also vier Disciplinen unserer Wissenschaft.

Zwei physikalische oder elementarische.
Die Quantitätslehre oder Tonlehre.
Die Qualitätslehre oder Lautlehre.

Zwei logische oder praktische.
Die sogenannte Etymologie oder Formenlehre (Wortlehre).
Die Syntax oder Satzlehre.

Will man dem Gedanken nachhängen, diese Elemente unserer Wissenschaft den einzelnen Fächern der andern Naturwissenschaft zu parallelisiren, so wird man etwa auf diese Resultate kommen.

Unsere elementaren Disciplinen vergleichen sich überhaupt den physikalischen der Naturwissenschaften, und zwar läßt sich bestimmt die Tonlehre der eigentlichen Physik, die es zunächst mit der abstracten Schwere der Körper zu thun hat, die Lautlehre aber mit der Chemie, die die Qualitäten der Stoffe untersucht, vergleichen.

Unsere praktischen Disciplinen aber entsprechen dem, was man Naturgeschichte nennt, und zwar ist unsere Formenlehre genau das, was in der Naturgeschichte die eigentlichen Natursysteme (Naturreiche) sind. Hier wird auf beiden Feldern auch die Analogie am treffendsten. In beiden Gebieten scheiden sich organisirte von unorganisirten Körpern, wiewohl sich in Beziehung auf ihre Entstehung eine Differenz ergeben wird *). Bei beiden sehen wir denn wieder die einzelnen Reiche in gewisse Ordnungen zerfallen, indem besonders das Reich des Organischen den geordnetsten Formenreichthum entfaltet. Die Anatomie hat vieles mit der Etymologie gemein.

Dem syntaktischen Theil unserer Lehre entspricht das, was man praktische Naturgeschichte nennen kann, das heißt Naturgeschichte, wie sie zum Zweck der allgemeinen Belehrung abgefaßt wird und das Technologische mit einschließt. Hier ist es nicht um die Anordnung der Geschöpfe und Arten in ihre Stelle, sondern um das Verhältniß der einzelnen Naturgeschöpfe unter einander und ihre Wechselwirkung zu thun, in so fern sie die Gesammtheit der Schöpfung constituiren. Die physische Geographie und Statistik eines Landes vergleicht sich seinem Dialekt und seinem Sprachgebrauch.

---

*) Die Differenz besteht darin, daß die Sprachgeschichte darauf ausgeht, alles Unorganische aus einem untergegangenen gleichsam versteinerten Organismus zu erklären, was in der Naturgeschichte wenigstens nicht so am Tage liegt.

Diese Anordnung der Disciplinen ergibt sich aus der allgemeinen Ansicht; denn die Quantität geht hier, als das Allgemeinere, vor der Qualität, und die Form vor ihrem Gebrauch. Im praktischen Vortrag ist es nicht nöthig, ihr streng nachzufolgen. Einmal, was die Elementarlehre betrifft, zieh' ich es vor, die Lautlehre voranzustellen, wäre es auch nur aus Achtung vor der alten grammatischen Praxis mit dem ABC zu beginnen; mein besonderer Grund dafür wird sich erst im Erfolg ergeben. Fürs Zweite, was den logischen Theil betrifft, so wird in unserer Darstellung das Verhältniß von Wortlehre und Syntax sich auf eine von der gewöhnlichen völlig verschiedene Weise darstellen, woraus sich ergeben wird, daß wir nur einen Theil der letztern von der ersten trennen und in einem abgesonderten Zusammenhang vortragen werden.

Physiologie.

Erste Abtheilung:

Theoretische Ansicht.

Erstens: die Lautlehre.

Einleitung.

§. 1.

Jede Affection des Hörorgans pflegen wir mit dem Ausdruck Schall zu bezeichnen, oder mit einem fremden Wort Ton, wiewohl andere dieß letztere für den Begriff des Schalles aufsparen, in so fern er in die Messung der musicalischen Höhe oder Tiefe fällt. Für diesen Begriff haben wir aber das deutsche Wort Klang. Jeder Schall muß zwar in diese Messung, auf dieser Scale irgendwo eintreffen, nur ist diese Seite seiner Aeußerung nicht immer gleich klar und ausgesprochen, das heißt, er ist nicht immer hell und klingend. Nun aber gibt es außer mannichfachen andern Naturschällen noch eine eigene Classe von solchen, die sich mit dieser Bestimmtheit nur in dem menschlichen Sprachorgan produciren und die man Laute nennt, oder in Beziehung auf ihren praktischen Werth Sprachlaute, und auf ihre symbolische Bezeichnung auch wohl geradezu Buchstaben (wiewohl uneigentlich). Diese Naturschälle nun, die im menschlichen Sprach-Canal, von den Lippen bis zum Kehlkopf eingeschlossen sind, sind das Organ der menschlichen Sprache.

§. 2.

Obgleich der Sprachwerkzeuge an sich wenige sind, so erscheinen die Sprachlaute doch gewissermaßen als eine unendliche Reihe, und zwar darum, weil mehrere Classen derselben, ähnlich der musicalischen Messung, in einer Uebergangslinie sich folgen, welche einer unendlichen Theilbarkeit fähig ist, d. h. auf welcher sich in so kleinen Distanzen fortschreiten läßt, als das menschliche Apperceptionsvermögen überhaupt fähig ist zu unterscheiden. Im praktischen Gebrauch freilich muß sich dieser unendliche Progreß in einen einfachen leichtfaßlichen umsetzen, weil sonst der Zweck der Sprache, Verständlichkeit, nicht möglich würde; das heißt, wenn gleich in der Theorie von Lauten die Rede seyn kann, die sich so nahe stehen, daß das menschliche Ohr kaum mehr den Unterschied gewahr wird, und wenn gleich ferner die Theorie solche Beispiele in der Erfahrung nachweist, so muß sie zu diesem Behuf doch immer mehrere geschiedene Mundarten zu Hülfe nehmen, denn in Einer gegebenen Mundart

können nie zwei Laute vorkommen, die das Ohr nicht leicht und scharf unterschiede; (wir verwechseln wohl Sprachlaute in einem fremden Idiom, weil sie uns nicht geläufig sind; niemand geht aber in seinem angebornen Dialekt in solchen Dingen im mindesten fehl.)

§. 3.

Es gibt zwei specifisch ganz verschiedene Laut-Classen, die man bekanntlich unter der Benennung von Vocal und Consonant auseinanderstellt. Diese Grundverschiedenheit fällt auch dem blödesten Sinn sogleich auf; worin aber die eigentliche Differenz bestehe, ist nicht so leicht zu sagen, und die Definitionen pflegen sich nur auf den lateinischen Ausdruck zu beziehen. Der Name Vocal, von vox, wurde durch Stimmlaut erläutert; diese Bezeichnung ist allerdings glücklich, denn das Stimmen scheint die eigentliche Qualität dieser Laute zu seyn, indem die Stimme das Sprachvermögen bezeichnet, insofern es mit einer gewissen Energie sich ausspricht, folglich auf eine gewisse Distanz hin einen größern Raum erfüllt. So viel ist sicher, daß man ohne Vocallaut die Sprache nicht rufen kann. Daraus folgerte man für die andere Classe, daß sie unselbstständige Laute seyen, die nur durch Mithülfe der erstern sich mit Energie vernehmen lassen, und nannte sie darum Consonanten, Mitklingende. Mißverständlich ist es aber, wenn man diese Bezeichnungen im Deutschen durch die Ausdrücke Selbstlauter und Mitlauter gegeben hat. Unter dem Laut oder Lauter begreift sich nur der Act der Auslautung, nicht die Energie der Lautung, und wir werden gleich sehen, daß dadurch die ausgesagte Bezeichnung eine ganz unwahre wird, indem gerade der Vocal oder sogenannte Selbstlauter derjenige ist, der nie ohne Beihülfe des sogenannten Consonants ausgesprochen werden kann, während es doch auf der andern Seite eine große Classe von Consonanten gibt, welche recht gut für sich allein laut werden, aber nur nicht bis zur Energie des Rufens laut werden können.

§. 4.

Man wird geneigt seyn, dem Vocal ein reineres, geistigeres, gleichsam stoffloseres Leben zuzuschreiben als dem Consonant, ja man möchte fast sagen, er steht der musicalischen Messung um eine Stufe näher. Gleichwohl ist die Vocallautung von dieser Messung ganz unabhängig. Man kann einen deutlichen Stimmlaut angeben, ja man kann singen, ohne im mindesten die Region der Stimme zu berühren, welche das eigentliche Feld und Substrat alles Sprachlauts ausmacht. Man könnte sagen, dann bleibe die Stimme eine innerliche, unterhalb dem Kehlkopf modificirte (denn durch den Kehlkopf wird bekanntlich alle musicalische Hebung und Senkung der menschlichen Stimme bewirkt). Soll der Stimmton in die Kategorie des Sprachlauts fallen, so muß er auf seinem Wege vom Kehlkopf zu

den

den Lippen noch eine weitere Affection erhalten. Dadurch tritt die Stimme ins äußerliche Gebiet der Sprache heraus, und spricht zur Phantasie, als das Organ, an das sie zur Begriffsbezeichnung sich gewöhnt hat.

§. 5.

Wenn nun auf dem Wege zwischen Kehlkopf und Lippen sämmtliche Sprachlaute, Vocale und Consonante, gebildet werden, so muß doch unterschieden werden: Bei der Vocallautung ergießt sich der Luftstrom, nirgends unterbrochen, ungehindert von Innen nach Außen durch die geöffneten Lippen, und wenn man auch (wiewohl weniger klar) die Vocale mit geschlossenen Zähnen sprechen kann, so versteht es sich von selbst, daß in diesem Fall der Laut durch die Zwischenräume derselben zu passiren hat. Der Luftstrom wird also an keiner Stelle wirklich gehemmt oder gespannt, nur aber wird, um den Laut zu modificiren, der ganze Canal hauptsächlich durch die Thätigkeit der Hinterzunge verschiedentlich gestaltet, so daß er bald kürzer, bald länger, bald vor- oder rückwärts erweitert erscheint. Zum Consonantlaut dagegen bedarf es einer positiven Hemmung des Auslauts an irgend einer Stelle des Lautcanals, die Organe werden zusammengedrückt, und der Laut erfährt eine Reibung, er wird gewaltsam durchgewälzt, um sich specifisch zu qualificiren. Daher die materiellere, stoffartigere und darum mannichfaltigere Natur der Consonanten; denn jeder Consonant ist ein Geräusch, ein durch Reibung qualificirter Schall. Woher es kommt, daß man so gern die Vocale die Seele, die Consonanten den Leib der Wörter genannt hat. Wie sehr man aber die Verschiedenheit beider Lautclassen von jeher gefühlt hat, beweisen diejenigen Sprachen, welche gleichsam über ihrer Differenz gar nicht zum Bewußtseyn ihrer gemeinsamen Lautnatur fortgeschritten sind, wie die semitischen Sprachen. Diese Sprachen nahmen den Consonant nur für das eigentliche Material, und fügten den Vocalismus als eine bloße Modification den andern Sprachzeichen auf untergeordnete Weise bei.

Die Lehre vom Vocal.

1. Vorbemerkungen.

§. 1.

Vor allem ist eine Eigenschaft des Vocals aus der Quantitätslehre hieher zu ziehen. Der reine und so auch der sprachlich qualificirte Stimmlaut nehmen eine Continuität, eine willkürlich ausgedehnte Zeitdauer ein. Der reine Stimmlaut wie der Vocal lassen sich so lange ausziehen, als man Lust hat oder der Athem ausreicht. Die Sprache aber reducirt diese Ausdehnung auf eine möglichst kleine, doch auf gedoppelte Weise. Dem möglichst kurzen Vocal stellt sie den gleichsam zweimal genommenen (aber als Continuum, nicht mit frischem Ansatz der Stimme) entgegen, und scheidet auf diese Art lange und kurze Vocale. Ueber die wirkliche Zeitmessung des kurzen Vocals und seine zwiefache Messung werden wir in der Tonlehre sprechen. Hier ist aber das wesentlich, daß dieser doppelzeitige Vocal, der die doppelte Zeitdauer einnimmt, und gleichwohl als eine Einheit wie der andere behandelt wird, daß dieser doppelzeitige Vocal wieder in zweierlei Weise vorkommen kann. Denn vorausgeschickt, daß es qualitativ verschiedene Vocale gibt, sind die Fälle denkbar, daß entweder derselbe Vocal seine eigene Lautung doppelzeitig macht, dann haben wir die gleichnamige Länge, insgemein den langen Vocal genannt, oder aber, es verbinden sich verschiedene Vocale zu dieser, wie man sagt, syllabischen Einigung, und dann entsteht eine ungleichnamige Länge, insgemein Diphthong, auch Doppellaut genannt. Die ganze Bestimmung bezieht sich also auf das dem Vocal als selbstständiger Gestalt zukommende Recht des Syllabismus, welcher in der Tonlehre zu entwickeln ist. Welche Vocale aber diese Einigung eingehen, das muß ihre natürliche Affinität und Wahlverwandtschaft lehren. Unter die Form des gleichnamigen doppelzeitigen Werthes kann aber jeder Vocal gebracht werden. Wir werden erst die Vocale als gleichnamige Einheit und dann die Diphthonge betrachten.

§. 2.

Eh' ich mein Schema und meine Theorie der Vocale entwerfe, muß ich auf die auffallende Analogie aufmerksam machen, die dieser

Stoff mit der Theorie der Farbe hat, besonders mit der Farbenlehre, wie sie von Goethe aufgestellt und ausgebildet worden ist. Ob ich gleich meine Theorie der Vocale in früher Jugend und vor der Bekanntschaft mit Goethe's Farbenlehre entworfen habe, so muß ich doch gestehen, daß mir dieselbe in der Bestätigung und Ausführung meiner Ansicht außerordentlich förderlich und behülflich gewesen ist. Die Grundlage der Goethe'schen Farbentheorie ist nämlich folgende:

Zwischen dem absolut Hellen oder dem Weiß und dem absolut Dunkeln oder dem Schwarz erscheint die Mischung aus beiden das Grau. Da weder Weiß noch Schwarz wirkliche Farben sind, sondern nur eine Position und Negation der Aug-Affection, so ist auch das Grau keine Farbe. Das Grau aber ist das nothwendige Substrat, auf dem sich die Farbe als ein hinzutretendes Moment entwickelt. Jede Farbe ist darin mit dem Grau verwandt, daß sie Licht und Schatten in sich schließt, nur wird durch diese Mischung allein noch keine Farbe. Diese manifestirt sich nun aber selbst auf eine gedoppelte Weise, als positiv, der Lichtnatur verwandt, in der Form des Gelben, und als negativ, der Schattenseite verwandter, in der Form des Blauen. Das Gelb ist die Farbe der Nähe; alle Gegenstände, die dem Auge nahe liegen, haben für es eine Affection von Gelb; während uns das Blaue das Bewußtseyn der Entfernung gibt; durch den Uebergang vom gelben Vorgrund zur immer blaueren Ferne ist die Anschauung der Landschaft und das Princip der Luftperspective bedingt, daher die weiteste für uns erreichbare Ferne, der Himmel in der Form des Blauen erscheint u. s. w. Nun aber haben beide Farben, das Gelb und das Blau noch eine inwohnende Tendenz, sich nach einem indifferenten Mittelpunkt zu steigern, indem das Gelbe durch die Mittelfarbe des Orange, das Blaue durch die Mittelfarbe des Violetten, beide in der Indifferenz des Rothen zusammentreffen. Das Rothe ist die höchste Steigerung und Verklärung der irdischen Farbe, in dem sich Position und Negation, Nähe und Ferne indifferenziiren; es ist aber zugleich die Farbe, welche unser Auge nicht nur aufs Aeußerste spannt und reizt, sondern ihm bei längerer Anschauung zu grell und unerträglich wird. Daher die Natur ihrerseits, welche zugleich darauf ausgeht, sowohl die Extreme der Position und Negation zu vermitteln, als auch unserm Auge die gesundeste Nahrung zuzuführen, daher die Natur (sage ich) eine einfachere Vermittlung beider Seiten in der dritten Zwischenfarbe des Grünen gefunden hat, welche eine einfache Mischung aus Blau und Gelb, nicht eine Steigerung beider nach einem höheren Dritten ist. Die Farbentrias des Gelb, Blau, Roth

Roth

Orange Grau Violett

Gelb Grün Blau

hat Goethe namentlich gegen die Newtonische Lehre, welche sieben Farben des Regenbogens behauptete, durch prismatische Versuche erwiesen und in seinem Buch über die Farbenlehre nieder gelegt.

Wenn ich nun in den folgenden §§. einen diesem Farbencyclus analogen Vocalkreis aufstellen werde, so kann ich ihn freilich durch kein mathematisch anschauliches Instrument beweisen. Er muß sich zunächst plausibel machen durch das unmittelbare Bewußtseyn der Anschauung und durch die durchgeführte Symmetrie seiner Erscheinungen, die sich dem Verstande aufdrängt. Seine historische Bestätigung erfährt derselbe aber später, wenn wir die von uns verglichenen Sprachen im Einzelnen durchgehen, wo wir dann bemerken werden, daß alle Entwicklungen der Vocalisation in allen Mundarten darauf ausgehen, sich in der Richtung unsers Schema's zu entwickeln und zu bewegen.

2. Der Vocal als Einheit betrachtet.

a. Urlaut.

§. 3.

Wenn man das Grau die unentwickelte Indifferenz zwischen den drei Farben Gelb, Roth, Blau nennen kann, weil sie in ihm noch nicht actuell enthalten, wohl aber potenziell bedingt sind, so fragt sich, gibt es einen diesem Standpunkt entsprechenden Sprach- oder Vocallaut, und wenn es ihn gibt, so dürften wir nicht anstehen, diesen Laut mit dem Namen des Urlauts oder Urvocals zu bezeichnen. Dieser Laut wird nicht ein solcher seyn, der dem Sprachbewußtseyn zuerst klar geworden ist, denn das erwachende Bewußtseyn, die Reflexion, manifestirt sich immer zuerst in den Polen, in den mehr in die Sinne fallenden Extremen, als in der überall unscheinbaren Indifferenz, wie sie noch in ihrer Unentwicklung begriffen ist. Da uns also der Weg abgeschnitten ist, zu erfahren, wie die Sprachgestalten zuerst zum noch unreflectirten Bewußtseyn gekommen sind, so müssen wir uns nach einem andern Mittel umsehen, um jene gesuchte Indifferenz zu entdecken. Ich versuche das Problem durch folgenden Satz zu lösen:

Der Urlaut wird sich gleichsam rückwärts so entdecken, er wird derjenige Laut seyn, um den die andern, die entwickelten Vocale, bei erlahmender Productionskraft zurücksinken; denn wenn es einen solchen gemeinschaftlichen Rückfall für die entwickelten Pole gibt, so ist nothwendig in ihm die Indifferenz gefunden. Dieser Laut läßt sich in allen lebenden Sprachen aufs leichteste nachweisen, ob er gleich fast in keiner einzigen einer genauen Bezeichnung sich zu erfreuen hat, gerade, weil er erst hinterher, beim Abfall der Sprache aus untersinkenden Vocalen entstand und zum Bewußtseyn kam. Es ist dieß das jetzt am meisten sogenannte stumme, vielmehr tonlose

e, das sich unter den romanischen Dialekten, besonders im Französischen, in allen klanglosen Endsylben aus früherem *a*, *e*, *i*, *o* entwickelte, und das in der modernen Sprache freilich nach und nach ein völlig stummes geworden ist. Ebenso sind im Deutschen fast alle Endungen, die ein früheres *a*, *e*, *i*, *o*, *u* enthielten, als die Endsylbe aller quantitätschen Geltung verloren, in dieß tonlose *e* heruntergesunken, das übrigens jetzt nur in den Endungen auf *er*, *es*, *et*, *em* deutlich gehört wird (*guter*, *gutes*, *gutem*, *betet*); der Franzose läßt denselben Laut hören, wenn er beim Singen das stumme Schluß *e* hören lassen will (*père*, *adore*). Im Englischen bekommen die meisten tonlosen *a* und *e*, wie auch *o* und *u* diesen Laut, so namentlich der unbestimmte Artikel, der ebenso in unseren süddeutschen Dialekten gehört wird. In diesen wird der Urlaut auch zum Schluß gebraucht (*gäbe*, *säge*), was im Hochdeutschen nicht der Fall ist. Das Englische aber ist der einzige Dialekt in dem von uns verglichenen Sprachkreis*), der diesen Laut auch in der betonten Sylbe als kurzen wirklichen Vocal verwendet, denn das kurze *u* im Englischen hat diesen Laut (*bul*, *nul*). In der hebräischen Sprache endlich besteht eine wirkliche Bezeichnung dieser Laute; denn dort wird überall, wo der Sylbe kein decidirter Vocal zukommt, derselbe dem Schewa zugeschrieben, was kein anderer seyn kann, als dieser Urlaut; und so ist es auch wohl zu verstehen, wenn im Sanskrit die Regel gegeben wird, daß jede vocallose Sylbe ein kurzes *a* supplire. Zum reinen Urlaut ist es also wesentlich, daß derselbe sich zu keinem der decidirten Vocale mit Vorliebe hinneige, wie z. B. das französische *le*, *ce* (wo es deutlich gehört wird), nicht als reiner Urlaut, sondern mit der Neigung gegen *ö* gesprochen wird.

Noch ist zu bemerken, daß dieser Laut, gerade um seiner Unentwicklung wegen, wohl naturgemäß nur als Kürze vorkommt, denn so wie der Laut gedehnt gesprochen wird, so wird er zu seiner Bequemlichkeit eine gelinde Färbung nach irgend einer Seite hin annehmen, wiewohl man mit einiger theoretischen Hartnäckigkeit ihn recht gut gedehnt sprechen kann.

Es wäre zu wünschen, daß man, um der Theorie willen, ein eignes Zeichen für diesen Laut besäße; er wird noch am meisten durch *e* (ohne Accent) oder durch *a*, auch wohl *o* bezeichnet, und es ist an sich auch völlig gleichgültig, ob man ihn *a*, *e* oder *o* bezeichnet, denn es ist eines so gut und so schlecht als das andere. Schmeller in seiner bairischen Grammatik hat sich des umgekehrten *e* bedient, was immer ein glückliches Auskunftsmittel ist, wenn man dadurch nur nicht den Verdacht erregt, als hätte dieser Laut darum mit dem *e* mehr zu schaffen, als mit *a* oder *o*. Wir wollen also dieses *ə* beibehalten.

---

*) So weit von gebildeter Schriftsprache die Rede ist.

b. Entwickelte Indifferenz.

§. 4.

Da es schon im vorigen §. zur Sprache kommen mußte, was die dem Urlaut zunächst gelegenen Vocale sind, so will ich jetzt gleich die Haupteigenthümlichkeit unseres Schema's angeben, daß es nämlich zunächst und ohne Vermittlung der Polarität eine indifferente Entwicklung darbietet, indem der Urlaut sich zum ersten Hauptvocal *a* bestimmt. Alle Alphabete bestätigen diese indifferente entwickelte Natur dieses Vocals, der überall den Reihen führt. Die Bewegung vom Urlaut zum *A* ist eine im Organ nach unten gehende, daher auch im Schema am besten abwärts zu stellen, während man im Farbensysteme Grund hat, das indifferente Roth als eine Steigerung aus den andern nach oben zu stellen. Das *a* findet sich als Kürze und als Länge durch alle Sprachen, doch gibt es Idiome, die diese Indifferenz des Lautes nicht haben ertragen können, und ihn, der allerdings der Verminderung am leichtesten unterworfen ist, fast überall bald nach der positiven, bald nach der negativen Seite zu bestimmen gesucht haben, wie das englische *a*, das sich fast immer theils gegen *o*, theils gegen *e* bewegt hat. Es gibt Mundarten, wo das unbetonte *a* immer von selbst in den Urlaut zurückfällt, weil es in dem Ton seine Bestimmung einbüßt; so ist namentlich die portugiesische Sprache (*amâda*). Welches übrigens das allerreinste *a* sey, das sich am fernsten von *e* und *o* erhalte, darüber gibt es eben so wenig ein untrügliches Kennzeichen, als die Farbenlehre ein absolut reinstes Roth vorweisen kann, das dem Gelb und Blau gleich ferne steht. Jeder ist hier zu sehr in seinem angebornen Dialekt befangen, um unparteiischer Richter zu seyn. Schmeller hat die richtige Bemerkung gemacht, daß in der östlichen Hälfte Deutschlands, in Baiern und Sachsen, das *A* der Seite des *o* um ein Bemerkliches näher steht, als im westlichen Deutschland und Italien, dagegen kann man sagen, daß Franzosen und auch Engländer, wo sie diesen Laut noch hören lassen, ihn dem *e* um ein Geringes zu nähern sich bestreben. (*Paris, father.*)

c. Entwicklung der Polarität.

§. 5.

In der Bewegung aus dem unbestimmten Urlaut nach der indifferenten Mitte oder Tiefe läßt sich (auch mit erkennbaren Mittelstufen) bis zum reinsten, volltönenden *a* fortschreiten. Dort bleibt aber die Richtung abgeschlossen, und es liegt nichts mehr jenseits. Nun theilen sich aber alle andern Entwicklungen in der Vocalwelt nach zwei divergirenden Richtungen, die eine trägt den Charakter des hellen, nahen, starken an der Stirne, die andere den des dunkeln, fernen, schwächenden, also eine positive und eine negative Richtung,

deren Mitteltöne sich im *e* und *o* repräsentiren. *a*, *e* und *o* sind die Grundvocale, welche dem Urlaut zunächst stehen, zunächst in ihn umschlagen, und wie schon gesagt wurde, nöthigenfalls bereit stehen, ihn zu bezeichnen. So weit ständen *e* und *o* dem *a* analog da. Sie sind aber darin verschieden, daß von ihnen noch zu einem weitern fortgeschritten werden kann. Jeder dieser Laute kann in seiner eigenthümlichen Richtung gesteigert werden, wodurch *e* zu *i*, *o* zu *u* wird. So wären wir denn zu der historisch bekannten Praxis der 5 Hauptvocale *a* — *e*, *i* — *o*, *u* gelangt. Während aber *e* und *o* sich nach oben bewegen, steigern lassen, so läßt sich auch eine Bewegung nach unten, eine Erniedrigung durchführen, dann wird aus *e*, das wir für diesen Gegensatz als *é* fassen, zu *è* oder *ä*, aus *o*, *ò* oder *å* (schwedisches Zeichen). Und jetzt wollen wir die ganze Erscheinung so zusammenfassen: die beiden polaren Richtungen des Vocalsystems lassen sich von der Indifferenz *a* aus, als ein Continuum betrachten, das, bis es zur Spitze des *i* und *u* angelangt ist, eine unendliche Reihe von Mittelstufen durchlaufend gedacht werden kann. Auf dieser Scala hat man aber jederseits 3 Stadien oder Stationen als leicht erkennbar und praktisch brauchbar festgesetzt, indem die positive Reihe in der Formel *a*, *ä*, *e*, *i* einen engern Halbkreis in der mittlern Mundregion beschreibt, indem die andere, negative Seite, in der Formel *a*, *å*, *o*, *u* sich im weiteren Halbkreis um den ersten herumzubewegen scheint. Aus diesem Verhältniß ergibt sich, daß eigentlich nur *i* und *u* eine absolute Stellung haben; alle andern sind in der Scala willkürlich festgehalten und nach oben wie nach unten beweglich. Man hilft sich in der Praxis mit Mittel- oder Halblauten. So steht zwischen *a* und *ä*, das englische kurze *a*, zwischen *ä* und *e* das *è*, wie es die Franzosen zu sprechen pflegen, zwischen *e* und *i* das holländische geschärfte *i* (*ik*), zwischen *a* und *å* das *a*, wie es insgemein in Sachsen gesprochen wird, zwischen *å* und *o* das italienische offene *o* (*rosa* Rose, *botta* Stoß), das dänische *aa* und schwedische *å* (*aar*, *år*); zwischen *o* und *u* steht dann das italienische *o stretto* in *rosa* von *rodere*, *botte* Faß, *ancora* u. s. w., und das dänische und schwedische lange *o* (*stor* groß). Ferner das polnische *ó* mit Acut, welcher Laut nach Schmeller auch in bairischen Dialekten statt des *o* vorkommt (Gr. S. 68). So weit läßt sich die Untersuchung mit dem Ohr verfolgen; kein menschliches Organ wird aber die kleinen Abweichungen verfolgen können, nach welchen jeder einzelne Buchstabe je nach dem Wechsel der Landstriche um ein Minimum nach oben und unten variiren kann, und es ist genug, wenn wir uns die Ueberzeugung gewonnen haben, der Vocalcyclus besteht nicht in absolut gestellten Erscheinungen, sondern er ist eine lebendige Scala, die sich nur problematisch nach angenommenen Punkten theilen und fixiren läßt. Ein Streit über das reinste *e*, *o*, *ä* oder *å* hat also keinen Sinn, nur über das reinste *i* und *u* läßt sich allenfalls streiten, und es ist möglich, daß ein Organ die

Spitze dieser Laute reiner und energischer angeben kann, als das andere. Um der Theorie willen muß behalten werden, daß wir unter dem reinen oder mittlern Laut, sey es der positiven oder negativen Seite, künftig immer *é* oder *o*, unter dem gesteigerten oder obern, das *i* und *u*, unter dem erniedrigten oder untern aber das *ä* und *å* verstehen werden.

d. Die Zwischenlaute.

§. 6.

Mit diesem jetzt von uns durchgegangenen Vocalkreis begnügen sich viele Sprachen, oder vielleicht die meisten Sprachen der Welt; so namentlich die lateinische zur Zeit ihrer Blüthe, so die vom Lateinischen stammenden romanischen, mit Ausnahme des germanisirten französischen Dialekts, also Italienisch und Spanisch; ferner das Englische, die deutschen Volksdialekte, mit Ausnahme des Schweizer- und plattdeutschen Idioms; ferner so ziemlich alle slavischen Sprachen. Es gibt aber gleichwohl noch eine dritte Reihe von Vocalen, die sich, wie man historisch nachweisen kann, erst im Fortgang der Sprache neben den andern entwickelten, und welcher Reihe man, wenigstens in der romanisch-germanischen Sprachwelt, das Prädicat der nordischen beilegen kann; denn einmal tritt sie in den nördlichsten Gegenden (Scandinavien) am entschiedensten und auch wohl am frühsten auf; zweitens scheint sie von dort aus nach dem mittlern Europa gedrungen zu seyn, nämlich ins Deutsche und Französische; drittens ist sie in die Südsprachen niemals vorgedrungen (nach Italien und Spanien, wiewohl sie in norditalischen Dialekten, in der Lombardei, vorkommt). Wenn übrigens hier behauptet wird, daß diese Laute im Englischen und in den deutschen Dialekten fehlen, so bezieht sich dieß nur auf den jetzigen Bestand der Sprachen; daß sie früher, wenigstens in einer Uebergangsperiode in ihnen vorhanden waren, davon sind hinreichende Spuren als Zeugniß zurück, wie dieß später gezeigt werden soll.

Doch nun zu den Lauten selbst, die wir, weil die Reihe zwischen die beiden andern, die positive und negative, sich einschiebt, nicht besser anders denn mit dem Namen Zwischenlaute bezeichnen können. Ihrem Charakter nach haben sie etwas Unentschiedenes, Clärobscüres, Düsteres und Mysteriöses an sich, wie alle Zwischenzustände oder Halbnaturen.

Der bekannte Zwischenlaut zwischen *e* und *o* ist das *ö*, so wie in der Steigerung zwischen *i* und *u* das *ü*. Da diese Reihe aber an der ganzen Entwicklung Theil nimmt, die die andern erreichen, so muß sie gleichfalls als ein Continuum, als eine Scala betrachtet werden, die vom Indifferenzpunkte bis zum *ü* hinauf ihre Stufen erreicht. Hier ist nun zunächst zu merken, daß dem reinen *ö* (analog dem *ä* und *å*) auch eine Erniedrigung zur Seite steht, welche

übrigens das Mißgeschick des Urlauts erfahren hat, nie ein eigenthümliches Zeichen bekommen zu haben. Die Franzosen haben ihr stummes *e*, wo es laut werden soll (*le, ce*), in dieses Gebiet hinaufgerückt, d. h. sie haben den Urlaut durch den naheliegenden Zwischenlaut gefärbt; ferner in den plattdeutschen Dialekten wird vom reinen *ö* ein wesentlich abweichendes *ö̎* gefunden, auf das Voß bei Gelegenheit seiner plattdeutschen Idyllen aufmerksam macht und das er durch ein lateinisches *œ* bezeichnet. Auch im Englischen, das sonst keine Zwischenlaute kennt, werden wir eine leise Spur dieses Lautes erkennen. Zur größten Bedeutung ist aber dieser untere Zwischenlaut gekommen in den nordischen Sprachen, der schwedischen und dänischen, die aber auffallender Weise, da sie sonst so scrupulös orthographiren, den Laut in der Schrift nicht vom reinen *ö* scheiden. Erst der dänische Philolog Rask hat einen Versuch dazu gemacht, indem er das dänische durchstrichene *o* für *ö* und dieses Zeichen für *ö̎* vorschlug. Nur im Isländischen findet man eine durchgegangene Unterscheidung dadurch bewerkstelligt, daß das Zeichen *u* in den Laut *ö* gerückt ist, das Zeichen des *ö* aber dadurch in die Lautung des hellen *ö̎* gedrängt wurde.

Ich werde den untern Zwischenlaut immer durch *ö̎* (mit zwei Strichen) bezeichnen. Auch diese Reihe entwickelt ihre Mittellaute; das Gebiet zwischen *ö* und *ö̎* wird im Französischen durch das wandelbare stumme *e* häufig berührt, so wie auch der holländische Dialekt in seinem *eu* und *een* sich in dieser Sphäre bewegt; zwischen *ö* und *ü*, wo wir *ü̎* setzen wollen, würde vielleicht richtiger das isländische *u* eingereiht, am auffallendsten ist es aber, daß ein deutscher und zwar süddeutscher Dialekt, der, wie die andern, die Zwischenlaute sonst eingebüßt hat, diesen Mittellaut statt des reinen *u* entwickelt hat, nämlich der elsäßische. Dieser Dialekt hat, wohl nicht ohne Einfluß der benachbarten französischen Zunge, alle deutschen *u* in diesen Mittellaut übertragen (*müür, müech, drücker*), so daß ihm der reine *u*-Laut ganz verloren ging, und dieß mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß selbst entlehnte französische Wörter sich dieser Umlautung fügen müssen (*sü*). Wir hätten also jetzt eine Zwischenreihe, die vom *a* ab gerechnet *ö̎, ö, ü* lautet und die mittlere Linie zwischen Position und Negation darstellt. Daß diese Reihe aber der positiven um ein Bedeutendes näher steht als der negativen, davon überzeugt wohl die Anschauung, und es wird sich diese Behauptung auch historisch erweisen.

e. Die Nasenlaute.

§. 7.

Allen bis jetzt aufgeführten Vocalen (es sind wohlgezählt 10, ohne den Urlaut)*), kommt weiterhin das Prädicat der reinen zu

*) Das System

ä̎ e i
a ö̎ u

in Entgegensetzung gegen eine Classe, die uns noch zu nennen bleibt. Reine nenn' ich sie, weil sie ihren Stimmlaut allein durch die Lippen äußern, während die folgende Classe den Luftstrom nicht durch die Lippen allein, sondern unter Mitwirkung des Nasencanals ausgehen läßt, wodurch jene Classe von Nasalvocalen entsteht, welche mit ganz geschlossener Nase nicht von ihren entsprechenden reinen geschieden werden können, und welche man häufig der Unreinheit im Sinn einer Uneleganz bezüchtigt. In vielen Sprachen gilt es für Bildung und Reinheit der Sprache, sie völlig zu vermeiden, in andern, die ihre selbstständige Geltung anerkannt haben, werden sie recht decidirt hervorgehoben und auch in ihnen ein Element des Wohllauts gesucht. Auch diese Laute scheinen sich erst im weitern Sprachverlaufe und zwar dadurch zu entwickeln, daß gewisse Consonanten den vorstehenden Vocal auf eine nasale Weise zu afficiren wissen, und diese Affection späterhin in das Bewußtseyn eines eigenthümlichen Vocals weiterschreitet; denn obgleich diese Laute an Energie den reinen nachstehen, z. B. nicht so laut gerufen werden können, und darin ihre ursprüngliche Adhäsion an eine Consonanten-Classe zu erkennen geben, so kann doch nie an der Bestimmung gezweifelt werden, daß sie wahrhaft selbstständige Vocale sind, denn sie haben sich darin von der Natur ihrer entsprechenden Consonanten ganz losgesagt, daß ihnen quantitätische willkürliche Dauer zukommt.

Die Nasenvocale scheinen in allen Sprachstämmen wenigstens dialektweise zum Bewußtseyn zu kommen, indem man sagen kann, daß die Mehrzahl der Dialekte ihnen ergeben ist. Ihre Bezeichnung ist äußerst unsicher; im Sanskrit hat man ein Zeichen Anuswara, dem man nasale Kraft zuschreibt; im Altarabischen soll der Laut durch Verdopplung des entsprechenden reinen ausgedrückt worden seyn; unter den slavischen Dialekten neigt sich der polnische, wie unter den lettischen der litthauische zur Nasalität. Diese Sprachen bedienen sich eines Halbkreises, der unterm Vocal angebracht wird, um die Nasalität auszudrücken, die aber in der modernen Aussprache des Polnischen nicht begünstigt zu seyn scheint. Was die antiken Sprachen betrifft, so findet sich im Griechischen keine Spur von Nasalität, wohl aber in dem später entwickelten Lateinischen. Ich werde später zeigen, daß die Römer den Nasallaut durch ein auslautendes *M* bezeichneten. In der romanisch-germanischen Sprachwelt bilden die Nasenlaute den rechten Gegensatz gegen die Zwischenlaute; denn diese ist man gezwungen, als ein südliches Element zu betrachten, wenigstens auf germanischer Seite kommen sie nur in

ergab sich mir schon in früher Jugendzeit; dem *ö ü* fehlte das dritte Correlat *o̊*, das ich durch den Urlaut ergänzte; als ich dieß *o̊* auf einer Reise nach dem Norden bis Kopenhagen und unter Rask's Anleitung kennen lernte, stellte sich das System von selbst zurecht. Man findet übrigens dieß neuntheilige System auch in der Rask'schen Schrift, die über dänische Orthographie handelt.

dem südlichsten Gebiet, in den süddeutschen Dialekten zum Vorschein; in Frankreich hat sich dieses Element auf eigenthümliche Weise mit dem der Zwischenlaute combinirt, also Nord- und Südlaute sich vermischt, die sich sonst antipod scheinen und in keinem andern Idiom zusammen vorkommen; in Italien übrigens sind sie allerdings in den nördlichen Dialekten, in der Lombardei zu finden, so daß man auf einen geographischen Zusammenhang mit Frankreich und Süddeutschland geführt wird. Endlich auf der spanischen Halbinsel hat der portugiesische Dialekt die Nasenlaute zur Entwicklung gebracht. Das Französische hat das Nasalsystem am meisten ausgebildet, übrigens gebührt dem Portugiesischen die Anerkennung, daß es allein zu einem vollen Bewußtseyn über diese Laute und zu einer eigenthümlichen Bezeichnung derselben vorgeschritten ist. Die Bezeichnung ist eine mehrfache. Einmal scheint es, daß die Portugiesen die altrömische Bezeichnung durch ein auslautendes *M* fortgeführt haben. In andern Fällen dient ihnen, nach französischer Weise, das *N* zu demselben Gebrauche. Drittens aber haben sie ein eigenthümliches Zeichen, das in der Gestalt eines kleinen Halbkreises oder eines Circumflexes über den Vocal gesetzt wird, um ihn nasal zu machen, welchen Strich sie das *til* (spanisch *tilde*) nennen. Diese letztere Bezeichnung ist übrigens auch die einzige theoretisch brauchbare, und ich werde sie überall anwenden, wo Nasallaute bezeichnet werden müssen.

Wie schon berührt wurde, entstehen diese Laute durch die Affection eines Vocals durch einen folgenden Nasenconsonanten; diese Affection ist naturgemäß, und ist zunächst eine unwillkürliche. *a — n* wird von selbst nasal zu *an*, wenn aber dieses *an*, *ãn* endlich zum Bewußtseyn kommt, daß *ã* auch ohne *n* von *a* geschieden ist, dann ist der Nasalvocal gefunden. Diesen Nasalvocal, der keinen Nasalconsonanten hinter sich braucht, und der auch allein Anspruch auf theoretische Anerkennung hat, nenn' ich zum Unterschied den willkürlichen, bewußten, selbstständigen.

Da alle Vocale Gefahr laufen, nasal afficirt zu werden (wiewohl der eine dazu geneigter ist als der andere), da ferner der Nasalvocal nichts anders ist als ein durch eine besondere Affection noch weiter bestimmter reiner, so wird man zunächst erwarten, daß jedem reinen Vocale sein nasaler zur Seite stehen wird. Theoretisch ist es auch so; da übrigens, nach früherer Bemerkung, die Nasalität der Energie der Lautung Abbruch thut, so thut sie auch der klaren und deutlichen Individualisirung des Lautes Abbruch, und die Folge ist, daß die Stufen der nasalen Reihe näher zusammenrücken, daß sich nicht so viele deutliche Stufen auf der Scala angeben lassen, wie im freien Gebiete des reinen Vocals. Ferner bilden die Nasalvocale ein System für sich und sollten eigentlich nicht in das Schema der andern eingetragen werden; wenn man es aber doch so anordnen will, so ist zu erkennen, daß die Nasalität den Laut hinaufschraubt, z. B.

das nasale *a* oder *ã* wird höher, d. h. zwischen *a* und den Urlaut zu stehen kommen müssen. Bei den andern kommt es freilich auf den Ausgangspunkt an; am bequemsten zu treffen sind zunächst die beiden — positiv *ẽ*, negativ *õ*; betrachtet man diese Laute als ein nasales *e* und *o*, so rücken sie ebenfalls durch die Nasalität in eine Mittelstufe gegen *i* und *u* hinauf; sie können aber auch, weil sie Mittellaute sind, als das durch die nasale Affection erniedrigte *i* und *u* angesehen werden. Man kann sich bestreben, das *ẽ* und *õ* gegen *i* und *u* zu erheben, wodurch aber die Nasalität um so mehr gefährdet wird, je mehr man die Steigerung hervorzuheben sucht; die portugiesische Endung *im* (*fim, jardim*) wird dem *i* so nah wie möglich gesprochen; ebenso bestrebt sich der Portugiese ein nasales *u* in *um, commum* vom nasalen *o* in *bom, som* zu unterscheiden. Besser gelingt die Erniedrigung der Nasallaute. Wenigstens läßt sich *ẽ* sehr leicht ins Gebiet des *ä* herunterziehen, wodurch der französische beliebte Laut des *in, ain, ein* entsteht, der im Portugiesischen mit *em*, auch *ãi* bezeichnet wird, und der in der walachischen Sprache eine eigne Bezeichnung hat. Schwieriger ist die Erniedrigung des *õ*; jene portugiesischen Wörter *bom, som* werden sich dazu neigen, wenn sie sich dem *um* entgegensetzen wollen; einige Franzosen bestreben sich ebenfalls, das *on* in *bon, son* gegen die Sphäre des *ã* zu neigen, doch will dieser Laut nicht recht gelingen, weil das negative Gebiet, als das von Natur ferne zurückgesetzte, gegen das positive im natürlichen Nachtheil ist. Nie einer nasalen Färbung empfänglich, ist, wie sich von selbst versteht, der noch völlig unentwickelte Urlaut, der keine Art von Bestimmung oder Affection aufnehmen kann, ohne sein Wesen einzubüßen.

Wir hätten also im Schema ein *ã* über *a*, ein *ẽ* über *e*, ein *õ* über *o* einzutragen, und wenn man vollständig seyn will, noch ein *ä̃* über *ä* und das problematische *ã̈* über *ä*. Das nasale *i* und *u* kann nicht billig besonders aufgezählt werden, da auf der negativen Reihe schon die zweifache Stufe Schwierigkeit macht, auseinander gehalten zu werden.

f. Nasaler Zwischenlaut.

§. 8.

Da die französische Mundart die Aufgabe gelöst hat, das nordische Element der Zwischenvocale mit dem südlichen der Nasenvocale zu verbinden, so mußte sie auch das Problem mit lösen, beide Systeme in einer bestimmten Gestaltung völlig zusammenfließen und eines werden zu lassen. Diese Forderung an sein System machte der Franzos darum, weil es die doppelte Neigung offenbarte, einmal den Laut *u* in den Zwischenlaut *ü* zu wenden, zweitens den Nasalconsonant mit jedem vorstehenden Vocal zum Nasalvocal zu verschmelzen; dabei war es nun unumgänglich, daß die Sylbe *un*

einen nasalen Zwischenlaut entwickeln mußte. Auch in andern Sprachen, die Zwischenlaute kennen, z. B. der deutschen, werden Verbindungen wie *ön*, *ün*, *öm*, *üm* leicht einen unwillkürlichen Nasal entwickeln, der aber im französischen Systeme zu einem willkürlichen werden mußte. Auch in dieser Gestaltung zeigte der Franzos seine oben beim *ẽ* berührte Neigung zur Erniedrigung des mittlern Lautes in den untern, und während jener unwillkürliche Nasenzwischenlaut ins Gebiet des *ö* fallen würde und über dieses als ein *ṏ* gestellt werden muß, verschmähte der Franzos diesen ihm noch zu bequemen Laut und erstrebte ein unter *ö* gestelltes unteres nasales *ö̃*, also *ɵ̃*, mit welchem Laut er dann sein *un* in *um*, *commun*, *lundi etc.* ausspricht. Hier endlich eine Steigerung zu erwarten, die dem *ü* entspräche, wird noch größere Schwierigkeiten haben, als der beim *i* und *u* erwähnt wurde. Wir rechnen also nur aus diesem Gebiete zwei weitere Nasallaute, die mit den vorigen die Summe von 7 erreichen.

Wir haben jetzt das ganze Feld der Vocalisation umreis't, nicht als ob es möglich wäre, alle einzelnen Stufen und Wandelungen des sich bildenden Vocallauts aufzuzählen, sondern vielmehr das ganze Feld, als ein Fachwerk, aufzustellen, zwischen welchem alle dem menschlichen Sprachorgane möglichen Vocallautungen sich müssen an bestimmter Stelle eintragen lassen können.

Zur Uebersicht folgen die Schemate.

1. Schema der Reinen.

i	*ü*	*n*
e	*ö*	*o*
ä	*ɵ*	*å*
	ə	
	a	

2. Schema der Nasalen.

ẽ	*õ*	*ɵ̃*
ä̃	*ə̃*	*å̃*
	ã	

3. Combinirtes Schema.

				Stufen.
Positive Reihe	*i*	*ü*	*u*	obere reine
	ẽ	*õ*	*ɵ̃*	obere nasale
	e	*ö*	*o*	mittlere
	ã	*ə̃*	*å̃*	untere nasale
	ä	*ɵ*	*å*	untere reine
Indifferenz		*ə*		unentwickelt
		ã		nasal
		a		entwickelt.

Zwischenreihe — Negative Reihe

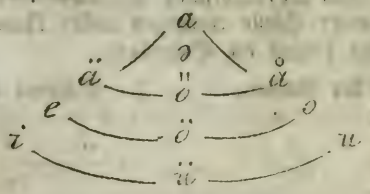
2. Physiologie des Vocals.

§. 9.

Wir haben bis jetzt bloße Terminologie gegeben, das heißt die Laute als todte unbewegliche neben einander gestellt. Das Vocalsystem ist aber ein Organismus, und alles Organische lebt, hat den Trieb umzuschlagen, überzugehen und ein Anderes zu werden. Wenn nun die Vocale einen innern Trieb haben, in einander überzugehen, so fragt sich, *welches ist der Schwerpunkt in oder außer dem Systeme, nach welchem sie sich bewegen.* Denn gesetzlos kann das Leben im Organismus sich nicht bewegen. Aus diesen Principien muß sich auch die Lehre vom Diphthong ergeben, denn der Diphthong kann nur von den Lauten eingegangen werden, insofern sie in einem gewissen Grade natürlicher Verwandtschaft stehen, und ihre Zusammensetzung richtet sich nach der Neigung gegen den verlangten Schwerpunkt des Systems.

§. 10.

Um die Richtung, in der sich die organische Entwicklung der Vocale bewegt, mit dem Namen des Schwerpunkts passender bezeichnen zu können, wollen wir uns einmal das Schema in verkehrter Gestalt vorstellen.



Die Bewegung der Vocale ist eine gedoppelte,

I. *Peripherische Bewegung*, welche man sich am besten vorstellt, wenn man *a* als den Mittelpunkt eines Kreises betrachtet, aus dem die Endpunkte *i ü u* als Radien in die Peripherie auslaufen.

a ist der Urvocal, aber in seiner Bestimmtheit, nicht aus *ə* erst entwickelt, sondern zunächst in diesen zurückfallend; nächstdem schwankt er nach beiden Seiten gegen *ä* oder *å*; ist aber die Bewegung einmal nach einer Seite ausgesprochen, so liegt ihrem Weiterschreiten nach *e i* oder *o u* kein weiteres Hinderniß im Wege. Ueberall also, wo in der Grammatik die Laute auf diese Art fortschreiten, ist es gesetzmäßige peripherische Bewegung.

§. 11.

Um alles Mißverständniß zu verhüten, muß ich auf das Verhältniß des *a* und Urlauts noch einmal aufmerksam machen. Wenn wir oben aus dem Urlaut die 3 Hauptvocale *a e o* hervor-

gehen ließen, so ist dieß nicht ein organischer Proceß, sondern ein theoretisches Axiom. Es ist ganz dasselbe wie in der Farbenlehre das Grau den Urgrund und die Vermittlung für Gelb, Blau und Roth macht; Grau muß zuerst gedacht werden, es muß aber das Element der Farbe in seiner Dreiheit hinzutreten. So haben wir im Urlaut die Bedingung aller Vocale, es gehört aber eine weitere Potenz dazu, sie wirklich zu produciren. In der organischen Entwicklung, wo Vocal in Vocal übergeht, handelt es sich also nicht mehr um die theoretische Anschauung, sondern um den Proceß, den wir in der Natur alle Tage beobachten können, und selbst unsere frühere Bemerkung, daß unter gewissen Bedingungen alle Vocale in den Urlaut zurückfallen können, wird erst in der Quantitätslehre deutlich, denn dadurch, daß ein Vocal seine tonische Geltung verliert, wird seine Qualität und natürliche Ausbildung gestört und unterdrückt.

Man könnte in diesem Sinn überhaupt von einer rückfälligen Bewegung in denselben Richtungen sprechen, denn es ist bekannt, daß die gesteigerten Laute *i*, *u*, wo sie den Ton einbüßen, ins *e o* zurückfallen, nur hat diese Bewegung ihre Gränzen; denn da *e o* die mittleren bequemsten Laute ihrer Reihe sind, so läßt sich von da nicht weiter in *ä å* zurückfallen, von denen aus nur eine progressive Bewegung nach oben, aber ohne Gegenwirkung des tonischen Verhältnisses möglich ist. Nur in den abstracten Urlaut kann jeder Vocal zurücksinken.

§. 12.

Es bleibt die Frage: Stehen die Indifferenzlaute ihrer Stellung im Systeme gemäß in unmittelbarer Fortwirkung gegen die Zwischenreihe? In dem Sinne, wie von *a* in die äußern Reihen fortgeschritten wird, kann dieß unmöglich geschehen. Denn der Urlaut ist ja nicht die Fortschreitung aus *a*, sondern vielmehr sein Rückfall nach dem Bestimmungslosen, und es bildet also nur einen abstracten Mittelpunkt gegen die weitere Bestimmtheit der Zwischenreihe. Es kann also von *a* nach *ö* kein peripherisches Fortschreiten geben, die peripherische Fortschreitung in der Zwischenreihe beginnt vielmehr erst mit dem *ö* und geht in *ö* und *ü* weiter. Aus dem Umstand aber, daß trotz dieses Widerspruchs der organischen Entwicklung der Urlaut im natürlichen Systeme diese Stellung zwischen *a* und *ö* einnehmen muß, aus diesem Umstand wird sich ein merkwürdiges Mißverständniß ergeben, was die französische Sprachtheorie in ihr grammatisches System aufgenommen hat.

§. 13.

Wir wollen die ganze peripherische Bewegung, die sich in den drei Reihen $a = ä = e = i$; $ö = ö = ü$; $a = å = o = u$ erschöpft, unter dem Namen Ablaut zusammenfassen. Diesen Ausdruck hat zuerst Jacob Grimm als ein historisches Moment

in der deutschen Grammatik eingeführt; ich wend' ihn hier in einem allgemeinen Verstande an, werde aber in der Folge zeigen, daß der Grimm'sche Sprachgebrauch unter den meinigen subsumirt werden muß.

§. 14.

Wir kommen nun an die zweite oder

II. Radial-Bewegung des Vocalsystems, oder die Seiten-Bewegung des einen Radius im Kreis, der negativen Reihe, nach der positiven, welche folglich durch die Zwischenreihe hindurchgeht. Es sind dieß die Reihen $\mathring{a}=\ddot{o}=\ddot{a}$; $o=\ddot{o}=e$; $u=\ddot{u}=i$.

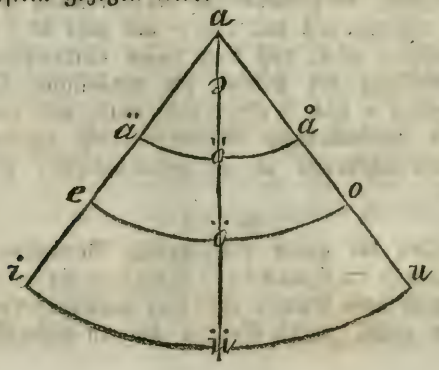
Obgleich eigentlich die Indifferenz von dieser Bewegung ausgeschlossen ist, so gibt doch die Sprachentwicklung hier die merkwürdige Fiction an, daß das *a* als in die negative Reihe gehörig betrachtet wird (eine Eigenthümlichkeit, der wir in der Consonantenlehre öfter begegnen werden, wo überall, wo der Consonant die Entscheidung für eine Seite voraussetzt, *a* sich zur Negation wendet). Durch diese Fiction des natürlichen Systems wird das *a* befähigt, an der Radialbewegung Theil zu nehmen, was erst im einzelnen historischen Fall erörtert werden kann; nämlich die Bewegung des *a* in *e*.

§. 15.

Diese Lateralbewegung unseres Systems hat Jacob Grimm unter dem vollkommen schicklichen Namen des Umlautes in der deutschen Grammatik aufgeführt, welcher Kunstausdruck bereits in die Terminologie der allgemeinen grammatischen Wissenschaft Eingang gefunden hat.

§. 16.

Jetzt, da uns die beiden Bewegungen des Vocalsystems, die peripherische und die radiale Bewegung, der Ab- und Umlaut bekannt sind, wird es ein Leichtes seyn, aus der Summe dieser beiden Bewegungen den Schwerpunkt zu bezeichnen, nach welchem das ganze System gezogen wird.



Da

Da die eine Bewegung aus *ai*, *aü*, *au*, die andere aber aus *ää*, *oe*, *ui* gemischt ist, so folgt, daß der Schwerpunkt des ganzen Systems in der Spitze des *i*-Vocals zu ruhen kommt. Nur ist zu bemerken, daß der Ausdruck Schwerpunkt leicht einer Mißdeutung ausgesetzt ist, die Bewegung nach *i* ist für die Anschauung eine nach oben gehende, dagegen der Ausdruck Anziehungspunkt richtiger scheinen könnte, als Schwerpunkt. — Diese theoretische Ansicht läßt sich auf historischem Wege gleich durch ein augenfälliges Beispiel erweisen: daß sehr degenerirte Mundarten nämlich auf dasselbe Resultat kommen, kann der neugriechische Dialekt beweisen, indem die Mehrzahl aller Vocale und Diphthonge überhaupt bereits in die Spitze des *i* zusammengeflossen ist. Etwas Aehnliches ist dem Englischen begegnet.

3. Vom Diphthong.

§. 17.

Nach der bloß empirischen Ansicht entsteht ein Diphthong durch Zusammentreten zweier beliebiger Vocale. Nach diesem Maßstab genommen, könnten wir, da unser Schema 18 Laute stark ist, alle möglichen Combinationen derselben mitgerechnet, eine schöne Anzahl bekommen. Die Sache verhält sich aber glücklicher Weise nicht also, und es gehören noch weitere Bedingungen dazu, wenn sich ein Diphthong bilden soll. Es sind dieß drei Hauptbedingungen, eine in der Zeitmessung, eine in der Betonung, und die letzte in der quantitativen Verwandtschaft begründete.

§. 18.

Was die Zeitmessung betrifft, so ist die Forderung bekannt, der Diphthong müsse Eine Sylbe ausmachen, d. h. er müsse als eine vocalische, aber ungleichnamige Einheit auftreten, also als Vereinigung zweier ungleicher kurzer Vocale seyn, die, wie bekannt ist, der gleichnamigen Länge äquivaliren. Man muß aber hinzusetzen, daß in der Natur als Ausnahme zuweilen wirkliche Triphthongen vorkommen, also eine Vereinigung von Lauten, die quantitätisch eine überfüllte dreitheilige ist, und doch rhythmisch als Einheit sich eindrängt, nicht unähnlich dem Triolentakt in der Musik, dessen Dreitheiligkeit sich einer rhythmischen Zweizeitigkeit gleichstellt. Diese Anomalie kommt zuweilen, aber nur in der Form vor, daß der erste Laut des Diphthongs ein gedehnter ist, der zweite dagegen kurz nachschlägt, wie in dem griechischen ι subscriptum, und im Holländischen und in einigen oberdeutschen Gauen die Diphthonge *ái*, *áu*, *ói* vorkommen. Warum der umgekehrte Fall, die Dehnung des zweiten Lauts, nicht möglich ist, davon ist der Grund im folgenden §. zu suchen. Der dritte Fall,

daß 3 Kürzen sich zu einer Einheit zusammen schlossen, ist so particulär, daß wir bei einem in unserm Gebiet scheinbar vorkommenden Fall der Art seine Existenz erst besprechen werden.

§. 19.

Die zweite Bedingung beruht auf dem Ton. Dieser fällt in jedem Diphthong auf den ersten oder den Anlaut.

Dagegen ist einzuwenden: Gibt es nicht Sprachen, die die Austheilung des Tones über zwei Lauten, wie auch über zwei Sylben, absichtlich unbestimmt und in der Schwebe erhalten? Darauf muß man antworten: die heutige französische Sprache ist allerdings eine solche, und ihre sogenannten Diphthonge (*oi, ui*) scheinen sich diesem Gesetze zu entziehen; dieß ist aber wieder eine Particularität, die zu ihrer Zeit zur Sprache kommen soll. Alle Sprachen, welche es nicht mit Bewußtseyn vermeiden, werden unter zwei zusammenstoßenden Vocalen den einen tonisch begünstigen, d. h. auf ihn die Energie der Auslautung, den Accent werfen. Denn angenommen, die Sprache wollte sich diesem Gesetz entziehen, was würde die unmittelbare Folge seyn? Der zweite betonte Vocal würde dem ersten alle vocalische Kraft rauben, er würde ihn ins Gebiet des Consonanten herabziehen. Jede der beiden Vocalhauptreihen besitzt nämlich eine aus ihr condensirte, verkörperte Consonantgestaltung, in welche der Vocal immer übertritt, wenn er durch einen folgenden Vocal seines tonischen Lebens beraubt wird. Das sind bekanntlich die Laute *je* und *we*. Das Gesetz spricht also dahin: wird der Anlaut des Vocals vernachläßigt, so wird derselbe, falls er der positiven Seite, dem *je*; falls der negativen, dem *we* anheim fallen; und falls er *a* seyn sollte, würde ihm in diesem Falle immer die Wahl offen stehen, sich für die Neigung nach der Position oder Negation zu entscheiden, und der Effect würde derselbe seyn, wiewohl dieser letztere Fall vielleicht für uns ohne Beispiel ist. Gesetz bleibt also: im Diphthong trägt der erste Laut die Tonlast, wenn derselbe nicht seiner Auflösung entgegen gehen soll.

§. 20.

Die Hauptfrage ist hier aber, in welcher Verwandtschaft stehen die beiden zu verbindenden Laute nach ihrer Stellung auf der Scala? Hier sind zwei Hauptfälle: Entweder die Fortschreitung des ersten Vocals zum zweiten geht in der Richtung zum Schwerpunkt des Systems vor sich, oder in einer entgegengesetzten. Der erste Fall ist derjenige, den man am weitesten und fast in allen Sprachgebieten verbreitet findet; es ist der Proceß des Aufsteigens gegen die Peripherie oder gegen den Radius der Position oder gegen beide zugleich, auf jeden Fall ein Steigen; man kann daher diese Classe die steigenden Diphthonge oder, weil sie diesen Namen zunächst in Anspruch

nehmen, die ächten Diphthonge nennen. Im umgekehrten Fall, wenn sie sich in ihrem Laufe vom Schwerpunkt oder (richtiger gesagt) Anziehungspunkte des Systems entfernen, sind sie unächte oder fallende.

§. 21.

Ferner: die Fortschreitung geht 1) in der peripherischen Bewegung vor sich, also aus der Indifferenz in eine der drei Reihen, zu der sich jedoch die Zwischenreihe weniger gern hergibt, und umgekehrt, oder ist sie Fortschreitung auf einer der drei Reihen selbst, oder 2) in der radialen Bewegung, aus der negativen Reihe, selten in die Zwischenreihe, häufig in die positive und umgekehrt; 3) doppelte Fortschreitung peripherisch-radiale ist vorhanden, wenn ein Vocal der negativen oder Zwischenreihe in die Zwischenreihe oder die positive dermaßen überspringt, daß er nicht auf seiner eignen Stufe stehen bleibt, sondern zugleich eine oder mehrere Stufen gegen den Schwerpunkt hinaufrückt. Bei den unächten findet wieder das umgekehrte Verhältniß statt.

§. 22.

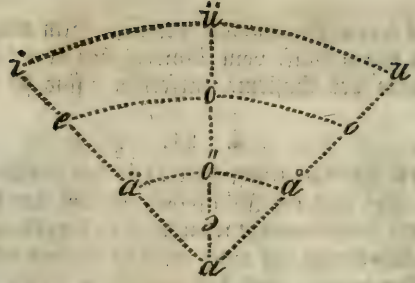
Da *a* und *i* die beiden Endpunkte des Systems sind, so läßt sich einmal die Grundregel geben: Kein ächter oder steigender Diphthong kann mit *i* anlauten oder mit *a* auslauten, kein fallender oder unächter mit *a* anlauten oder mit *i* auslauten. Dagegen kann jeder Vocal des Systems mit dem *a* als Anlaut und mit dem *i* als Auslaut einen Diphthong bilden; im Fall nicht das Gesetz des nächsten §. dieser Verbindung entgegensteht.

§. 23.

Da im Diphthong die Zweitheiligkeit, die Ungleichnamigkeit der Laute besonders heraustreten soll, da sie folglich nicht in einer unsichern Haltung gegenseitig verschwimmen sollen, so ist die Forderung nothwendig, die zwei zu combinirenden Laute sollen sich in der Scala nicht zu nahe stehen, sie sollen nicht zu nah verwandt seyn; wenigstens werden zwei sich im Systeme zunächst stehende Vocale, wenn sie diphthongisch vereinigt werden, in einem großen Sprachkreise sich nicht gleichmäßig erhalten können, sie müßten in einen Mischlaut zusammensinken. Wir werden übrigens auch diese wiewohl schwierigen, doch immer möglichen Diphthonge in der folgenden Uebersicht zusammenstellen, wobei wir außerdem bemerken, daß wir zuerst die reinen Diphthonge von der Verbindung der nasalen abscheiden wollen.

§. 24.

Man erwäge das Schema



Wenn das *a* seine Auslaute sucht, so kann zunächst seine eigne unentwickelte Gestalt im Urlaut nicht in Erwägung kommen; die Reihe *ä, ö, å* ist die erste an ihm, eine Verbindung mit dieser ist schwerlich erhört; desto lieber verbindet er sich, mit Ueberspringung der ersten Stufe, mit der zweiten, woraus die Verbindungen *ae, aö, ao* hervorgehen, von denen wenigstens die beiden äußeren fast unter allen Zonen sich vorfinden. Man kann sie die gewöhnlichsten, naturgemäßen, bequemsten, die *A*-Diphthonge nennen. Gar häufig geschieht es aber, daß wenigstens die scrupulöse Theorie diese Verbindung schärfer zu bezeichnen glaubt, wenn sie zum Auslaut nicht den reinen, sondern den gesteigerten Vocal der Peripherie verwendet, daher die weniger naturgemäße, als theoretisch erzwungene Verbindung mit dem dritten Grade *ai, aü, au* erfolgt. Man kann diese die umfassenden oder gesteigerten *A*-Diphthonge nennen.

§. 25.

Naturgemäßer und in dem ungekünstelten Gebrauche der Dialekte anzutreffen, sind dagegen diejenigen Diphthonge, wo man die gesteigerten Laute nicht von *a*, wohl aber vom Urlaut und als Auslaute zu erreichen strebt, dieß sind die wohlklingenden Verbindungen *əi, əü, əu*. Diesen kommt die meiste Energie der Lautung bei; es geschieht aber häufig, daß die nachhelfende Theorie sie in der Praxis nicht anerkennen will, weil überhaupt die wenigsten Theoretiker einen Begriff von der Natur und dem Werthe des Urlauts haben, sondern man schiebt ihnen statt des Urlautes den bekanntern Vocal *a* unter, woraus sich wieder jene oben angeführten gesteigerten Verbindungen *ai, aü, au* ergeben.

§. 26.

Von der zweiten Familie der Diphthonge, die in diese Classe fallen, nämlich solche, die sich ganz auf Eine Reihe beschränken, kann gesagt werden, daß die Verbindungen *äe, öö, åo* ein sehr gebildetes Ohr erfordern, um überhaupt noch klar angeschaut zu werden, daher sie für die Praxis im Großen von wenig Werth sind, während die Verbindungen *ei, öü, ou* sich so nahe stehen, daß sie eigentlich gar nicht diphthongisch lauten können; wogegen den Verbindungen *äi, öü, ån* theoretisch nichts anzuhaben ist, daher man

sie auch praktisch verwendet trifft, wiewohl nur in kleinern Sprachkreisen, weil diese Verbindungen immer die Neigung in sich tragen ins naturgemäßere *ai, aü, au* hinüber zu treten, gerade wie die *ai, aü, au* praktisch sich immer ins *ae, aö, ao* herunter begeben.

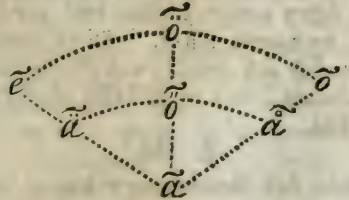
§. 27.

Wir gehen zu den Diphthongen der Radialbewegung über. Von möglichen Fällen sind folgende aufzuzählen: Von der negativen in die Zwischenreihe sind die Beispiele sehr unsicher, die Verwandtschaft ist viel zu nah, *uü, oö* läßt sich etwa noch aussprechen, kaum *å* und *ö*; sie sind insgesammt wenig praktisch. Dagegen ist die Bewegung bis in die positive Reihe häufiger, also *ui* und *oe*. Was *åä* betrifft, so ist es kaum anzutreffen; das *ä* scheint beinahe noch zu tief im System gestellt, um sich zu einem Auslaut herzugeben, und der Sprachgeist schreitet deßhalb lieber in die höhere Stufe des *e* fort, welche Verbindung *äe* eine sehr beliebte und überaus praktische ist, fast mehr als *oe*. Hier hinkt aber auch wieder die aushelfende Theorie nach und liebt es, diese bequemen Verbindungen *äe* und *oe* nach der umfassenden peripherischen Richtung ins *åi, oi* hinaufzuzwängen. Endlich ist noch zu erwähnen, daß eine Bewegung aus der Zwischenreihe in die ihr ganz nahe stehende positive zur Unnatur wird, obgleich man mit einer Grimasse *öe, üi* noch aussprechen kann. Gleichwohl behauptet die französische Theorie noch die letztere Verbindung in ihrem *ui*, wiewohl man sagen kann, daß nur die affectirtesten Franzosen diese Verbindung wirklich so aussprechen.

§. 28.

Wir wollen hier, ehe wir die fallenden Diphthongen abhandeln, doch vorher die ächten nasalen gleich einschalten.

Man erwäge das Schema:



Die Bewegungen sind dem vorigen System analog. Die natürlichsten Verbindungen sind folglich *ãe, ãö, ãõ* und *õe;* schwierig ist *õõ;* alle andern Combinationen streifen ans Unmögliche. Auch ist es unpraktisch, nasale mit reinen Vocalen zu combiniren, denn der Auslaut kann in seiner Tonlosigkeit die nasale Färbung nicht für sich aufnehmen, und ist der Anlaut nasal, so kann der kurzlautige Auslaut ohne Grimasse nicht plötzlich aus der Nasalität ins reine Gebiet hinüberspringen. Wenn sich auch Verbindungen wie *ãi, õi, ão,*

ãu wirklich aussprechen lassen, so sind sie doch nirgends praktisch. Vielmehr bedient man sich gerade dieser Bezeichnung, um die nasalen Diphthonge zu bezeichnen, und bequemer Weise das zweite Nasalzeichen zu ersparen, wie z. B. im Portugiesischen.

§. 29.

Um die fallenden Diphthonge aufzuzählen, insofern sie leicht zu gewinnen und darum praktisch von Werth sind, kann man drei Classen unterscheiden; einmal die aus reiner umgekehrter peripherischer Bewegung hervorgehen, die man demzufolge eine Central-Bewegung wird nennen müssen, nämlich die Bewegung aus den äußeren Kreisen nach innen und besonders nach der Indifferenz. Dahin fallen die Verbindungen *iä, iu̯, uå*, häufig auch als *ie, üö, uo* aufgefaßt, am häufigsten aber *ia, üa, ua* oder noch lieber *iə, üə, uə*; von der zweiten Stufe aus *ëa, öa, oa* und *ëə, öə, oə*, von der tiefsten *äa, ôa, åa* und *äə, ôə, åə*. Die zweite Classe begriffe die Lateral-Bewegung, die von der *i*-Spitze sich nach *a* bewegt; dahin gehören *iu, io, iä* (*iü, iö, iu̯* sind kaum möglich) ferner *éo, éå, äå* (*üu, öo, ôå, üo, öå* und dergleichen sind unbrauchbar). Endlich muß aber eine dritte Classe erwähnt werden, die eigentlich der centralen und Radial-Bewegung gleich sehr entgegen ist, und folglich keine wahren Diphthongen begründen kann, nämlich diejenigen Verbindungen, die von der positiven und Zwischenreihe sich nach der negativen in der Weise bewegen, daß sie eine Stufe in dieser aufwärts schreiten, wie im *éu, äu, äo, öu, ôu, ôo*. Obgleich dieses eigentlich gar keine Diphthonge sind, so kommen sie doch in mehreren Sprachen in dieser Function vor, müssen aber immer historisch auf andere Weise begriffen werden, nämlich der zweite Laut ist eigentlich ein aufgelöst'er Consonant, oder (was im Ganzen ebendahin zielt) der erste Theil des Diphthongs hat sich ohne Rücksicht auf seinen begleitenden Laut eigenmächtig umgelautet, jenen aber, der sich dann zur Consonantur neigen muß (oder schon vorher geneigt hat) unnatürlicher Weise in der alten Gestalt verharren lassen. Diese schwierigen Fälle der Vocalisation lassen sich erst an Ort und Stelle historisch beleuchten. So viel ist festzuhalten, das so geläufig scheinende *eu* ist nie ein wirklicher Diphthong.

§. 30.

Im Nasalgebiet sind Verbindungen wie *ẽã, õã, õã* zwar denkbar, aber nicht praktisch, dagegen gilt hier die Regel: nasale fallende Diphthonge pflegen nur den Anlaut zu nasalisiren, den Nachlaut rein zu lassen, wiewohl auch die Verbindungen *ẽa, õa, õa* weniger vorkommen, als die mit dem Urlaut componirten, welcher letztere, nach früherer Bemerkung, seiner Natur nach für gar keine Nasalität empfänglich ist, also die wirklich praktischen *ẽə, õə, õə*. Der Grund dieser scheinbar ungleichen Behandlung beider Gattungen wird sich aber im folgenden §. erörtern.

§. 31.

Vergleicht man die ganze Classe der fallenden Diphthonge mit den steigenden, so wird sich ein großer Unterschied bemerklich machen, der die Scheidung als ächte und unächte rechtfertigt. Die erste Classe in ihrer Hebung hat etwas Starkes, Belebendes, Wachsendes, wie in der Musik der von unten nach oben angegebene Accord. Die umgekehrte Bewegung, die in der Musik nicht auf dieselbe Art behandelt wird (z. B. nicht harpeggirt werden kann), hat auch in der Lautlehre etwas durchaus Ungefügiges, Widerspenstiges an sich; es ist eine erlahmende, widerlich rückgängige Bewegung, die so sehr gegen den natürlichen Strich des Organs ist, wie man gleichnißweise sagen kann, daß sogar die Quantität der Laute dadurch ins Unsichere geführt wird. Während bei dem steigenden Diphthong die Fortschreitung eine so decidirt lebendige ist, daß es als seltene Ausnahme bemerkt werden muß, wenn zuweilen der erste Laut triphthongisch gedehnt vorkömmt, ist es in dieser Classe ganz anders. Der Uebergang vom ersten ab geht gleichsam um eine Ecke, um zum zweiten hinabzusinken; in dieser widerstrebenden Bewegung scheint der erste Laut eine gewisse aber unsichere Dehnung anzunehmen, so daß einige Theoretiker wirklich auf den Gedanken kamen, in diesen Lauten sey der Anlaut ein langer Vocal, wodurch die ganze Classe in die Kategorie der Triphthonge gewiesen würde. Die Behauptung ist aber zu weit gegangen; es läßt sich bestimmt nur das aufstellen, die Quantität des Anlauts wird in diesem Falle zweideutig, woraus sich die historisch bedeutende Erscheinung herschreibt, daß auch Fälle, wo ein historisch langer Vocal mit einem Auslaute dieser Art, z. B. *a* oder *o* zufällig zusammenstößt, beide Laute in der Erscheinung in jenes Verhältniß des Diphthongs eintreten, so daß man dann falsche Diphthonge bekömmt, die den wirklichen, aber unächten praktisch gleichstehen. Diese Bemerkung wird uns später von Bedeutung werden. Ich möchte mich durch ein Bild so ausdrücken: Aechte und unächte Diphthongen bewegen sich in einer Kugelfläche. Der steigende Diphthong hat aber gleichsam die concave innerliche Bewegung auf der Körperfläche, daher er sich leicht und natürlich zusammenschließt, während der fallende Diphthong eine gezwungene Bewegung um die convexe Fläche zu machen hat, daher ihm die gratiöse Leichtigkeit des andern zu einer steifern Zwangsbewegung wird. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die meisten gebildeten Idiome diese Laute überhaupt scheuen, und wenn sie einmal in einem Idiom eingewurzelt sind, die Theorie sich eine tonische Willkür erlaubt hat, indem sie den Accent von seiner natürlichen Stellung im Anlaut auf den Auslaut zurückverlegt, wodurch dann das Wesen des Diphthongs dahin zerstört wird, daß der Anlaut dadurch zu einem vocalisch oder syllabisch ungezählten Vorschlag wird, womit er dann auf den Weg gebracht ist, mit dem nächsten Schritt den vocalischen Charakter völlig abzulegen und zum Conso-

nant zu werden. In dieser Richtung haben sich z. B. die italienische und castilische Sprache entwickelt, während die heutige deutsche diese Laute auf andere Weise wieder beseitigt hat.

Physiologie des Diphthonges.

§. 32.

Wie entstehen Diphthonge? wie lösen sie sich auf? Um diese zwei Fragen dreht sich dieses Capitel. Sowohl das Entstehen als Vergehen ist gedoppelt, entweder steht der Diphthong bloß mit Vocalen im Wechselverhältniß oder er ist aus dem Vocale mit einem angehängten Mitlauter hervorgegangen, und tritt in eine solche Verbindung zurück, welche Art der Entstehung mit den nasalen Vocalen einige wenige Aehnlichkeit hat. In unser Capitel gehört nur der erste Fall.

§. 33.

Diphthonge aus Vocalen.

Es muß hier voraus der historische Satz aus der Tonlehre gestellt werden: Lange Vocale entstehen überhaupt aus frühern kurzen; denn da wir wissen, daß der lange Vocal als ein doppelter einfacher zu betrachten ist, so versteht es sich von selbst, daß das Doppelmaß das einfache voraussetzt. Diesen Proceß macht die Natur auch im Fortschreiten aller Idiome. Die Sprache nimmt mit dem Alter, mit der Ausbildung des Accents an langen Vocalen zu; der umgekehrte Fall, daß lange Vocale zu kurzen werden, kommt einmal naturgemäß nur da vor, wo die Sylbe durch die weggezogene Betonung vernachläßigt ist, wo also wieder tonische, nicht Lautgesetze wirken, oder aber kann es in der Zeit der theoretischen Ausschleifung eines Idioms auch wohl die Theorie dahin bringen, daß betonte Längen corripirt werden. Dieser seltene Fall gehört denn auch zu denen, wo das Naturgesetz die Sprachbildung nicht mehr rechtfertigen kann, wo die Menschenhand in ihre Werkstatt mit ihren kleinen Kunstgriffen hineingearbeitet und gestutzt hat.

§. 34.

Wenn nun der durch Ton gesteigerte und getriebene Vocal sich von der Kürze zur Länge entwickelt hat, so scheint ihm auf zweiter Stufe noch eine weitere Metamorphose möglich gemacht; der lange Vocal hat die Neigung, sich in einen ungleichnamigen zu zerbrechen; das heißt, der Vocal, der aber nie der Indifferenz angehören darf (denn sie ist unbrechbar), läßt seinen An- oder Auslaut in den Indifferenzpunkt heruntersinken, und wird dadurch im erstern Fall zum steigenden, ächten, im zweiten zum fallenden, unächten Diphthong.

Da die Indifferenz hier wesentlich ist, so kann die Bewegung nur in der peripherischen, nie in der radialen Richtung vor sich gehen.

§. 35.

Aechter Diphthong.

Man beachte das reine Schema

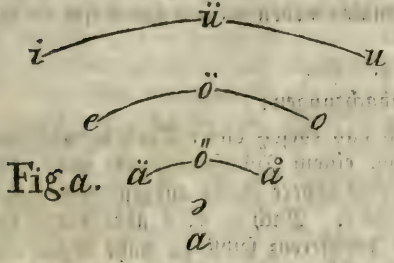


Fig. a.

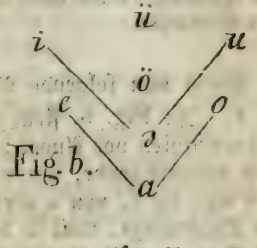


Fig. b.

1. Der erste Fall ist, die lange Steigerung läßt ihren Anlaut heruntersinken, am bequemsten nach der unbestimmten Indifferenz, *ə*, dadurch entstehen die reinsten hohen Diphthonge *əi*, *əü*, *əu*, wovon der erste in den meisten Sprachen (nicht im Hochdeutschen) durch *ei* bezeichnet wird, der zweite selten ist, weil sich die Zwischenreihe nur schwierig in der Brechung erhält, ohne zur Position herabzusinken; den dritten Diphthong bezeichnen die meisten Sprachen durch die Verbindung *ou*, weil man für den Urlaut kein Zeichen hat.

2. Die nämlichen Diphthonge produciren sich aber auch auf einem andern Wege, indem bei den mittlern oder tiefen Längen sich der zweite Bestandtheil steigert, eine Färbung nach der Höhe eingeht, so daß aus *ä*, *ê*, *ö̂*, *ö*, *å*, *ô* ein *èi*, *êi*, *öü*, *öü*, *òu*, *ou* entsteht, und sofort, weil diese Verbindungen unbequem sind, der ganze Laut durch Attraction des hohen Nachlauts sich mit dem gelegenen Urlaut zusammensetzt, so daß nun jene drei Haupt-Diphthonge *əi*, *əü* und *əu* abermals hervorgehen.

3. Der dritte Fall: die mittlere Reihe *o*, *ö*, *e*, läßt ihren Anlaut bis ins bestimmte *a* herunterfallen, dadurch entstehen *ae*, *aö*, *ao*; dieses sind die bequemsten oder die breiten *A*-Diphthonge. Auch hier ist der mittlere selten anzutreffen, die beiden äußern aber ungemein verbreitet, doch ist zu merken, daß sie selten die Theorie in ihrer natürlichen Gestalt verzeichnet hat; das *ae* findet sich nur im Lateinischen wirklich so geschrieben, *ae* oder *æ*; das *ao* findet sich nur allein in der portugiesischen Orthographie und vielleicht im Chinesischen, wo viele *ao* vorkommen. Sonst hat die Theorie immer die widerliche Affectation gezeigt, diese Verbindungen mit Gewalt in den 4ten Fall hinüberzuziehen, wo nämlich

4. die vorigen Classen gewissermaßen zusammengefaßt werden sollen, indem man die *A*-Diphthonge so auffaßt, als ob ihr Auslaut sich bis zur Steigerung hinauftriebe; so entspricht schon im

Alterthum dem lateinischen *ae* ein griechisches *ai*, in neuern Sprachen findet sich *ai* ziemlich selten geschrieben; denn der Hochdeutsche schreibt lieber *ei*, und einige andere Idiome bezeichnen das gebrochene *i* überhaupt in der Schrift nur durch ein gedehntes *i*, wie der Engländer und Holländer, welcher letztere *ij* schreibt. Das *aü* wird selbst im Hochdeutschen vermieden; die Theorie hilft sich anders hinaus, indem sie den Lateralweg *òü* einschlägt; das *au* endlich steht selbst im Latein ganz unanalog neben *ae* und findet sich in fast allen Sprachen.

§. 36.

Hiezu nun folgende Beobachtungen:

1. In Fig. b. stellt sich das Gesetz dieser Diphthongbildung am deutlichsten vor Augen; von einem Indifferenzpunkt wird nicht in die nächstliegende, sondern eine höhere Reihe aufgestiegen, daher von *a* nur bis *e*, von *ə* aber bis *i*. Nach *ä*, *ö*, *ä̈* aber bilden sich keine Diphthonge, weil sie der Indifferenz selbst zu nahe liegen und ohne Zwang nicht laut werden können.

2. In welchem Verhältnisse die hohen und die *A*-Diphthonge zur vierten Classe stehen, das muß die historische Ausführung im Einzelnen nachweisen; hier ist nur so viel zu sagen, der Indifferenzpunkt erscheint in allen Verbindungen als das Dienende, als der Stützpunkt des höhern Lautes; er allein ist überhaupt der veränderte, gesunkene, denn wenn man theoretisch *í* = *ü* setzt und *ü* = *əi*, so ist klar, daß der Grundlaut *i* sich nur im Auslaut erhalten hat; *əi* ist also nichts Anderes als das gebrochene *i*, der Diphthong aus *i*, ebenso *əü* der aus *ü*, *əu* der aus *u*, *ae* der aus *e*, *aö* aus *ö*, *ao* aus *o*.

3. Physiologisch könnte man den Zweifel vorbringen, wenn *í* = *ü*, dieses aber in *əi* umschlägt, so könnte man sagen, da hier ein *i* in *ə* fällt, so ist der Proceß keineswegs als eine Steigerung, sondern als ein Abfallen, als ein Erlahmen des Organs anzusehen. Die Sprache nimmt es aber gleichwohl als einen Fortschritt, und man kann darüber sagen: das doppelte *i* beginnt zwar gleich bei der höchsten Höhe, hat aber in seinem Fortschreiten zum zweiten gleichnamigen Laut nur ein ruhiges Verharren zu beobachten, während der Diphthong einen scheinbar bequemen Ansatz in der Tiefe nimmt, dann aber mit dem zweiten Laut sich gewaltsam hinaufschwingen muß, und in dieser aufgewandten Schnellkraft liegt durchaus die energische Wirkung des reinen Diphthongs verborgen. Goethe hat irgendwo das geistreiche Wort fallen lassen: der Diphthong scheint aus einem Triebe des Pathos, aus einem pathetischen Bestreben hervorgegangen.

4. Wir haben in dieser Darstellung absichtlich nur von den peripherischen Diphthongen gesprochen. Es ist etwas Anderes, wenn die auf diese Weise gebildeten Diphthonge fernerhin wieder

weitere Veränderungen eingehen, das heißt, sich in der lateralen Richtung fortbewegen. Hier stehen sie dann wieder unter dem allgemeinen Gesetze der Lateralbewegung; dahin gehört vorerst der Fall, wenn im Diphthong *ae* das *a* in die Negation *å* vorrückt, wodurch der häufige Diphthong *åe* entsteht, der sich in *oe oi* bis *ui* weiter führen läßt. Ferner die Umlautsdiphthonge, wo das Gesetz gelten muß: nur der primitive Hauptvocal erfährt Umlaut, der indifferente Stützlaut bleibt auch für diese Veränderung indifferent; so entsteht aus *əu* durch *əü* bis *əi*, von *ao* durch *aö* bis *ae* und in der combinirten Reihe aus *au* durch *aü* bis *ai*.

5. Man gewöhne sich überhaupt die Diphthonge *ae, əi, ai* als den positiven, die *ao, əu, au* als den negativen ächten Diphthong zusammen zu fassen, da sie praktisch so in einanderlaufen, daß der Theoretiker sie oft kaum zu scheiden in seiner Gewalt hat. Aus diesem Grunde lassen sich auch die theoretischen Verbindungen *ai, au* rechtfertigen, die physiologisch eigentlich unerlaubt sind.

§. 37.

Unächte Diphthonge.

Die allergrößte Schwierigkeit in der Vocallehre stellt sich bis jetzt in den unächten Diphthongen dar, wenn sie physiologisch betrachtet werden sollen. Wir haben oben in der mechanischen Zusammensetzung gefunden, daß die meisten fallenden Verbindungen als unpraktisch bezeichnet werden mußten. Es wird sich diese Beobachtung einigermaßen aufklären, wenn wir die physiologische Ansicht auch hier so stellen, daß wir den ganzen Proceß als eine Senkung des Stützlauts, der hier aber der Auslaut ist, gegen die Indifferenz betrachten.

Es liegen aber noch andere Räthsel in dieser Materie verborgen, und wir werden auf diesem gefährlichen Boden am sichersten gehen, wenn wir von den einfachsten nächsten Erscheinungen dieses Gebiets ausgehen und über sie uns Rechenschaft zu geben suchen. Von da aus läßt sich dann vielleicht zu allgemeinern Ansichten weiterschreiten. Ich verfahre also hier ganz empirisch.

§. 38.

Die nächste Erscheinung liegt in unsern süddeutschen Dialekten; aus früheren, gothischen, plattdeutschen *ô* wird *uə* oder in der Volkssprache auch wohl *ua* gehört, z. B. aus *gôd guet*, ebenso läßt sich unser *ie, iə, ia* auf ein früheres *ê* zurückführen, z. B. *tiər* auf ein älteres *dêr*, und wenn man vollends das schweizerische *üe* als *süəs* (das süddeutsch positiv *siəs* wird) mit dem platten *sôt* vergleicht, so hat man das Grundgesetz so gefunden, die Längen *ê ô ó* scheinen sich eine Veränderung anzueignen, kraft welcher sie sich ihren Anlaut um eine Stufe hinaufschrauben, dagegen aber, gleich-

sam ermüdet, der Auslaut bis in die bestimmte oder unbestimmte Indifferenz heruntersinkt. *)

§. 39.

Etwas Aehnliches ist offenbar den neuromanischen Dialekten, dem Italienischen und dem Castilischen begegnet. In diesen Sprachen ist ebenso das lateinische *e* und *o*, das theils ursprünglich lang war, theils in einer Zwischenperiode sich gedehnt haben muß, wie es sich noch in verwandten Dialekten, z. B. dem Portugiesischen, nachweisen läßt, ganz auf ähnliche Weise in die fallenden Diphthonge *ie* *uo* aufgesprungen. Denn daß hier im Auslaut ein unbestimmter Urlaut vorhanden war, das erweis't sich ganz klar aus der verschiedenen Auffassung des negativen Diphthonges, den der Italiener durch *uo*, der Castilier durch *ue* zu fixiren glaubte, der aber keines von beiden ursprünglich war, und den man in süddeutscher Dialektpoesie eben so richtig oder vielleicht am richtigsten durch *ua* auszudrücken sucht. Beim *ie* war man weniger zweifelhaft, weil die lateinische Abstammung aus *e* die Bezeichnung an die Hand gab, und man auch nicht aus der positiven Seite vom *i* aus heraustreten wollte. Also *bonus, bŏno, buəno — buŏno, buéno*, eben so gut wäre *buáno*, das aber nirgends vorkommt. Ferner *venit, viéne etc.* Erst die Theorie hat so accentuirt und den Diphthong zerstört.

§. 40.

Das romanische Beispiel ist historisch klarer als das germanische. Auf diesem Gebiete findet die große Schwierigkeit statt, daß schon in dem ältesten Sprachdenkmal, dem Gothischen, ein solcher unächter Diphthong sich offenbar vorfindet, von dem aus also auf das frühere einfache nur weiter hinauf geschlossen werden kann. Ich versuche hier folgende Hypothese. Es scheint, der Sprachgeist nehme in der Entwicklung dieses aufspringenden Brechlauts einen ausnehmend energischen Anlauf, also das einfache *e* werde gewaltsam ins *i* hinaufgetrieben, und, einmal auf dieser Höhe angelangt, überläßt sie es der Bequemlichkeit des Organs, auf welcher Stufe es beim Zurücksinken nun wieder ausruhen will. Das Zurücksinken bis in die Indifferenz, wie wir es bisher gefaßt haben, ließe sich also bestimmter so fassen, der Auslaut sinkt in dem Fall zur Indifferenz herunter, wo nicht ein anderer zwischenliegender Vocal zu diesem Ruhepunkt sich hergeben mag.

§. 41.

Will man auf diese Hypothese eingehen, so läßt sich denken, daß das lange *e*, in diese Steigerung aufgesprungen, sich gleich

*) Diese Diphthonge, die die neuhochdeutsche Sprache wieder unterdrückt hat, hatte die frühere, bis zum 15ten Jahrhundert, durch *uo*, *üe* und *ie* bezeichnet. Sie sind auch im slavischen Gebiete, böhmisch und wendisch, zu Hause.

seinen Nachbar, das *u*, zum bequemen Stützpunkt gewählt habe, und wenn man so ein aus *e* entstandenes *iu* für möglich hält, so hat die weitere Ausbildung des germanischen Vocalsystems keine so bedeutenden Schwierigkeiten mehr. Aus dem gothischen *iu* läßt sich durch die Tonlosigkeit des Auslauts ein späteres Herabsinken ins *io* und *ie* begreifen, so wie aus der ursprünglichen Tendenz dieses Stützlautes nach der Indifferenz ein etwa vorkommendes *ia* noch begreiflicher ist. Das Nähere hierüber im historischen Theil.

§. 42.

In der germanischen Sprachgeschichte wird es auch zur Sprache kommen, ob andere unächte Diphthonge möglich sind; in wie fern neben *ia*, *ua*, auch ein *ea* und *oa* vorkommen, und ob diese gleich jenen aus lang *e* und *o* entstehen, wodurch der frühere Satz wieder beeinträchtigt würde, daß es bei diesem Proceß hauptsächlich auf Steigerung des Vocals abgesehen sey. In den süddeutschen Dialekten kommen auch die merkwürdigen Fälle vor, daß der Lateraldiphthong *åe* seinen Nachlaut durch Tonlosigkeit in die Indifferenz sinken läßt *åə*, *oə*, *åa*, und dann, daß dieser Diphthong wieder durch Umlaut ein *äə*, *äa* producirt.

§. 43.

Nasaldiphthonge.

Nun ein Wort über die Nasalen. Sie folgen der Entwicklung der reinen im Ganzen Schritt vor Schritt. Das heißt, wie der einfache Vocal mit dem folgenden Consonant zusammen zu schmelzen droht, um einen Nasal zu bilden, so thut es jetzt der Diphthong mit demselben, um einen Nasaldiphthong zu bilden, also *un* will in *õ*, *aun* in *ãu* übergehen, *in* in *ẽ*, *ain* in *ãi*; aus *iən*, *uən* wird, weil der Urlaut des Nasals nicht empfänglich ist, natürlich *ẽə*, *õə*. Hiebei ist anzumerken, daß die Verbindungen *əun* und *aon* gern ins *aun* zusammenfließen, doch nicht immer, so wie sich *əin* und *aen* gern in *ain* indifferenziiren; denn der Nasal zieht auf- und abwärts die Vocale an sich.

§. 44.

Diphthonge durch Confluenz.

Jetzt bleibt aber die Frage: Können sich Diphthonge naturgemäß wieder in gleichnamige Längen auflösen? Es ist dieß auch einer der noch nicht völlig ins Klare gebrachten Punkte. Auf unserm Sprachgebiete läßt sich so viel mit Bestimmtheit sagen: Treten die Diphthonge in ihren Hauptlaut zurück, aus dem sie hervorgegangen, so geschieht dieß nie auf dem Wege der natürlichen Entwicklung, sondern muß aus Störungen im Organismus erklärt werden; denn die organische Natur thut niemals einen Schritt zurück, den sie vor-

wärts gemacht hat. Es ist aber noch ein anderer Fall: Können nicht die beiden Diphthonglaute in den zwischen liegenden Mittellaut gleichsam zusammenfließen? Der Fall ist häufig im steigenden, auch nicht unerhört im fallenden Diphthong; es muß sich aber im Einzelnen ergeben, ob sich ein Naturgrund vorfindet oder ob nicht sichtbar äußere Störungen eingetreten sind. Ein unläugbarer Fall ist z. B., daß das gothische *iu* in gewissen Formen später als *ü* auftritt; im Englischen geht das romanische *au* in den Mittellaut *å*; das nasale *ãi* im Portugiesischen in das zwischenliegende *ã*; es fragt sich aber erst, ob ohne theoretischen Einfluß. Das lateinische *ae, oe* sprechen wir mit dem Mittellaut *ä, ö*, der Franzose das *au* o, aber dieß sind, wie wir sehen werden, Mißverständnisse und Störungen.

§. 45.

Die Erscheinung hat an sich etwas sehr Einleuchtendes, Sinnlich-Ansprechendes; man denkt sich die Sache mechanisch, wie etwa in der Farbenlehre aus Roth und Gelb Orange, aus Roth und Blau, Violett, und aus Gelb und Blau Grün gemischt werden. Dieses Experiment läßt sich in der Farbe chemisch darstellen. Es ist aber eine eigne Sache mit diesen Analogien, von einem Sinne auf den andern übersetzt. Wie will man hier, wenn die Erscheinung experimentirt werden soll, die Mischung veranstalten. Gleichwohl wäre das Experiment vielleicht nicht ganz unausführbar. Man könnte vielleicht eine Stimme an einer bestimmten Stelle *A* den Laut *u*, eine zweite in *B* ein *i* von sich geben lassen, und wenn sie nach der Energie der Lautung ins rechte Verhältniß gebracht sind, ließe sich vielleicht eine Stelle *C* ausfindig machen, in der sich die Laute so combinirten, daß das dahin gestellte Ohr ein *ü* zu vernehmen glaubte. Sollte der Versuch, was ich aber nicht garantire, glücken, so ließen sich vielleicht auch die andern Mittellaute produciren. Es ist dabei nur das zu bemerken, daß aus diesen physischen, gleichsam chemischen Erscheinungen, dennoch der physiologische Fortschritt aus dem Diphthong in den Mittellaut noch nicht völlig erklärt wäre, gegen den ich immer noch einige Zweifel hege, weil die Beispiele an sich doch selten sind, und fast alle, wie das gothische *iu* überhaupt, noch zu der bestrittenen Materie der Vocalentwicklung gehören.

§. 46.

Räthselhafte Diphthonge.

Einige physiologisch noch ganz ins Dunkel gehüllte Erscheinungen sind hier zu nennen. Einmal ein diphthongirtes *a* kommt in der germanischen Sprachgeschichte einige Mal zum Vorschein. Das alte lange *a* erscheint im heutigen Isländischen in der Lautung *ao* neben dem dänischen und schwedischen *å*; ebenso im Dialekt von Ulm neben dem sonst schwäbischen *å*. Da hier jedes Mal ein *å* dem *au* zur Seite

steht, scheint das *au* nur eine ganz locale Auffassung jenes Lauts zu seyn, verlangt aber gleichwohl Erklärung. Bewegung aus *â* ins *ô*, um *ao* zu produciren, wäre das Einfachste, hat aber doch Schwierigkeit, weil gerade das nordische und das schwäbische Idiom auf Trennung des *â* vom *o* drangen. Sollte man vielleicht zu der freilich sonst unerhörten Ansicht seine Zuflucht nehmen: Im langen *â*, das = *aa* zu setzen, habe sich, dem Anlaut unbeschadet, der Auslaut gesetzmäßig nach *o* bewegt*), so wäre damit freilich aller Zweifel gehoben; die Erklärung ist aber so ein isolirtes Factum, daß man den Proceß nicht anders nennen könnte, als eine diphthongische Mißgeburt.

§. 47.

Etwas Aehnliches scheint am Niederrhein zu begegnen. Im dortigen platten Dialekt und im Altholländischen scheint ein *ai*, *ae* anstatt des langen *a*, ja wohl auch statt des früheren kurzen vorzukommen, so auch ein *oe*, *oi* statt früheres *o*, so daß man auf die Frage geführt werden könnte: Entstehen Diphthonge durch eine bloße Adhäsion, daß sich ohne weiteres hinter einen negativen Vocal ein positiver anschließt? Diese aller Theorie hohnsprechende Ansicht wollen wir später an Ort und Stelle zu lösen suchen; bemerken aber dabei, daß mit dieser Frage auch ein wichtiges Capitel aus dem nordfranzösischen Dialekt (dem heutigen Französisch) zusammenhängt, welches als geographisch benachbart, an dieser monstrosen Vocalbildung Antheil zu nehmen scheint.

§. 48.

Diphthonge durch Consonanten.

Gewisse Consonanten haben die Eigenschaft in Vocale aufgelöst zu werden, und gehen dann mit dem vorstehenden Vocale den der Verbindung angemessensten Diphthonglaut ein. Die Laute an sich sind von den bisher behandelten nicht verschieden, es sind die gewöhnlichen steigenden oder ächten Diphthonge, und sie werden daher am besten bei den betreffenden Consonanten aufgeführt werden. Verschieden von diesem Fall ist aber ein anderer. Gewisse Consonanten, besonders sogenannte liquidae, haben die Eigenheit, daß sie sich nicht gern hinter andere Laute anschließen, ohne zwischenein einen ihnen bequemen Vocalvorschlag gestellt zu haben, wozu sich natürlich am leichtesten der Urlaut hergibt, zuweilen auch das *a* und die negativen Laute. Daraus entstehen nun, wie man gleich sieht, falls ein anderer Vocal vorangeht, gern fallende Diphthonge. Diese Erscheinung, die sich im Angelsächsischen besonders ausgebildet hat, wird durch unsern bairischen Dialekt ihre Aufklärung erhalten.

*) Dieß ist die Ansicht Grimm's, der sie aber nicht theoretisch rechtfertigt.

Es sind die Buchstaben *L* und *R*, welche die Verbindungen erzeugen. Man kann diese Erscheinung den Liquidaldiphthong nennen.

4. Vocalische Assimilation.

§. 49.

Wenn ich mich im vorigen Capitel bestrebt habe, die Lehre vom Diphthong auf die allgemeinen Grundsätze der vocalischen Bewegung zurückzuführen, so werden wir jetzt den gleichen Entwicklungsgang an einer verwandten Erscheinung nachweisen, die man mit dem Namen der vocalischen Assimilation bezeichnen kann; eine Lehre noch überaus wenig beachtet, fast nirgends als ein allgemeines Element aufgestellt und in ihren Grunderscheinungen untersucht; in den classischen Sprachen fast ignorirt, weil man dort unter dem Namen Assimilation gewöhnlich bloß die consonantische versteht; und doch ist diese Lehre z. B. in der lateinischen Verbalbildung von der äußersten Wichtigkeit; die Aufmerksamkeit der Sprachlehre auf diesen wichtigen Gegenstand wird erst neuerer Zeit mehr geweckt durch den großen Einfluß, den derselbe in der deutschen Grammatik übt, und worauf Jacob Grimm gebührend hingewiesen hat. Doch, aus Mangel vorhandener Zusammenstellungen, müssen wir uns hier in der allgemeinen Ansicht mit wenigen Andeutungen begnügen.

§. 50.

Wie der Vocal von der Indifferenz nach der Peripherie strebt, wie der Diphthong am liebsten aus der Indifferenz gegen die Peripherie sich bewegt, so haben auch sich folgende Vocale, die aber nicht in Eine Sylbe zusammenfallen, weil sie durch zwischenliegende Consonanten geschieden sind, gleichwohl die Tendenz, sich nach diesem Grundgesetze weiter zu bewegen. Es läßt sich also wieder im Allgemeinen sagen: die naturgemäßeste Construction des mehrsylbigen Wortes scheint die zu seyn, daß die Vocalfolge von unten nach oben geht; es ist wieder der von unten nach oben harpeggirte Accord, gegen dessen Umkehrung sich die natürliche Empfänglichkeit des Ohres gewissermaßen zu sträuben scheint.

§. 51.

Anstatt hier isolirte Einzelheiten aus den alten und fremden Sprachen zu citiren, will ich mich gleich an die auffallendste Erscheinung halten, die die germanische Grammatik in dieser Hinsicht entwickelt hat. Jacob Grimm hat ein wichtiges Gesetz dieses Sprachstammes dahin ausgesprochen. Ueberall, wo in den deutschen Sprachen der bekannte Umlaut des Wurzelvocals (d. h. der Uebergang aus der Negation in die Zwischenreihe oder Position) vor

vor sich geht, also nach unserer Anschauungsart, überall wo der deutsche Vocal seiner Neigung in der Radial-Bewegung nachgibt, da ist diese Erscheinung veranlaßt durch ein in der flexivischen Nachsylbe unmittelbar sich anschließendes *i*. Umlaut kann also ursprünglich nie in der Schlußsylbe und nur in der Sylbe eintreten, der eine Nachsylbe folgt, dessen Vocal *i* ist. Auf diese außerordentlich wichtige Entdeckung, die allein schon im Stande war, die ganze germanische Grammatik zu revolutioniren und zu reformiren, ist Grimm durch ein umfassendes Studium aller germanischen Dialekte geführt worden, indem er in diesen, nämlich in ihrer früheren Gestalt, jenes Gesetz wenigstens als Regel antraf, so daß die selteneren Ausnahmen sich immer zurückbeziehen ließen auf das Gesetz — durch Contraction und Ausfall von Lauten. Grimm hat diese Entdeckung, wie man sieht, ganz historisch und rein empirisch gemacht und behandelt; er hat dieselbe nicht unter einen Kunstausdruck zu fassen gesucht, er nimmt sie überhaupt als eine Sprachgewöhnung unsers Idioms, und dieses ist auffallend, da er zugleich der erste ist, der auf die Abweichung mancher deutschen Vocalverhältnisse durch die Einwirkung des Gesetzes der vocalischen Assimilation aufmerksam gemacht hat. Das Gesetz, das er hier gefunden hat, beruht einzig auf der Assimilation. Hätte er sich auf diesen Standpunkt gestellt, so würde er den unvollkommenen Ausdruck seines Gesetzes gewahr geworden seyn.

§. 52.

Es finden sich nämlich, besonders bei den jüngern Dialekten, zahlreiche Fälle, wo jener Nachlaut fehlt, wie gesagt, durch Aus- und Abwerfen zu erklären; in den meisten Fällen ist jener Nachlaut nicht mehr *i*, sondern *e*, und in sehr vielen Fällen ist dieses *e* schon in den ältesten Formen vorhanden; hier hilft sich Grimm mit einer Ausflucht, die so lautet: Nach deutscher Grammatik gilt ein allgemeines Ableitungsgesetz, kraft welchem das *i* dem tiefen *è* gleichgestellt wird, das heißt, mit diesem alterniren, oder in es umspringen kann. Es ist also überall, wo auf die umlautende Sylbe ein flexivisches oder ableitendes *e* erscheint, dieses orthographische *e* als ein tiefes *è* zu fassen, und da *è* nach dem Ablautsgesetz = *i*, so tritt der Ausnahmsfall unter die allgemeine Regel zurück.

§. 53.

Dieser ganze künstliche Umweg wird vollkommen überflüssig, wenn man die isolirte Erscheinung in die theoretische Ansicht unsers Schema's erhebt: Der Umlaut ist eine Radial-Bewegung, gefordert durch Assimilation, das heißt, der negative Vocal, oder das *a*, die Wurzelsylbe wird durch einen positiven Ableitungsvocal diesem in die Zwischenreihe oder selbst in die Position näher gerückt. Ob dieser Ableitungsvocal ein *ä*, *e* oder *i* ist, das ist vor dem Gesetze völlig gleichgültig, denn es ist ja nur

Position gefordert, nicht eine einzelne Stufe derselben.

§. 54.

Hier wäre nun ein gelehrtes Beispiel deutscher vocalischer Assimilation, wie sie die historische Schule Grimm's aus den Monumenten unserer Sprachgeschichte auf dem Wege der Forschung und auf dem Papier entdeckt hat. Ich halte es für wichtig, solche gelehrte Entdeckungen durch analoge Erscheinungen aus dem Leben, aus der unmittelbaren Anschauung, wie sie das Ohr schaut, zu erläutern und zu bestätigen. Darum ein anderes in die Sinne fallendes Beispiel vocalischer Assimilation aus unserer schwäbischen Volkssprache.

§. 55.

Die Volkssprache unserer Gegenden hat wie jede andere ihre Idiosynkrasien. Wenn anderwärts in der Consonantur, wie oben bemerkt worden, die liquidae den Eigensinn haben, sich gern gewisse Vocale vorzuschieben, statt daß sie sich unmittelbar an andere Laute schließen sollten, so hat dagegen unser Dialekt etwas Aehnliches in gewissen Verbindungen, nämlich wo *L* oder *R* in derselben Sylbe einen andern Consonant hinter sich haben (der aber kein Dentallaut seyn darf, denn in *alt, hart, als, hirsch* findet kein Hülfslaut statt). Dort schiebt der Dialekt einen Hülfsvocal ein; dieser Hülfsvocal ist immer Urlaut oder gehört er der positiven Seite, also *e* und *i*. Welcher von diesen drei Lauten eintreten soll, das ist von zwei Bedingungen abhängig: einmal übt der nachfolgende Consonant eine Assimilation aus. Labial-Laute verlangen den Urlaut; *dorrəf, arrəm, stirrəb, zwélləf;* die Form *hallɔb* und ähnliche kommen in andern Dialekten vor; bei Guttural-Nachlauten hängt aber die Bestimmung von der vocalischen Assimilation, also vom Wurzel-Vocal ab. Ist dieser *a, è, é* oder *o*, so ist der Hülfs-Vocal *é* z. B. *starrék, marrékt, fallék, wollék, bèrrég, wèrrek, mérrék, sorrég, borrég;* ebenso beim *ch* nach *a* und *o*, *fallech, storréch, dolléch;* doch hört man auch *dollich, mollich, sollich,* und entschieden *i* nach *e, wéllich, héllich,* nicht wohl *wéllech, héllech;* Hier übt das *ch* eine consonantische Attraction nach *i* aus. Endlich aber, und dieses ist der auffallendste Fall, ist der Haupt-Vocal ein gesteigerter, *u, i*, so muß der Hülfs-Vocal vor jedem Guttural *i* seyn; z. B. *burrik, durrich, furrich, kirrich, tirrik, millich, birrik, gebirrig.* Man sieht wohl, wo der Haupt-Vocal freie Hand hat, da fordert er einen analogen Hülfs-Vocal; historisch betrachtet liegen auch diesen Hülfs-Vocalen frühere (nicht positive) zum Grunde, z. B. *durrich* hieß früher *duruch; millich, miluch, arrem, aram* u. s. w. In andern analogen Fällen läßt sich aber durchaus kein historisches Motiv des Hülfs-Vocals nachweisen. Wir erinnern endlich an analoge Fälle im Englischen. Dort wurde

aus *alarm* (d. i. Lerm, von *alle arme!*) *alarum* (sprich *älärəm*); aus Sorge, borgen, folgen, Furche wird *sorrow*, *borrow*, *follow*, *furrow*, wo der Guttural einen negativen Hülfsvocal zu erzeugen scheint, während *belly* und *bury* (sprich *bèrri*) aus den Wurzeln Balg und bergen positiven (assimilirend?) erzeugen. Man muß nämlich nicht das *y* aus *g* leiten wollen, sondern nach Erzeugung des Hülfs-Vocals das *g* abfallen lassen. So macht unsere Volkssprache aus Burg, Murg (Fluß) nachdem der Dialekt ein *burrig*, *murrig* erzeugt hat, gern *burri*, *múri*.

Die Lehre vom Consonant.

1. Als Einheit.

§. 1.

Wir haben die Manifestationen des Vocallauts in einem Cyclus, innerhalb eines Kreises bestimmbar gefunden oder in einer Pyramidalfigur, deren drei Seiten Segmente eines Kreises vorstellen können. Alle möglichen Vocallaute sind zwar nicht in unserm System actuell aufgeführt, aber jeder mögliche ist potentiâ darin enthalten, das heißt jeder darin nicht aufgezeichnete Vocallaut kann nur ein Zwischenlaut zwischen zweien darin verzeichneten seyn, ist also immerhin im System approximando zu charakterisiren. Insofern dürfen wir dieses Schema für ein absolutes, für jedes menschliche Sprachorgan gültiges erklären. Der Vocalismus erweis't darin, daß er sich in einer cyclischen Form, in einer Kreisfigur, darstellen läßt, seinen höhern Organismus gegenüber den andern Sprachlauten, zu denen wir jetzt übergehen, den Consonanten. Diese sind nicht auf eine Kreisfigur zurückzuführen; sie sind vielmehr Reihen, die als Linien betrachtet, sich parallel laufen, nirgends aber in einer Indifferenz convergiren oder sich völlig treffen. Es ist ferner bemerkt worden, während die Vocallautung die Natur eines reinen Klangs an sich hat, der sich mit Energie ausdrücken, rufen und als Continuum in beliebiger Zeitdauer darstellen läßt, ist dagegen der Consonant immer ein stoffartiges, nicht ein reiner Klang, sondern irgend eine Art von Geräusch, durch das Zusammendrücken der Sprachorgane hervorgebracht; sie müssen sich an irgend einer Stelle schließen oder doch quetschen, während beim Vocal die Werkzeuge nur einen verschieden construirten Canal bilden, durch den die Athemluft zu passiren hat, ohne sich irgendwo völlig zu schließen. Nur eine Reihe der Mitlauter, die aber auch die vollkommenste heißen kann, nimmt an der Continuität Antheil, doch ohne gerufen werden zu können (die aspiratae). Gleichwohl, wenn man nach diesen Vordersätzen den Vocal für ein Ursprünglicheres, gleichsam Früheres als den

Consonanten halten wollte, so hätte man darin doch einen Fehlschluß gemacht, wie der nächste §. zeigen wird.

§. 2.

Spiritus lenis.

Wenn wir vorhin den Urlaut als das Primitivste vom Sprachlaut erkannt haben, und ihn nun für ein wirklich Einfaches halten, so täuschen wir uns. Wenn ich *a* sage, so hab' ich schon zwei Buchstaben ausgesprochen, das heißt neben dem Urvocal ist hier auch schon der Urconsonant gegeben. Es ist Gesetz: Kein Vocallaut kann laut werden, ohne einen Mitlaut, Mitlauter vorauszuschicken, denn irgendwo muß die Stimme, die beim Kehlkopf aus dem reinen Tongebiet in das Sprachgebiet herübertritt, irgendwo muß sie ansetzen, um als Laut vorzubrechen, und dieser Ansatz, wenn er am einfachsten, unmerkbarsten geschehen soll, producirt sich unmittelbar über dem Kehlkopf in der Gestalt desjenigen Consonants, den unter allen von uns verglichenen Sprachen nur das feine Ohr der Griechen, als einen wirklichen Laut gefaßt und unter dem Namen des Spiritus lenis fixirt hat. Um sich von der wirklichen Existenz dieses Consonanten zu überzeugen, und sich seine Individualität zur Anschauung zu bringen, spreche man den Laut *a* doppelt, einmal ohne Ansatz, wo er bloß lang *a* wird, also *aa* = *á* aus, dann aber jedes *a* mit frischem Ansatz *a*|*a*, so hat man gleich den Unterschied; noch deutlicher: zwei Vocale *ai* ohne Ansatz gibt einen Diphthong, *a* — *i*, mit Ansatz gibt zwei Sylben (wiewohl man es auch zweisylbig ohne Spiritus aussprechen kann). Wenn man in deutscher Sprache, z. B. auf die Etymologie des Wortes *erinnern* von *innern* aufmerksam machen will, so setzt man vor *i* mit der Stimme frisch an und sagt *er*|*innern*; dieß ist nichts anders als der eingeschobene Spiritus. Dieser Laut muß jedem Vocal, der die Rede anheben soll, noch vortreten, und er producirt sich überall von selbst, wo nicht ein anderer Consonant den Vocal einführt; er tritt also vorm Vocal überall ein, sobald derselbe nicht an einen unmittelbar vorhergehenden Laut ohne Absatz der Stimme sich anschließen kann.

Der Grieche schrieb den Spiritus, weil er ihn, ähnlich den Vocalzeichen der semitischen Sprachen, doch nicht für einen eigentlichen Buchstaben, sondern nur für eine Modification des Vocallauts betrachtete, schrieb denselben nur im Anfang der Wurzel, z. B. von ἄλλομαι kommt ἀνάλλομαι, von ἔχω ἐνέχω ohne Spiritus, ob man gleich, wenn man will, eben so gut ἀνάλλομαι sprechen kann, wie wir oben *er'innern* gesprochen haben; der natürliche Fluß der Rede würde aber hier durch den unnöthigen Hülfslaut unterbrochen. Uebrigens blieb auch der Spiritus im Fluß der Rede ohne Composition durch bloßes Zusammenstoßen

der Wörter gewiß aus, z. B. in τὸν ἄνδρα sprach man gewiß den Spiritus nicht aus, obgleich sich die Orthographie gewöhnte, ihn, wo er einmal eingeführt war, zu schreiben. Dieser Consonant ist freilich der feinste, stofflöseste von allen möglichen, so daß er der Anschauung am leichtesten entschlüpft. Gerade um dieser seiner Natur willen ist es aber nöthig, daß ihn die Theorie recht scharf auffasse, und wir müssen ihn um der theoretischen Consequenz willen, trotz seiner Flüchtigkeit, in die Reihe der Consonanten so gut wie jeden andern aufnehmen, wie wir dieß uns beim Urvocal gleichfalls zur Pflicht gemacht haben. Aus dieser Rücksicht sind wir auch gezwungen, ihn nicht nach griechischer Weise mit einer Art von Accentzeichen, abzufertigen; wir werden uns vielmehr zu seiner Bezeichnung der Figur des umgekehrten *h*, also *η*, bedienen. Ich muß hier noch eine Bemerkung machen: Wenn man sich recht bemüht, einen Vocal selbst ohne Spiritus vorzubringen, so glaubt man das Experiment gelinge, das heißt, der Vorschlag läßt sich mit einiger Anstrengung so zerquetschen und unterdrücken, daß er wirklich ein fast Unhörbares, Stoffloses zu werden scheint; es ist aber gewiß, daß man dann den Vocal selbst nur schwach laut werden lassen, ihn gleichsam nur leise sprechen kann; denn so wie er laut anklingt, so kommt man durch das Bestreben, den Spiritus zu unterdrücken, in einen andern Abweg, man läßt den Consonant *h* anlauten, und diese Wechselwirkung des Organs hat wieder das feine Ohr des Griechen richtig zu würdigen gewußt, denn er stellt dem Spiritus lenis den Buchstaben *h* als Spiritus asper zur Seite, während alle andern Sprachen, die den Spiritus lenis ignoriren, das *h* als wirklichen Buchstaben behandeln. Um jener Verflüchtigung des Spiritus willen, kann man übrigens nicht behaupten, daß es einen stärkern und einen schwächern Spiritus gebe, wenigstens wäre es Affectation, in einem an sich so flüchtigen, kaum fixirbaren Laut noch energische Unterschiede wahrnehmen zu wollen.

§. 3.

Schlaglaute.

Der Proceß, der die Production dieses Lautes zur Folge hat, besteht in einem Stemmen, oder Aufhalten des Stimmlautes oberhalb oder am Kehlkopfe, und sofort einem plötzlichen Freilassen der Luft, wodurch sie gewaltsam nach außen getrieben wird; es ist also eine Explosion, ein Stoß oder Schlag; daher Schmeller mit Recht den Namen Schlaglaut für diese Classe von Lauten gewählt hat, die jenem verwandt nun folgen werden, und dessen ich mich auch in Zukunft bedienen werde; der alte Ausdruck literae mutae ist zu weit, und der literae tenues zu eng für das, was hier bezeichnet werden soll, wie wir es später sehen werden.

§. 4.

Bewegen wir uns nun von dem Kehlkopf aufwärts nach oben im Sprach-Canal, so stoßen wir zunächst auf einen Schlaglaut im hintern Gaumen, den ich absichtlich, wie sich zeigen wird, durch das griechische $\varkappa$ bezeichnen will. Man nennt diesen Laut Guttural, Kehllaut; genauer zu sprechen, möchte er dem wirklich gutturalen Urconsonant gegenüber lieber Gaumenlaut palatalis zu nennen seyn. Ich will ihn so nennen. Also $\varkappa a$. Springen wir von hier auf das Zungen- und Zahngebiet über, so haben wir den Laut des griechischen τ, und drittens auf dem Lippengebiet das griechische π. Man hat jenen Laut sowohl lingual als dental genannt, und beides mag richtig heißen; der letzte heißt natürlich labial.

§. 5.

Es fragt sich, ob zwischen diesen drei Hauptschlaglauten, die man die Grundconsonanten und die erste Ableitung aus dem Urconsonant nennen könnte, ob sie die Reihe der Schlaglaute erschöpfen oder ob die Reihe wieder eine versteckte Linie ist, die eine Continuität, ähnlich den Vocalen, darstellen können. Einmal ist auf dem Wege vom Urconsonant zum $\varkappa$ kein Zwischenlaut gedenkbar, denn der erste ist noch die absolute Bestimmungslosigkeit, neben den andern individualisirten, und als solche so unantastbar wie der Urvocal. Wohl aber ist vom $\varkappa$ im Hintergaumen bis zum τ im Vordergaumen oder zu den Zähnen ein Weg gebahnt, der sich progressiv und gleichsam unmerkbar zurücklegen läßt, so daß sich ein wirklicher Zwischenlaut zwischen $\varkappa$ und τ denken läßt, den wir aber nicht anders als $\frac{\varkappa}{\tau}$ bezeichnen könnten. Dieser Laut ist schwer zu fixiren, und es ist gleich anzumerken, daß die organische Bewegung hier vom gutturalen gegen den lingualen zu ist, und wenn sich ein Idiom einmal dieser Neigung ergibt, so ist es in Gefahr, mit seinen Gutturalen, durch diesen Mittellaut, auf dem es, weil derselbe nicht gut zu fixiren, sich nicht erhalten kann, ins wirkliche Lingualgebiet hinüberzufallen, wie wir seiner Zeit im physiologischen Capitel weiter ausführen, und woraus wir im historischen Theil die wichtigsten Revolutionen herleiten werden, welche das Consonantsystem überhaupt erfahren hat. (Hier könnt' ich mir auch getrauen, ein doppeltes τ zu erkennen, wovon mir das Eine (wenigstens in der innern Anschauung) wie $\tau\pi$, das andere wie τj erscheint, das heißt, das τ kann den Lippen oder dem Gaumen näher und dennoch rein producirt werden. Dieses liegt dem feinen Unterschiede des gestrichenen t' der slavischen Sprachen neben dem harten (tw) zum Grund. Aber die praktische Geltung ist nicht recht denkbar; man vergleiche (sogleich unten) die indischen τ-Laute.)

§. 6.

Wenn sich zwischen Gaumen und Zähnen ein Uebergang denken ließe und also ei $\frac{\varkappa}{\tau}$ möglich machte, so ist es im Verhältniß vom τ vorwärts zum π anders. Von den Zähnen bis auf die Lippen kann die Zunge, welche fast alle Consonantenproductionen vermittelt, nur auf einem Sprunge gelangen, denn sie kann den obern Raum zwischen Zähnen und Lippen nicht so bequem berühren, daß sich in diesen Gebieten Sprachlaute erzeugen könnten. Gleichwohl gibt es einen Zwischenlaut zwischen τ und π, den ich, ohne alle Erfahrung darauf geführt, gleichsam a priori glaube gefunden zu haben. Bekanntlich wird τ durch ein Andrücken der Zunge an die Oberzähne (oder in Ermangelung, ans obere Zahnfleisch) gebildet; derselbe Proceß läßt sich machen, wenn man die Zungenspitze statt an die Oberzähne bis heraus an die Oberlippe bewegt und sie dann zurückzieht, wie beim τ. So entsteht ein Schlaglaut, der gleichsam mit der Oberlippe π, mit der Zunge aber τ angibt, keines von beiden, und von jedem etwas, kurzum ein neuer Buchstabe, ein reiner Zwischenlaut, ein $\frac{\pi}{\tau}$ ist. Diesen Buchstaben muß man als labial-lingualen classificiren. Es ist mir, wie gesagt, kein Idiom bekannt geworden, das von diesem Schlaglaut praktisch Gebrauch machte; es ist dieses noch nirgendsher bekannt geworden; doch muß ich hier auf eine Eigenheit der Sanskrit-Grammatik aufmerksam machen. Das Alphabeth dieser äußerst laut- und formenreichen Sprache zeigt ein dreifaches τe oder wie man richtiger sagt τa. Das eine ist unser τ; das zweite soll nach der Beschreibung der Engländer τsche lauten, ist also offenbar aus jenem Zwischenlaut des $\frac{\varkappa}{\tau}$ zu erklären, nach obiger Bemerkung; das dritte, das die Engländer nicht beschreiben zu können vorgeben, könnte vielleicht, wenigstens ursprünglich, ein labial-linguales, unser $\frac{\pi}{\tau}$ gewesen seyn, so daß der Laut, als einer der leicht ins τ zusammenfällt, diesem ursprünglichen zweiten τ wieder einen Anstoß und eine Bewegung gegen jenes τsche könnte gegeben haben. Dieß als Vermuthung. Das $\frac{\pi}{\tau}$, wie gesagt, ist in unserm Sprachkreis unpraktisch und bis jetzt bloß theoretische Figur in unserm Schema.

§. 7.

Duplicität.

Der Grund, warum wir uns in der Darstellung der Schlaglaute der griechischen Zeichen $\varkappa$ τ π bedienten, wird jetzt klar

werden. Die Griechen, wenigstens gewiß die heutigen, und wie sich beinahe für gewiß beweisen läßt, auch die alten, sprachen diese Laute in der reinen ursprünglichen Indifferenz in Beziehung auf energische Bestimmung, d. h. deutlicher gesagt, die späteren Idiome, voran das Lateinische, vielleicht auch schon griechische Dialekte, brachten in diese Lautlehre eine gewisse Duplicität dadurch, daß man innerhalb des nämlichen Lautbodens die Unterscheidung machte, soll der Laut hart oder weich, mit gesteigerter oder verminderter Energie ausgesprochen werden. Man unterschied also lateinisch *pe* und *be*, *te* und *de*, *ge* und das harte *ce*, was später lingual wurde, weßhalb wir die Bezeichnung *qe* vorziehen. Diese Trennung, welche zunächst eine unwichtige Spitzfindigkeit heißen könnte, ist aber von der größten Wichtigkeit, weil auf diesem Wege die ganze Lautreihe sich nach zwei Richtungen weiter entwickelt, welche Entwicklung, wie wir sehen werden, die Hauptgrundlage für unsere physiologische Ansicht der Consonantur abgeben muß. Man wird sich übrigens hüten müssen, diese Duplicität als eine organische Polarität zu betrachten, und da das Heraustreten aus der Indifferenz nach beiden Seiten eigentlich diese selbst aufhebt, indem neben den getrennten Lauten der mittlere nicht als ein dritter von ihnen verschiedener praktisch weiter bestehen kann, sondern dadurch gleichsam entbehrlich und weggeworfen wird, so wird sich auch nicht von einer Entwicklung desselben, nach einer positiven oder negativen Seite, sprechen lassen; es ist nicht ein Entwickeln, sondern ein mechanisches Auseinanderstellen der Indifferenz, und wir wollen uns mit der Bezeichnung starke und schwache Seite, oder harte und weiche Laute begnügen.

§. 8.

Schwache Seite.

Will man die Schlaglaute als weiche produciren, so könnte man einmal, genau betrachtet, auch behaupten, diese Laute seyen selbst qualitativ, oder specifisch von den harten verschieden, indem bei letztern die Organe nicht nur stärker, d. h. energischer, sondern auch in einer größern Fläche an einander gedrückt werden, als bei den weichen; gleichwohl nimmt man sie lieber für specifisch gleich, weil sie, so zu sagen, doch aus Einem Focus auslauten, an derselben Stelle, nur spitzer oder breiter mit dem Organe explodirt werden. Der eigentliche Unterschied besteht also darin, daß bei den harten der Strom des Stimmlauts recht fest gehemmt und gespannt werde, während man bei den weichen, gleichsam nebenher die Stimme austönen läßt, folglich die Organe nicht so völlig geschlossen erscheinen. Auf diese Weise hätten wir nun also hauptsächlich *g d* und *b* erhalten, wenn man die Mit-

tellaute der $\frac{g}{d}$ und $\frac{b}{d}$ als zunächst unpraktisch nicht mit zählen will.

§. 9.

Spiranten. ð (ð)

Ist nun aber das Organ einmal in dieser Richtung der Erweichung begriffen, so bleibt es auf der angegeben Stufe nicht stehen, sondern es sucht allgemach den ganzen Proceß der Explosion in einer Art von Aequivalent zu umgehen, es umschreibt gleichsam den intentionirten Schlaglaut, verhüllt ihn, und könnte ein maskirter Schlaglaut heißen. Dieser Proceß ist nicht in allen Gebieten gleich leicht zu fassen. Am klarsten läßt sich der Laut darstellen im Dentalgebiet. Statt daß beim reinen *d* die Zungenspitze an die Oberzähne anschlägt, wird die Zunge etwas über die Zähne herausgebracht, und derselbe Proceß, aber mit der innern Zungenfläche, producirt. Hier vertheilt sich die Berührung auf der größern Zungenfläche, wodurch der Laut einen viel weichlicheren Charakter annimmt als beim reinen *d*, kurzum ein völlig verschiedener Buchstab entsteht, den die Griechen, die alten wohl so gut wie die heutigen, in ihrem δελτα besaßen, und den wir theoretisch durch das in der Schrift bestehende ð-Zeichen, als vom *d* verschieden, bequem ausdrücken können. Derselbe Buchstab ist im Altlateinischen zu vermuthen, wo er später in den meisten Fällen wieder abgefallen ist. Unter den heutigen romanischen Sprachen besitzt ihn die castilische; in ihr wird jedes *d* am Schluß vorm Vocal, so wie auch das *d* zwischen zwei Vocalen in diesen Laut verweichlicht, wodurch es denn auch geneigt wird, vollends ganz auszufallen und stumm zu werden. Auf germanischer Seite findet sich dieser Buchstab im Altnordischen oder Isländischen, wo er durch ein oben durchstrichenes ð bezeichnet wird, und in der Mitte und am Ende gleichfalls statt eines frühern *d* eintritt; woher es denn auch die heutige dänische Sprache überkommen, in der dieser Buchstab zwar kein eignes Zeichen besitzt, aber überall, wo *d* einem Vocal folgt, diese Erweichung annimmt, wodurch das *d* auch wieder in gewissen Fällen zum völlig stummen Zeichen verwandt wurde. Ebenso läßt sich der Laut und jener Buchstab dafür in den altsächsischen und angelsächsischen Idiomen nachweisen, aber wie im Spanischen und jenen nordischen Sprachen ist er auch hier bloßer Hülfslaut, der hintern Vocal oder überhaupt in der Mitte und am Schluß der Wörter die Stelle des früheren *d* eingenommen hat. Von den heutigen deutschen Dialekten scheint der holländische noch eine Nachwirkung dieses altsächsischen ð zu verspüren, indem es zwar diesen Laut nicht mehr besitzt, wohl aber die Neigung überkommen hat, die mittlern und Schluß-*d* gleichfalls auszuwerfen und stumm werden zu lassen. Wichtiger als alle diese Fälle ist aber der, der sich allein vollkommen mit dem griechischen

δελτα vergleicht, nämlich der englische. Im Englischen ist nicht sowohl (oder nicht allein) aus einem frühern mittlern *d*, sondern hauptsächlich auch aus dem anlautenden Aspiraten þ (*th*) ein weicheres, sowohl in- und aus- als auch anlautendes *th* hervorgegangen, das vollkommen diesen Laut des δελτα darstellt. Es ist dieses das sogenannte weiche englische *th*, das besonders im Anlaut des Artikels, der Pronomen und Demonstrativ-Partikeln gehört wird. Hier tritt also, wie im Griechischen, der Laut als ein selbstständiger eigner Buchstab auf, ob ihn gleich die Orthographie nicht zu bezeichnen weiß, indem sie ihn dem harten *th* ganz gleich stellt, aus dem der Laut freilich historisch hervorgegangen ist. Besser wäre die Bezeichnung *dh* gewesen, wenn man darunter überhaupt einen dem *d* verwandten Laut versteht. Nur muß man sich vor dem Mißverständniß wahren, als ob ð aus einem *d* + *h* hervorgegangen wäre, wie wir das griechische ϑ später aus *t* + *h* sich produciren sehen. Die Spiranten entstehen durch unmittelbare Verweichlichung eines Schlaglautes, nicht durch eine von außen kommende sogenannte Aspiration oder *h*. Doch die englischen Grammatiker begnügen sich damit, in ihren orthographischen Wörterbüchern die beiden *th* durch verschiedene Zeichen zu trennen, was freilich bei der ohnedem so confusen englischen Orthographie wenig mehr auffällt. Ich werde mich für den theoretischen Gebrauch immer der Figur des griechischen ð oder des ð bedienen, ihn auch das *delta* oder nach einem von Grimm für verwandte Laute geschaffenen Ausdruck, den dentalen Spiranten nennen; welchen Ausdruck Spirant man folglich von Aspirat verschieden betrachten möge, ob sie gleich etymologisch ein und dasselbe sagen. Das ist in jeder Terminologie gleichgültig, wo es bloß um ein Zeichen zu thun ist.

§. 10. β.

Während sich der dem $\frac{\pi}{\tau}$ analoge Spirant, den wir $\frac{\beta}{\delta}$ bezeichnen müssen, aber unpraktisch ist, so leicht wie das ð selbst, darstellen läßt, so wollen sich die analogen Erscheinungen auf dem Gebiete des π und κ nicht so leicht ergeben. Gleichwohl kann es nicht fehlen, daß die Griechen, die für ihr δελτα einen von τ so ausgezeichneten weichen Laut besaßen, auch für ihr γαμμα und βητα einen ähnlichen besessen haben müssen. Die Griechen hatten in der alten Zeit das reine ω nicht, sie mußeen das lateinische *v* durch *ου* umschreiben; späterhin, wie noch den heutigen Griechen, galt das β für ω; daraus läßt sich ein mittlerer Laut folgern, der dem β ursprünglich gemäß war und der auch für unser ð, als die andern media, das rechte Analogon abgäbe. Es besteht auch wirklich ein solcher Laut; wenn man nämlich, das ω vermeidend, das mit den Lippen producirt wird, denselben Proceß zwischen Oberzähnen und Unterlippen hervorbringt, so entsteht ein Laut, der nicht so weichlich wie

w, mehr Schärfe und Consistenz hat, und den viele Sprachen cultiviren, um dem *w* eine elegante Färbung durch Bewußtseyn zu geben; so sprechen viele Franzosen das *v* halb dental, so namentlich die Engländer, um ihr *v* recht entschieden vom breitern *w* zu scheiden; so hat der Berliner Dialekt das eigne, das *w* so *v* mäßig hören zu lassen.

Aber nicht bloß ein Erzeugniß der modernen Eleganz ist dieser Laut; denn schon in den altsächsischen Quellen kommt, ganz analog jenem Hülfslaut ð, ein ebenfalls oben gestrichenes *b* vor, das ebenso, als Erweichung eines frühern *b* nur in der Mitte, nicht zu Anfang der Wörter gefunden wird, das aber die neuern Dialekte, wie Holländer und Engländer, mit dem *v* vertauscht haben, welches aber wenigstens die leztern, wie gesagt, besonders im Auslaut mit dem wirklichen Laut jenes *bh* aussprechen. Wir werden diesen Laut das *β*, *bῆta* nennen, obgleich, wie bemerkt, die heutigen Griechen ihn mit dem allgemeinen *w* aussprechen, welches an sich, als rein labial dem *b* eigentlich näher, und nach dieser Ansicht dem ð noch analoger steht, als dieser *bh*-Laut. Auch im Altnordischen steht dem ð analog nur *v*, nicht *bh*.

§. 11. *γ*.

Fast noch schwieriger als der Spirant des *b* ist der des *g* zu fixiren. Gleichwohl muß das griechische *γαμμα* zuverlässig einen Laut gehabt haben, der den *ge*-Laut, auf die analoge Art der vorigen maskirte und umschrieb. Ich glaube ihn in der Sylbe *aga* (*αγα*) aussprechen zu können, und es gibt Sprachen, wie die dänische, welche ein *g* zwischen zwei Vocalen (z. B. *sige*, sagen) mit einem solchen erweichten Laut auszusprechen behaupten, aber wieder bloß als Hülfslaut, während in den alten deutschen Dialekten nichts Bestimmtes der Art vorkommt, weil das allerdings häufige *gh* in eine andere Classe fällt, von der später die Rede ist. Will man diesen Laut fixiren, so fällt man auf folgende Abwege: 1) man läßt das *g* ganz verstummen, dieß geschieht gewöhnlich im angeführten dänischen Fall. 2) man fällt in eine leichte aspirata *gha* (*χα*), 3) oder gar in das gutturale *R* (*rha*), 4) oder man fällt in zwei andere Spiranten *j* und *h*, die allerdings das beste Hülfsmittel sind, von denen aber das *j*, das die Neugriechen vor *e* und *i* gebrauchen, die Eigenheit hat, daß es in gewissen Verbindungen, wie nach den negativen Vocalen und *a*, nicht sich anschließen will; das *h*, das mit einer geringen Aspiration sich gegen die aspirata *χ* neigt, ist gewiß dem alten Gamma am nächsten; und merkwürdig ist, daß im Russischen, welches das griechische *Γ* in seine Orthographie aufgenommen hat, dieser Buchstab nun die Stelle des deutschen *h* ausfüllen muß; wie überhaupt die slavischen Sprachen den *H*-Laut gegen die Aspiration geneigt hören lassen. Ob die heutigen Griechen das *γαμμα* mit einer gelinden Aspiration oder wirklich noch als reine alte Spirans

sprechen, bin ich nicht im Stande genau zu sagen, da es auf die Anschauung der nationalen Organe in Masse ankäme.

§. 12. *w*

Wenn man nun gleich diese drei Laute, das *βητα*, *δελτα* und *γαμμα*, als die Haupt-Spiranten betrachten kann, so sind sie doch, wie gezeigt worden, außer dem *δελτα* wenig praktisch; sie sind meist Uebergangslaute gewesen, die sich nicht auf die Dauer fixiren ließen. Das *delta*, das klarste von allen, ist keiner weitern Veränderung ausgesetzt, die abgerechnet, ganz zu verklingen und auszufallen. Statt der beiden andern aber schleichen sich nah gelegene Laute ein, welche sich entschieden fixiren lassen, und die darum die praktischen Spiranten heißen könnten; für sie hat zunächst J. Grimm jenen Ausdruck geschaffen. So tritt an die Stelle des *β* das bequeme *w*, das, dem *b* völlig correspondirend, durch Näherung (nicht Schließung) der beiden Lippen hervorgebracht wird. Will man noch über das *w* in Erweichung des Lautes hinausgehen, so kommt man auf das englische *w*, das aber nichts anders mehr ist, als ein reiner Vocalvorschlag des Vocals *u*. So hätten wir von dieser Seite das Mitlautersystem an den Vocalkreis angeschlossen. (Daß das *w* eine Neigung hat, sich in seinem entsprechenden Aspiraten *f* zu verkörpern, wird später zur Sprache kommen.)

§. 13. *j*

Ein Aehnliches begegnet dem *gamma*, nur mit dem Unterschiede, daß ihm statt Eines Auswegs zwei zur Seite stehen. Der praktische Spirant des *ge* scheint zunächst das *je* zu seyn; denn in diesem Laut wird ganz auf die Weise die Umschreibung des *g*-Lautes bewerkstelligt, wie im *δ* das *d*, im *w* das *b* umgangen und maskirt wird. Das *je* oder *jott* hat noch eine weitere Analogie mit dem *we*; indem es sich noch weiter verflüchtigen läßt in den Vocal *i*, als Vocalvorschlag, wie dieß z. B. in der spanischen Sprache geschieht, auch im Französischen *yeux* ꝛc. *j* und *w* hat man darum Halbvocale genannt, was im Ganzen unpassend oder sinnlos ist, so wie die Ansicht falsch ist, daß diese Laute nur aus früheren *i* und *u* entstehen, oder überhaupt ihnen am nächsten stehen. Im Gegentheil steht das reine (nicht das hinaufgetriebene) *j* und *w* nicht dem *i* und *u*, sondern dem *e* und *o* am nächsten, und ein auf andere Vocale tonlos geschleiftes *e* und *o* producirt den Spiranten wenigstens eben so gewiß, als *i* und *u*, so daß man gezwungen wird, beide Laute eben als die Verkörperung einer Vocalseite, also das *j* als den positiven, das *w* aber als den negativen Vocal-Consonanten (nicht Halbvocal) zu betrachten. Ueber die Neigung des *j* zur aspirata im physiologischen Capitel.

§. 14. *h*.

Wenn wir im *w*, *δ*, *j*, als den praktischen Spiranten, den Weg rückwärts von den Lippen ab zurückgelegt haben, den wir früher in den Schlaglauten vom Kehlkopf aus begonnen hatten, so müssen wir jetzt auch bis zu diesem Ausgangspunkte herabsteigen, und daselbst den gutturalen Spiranten *h* kennen lernen, der, nach der richtigen Anschauung der Griechen, mit dem Spiritus lenis auf demselben Boden steht, oder seine Auflösung, seine Umschreibung ist, und den die andern Sprachen als einen wirklichen Consonantbuchstaben gleichfalls richtig bezeichnet haben. Unter den lebenden Sprachen läßt sich indessen bemerken, daß das *h* jetzt der ausschließlich germanische Buchstab ist, denn die Griechen und Romaner haben diesen Laut, den sie im Alterthum hatten, wieder aufgegeben, und die Slaven, wie oben erinnert worden, bedienen sich statt seiner einer gelinden Aspiration (*χα*). Gerade umgekehrt läßt sich bei den Germanen nachweisen, daß ihnen dieser Laut in seiner jetzigen Stellung ursprünglich nicht eigen war, während er doch einer der wichtigsten Consonanten aller lebenden germanischen Zungen ohne Ausnahme ist. Da man die Palatal- und Gutturallaute theoretisch und praktisch leicht zusammenwirft, so wird *h* mit seinem verwandten Aspiraten *χ* auch häufig dem *k*, *g* entsprechend angenommen. Es kann hier noch dieses bemerkt werden: dem Griechen war das *h* ein Spiritus, Hauchzeichen, Spiritus asper; er behandelt den Laut darum dem Spiritus lenis auch ganz analog, d. h. er hat seine eigentliche Stellung nur im Anlaut; als Auslaut kann das *h* nicht ausgesprochen werden, und überhaupt hat es wie der Spiritus lenis seine natürliche Stellung nur vorm Vocal, was im Grund ihrer durchsichtigen Natur wegen von allen Spiranten gilt; in der Mitte, durch Composition, läßt der Grieche ihn ausfallen, z. B. v. *ὕδωρ* kommt *ἄνυδρος* ohne Spiritus, und ebenso hat man wohl im Zusammenhang nach dem Consonanten den Spiritus nicht gesprochen, z. B. *ἥλιος*, aber *τον ἥλιον* ohne den Spiritus nach der Analogie von *ἄνυδρος*, und weil wenigstens nach seinem Gehör im Vers dadurch Position entstände, was doch nicht geschieht. Im Lateinischen wird das *h* überall, auch in der Composition beibehalten, *inhumanus*, es ist aber in der Aussprache doch derselbe Zweifel, ob es hier auch gelautet habe; denn wie gesagt, das *h* macht nie Position, und dem Römer, dem *h* doch ein wirklicher Buchstab, kein Spiritus-Häkchen, wie dem Griechen, war, hätte die Position doch auffallen müssen, wenn sein *h* nicht die Eigenschaft gehabt hätte, stumm seyn zu können, wo es mit einem andern Mitlauter zusammenstieß. Daß die Alten ein weicheres anderes *h* gesprochen haben, ist eine Chimäre, denn das *h* läßt sich nur sprechen oder nicht sprechen; es ist dasselbe Mährchen, wie die deutsch-französischen Grammatiker immer noch fortführen, das französische *h aspirée*

sey kein stummes, sondern nur ein weicheres *h*, während es doch kein richtig sprechender Franzose jemals hören läßt. Dieses nach Umständen bald erscheinende bald verschwindende *h* ist uns nun etwas Auffallendes; wir können es nicht begreifen, daß der Grieche ἥλιος und μεγας ηλιος oder der Römer *hortus* und *hic ortus* soll gesprochen haben, weil es uns ganz undeutsch vorkäme, wenn Jemand *haus* mit dem Artikel *das aus* aussprächе. Bei dieser Verwunderung vergessen wir, daß wir beim Spiritus lenis derselben, wenn auch weniger auffallenden, doch ganz analogen Freiheit uns bedienen; denn wir sagen *yauge* mit dem Spiritus, aber *das auge* ohne Spiritus, nicht *das yauge*. Wir hätten hiermit die Entwicklung der schwachen Seite des Schlaglauts bis in seinen äußersten Auslaufer verfolgt, das heißt einerseits bis in seine vocalische Auflösung ins *u* und *i*, andrerseits bis in seine stofflöseste, ungefärbteste, man kann sagen indifferenteste Gestalt als Spiritus asper.

§. 15.

Starke Seite.

Es gehört ein gebildetes Organ dazu, um die harten Schlaglaute wirklich rein von den weichen zu scheiden, ohne daß man seine Zuflucht zu specifisch verschiedenen Hülfsmitteln nimmt. Wir haben schon gesehen, daß die Griechen auf diese Scheidung nichts hielten; vielleicht darf man davon gewisse härtere Dialekte ausnehmen, besonders diejenigen, denen die benachbarte lateinische Sprache näher steht, denn in dieser Sprache scheinen sich sehr früh die Schlaglaute in ihrer Duplicität entfaltet zu haben. In den heutigen lebenden Sprachen hat man, mit Ausnahme der neugriechischen, überall die Duplicität eingeführt. Es muß aber hiebei gleich bemerkt werden, daß die sich selbst überlassene Volkssprache, die der theoretischen Ausbildung abgelegen ist, nirgends diese Trennungen kennt, sondern, daß sie überall, entweder harte und weiche Laute, in die Indifferenz zusammenwirft, oder daß sie, um beide zu trennen, entweder den weichen Laut noch weiter in den Spiranten oder in den Aspirat verändert, oder daß sie dem harten Laut irgend einen Hülfslaut anzuhängen weiß, wodurch der Schlaglaut zum Doppellaut wird. Am bequemsten gibt sich zu diesem Dienst die sogenannte Aspiration, d. h. der Buchstab *h* her.

§. 16.

Wenn man also die indifferenten Laute π τ κ durch Spannung hemmt und verstärkt, und so die harten *p t q* producirt, so verharrt der ungebildete Dialekt bei jenen Indifferenzen, und weil diese ihm zugleich am gewöhnlichsten statt der weichen *b d g* gelten, so unterscheidet er die harten durch ein der Indifferenz angehängtes *h*, also *p*, *t*, *q* gilt ihm *πh*, *τh*, *κh*. Diese Laute nun widersprechen der

theoretisch eingeführten Duplicität, nach welcher die Indifferenz nicht mehr zum Vorschein kommen soll, und man behandelt darum diese Laute theoretisch lieber als wirklich harte mit der Aspiration, also *ph*, *th*, *qh*, nicht zu verwechseln mit den lateinisch-griechischen Aspiraten dieser Bezeichnung. Eine merkwürdige, für uns übrigens zum Theil räthselhafte Erscheinung ist es, daß in der Sanskrit-Grammatik jeder Schlaglaut und jeder Aspirat, hart wie weich, in der doppelten Erscheinung, als reiner und als aspirirter, d. h. von dem Buchstaben *h* gefolgt auftritt.

§. 17.

Das *h* erreicht in dieser Function als Hülfslaut seinen Charakter der Allgemeinheit, seine nächste Verwandtschaft mit dem Urconsonant oder Spiritus lenis. Uebrigens haften diese Verbindungen, die sehr naturgemäß und darum sehr allgemein sind, doch nur in den Idiomen, welche den *h*-Laut überhaupt theoretisch pflegen und anerkennen. In den romanischen Sprachen z. B. wo theoretisch kein *h*-Laut mehr besteht, kann auch kein so componirter Doppel-Consonant mehr gültig bestehen, wogegen die germanischen Sprachen, die eine Vorliebe für den *h*-Laut haben, auch jenen Verbindungen theoretisch nie ganz entsagt haben, z. B. im hochdeutschen *k* wird eine Verbindung der Art theoretisch anerkannt; es ist in gewisser Stellung ein wahrer Doppellaut.

§. 18.

Obgleich nun aber dieser Hülfslaut *h*, der aus dem Bestreben die Energie der Lautung zu unterscheiden, sich uranfänglich producirt, obgleich er allen Schlaglauten sich anpassen läßt, so fügt er sich doch nicht hinter alle gleich leicht. Was die Verbindung *kh* betrifft, so läßt sich einmal in der deutschen Grammatik, so weit ihre Geschichte offenbar ist, erweisen, daß sie nicht einmal eine ursprüngliche, das heißt für uns älteste ist, denn unser jetziges *kha* ist aus einem frühern *kχa* entstanden. Von dieser historischen Nachweisung übrigens abgesehen, läßt sich eine hypothetische Entwicklung hier nachweisen, die, falls sie Stich hält, einmal in ihren Wirkungen weit über die historische Ansicht unserer Sprachen hinausreicht, andrerseits aber glücklicherweise sich doch auch im Umkreis unserer germanischen Sprachgeschichte bethätigt und nachweisen läßt. Diese meine Hypothese, die die Erzeugung der Aspiratenreihe genannt werden kann, ist nun folgende.

§. 19.

Aspirate.

Das den Schlaglauten durch die Tendenz der Erhärtung angehängte *h* erfährt den Proceß der Assimilation. Für diese Hypothese

these läßt sich sogleich das wichtige Grundgesetz der griechischen Lautlehre anführen, daß Spiritus asper mit vorstehendem Schlaglaut aspirata zeugt, also π und h das lateinische *ph*, τ und h, das lateinische *th*, k und h das lateinische *ch*; daß durch diese Verbindungen eigentlich einfache Laute gemeint seyen, werden wir gleich sehen. Nämlich die gegebene Verbindung *pha* ist doch darin unbequem, daß der Anlaut *p* ein labialer, der Nachschlag *h* aber guttural ist; das ursprüngliche *p* sucht sich darum den Hülfslaut mehr in seiner Nähe, kurzum es wird sich den Lippen zunächst der Laut *f* auffinden, und *pfa* erzeugen. Zweitens: das *tha* ist im selben Falle, das *t* sucht sich einen dentalen Hülfslaut, und da es hier ein weites Feld hat von der Lippenregion bis zum Gaumen, so nehmen wir hier einmal den bestimmten nächsten Fall, es komme auf *s* und schaffe die Verbindung *tsa*. Endlich das *kh* selbst, obgleich sich näher stehend, da beide im Gaumen entstehen, fände sich doch einen decidirteren Hülfslaut im χ, und es entstände $k\chi a$. Als diese Verbindungen gefunden waren, konnten nachmals auch wohl die Anlaute *p t q* wegfallen, und ein *fa sa* χa bleibt zurück. *) So haben wir eine neue Lautreihe, die Aspirate, eine außerordentlich reich ausgestattete Reihe, einmal schon dadurch ausgezeichnet, daß sie neben dem Vocal das Recht der Continuität an sich hat, und zweitens als die formenreichste, wandelbarste, also vollkommenste Mitlauterkette. Wir haben hier mit dieser Hypothese dem physiologischen Capitel vorgegriffen; wir konnten uns aber nicht enthalten, unser System der Duplicität der Schlaglaute gleich in der theoretischen Ansicht zu Grunde zu legen, damit man die Lautreihen nicht anders als in ihrer natürlichen Entwickelungsfolge zu betrachten sich gewöhne. Wir lassen jetzt für dießmal die physiologische Hypothese fallen, und betrachten die ganze Reihe der Aspiratenlaute, empirisch aufgefaßt.

§. 20.

Labial.

Gehen wir von dem zu Tage liegenden Organe der Lippen aus, so läßt sich zwar mit den Lippen allein kein wirklicher Aspirat produciren, wohl aber durch Thätigkeit der Unterlippe mit den Oberzähnen entsteht das *F*, daher zahnlose Leute den Laut nur unvollkommen mit dem Zahnfleisch erzeugen. Man nennt diesen Aspirat gleichwohl labial, weil er der einzige ist, bei dem die Lippen wenigstens mit thätig sind, vielleicht auch der einzige, an dem die Zunge sehr wenigen Antheil hat. Das *F* ist keiner entschiedenen Modification unterworfen, wenn man etwa abrechnet, daß der Spirant

*) Diese Ansicht würde demjenigen erwünscht seyn, der die Sprachgesetze auf naturphilosophische Principien zurückzuführen versuchte. Die Aspiration (das h) ist der Sauerstoff, mit dem die Schlaglaute verbrennen.

β sich so sprechen läßt, daß er etwas vom *f* gefärbt erscheint, so daß er also dann ein weicher Aspirat wird. Auf diesem Wege erweicht sich auch *F* bis ins *W*.

§. 21.

Dental.

Die folgende Reihe producirt sich durch die Zunge mit geöffneten Zähnen; da hier die Zähne unentbehrlich sind, können diese Laute dentale heißen. Es sind zwei Laute, deren jeder sich wieder gedoppelt fassen läßt. Dem *F* ganz nah, und nur so verschieden, daß die Zungenspitze sich leicht zwischen Unterlippe und Oberzähne schiebt, ist das bekannte harte englische *th*, das bei den Griechen das $\vartheta\eta\tau\alpha$ ist, wie es die heutigen Griechen noch sprechen, und im altnordischen die Rune *porn* (Dorn), wie es die Isländer noch schreiben und sprechen, also die Figur *þ*. Zwischen ihr und ϑ hat man theoretisch die Wahl. Der Aspirat findet sich im Gothischen unter einer Figur, die dem griechischen φ oder ψ entspricht, im Angelsächsischen ist es wieder *porn*, was die spätern Engländer mit der lateinischen Composition *th* vertauscht haben. Ueber die absolute Identität dieses Lautes ist freilich nicht völlig zu bestimmen; man müßte ein isländisches, englisches und neugriechisches Organ neben einander halten, um sich genau zu überzeugen. Die völlige Identität ist nicht einmal wahrscheinlich, denn die Aspiratenreihe hat auch das mit dem Vocale gemein, daß sie mit einigen Unterbrechungen eine zusammenhängende Scale vorstellt, auf der sich die Laute unvermerkt vor und rückwärts schieben lassen. Die Theorie kann aber natürlich hier nicht auf minutissima des Unterschieds Rücksicht nehmen. Aber das wollen wir, wie schon gesagt ist, erinnern, daß sich das ϑ außer der angegebenen reinen Art, auch auf eine tiefere gröbere Weise produciren läßt, wenn man statt der Zungenspitze einen größern Theil der Zunge vor die Oberzähne herausschiebt, wodurch der Laut übrigens viel undeutlicher wird. Auch durch die Entfernung der Unterlippe, wenn der Laut bloß mit Oberzähnen und Zunge producirt wird, verliert er an Deutlichkeit. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß dieser Buchstabe dem Spiranten $\delta\varepsilon\lambda\tau\alpha$ ganz analog ist, und in ihn sich auflösen kann. Den Hauptunterschied zwischen beiden scheint aber die Mitthätigkeit der Unterlippe zu bedingen; denn ohne diese wird das *þ* zu einem mit Aspiration gefärbten delta, das sich aber nicht rein bestimmen läßt.

§. 22.

Zweiter Dental.

Nun ist aber ein anderer Aspirat, der gleichfalls durch die Zungenspitze zwischen den Zähnen producirt wird, doch von den vorigen

wesentlich verschieden. Die Zähne bleiben nur wenig geöffnet, die Zunge bewegt sich an die Zahnreihen, aber nicht über sie heraus, und die Unterlippe begegnet ihr, sich rückwärts ziehend, zwischen den beiden Zahnreihen. Man hört zuweilen Organe, die das *s* so aussprechen; wir sagen, sie stoßen mit der Zunge an. Besonders trifft man diese Aussprache des *s* bei unsern deutschen Juden, wo sich der verwandte Laut statt des *s* aus dem orientalischen Organ des Hebräers herein verirrt hat. Auch slavische Sprachen kennen ihn; so namentlich die Böhmen, wenn sie das deutsche weiche ſ aussprechen wollen, pflegen sich dieses ihres böhmischen *z* zu bedienen, was für uns immer eine äußerst unangenehme Abweichung ist. Dieser Laut aber ist ferner das *Z* (zeda) der castilischen Sprache, wo es vielleicht durch orientalischen Einfluß sich namentlich als Hülfslaut des lateinischen *c* fixirt hat. Auch dieser Laut läßt sich aber viel breiter sprechen und variiren, wenn man statt der Zungenspitze die nächste obere Zungenfläche auf die angegebene Weise gegen die Zähne bewegt; ein Laut, der dem deutschen ſch sich nähert, den man aber bei genauerer Untersuchung in den spanischen Volksdialekten gewiß antreffen würde. Wir wollen uns theoretisch dahin bestimmen, daß wir den ersten Dental am liebsten durch das nordische *þ*, und falls sein tiefer Nebenlaut bezeichnet werden soll, durch einen oben angehängten Strich, also *þ'* bezeichnen; den zweiten Dental werden wir immer durch *Z*, und ebenso die Erniedrigung desselben durch *Z'* anzudeuten suchen. Die beiden erniedrigten Laute werden uns freilich von keinem praktischen Nutzen seyn; um so mehr aber machen wir auf die Verwechslung der beiden Hauptlaute aufmerksam, welche bei der gänzlichen Unbekanntschaft unserer Sprache mit einem oder dem andern sehr leicht möglich ist. Man könnte Spaßes halber sagen, unsere deutsche Sprache leide hier, wie übrigens manche fremde, an einer bedeutenden Zahnlücke. Doch stehen sich beide Laute wohl zu nahe, um neben einander in Einer Mundart vorzukommen.

§. 23.

Lingual.

Aus diesen für uns dunkeln Regionen, über die man sich am besten mit Hülfe des Spiegels Rechenschaft geben kann, wenden wir uns zu bekanntern Erscheinungen, wo wir dieses Hülfsmittel nicht nöthig haben, die sich übrigens auch der Betrachtung mehr entziehen. Vom *Z* ist nur ein kleiner Schritt ins allbekannte *S*. Der Unterschied verdient übrigens doch noch betrachtet zu werden. Bei der Aussprache des *S* hält man die Zähne sehr nah aneinander, ja man kann sie schließen, ohne dem Laute bedeutend zu schaden, darin ist er von dem vorhergehenden streng geschieden; auch ist die Unterlippe fast ganz gleichgültig bei seiner Production. Ferner kann bemerkt werden, je weiter sich die Aspirate von dem indifferenten *F*

entfernen, desto vollkommener scheinen sie zu werden, denn während auf dem vorigen Gebiete eine doppelte hohe und tiefe Lautung zu bemerken war, werden wir auf den beiden noch folgenden Gebieten einen so wohl organisirten Boden erblicken, daß sich mit Leichtigkeit drei Laute, ein oberer, ein unterer und ein mittlerer, unterscheiden lassen, doch so, daß die Idiome häufig den mittlern indifferenten gegen die Duplicität zu vertauschen scheinen. Das *S* aber oder der Lingual-Aspirat ist vor allen andern dadurch der vollkommenste, daß er neben dieser Dreigestaltigkeit auch mit großer Sicherheit eine energische Scheidung nach weich und hart zuläßt, so daß, beide Bestimmungen in einander geschoben, eine außerordentlich fruchtbare Lautfamilie entsteht, die vom größten praktischen Werth ist. Es muß vor allem bemerkt werden, daß wir Deutschen, wie die meisten andern Europäer, in der Duplicität des Lingualiautes, der sich als *se* oder *ße* und *sche* uns darstellt, so befangen sind, daß wir an seine Indifferenz, die zwischen ß und sch gleichgültig die Mitte hält, gar nicht mehr denken. Es ist dieß ein großes Hinderniß in der historischen Betrachtung aller Dialekte. Im Griechischen z. B. ist es durch das heutige erwiesen, daß das σιγμα nicht unser *s*, sondern die Indifferenz ist, im Altdeutschen ist es mehr als wahrscheinlich. Sprachen, welche jene Duplicität nicht ausgebildet haben, wie z. B. die dänische und die holländische, streifen im populären Gebrauch aus dem reinen *s* gleichsam bewußtlos ins Gebiet des indifferenten, auch wohl besonders in gewissen Verbindungen (z. B. nach *k*) bis ins breite sch hinüber, ohne auf diese geringe Differenz oder Wandelbarkeit einen Werth zu legen, d. h. ohne darin einen besondern Buchstaben zu erkennen, wie wir uns dieß nun angewöhnt haben. Das gemein-europäische *S* der modernen Welt ist erst durch den daneben entwickelten sch-Laut so spitz geworden.

Um nun aber das ganze *S*-Gebiet in seiner vollkommensten Entwicklung zu betrachten, müssen wir das Beispiel außerhalb unsers Sprachkreises suchen. Es ist die polnische Sprache, welche der Theorie diesen Dienst gethan hat. In dieser Sprache wird das reine weiche *s* durch *z*, das reine harte aber durch *s* bezeichnet. Auf zweiter Stufe wird der Mittellaut zwischen s und sch, bei welchem man statt der Zungenspitze die nächste obere Zungenfläche gegen die Zähne bewegt, durch ein Acutzeichen über dem Consonant, also der weiche durch *ź*, der harte durch *ś* bezeichnet; endlich auf der dritten Stufe, wo die Zunge noch breiter ausholt, gleichsam den ganzen Gaumen auszufüllen sucht, und diesen Zischlaut auch noch durch die Ovalöffnung der Lippen zu verstärken scheint; auf dieser Stufe wird der weiche Laut oder das französische *ge* durch ein *ż* mit der Gestalt einer Cedille, nach Andern eines bloßen Punktes darüber, der harte Laut aber, der in unsern Sprachen bald sch, bald *ch*, bald *sh*, bald *sc*, bald *sk*, bald *sj* und bald bloß *s* bezeich-

net wird, im Polnischen durch die Verbindungen *sz* ausgedrückt. Nur die portugiesische Sprache hat das einfache bestimmte Zeichen *x* für diesen Laut. Dem Böhmen ist das doppelte, dem Ungarn das einfache *s* gleich sch. Die polnische Sprache hat selbst für diese Laute mit vorgeschlagenem Schlaglaute zum Theil eigene Buchstaben. So wird *ts* (wie im deutschen durch z) durch *c*, das mittlere *s* mit dem Vorschlag durch *c'*, das breite aber durch *cz* bezeichnet u. s. w. Für unsere theoretische Bezeichnung wollen wir uns des Vortheils bedienen, daß das lateinische Alphabet uns ein doppeltes *S*, ein langes und ein kleines bietet; jenes *ſ* soll das weiche, *s* aber das harte seyn. Den Mittellaut können wir wieder durch den kleinen Strich, also *ſ'* und *s'* bezeichnen. Für den breiten Laut wollen wir uns der Verbindungen *ſh* und *sh* bedienen, die freilich unbequem und untheoretisch, wenigstens den gewohnten Gebrauch für sich haben. Wir wollen hier noch darauf aufmerksam machen, daß unter den Schlaglauten das *τ* als dentallabial, sowohl den Dental- als Lingual-Aspiraten entspricht, weil die Aspiratenreihe eine viel vollkommenere Entwicklung zugelassen hat, als die der Schlaglaute; in der historischen Ansicht werden sich bedeutende Streitfragen an diese Beobachtung knüpfen.

§. 24.

Palatal und Guttural.

In dem uns noch übrigen hintersten Gaumengebiete werden die Aspirate als Eine Classe betrachtet, obgleich sie gewissermaßen zweien Schlaglaut-Gebieten, dem palatalen des *k*, und dem gutturalen der beiden Spiritus entsprechen. Hier scheint also die Aspiratenreihe im Nachtheile, rechtfertigt sich aber historisch, weil der Spiritus nirgends für wirklichen Schlaglaut zählt, und der entsprechende Aspirat sich aus dem palatalen *k* entwickelt. Ueberhaupt ist der Guttural-Aspirat, wie wir die ganze Classe benennen wollen, am häufigsten in der Gestalt des tiefen *χa*, das dem *h* zunächst steht; viel seltener ist der obere Palatallaut des deutschen *ich* oder *che*, und nicht viel häufiger trifft man den Mittellaut zwischen beiden, der im Dänischen und Neugriechischen als Hülfslaut, im Holländischen und Castilischen aber in gewissen Verbindungen als selbstständiger Laut gesucht werden kann. Das obere palatale *x* correspondirt dem Spiranten *j*, hängt also mit dem Vocalkreis zusammen, während der untere *χ* zunächst am *h* steht, und mit der indifferenten Spiritus-Reihe zusammentrifft. Wird das *j* von der Aspiration gefärbt, so entsteht ein weicher Aspirat, das obere *x*. Wir wollen uns nach griechischer und früherer castilischer Orthographie, überhaupt des bequemen Zeichens *x* für diese ganze Classe bedienen, und das hohe (nach Bürgers Bezeichnung der ich-Laut) durch bloßes *x*, den Mittellaut mit dem Seitenstrich *x'*, den tiefen Laut

aber durch die Verbindung *xh* oder *χ* bezeichnen. Eine energische Scheidung ist auf diesem Gebiete schwer durchzuführen, und in der Praxis wenig versucht worden; wo sie historisch nöthig ist, werden wir das weiche *x* (palatal) durch *j̈* (*j* mit Spiritus lenis), und das weiche *χ* (guttural) durch *j̈* (j mit Spiritus asper) unterscheiden; den Zwischenlaut weich *x* aber, durch ein unpunctirtes *j* also *ȷ*. — Die Hochdeutschen bestreben sich wohl zuweilen, ihr aspirirtes *g* vom *ch* entfernt zu halten. Der Gutturalton ist dem Castilier und dem Schweizer ein harter, dem Holländer und Portugiesen ein weicher Laut. Manche Dialekte haben, wiewohl unbequem genug, den weichen Laut mit *gh* bezeichnet. Der Mittellaut wird im dänischen, sowohl weich als hart, durch *j̈* bezeichnet. Wir haben also das labiale *F*, die dentalen *Þ* und *Z*, das linguale *S* und gutturale *X*; das sind fünf Haupt-Aspirate, wovon der zweite und dritte eine doppelte, der vierte und fünfte aber eine dreifache Gestalt entwickeln, wodurch genau gezählt elf Aspirate herauskommen.

§. 25.

Hemmlaute.

Wir haben bis hieher das System der Schlaglaute nach seinen beiden Richtungen, auf dem erweichten Wege in das Feld der Spiranten, auf dem erhärteten auf das der Aspirate fortgeführt; damit ist diese Sphäre erschöpft. Denn den Zusammenhang der Aspirate mit den Spiranten werden wir im physiologischen Capitel berühren. Wenn man den Proceß der Lautung berücksichtigt, so haben wir beim Schlaglaut eine reine einfache Explosion des Stimmlautes nach außen, bei den Spiranten aber eine gleichsam verdeckte, maskirte und umschriebene kennen gelernt; im Aspirat kann man die Explosion wirklich als eine aufgelöste prädiciren; hier wird die Explosion in eine Reibung der Organe, in eine Friction umgesetzt, doch mit derselben Grundbestimmung, daß der Stimmlaut sich von innen nach außen bewegt. Hier wenden wir uns aber rückwärts, und gehen zu der zweiten Hauptclasse von Lauten über, in denen der Stimmlaut als ein rückkehrender eingezogener zu betrachten ist, und den man den Schlaglauten entgegen als Hemmlaute, der Explosion entgegen als Contraction bezeichnen kann. Die alte Grammatik hat sie als literae liquidae zusammengefaßt; wir wollen diesen Ausdruck für eine Classe derselben festhalten, der aber eine andere vorausgehen muß. Es ist nämlich in der Production des Hemmlautes wieder ein gedoppeltes Verfahren des Organs zu beachten. Der rückwärts gezogene Stimmlaut sucht sich einen theilweisen Ausweg durch den Nasencanal, dadurch entstehen Nasalconsonanten, oder die Hemmung des Lautes ist eine mehr locale, die keinen Schluß der Organe veranlaßt, so daß die Stimme noch nebenbei auf dem natürlichen Weg auslaufen kann. Diesen Lauten, die das Gebiet

des *L* und *R* befassen, wollen wir den Charakter der Liquiden vorbehalten.

§. 26.

Nasale.

Wenn man die drei Hauptschlaglaute π τ $\varkappa$ gleichsam umkehrt, das heißt, die Luft nach der angegebenen Weise oscilliren läßt und nicht herausstößt, sondern einwärts zieht, so bekommt man die drei Nasale *m*, *n*, *ng*. Vor dem Spiegel läßt sich die Aussprache der Sylben *ba* und *ma* nicht wohl unterscheiden, die Lippen sind auf dieselbe Art thätig; es kann also der Unterschied nur in der Richtung liegen, die der unsichtbare Luftstrom nimmt; das *m* ist folglich nur der umgekehrte Schlaglaut, das verkehrte π. Nicht so bestimmt fällt das *n* mit dem *t* zusammen, oder das *ng* mit $\varkappa$. Es sind aber auch Mittellaute zu erwähnen. Zwischen *m n* steht unserm $\frac{\pi}{\tau}$ gemäß ein $\frac{m}{n}$, das sich mit der Zunge und der Oberlippe sehr leicht producirt; zwischen *n ng* aber ist eine Continuität wie zwischen τ und $\varkappa$, daher Mittellaute denkbar sind; die slavischen Sprachen haben ein weiches *n*, das sich dem *ng* nähert, ohne es zu erreichen. Wenn unsere frühere Hypothese wegen des dreifachen *t* der Sanskritsprache einigen Grund hat, so haben wir hier um so mehr Recht, an die dreierlei *n* dieser Sprache zu erinnern, welche genau diese Zwischenlaute mitbegreifen könnten. Was nun den Buchstaben *ng* betrifft, so ist er allerdings nicht so allgemein, auch nicht so bequem als die beiden andern; er gibt sich ungern zum Anlaut her; es ist mir nur aus der chinesischen Sprache bekannt, daß er als Anlaut vorkommt, denn chinesisch wird der Begriff *ich* durch *ngo* ausgedrückt; ferner steht er nicht gern nach Consonanten, davon macht aber unser bairischer Dialekt eine entschiedene Ausnahme; drittens steht er nicht gern nach langen Vocalen und Diphthongen; dessen ungeachtet geschieht es in vielen germanischen Mundarten. Seine natürliche Stellung ist also hinterm kurzen Vocal, und er producirt sich am liebsten aus der Verbindung *ng*; überhaupt nimmt das *n* vor jedem Gutturallaut von selbst die gutturale Lautung *ng* an, daher bei den Römern das *n* littera adulterina heißt; ein weiterer Schritt ist es aber, wenn, wie im deutschen *ng* der Schlaglaut hinterher in den Nasalen völlig aufgeht und abfällt. Noch bestimmter haben die Griechen diesen Guttural-Nasal vom dentalen geschieden, indem sie ihn nicht nach römischer Art *N* sondern γαμμα bezeichneten, was zwar auch ungenau ist, aber eben deßwegen entschiedener auf die Abweichung vom *N*-Laut aufmerksam macht. Das griechische γγ ging später ins Gothische über, die spätern Deutschen schrieben wieder nach römischer Weise *ng*. Dieser Laut producirt sich aber auch aus wirklichem *g*, wenn ihm ein *n* nachfolgt; so nach Buttmanns Ansicht nicht nur im griechischen γν, sondern auch vor *m* im γμ; im

Lateinischen sprechen wir es so vor *n*, nicht vor *m*; in der schwedischen Sprache wird ebenso gesprochen; im bairischen Dialekt ist es ein Lieblingslaut, und muß ein *n*, oder auch wohl die Sylbe *gen* vertreten; überhaupt hat sich dieser Laut in allen germanischen Zungen ohne Ausnahme entwickelt, doch wird er im Hochdeutschen oder Norddeutschen weniger selbstständig anerkannt, als im Scandinavischen, Englischen und in Süddeutschland. Im Französischen ist merkwürdig, daß alle Nasalsylben auf *m*, *mb*, *n*, *nd*, *ng*, *nc* u. s. w. erst den Durchgang durch diesen *ng*-Laut nehmen mußten, wie es scheint, um zum Nasalvocal zu gelangen; daher ältere Franzosen noch heutzutage so sprechen, was sich provinziell ohnedem vererben wird. Das *ng* wird hier gleichsam als die Indifferenz sämmtlicher Nasalconsonanten betrachtet, das ihre Auflösung in den Vocal vermittelt. Daher sich auch Dialekte, die den Nasenlaut nicht kennen, gern dieses Lautes bedienen, wenn sie französisch sprechen wollen, wie die Norddeutschen und die Engländer gewöhnlich thun. In der rein französischen Aussprache kommt aber dieser Laut gar nicht mehr vor, weil der Nasalconsonant immer vom vorhergehenden Vocal absorbirt wird. In den romanischen Südsprachen besteht er als Hülfslaut nach lateinischer Weise vor Gutturalen, nicht aber selbstständig, das Portugiesische abgerechnet, worüber an seinem Ort. Dasselbe Verhältniß in der slavischen Sprache, wo es nicht selbstständig auftritt, sondern als Hülfslaut, worin die Orthographie der polnischen Sprache zu bemerken ist, die alle Nasale, soll es *m*, *n* oder *ng* gelten, nur durch einen Halbkreis unter dem vorstehenden Vocal bezeichnet, was vielleicht darauf hinweist, daß in einer andern Bildungsperiode dieses Dialektes wirklich Nasalvocale gehört wurden; dieses geschieht auch bei derselben orthographischen Bezeichnung im Litthauischen. Auch ist anzuführen das Anuswara der indischen Grammatik, das ein ähnliches allgemeines Nasalzeichen ist. Es wird nützlich seyn, wenn wir uns für diesen wichtigen Laut, dessen Bezeichnung *ng* Verwechslungen ausgesetzt ist, eines eigenen Zeichens bedienen, etwa eines geschwänzten *n* in dieser Gestalt η (dem griechischen ἦτα ähnlich), um die theoretische Ansicht zu fixiren. Der Mittellaut gegen *n* möchte dann $\frac{n}{\eta}$ oder $\frac{\eta}{n}$ seyn.

§. 27.

Liquide.

Um unser Alphabet voll zu kriegen, fehlen uns noch zwei Zeichen, das *l* und *r*, für die wir den Namen der Liquiden aufgespart haben. Beide Laute haben vieles Gemeinschaftliche, wiewohl sich die Analogie im Proceß ihrer Lautung nicht so leicht nachweisen läßt. Sie lassen sich auch nicht wie die Nasalen gewissen Gebieten zutheilen, vielmehr scheint jeder derselben den ganzen Raum der Gebiete in seiner Weise durchlaufen zu wollen. Zunächst sind sie also

diejenigen Hemmlaute, die nicht mit der Nase auslauten, die nicht nasalen. Das *L* ist der entschiedenste Zungenlaut, denn mit der Zunge wird er auf jeden Fall producirt, so vielgestaltig er auch auftritt. Der Proceß ist ein Rückwärtsziehen und Zurückschlagen der Zungenspitze oder Fläche gegen die oben liegenden Organe, Zähne und Gaumen, bei welcher Lufthemmung aber das Organ nirgends sich so schließt, daß nicht der Laut zu beiden Seiten der Zunge bequem hervortönen könnte. Der Proceß des *R* ist ein eigenthümliches Vibriren der Organe, dem ebenso Einziehung des Luftstromes zu Grunde liegt; es ist an kein Gebiet gebunden, denn obgleich die bequemste Gestalt des Lautes auf dem Lingualgebiete vorkommt, so läßt er sich doch auch im Rachen, selbst auf den Lippen, wiewohl etwas unvollkommen, produciren. Wir wollen jeden besonders betrachten.

§. 28. *L.*

Von einer Duplicität des *L* findet sich in der alten Grammatik keine bestimmte Nachweisung, obgleich eine fehlerhafte Lautung des *L* bei den Griechen als Lambacismus oder Labdacismus genannt wird, über dessen Bedeutung aber verschiedene Ansichten sind; nach Einigen soll es Verwechslung des *L* mit *R* seyn, von der wir später sprechen; wahrscheinlicher aber bezeichnet es keine Verwechslung mit fremden Lauten, sondern eine im Umkreis des Lautes selbst gelegene, die im Folgenden klar werden wird. So wenig es auch zum Bewußtseyn zu kommen pflegt, so ist es doch ausgemacht, daß dem *L* eine ursprüngliche und nothwendige Duplicität zugeschrieben werden muß. Denn überall, wo das Organ der natürlichen Entwicklung freigegeben ist, sucht es den *L*-Laut dem vorstehenden Laute zu assimiliren, das heißt, es producirt sich auf der Zungenspitze, wenn der vorstehende Laut nach vorn, labial oder ein indifferenter und negativer Vocal ist, auf der innern obern Zungenfläche hingegen, wenn er ein positiver oder Zwischenlaut, ein Dental, Lingual oder Palatalconsonant ist; erst beim tiefen Guttural tritt wieder der erste Laut ein. Dieß sollen Beispiele aus der Muttersprache, oder jeder beliebigen erweisen.

1) Ein *L*, das den Satz anfängt, mit der Stimme anbricht, erzeugt sich auf der Zungenspitze, wie in den Sylben *la*, *lo*. Man könnte es das negative *L* heißen.
2) Derselbe Laut tritt ein, wenn ein negativer oder indifferenter Vocal vorhergeht; also in den Sylben *al*, *ol*, *ûl*, *ol*, *ul*.
3) Derselbe Laut, wenn ein Labial-Consonant vorhergeht. Dieß wird am deutlichsten in den deutschen Endungen *gabel*, *krüppel*, *apfel*, *himmel*, plattdeutsch *öwel* für *übel*. Dasselbe findet auch statt im Anlaut *blau*, *plan*, *fluss*.
4) Derselbe Laut, wenn das deutsche gutturale *ch*, in den Sylben *ach*, *och*, *uch* vorhergeht, also wo die Verbindungen *achel*,

ochel, *uchel* vorkommen, oder in *nachlanfen*, *Rochlitz*, *ruchlos*. Demzufolge findet derselbe Laut statt, wenn man das *g* als gutturalen Aspirat ausspricht, wie im Holländischen, wo das Wort *glas* z. B. *jlas* lautet.

5) Derselbe Laut muß angenommen werden in der altgermanischen Verbindung *hl*, weil sie, wie sich zeigen wird, als ein *χl* sich ausweisen wird, und wenn sie auch später *hl* war, doch das negative *L* nach sich zog. So wurde aus *χlaχan*, *hlaχan*, endlich unser *lachen*.

Dieß sind die Fälle, wo das *L* naturgemäß negativ ist, d. h. auf der Zungenspitze erzeugt wird. In allen übrigen Fällen wird es dagegen positiv, d. h. auf der obern Zungenfläche im Gaumen erzeugt, nämlich

1) wenn ein positiver oder Zwischen-Vocal voran geht, ohne daß die Stimme einen Ruhepunkt gemacht hat. Also während *last*, *luft* mit dem negativen *L* lauten, wird *die last*, *die luft* mit dem positiven gesprochen. Das vorgehende *i* bricht gleichsam das *L* entzwei, und schiebt es in den hintern Gaumen zurück. Ebenso in den Verbindungen *still*, *hell*, *fälle*, *hölle*, *fülle*, *eile*, *heulen*. Es ist, als ob ein leichtes *d* oder *g* diesem *L* vorklänge; daher wir bei dem Italiener die Bezeichnung *gl*, bei dem heutigen Isländer sogar die Lautung *dl* statt *ll* antreffen werden.

2) Ebenso nach allen Dental-, Lingual-, Palatal-Consonanten, also *nadel*, *büttel*, *fessel*, *fischlein*, *schlagen*; ferner *nagel*, *behaglich*, *fackel*; so auch das *ch*, wenn es palatal ist, z. B. in *sichel*, nicht aber in *kachel*, wo das gutturale *ch* negatives *l* nach sich zieht. Daher diejenigen Dialekte, die das inlautende *g* aspiriren, die Wörter *nagel*, *behaglich* mit negativem *L* aussprechen. (Daher vermeidet Goethe die Form *behaglich* und schreibt *behäglich*, weil der positive *L*-Laut für feiner gilt.) Ferner nach *n*, *ähnlich*, nach *ng*, *engel*.

3) Auch nach dem *R*, weil es insgemein lingual ist, folgt das positive *L*; *kerl*, *Karl*.

§. 29.

Dieses also ist ein Grundgesetz, das in dem Organ selbst begründet ist. Diese Regeln gelten daher im Grunde für alle Sprachen, besonders für den romanischen und germanischen Kreis, als Fundamentalgesetz. Nun zeigen sich aber Fälle, wo die Sprache absichtlich die Naturtendenz umgeht, des zunächst gelegenen Lauts sich nicht bedient, sondern zu dem abgelegenen greift, meist um eine besondere Intention damit auszusprechen. Den merkwürdigsten und uns zunächst gelegenen Fall bietet der bairische Dialekt, worauf Schmeller in seiner bairischen Grammatik S. 107 u. f. f. mit gebührender Ausführlichkeit aufmerksam gemacht hat. Schmeller können

wir nur in der Ansicht nicht ganz folgen, daß er das positive *L* für den rechten wirklichen *L*-Laut, den negativen aber für eine Abnormität zu halten scheint, worauf ihn die Eigenthümlichkeit bairischer Dialekte geführt hat; diese Ansicht fällt weg, sobald man sich für unsere ursprüngliche Duplicität entschieden hat. Schmeller, auf dessen sicheres Gehör man sich verlassen kann, macht also auf folgende Anomalien in seinen bairischen Dialekten aufmerksam.

1) Das *L* wird anomalerweise positiv, wenn ein diesen Laut fordernder Consonant ausgefallen ist; aus *adel* wird *ă-l*, aus *mädel ma-l*; auch aus *ackerlein acka-l*, aus *mährlein ma-l*.
2) In einer Gegend zwischen der Ober-Isar und dem Inn wird das positive *l* selbst nach negativen Vocalen, und ohne ausgefallenen Laut gesprochen, z. B. *å-lt*, *kå-lt*, *go-ld*, *sto-lz*, *wo-lf*. Umgekehrt aber
3) tritt der negative Laut an die Stelle des positiven, überhaupt im bairisch-östreichischen Dialekt, die Ausnahmen im Kleinen ungerechnet, und zwar so, daß die positiven Vocale, die sich nicht mit jenem Laute vereinigen wollen, getrübt werden, das heißt, sie sind gezwungen, sich nach der Indifferenz zu neigen, und da der Urlaut hier der bequemste Hülfslaut ist, so tritt noch die Nebenbestimmung hinzu, daß die langen Vocale sich zur Kürze bequemen müssen, und die Diphthonge selbst zum kurzen Vocal contrahirt erscheinen. So werden die Wörter *feld* wie *fęld*, *still* wie *stąll* (oder vielmehr vocallos *st'l*, worüber später), *weil* wie *wal* gesprochen. Ueber diesen Lambacismus des bairischen Dialekts werden wir in der historischen Ansicht einiges Nähere vorbringen.

Wenn wir diese zwei wichtigen Anomalien ins Auge fassen, daß das Organ gegen die nächste Bestimmung, negatives *L* mit positivem Vocal, und positives *L* mit negativem Vocal verwendet, so werden uns zwei wichtige Erscheinungen in der Sprachgeschichte aufgeklärt werden, die, wenn sie mit Entschiedenheit auftreten, als Begünstigung des positiven *L* unter dem Namen des *L* mouillé der romanischen Sprachen, als Begünstigung des negativen *L* aber unter der Gestalt des durchstrichenen *L* der slavischen Sprachen sich zu erkennen geben werden.

§. 30.

Mouilletismus.

Gibt überhaupt ein Idiom der Neigung des *L* positiv zu werden zu viel nach, so wird die Folge seyn, einmal nicht nur, wie jenes bairische Beispiel zeigte, daß man das positive *L* auch hinter negativen Vocalen verwendet, sondern daß man den Laut selbst in der Neigung gegen diese Vocalseite bis in die Nähe des Vocalconsonanten hinaufsteigert, daß man ihm ein *j* oder leichtes *i* vorn oder hinten

anklebt, ja daß man es zuletzt selbst in *j* oder *i* auflöst. Man sieht, daß hier nichts Anderes gemeint ist, als die Erscheinung des *l* mouillé (erweichtes, weiches *L*, von mol mollis zu leiten), das, ohne daß im Lateinischen auch nur eine Spur davon nachzuweisen wäre, im Mittelalter die romanischen Sprachen ergriffen hat, und sich bis diesen Tag in sämmtlichen Idiomen dieses Stammes festgehalten. Germanisch kann diese Neigung gewiß nicht seyn, denn den meisten deutschen Organen ist sie zuwider; nur die Scandinaven haben in gewissen Fällen eine Neigung *i* einzuschalten, was aber doch nicht zum eigentlichen *l* mouillé führt. Die romanischen Sprachen könnten hierin eher noch slavischen Einfluß erfahren haben; denn in den slavischen Sprachen ist das nachgeschobene *i* zu Hause, und überhaupt der *j*-Laut gewissermaßen der Lieblingslaut. Doch hat man nicht nöthig, einen solchen Einfluß überhaupt zu verlangen; das romanische *l* mouillé hat sich zunächst aus der Sylbe *li* mit nachfolgendem Vocal entwickelt, indem es das *i* in einen dem *l* angehängten Nachschlag verwandelte und so seine Lautung in der positiven Richtung fixirte, wie in *familia*. Das *l* macht hier mit seinem vor- und nachtönenden *i* eine Art Trillerbewegung, die insofern kein einfacher Consonant heißen könnte, wenn es nicht gewiß wäre, daß das *l* in dieser Verbindung noch weiter in der positiven Richtung hinaufgetrieben wird, als im natürlichen Zustande; in *il* klingt es noch tiefer als in *ijlj*; daher die französische Sprache das nicht mouillirte *il*, in *il, fil, mil, ville* recht wohl unterscheidet von dem mouillirten *il* in *cil, avril, fille* ꝛc., obgleich sie diesen Unterschied nicht bezeichnet. Folgt aber ein anderer Vocal, so wird dem *L* ein *i* vorgesetzt, wie *betail, detail, serail, veille, denil, fouiller* u. s. w. Dieß ist nach dem negativen und indifferenten Vocal, wie im *ail* und *ouil* freilich doppelt nothwendig. Die Italiener haben ein sichreres Mittel ergriffen, sie setzen ihrem mouillirten *L* immer ein *g* vor, das für sich stumm ist, aber als palataler Laut dem *i* verwandt, den positiven Laut sichern soll, so wie hier auch dem *L* immer noch ein *i* folgt, das der Franzose nicht schreibt; die italienische Bezeichnung ist also *gli*. Die ältere romanische Sprache bediente sich der Verbindung *lh*, da *h* bereits ein stummer überflüssiger Buchstab geworden war, den man also hier völlig willkürlich verwendete; diese Schreibart haben die Portugiesen fortgeführt, während die Castilier ein *ll* vorzogen. Spanien scheint sich überhaupt mehr als ein anderes romanisches Land dem mouillirten *L* ergeben zu haben. Im heutigen östlichen oder catalonischen Volksdialekte werden selbst die einfachen anlautenden *L* der Wörter mouillirt; man sagt *llengua llemosina* (der limosinische oder ostspanische, catalonische Dialekt). Ferner wird das *L* mouillirt im Anlaut hinter andern Consonanten, z. B. in der Verbindung *cl*, die freilich palatal ist; noch auffallender hinter Labialen *pl, fl*. Ein lebendes Beispiel dieser Art gibt uns in der französischen Schweiz das Freiburgische Patois, wo

das *L* z. B. in *pllé* (*plas*) mouillirt wird. S. Stalder, Schweizergrammatik S. 377 ff. In Spanien geschah es, daß diese Anlaute *cl pl fl*, wo das *L* hinter dem harten Consonant sich mouillirte, endlich den unbequemen Vorschlag ganz wegließen, und das *L* sich dann in seiner mouillirten Gestalt allein breit machte; so entstanden die castilischen Formen *llamar* aus *clamare*, *llano* aus *planus*, *llama* aus *flamma* u. s. w. Offenbar gingen die Italiener noch weiter; bei ihnen sind nicht nur die harten Anlaute *cl*, *pl*, *fl*, sondern auch weiche, wie *bl* und *gl*, durch eine Mouillirung des *L*, aber ohne den Hauptlaut abzuwerfen, bis zur völligen Auflösung des *L* ins *j* oder *i* fortgeschritten, daher aus *blancus bianco*, aus *clarus chiaro*, aus *flatus fiato*, aus *glacies ghiaccio*, aus *planus piano* und selbst in der Mitte aus *exemplum esempio* u. s. w. geworden ist.

Im Munde des gemeinen Franzosen, besonders des Pariser Pöbels, wird das *l* mouillé immer wie ein deutsches *j* ausgesprochen, also statt *fille fi-ie*, statt *paille pa-ie* u. s. w. Da nun das lateinische *j* zu Anfang in der castilischen Sprache in Guttural-Aspirat (*jota*, unser χ) übergegangen ist, so ist es begreiflich, wie im Castilischen dieses inlautende *j* des gemeinen Franzosen gleichfalls ins *jota* fortgeschritten ist; dort ist daher *fille* zu *hija*, *paille* zu *paja* u. s. w. geworden. Bedenkt man dieses, so wird man ferner erklärlich finden, wie jene spanischen Formen *llamar*, *llano*, *llama* in einigen, wahrscheinlich westlichen Provinzen, ebenfalls in den Gutturallaut *jamar*, *jano*, *jama* übergetreten sind, und von da aus endlich ins portugiesische *chamar*, *chão* und *chama*, wo das *ch* wie unser sch lautet.

Ich habe hier die Erscheinungen zusammengestellt, um den Weg zu zeigen, den das mouillirte *L* Wörter, wie *plano*, hat gehen lassen, um *piano*, *llano* und selbst *chão* daraus zu machen. Uebrigens haben wir hier die Verwandlung des romanischen *j* in Aspirate mit berühren müssen, die im physiologischen Capitel, dem hier freilich viel vorweggenommen wurde, noch einmal zur Sprache kommen muß. Wenn wir nun die Lehre vom *L* mouillé der romanischen Sprachen mit einer Eigenheit aus einem deutschen, dem bairischen Idiom, eröffnet haben, so können wir noch einmal auf diese Materie zurückkommen. Denn wenn sich auch in jenen erwähnten Gegenden kein wirkliches *L* mouillé fixirte, so ist doch der Dialekt gleichfalls über dieses hinausgeschritten, indem die Neigung zum positiven *L*, dieses selbst endlich in ein bloßes *j* oder *i* auflöst'te. Vergl. Schmeller S. 108. Am Inn, an der Isar, an der Unterdonau hört man statt alt *âld*, statt bald *bâi*, ich falle *i fâi*, *fâist*, *fâit*; Hals *hâis*, ebenso *goid*, *hoiz*, *woif*, *gnin* (Gulden), *schui*, *schuid*; *nagai* (Nägelein), *âpfèi*, *gâbèi*, *schimmèi*; *feid*, *gèid*, *mèi*, *sèi*, *sèiln*, *stèin* (stehlen), *èi* (Oel), *èin* (Elle), *èitə* (älter), *bəid* (Bild), *məi* (Mühle), *stəi*, *fəi* (still, viel), *spəin* (spielen), *Kati* für *Katl*, *Lisi*, *Nanni*; *wolfi* für *wolfel* u. s. w. Wenn nun diese Bemer-

kung aus dem deutschen Sprachgebiet auffallend ist, so ist es vielleicht eine andere aus dem romanischen nicht weniger.

Unsere obige Darstellung des Mouilletismus, wie wir ihn nennen wollen, beruht auf historischen und orthographischen Gründen. Der heutige Franzose, auch der Italiener, scheint dagegen von der wahren Bedeutung abgekommen zu seyn; von dem Spanier kann ich nicht aus Erfahrung sprechen. Sie haben nämlich die ursprünglichste Besonderheit des mouillirten *L*, nämlich als positiv zu erscheinen, völlig vergessen, und glauben, es sey bloß um ein *L* mit angehängtem *i*-Laut zu thun. So sagen die heutigen Franzosen *batallj*, *canallj* mit negativem *L*, ebenso das Wort *moullier* selbst, und dasselbe hab' ich bei Italienern gefunden. — Diese Degeneration ist aber schwerlich alt, denn ich habe noch alte französische Sprachmeister gehört, die sich angelegen seyn ließen, die ächte Aussprache *bata-illje* zu empfehlen; wenn man aber heutzutage die Aussprache *bata-ille* wollte hören lassen, so pflegen die Franzosen dieselbe damit zu parodiren, daß sie auch die nicht mouillirten *L* so sprechen, z. B. *ma-l* für *mal*, was bei ihnen provinziell heißt. Zum klaren Beweis, daß ihnen der historische Unterschied beider Laute völlig verschwunden zu seyn scheint. So viel nun vom Mouilletismus.

§. 31.

Lambacismus.

Wir gehen zum entgegengesetzten Element über, was wir schon früher den Lambacismus genannt haben. Hängt ein Idiom der Neigung des *L* zur negativen Seite nach, so ergibt sich einmal die schon erwähnte Anomalie, daß man diesen Laut auch nach positiven Vocalen erzwingen will, wie dieß im bairischen Dialekte geschieht. Dieß kann aber nicht bewerkstelligt werden, ohne die Natur dieser Vocale zu beeinträchtigen, wodurch Vocalwechsel eintreten, die wir hier näher betrachten müssen. Es sind zwei Hauptauswege: entweder wird dem positiven Vocal ein indifferenter oder negativer nachgeschoben, um den Uebergang zum *L* vorzubereiten. Daraus entstehen Liquidaldiphthonge, die immer fallende sind, und selbst den frühern langen Vocal in die ungewisse Messung dieser Doppellaute hineinziehen. Dieser Hülfslaut ist zunächst Urlaut, der sich aber leicht zu *a*, zuweilen auch in *o* bestimmt. So die Doppellaute *èəl*, *éəl*, *iəl*; *ëəl*, *éal*, *ial*; *èol* u. s. w.; ebenso *öəl*, *üəl* u. s. f. Sie sind im Altangelsächsischen vorzüglich zu Hause, kommen auch in neueren, namentlich im schwäbischen Dialekte vor. Auch können sie zur Folge haben, daß ein solcher Dialekt, wenn er später cultivirt wird, und die Doppellaute vermeidet, langen Vocal vor dem *L* sich erzeugt, wie im Englischen *old*, *fall*. Der andere Ausweg aber ist der, daß dem positiven Laut nicht ein Hülfslaut nachgeschoben, sondern jener positive Laut selbst mit einem indifferenten verwechselt

wird. Dieses ist der eigentliche Lambdacismus der Baiern, der nun folgende Erscheinungen nach sich zieht. Zunächst kann *e* in *a* verwandelt werden, statt Feld *fald*, Geld *gald* u. s. w. Dieses geschieht am Main, und ist fränkisch; in Baiern dagegen wird statt des kurzen *è* der Urlaut gesetzt, was in der deutschen Grammatik ein unerhörter Schritt ist, da der Hochdeutsche das sogenannte stumme *e* nur in tonlosen Nebensylben verwendet; nur der Engländer hat in seinem kurzen *u* auch einen betonten Urlaut. Der Baier geht aber noch über den Engländer und alle germanische Analogie weit hinaus, indem er selbst diesen Urlaut verwirft, und völlig vocallose Formen braucht, wie sie im Hochdeutschen nur in Endungen, als Apfel, Himmel, denkbar sind, worüber sogleich. Der Baier sagt also statt Feld *fəld*, statt Geld *gəld*, statt Heller *həller*, statt schnell *schnəll*, statt selber *səlber*. Ist aber das *è* der Wurzel lang, so ignorirt er die Quantität, das heißt, weil der Urlaut sich überhaupt nicht leicht als eine Länge darstellt, so verwandelt er das lange *è* oder *ä* in den kurzen Urlaut, gleich jenen; also Mehl wird *məl*, stehlen wird *stəln* (wenn man nicht sagen will, daß der Baier hier die alte Quantität des Vocals, die Kürze war, beibehalten habe, was aber nicht auf alle Fälle paßt). Nun aber tritt noch das Besondere ein, daß der Baier in diesen verkürzten Sylben gleichwohl die Vocale unter sich scheidet, und daß er, wiewohl nach dem Urlaut umbiegend, dennoch jenen aus *è* entstandenen Urlaut etwas anders spricht, als die folgenden. Ist nämlich die Wurzelsylbe bei den benachbarten Dialekten nicht *è*, sondern mittleres *é*, oder auch langes *ê*, so wird dieser Urlaut dünner, und nach Schmeller so gesprochen, daß man gar keinen Vocal in dem Worte zu hören glaubt; wobei übrigens immer im Auge behalten werden muß, daß die Grundrücksicht aller dieser Wandelungen das negative *L* war und bleiben muß. So spricht man nun das Wort stellen = *stélln* wie *stəln* oder vielmehr *st'ln*; ebenso Hölle wie *h'l*; Hölzlein wie *h'lzl*, sogar anlautend Elle völlig wie *'ln*. Ist endlich der Vocal kurz oder lang *i*, kurz oder lang *ü*, so tritt dieser selbe tonlose Laut ein, den aber Schmeller selbst nicht mehr vom vorigen trennt, z. B. Bild *b'ld*; Milch *m'lch*; still *st'l*; will *w'l*; spielen *sp'ln*; viel *f'l*; Hülle *h'l*; Mühle *m'l*. Im Diphthong *ai* fällt das *i* ganz weg: weil *wal*, eilen *aln*; freilich *fralə* (und weil das Idiom sich einmal daran gewöhnt, vor dem *L* kurzen Vocal zu hören, so läßt man auch vom *an* häufig das *u* weg, und sagt für Maul, *mial* u. s. w.) Dieses wäre die Erscheinung des Lambdacismus im bairischen Idiom.

Wenn nun aber diese Tendenz eines Idioms sich weiter erstreckt, so sucht sie nicht nur den begünstigten Laut an die Stelle des verwandten einzuschieben, sondern sie wird auch, wie wir beim Mouilletismus gesehen haben, diesen Laut selbst in seiner Richtung hinaufsteigern, sie wird ihn hier noch negativer machen wollen, und dadurch wird seine Gestalt verändert. Während nämlich das nega-

tive *L* durch Anlegen der Zungenspitze an die Oberzähne producirt wird, so tritt jetzt die Zunge vor die Zähne heraus, und zwar entweder nur um weniges, wo es dem griechischen δελτα ganz nahe steht (daher im Altlateinischen, wo das δ vorkommt, Verwechslungen mit *L* vorkommen, z. B. *lingua* aus *dingua*, mit dem gothischen *tuggô*, Zunge, dasselbe Wort; umgekehrt im Spanischen *dejar* aus früherem *lejar*, *laisser* u. s. w.), oder die Zunge wird vorgestoßen bis zwischen die Lippen, wodurch der Laut unserem *p'* am nächsten ist und sich beinahe bis ins *w* erweitert. Diese Laute haben die slavischen Sprachen besonders cultivirt. Die polnische hat dafür ein besonderes Schriftzeichen eingeführt. Der Pole hat zwei völlig verschiedene *L*, deren jedes an- und inlautend stehen kann. Das eine ist in Form und Laut das deutsche *L*; auf unsere positive und negative Scheidung wird, wie es scheint, nicht reflectirt; das zweite durchstrichene *L* aber ist ein *L*, für dessen Production das Vorschieben der Zunge über die Zähne erforderlich ist, wie wir es oben, als dem griechischen δελτα verwandt, bezeichnet haben. In der russischen Sprache ist es etwas anders; hier besteht kein besonderes Zeichen für das zweite *L*, sondern es ist Gesetz, das *L*, wenn es vor die negativen Vocale *u*, *o* nebst dem *a* zu stehen kommt, wird mit einem äußerst breiten Laute, der fast in der Lippenregion gebildet wird, gesprochen, wie wir ihn oben angegeben haben. Endlich weist der sorben-wendische Dialekt, der in der sächsischen Lausitz (z. B. in Budissin oder Bauzen bei Dresden) gesprochen wird, das Extrem dieser Richtung dahin an, daß in diesem Idiom das polnische gestrichene *L* wirklich in die Lautung eines *w* übergetreten ist.

Mit dieser Entdeckung wenden wir uns nun auf deutschen Boden zurück. Obgleich dieses breite slavische *L* hier nicht mehr nachzuweisen ist (nach Holtei wird es beim schlesischen Landmann auf der polnischen Gränze gehört), so muß doch in gewissen Stämmen eine solche Richtung einmal herrschend gewesen seyn, weil sich Dialekte finden, wo statt des etymologischen *L* ein *w* oder der vocalische *u*-Laut, überhaupt der negative Vocal, sich einfinden. Das erste Beispiel, in der Schweiz, bei Stalder S. 64, im Canton Aargau, statt Wahl *wau*, st. Wald *waud*; folgen *fougə*; ebenso *i win* statt ich will; *wénwə* für *wéllə*, d. i. wollen; *wnwwə* für *wullə*, d. i. Wolle u. s. w. Das zweite, bedeutendere Beispiel gibt die alte und neue holländische Sprache; vergl. Grimms deutsche Grammatik I. 467 u. 482. In diesem Dialekte sind die Sylben *ald*, *alt*, *old*, *olt* in den Diphthong *oud*, *out* übergetreten, also halten *houden*; spalten *spouden*; alt *oud*; Salz *sout*; kalt *koud*; Holz *hout*; wollte *woude*; sollte *soude*; Gold *goud*; Sold *soud* u. s. w. Diese Eigenheit steht vielleicht in geographischer Verbindung mit dem Altfranzösischen, das ebenso die Sylben *al*, *el*, *ol* offenbar zuerst negativ gewendet, dann in den *w*-Laut gezogen, welcher *w*-Laut oder negative Vocal sich später durch Theorie den Wurzellaut absorbirte

birt und ein bloßes langes *o* oder *u* zurückließ. So wurde aus *altre, bel* und *mol* offenbar zuerst *aotre, beo, mo-u*, späterhin *autre, beau, mou* (das ist *ôtr', bô, mû*). Das *il* dagegen wandte sich im Gegentheil gegen den Mouilletismus, und der französische Dialekt ist überhaupt darin wohl einzig zu nennen, daß er diese beiden Abnormitäten des *L*-Lauts in sich vereinigt, und, wenn er sie auch beide nicht nach ihrer ursprünglichen Bedeutung erhalten hat, doch die Folgen davon bis diesen Tag in seinem Organismus fortleben. Dieses sind die Erscheinungen des Lambdacismus.

§. 32.

Wenn wir die Reihe dieser Erscheinungen betrachten, so drängt sich die Beobachtung auf, daß die ursprüngliche Duplicität des *L*-Lauts einen unverkennbaren Zusammenhang mit der vocalischen Polarität hat, und daß diesem Laute der sonderbare Titel des Halbvocals nicht umsonst ist beigelegt worden. Was nun aber die theoretische Fixirung betrifft, so sind wir mit Zeichen schlecht versehen. Das einzige eigenthümliche Zeichen, das polnische durchstrichene *L*, ist ein unbequemer Buchstab; er führt zur Verwechslung mit dem *t*, daher man im Schreiben den Querstrich über das *L* zu setzen pflegt. Ich will einmal, wo es theoretisch wichtig ist, das positive *L* mit *l'*, das negative mit *'l* bezeichnen; das eigentlich mouillirte mag sich dann die Verbindung *jl*, das slavisch lambacirte aber die des *wl* gefallen lassen.

§. 33. *R.*

Wir kommen endlich zum *R*; ein Laut, den einige Sprachen zu verschmähen scheinen, wie die chinesische, und der den Alten hart hieß, daher er Römisch litera canina genannt wird. Merkwürdiger ist, daß schon die Griechen zweierlei *R* unterschieden, das einfache und das aspirirte, das sie zu Anfang der Wörter mit dem Spiritus asper versahen, und das man lateinisch in *rh* übersetzte. Die Schreibart des doppelten verschiedenen Spiritus in der Mitte über ῥῥ ist, wie sie jetzt besteht, eine orthographische Bizarrerie, und einem doppelten Spiritus asper gleichzuhalten. Manche neuere Sprachen, wie die englische und spanische, unterscheiden ein schärferes *R* zu Anfang und in gewissen Mittelverbindungen, und ein weicheres oder schwächeres, das besonders am Schlusse der Sylben steht. In allen Ländern aber finden sich theils einzelne Districte, theils einzelne Organe, die das *R* auffallend guttural sprechen; was man gewöhnlich als eine Unart betrachtet, die man in Norddeutschland Schnarren, in Süddeutschland Reißen und im Französischen grasseyer nennt. Das griechische ῥ scheint doch aus einer gutturalen Aussprache sich herzuschreiben; wir werden finden, daß in unsern alten deutschen Dialekten das gutturale *R* das gewöhnliche gewesen seyn muß, weil sich daraus seine analoge Behandlung mit dem aspirirten *H* erklären muß, so wie sein Wechsel mit dem breiten oder mittlern *S* in allen

Sprachgebieten. Wo es mit *L* wechselt, ist aber vielmehr auf seine natürliche, mittlere, rein linguale Aussprache zu schließen. Nun gibt es aber noch eine andere, etwas seltnere Abweichung gewisser Organe, den *R*-Laut in das Labialgebiet zu ziehen, so daß es fast zum *W* wird. (In einigen deutschen Wörtern scheint selbst *R* mit *W* zu wechseln; vergl. *rocken* und *wocken*, *rasen* und *wasen*); hier muß die Unterlippe mit den Oberzähnen den Vibrationsproceß bewirken; überhaupt scheint es, läßt sich dieser Proceß mit einiger Anstrengung fast in jedem Gebiete zu Stande bringen. Zu bemerken ist nämlich, nächst dem *wr*, auch ein dental-linguales *ðr*, indem das *δελτα* sich zu vibriren versucht — ein Sauselaut, der das orientalische *dal* indicum erklären muß, das in den indischen Sprachen die theoretische Stelle eines *d* einnimmt, aber wie *r* lautet. Der Wechsel des *R* mit dem reinen *D* ist selbst auf germanischem Gebiete nicht unerhört; *D* lautet wie *R* beim plattdeutschen Hamburger, der statt wir hatten *wi harren* sagt, und der Baier am Untermain, *borm*, *farm* für Boden, Faden, *Harnə* für Heidenheim (Schmeller, 83); der Norweger spricht *D* statt *R hodn*, *kodn* für Horn, Korn u. s. w. So setzt der Italiener *D* für *R*, wo zwei *R* zusammenstießen, *rado* für *raro*, *chiedere* für *quaerere*, *fedire* für *ferire;* im Spanischen *acudir* für *accurrere* u. s. w. Zunächst dem *ðr* steht nun das reine, labiale *R* unserer europäischen Sprachen, das doch in gewissen Verbindungen, wie ich glaube, sich etwas gegen das gutturale neigt; z. B. wenn wir die Form *herren*, die reines *R* hat, in *herrn* contrahiren, so wird die Lautung des *R* etwas verändert und bleibt nicht ganz rein. (Daher so viele deutsche Dialekte diese Verbindung meiden, und theils *héra*, *géra*, theils *héren*, *géren*, theils *hèən*, *gèən* sagen.) Dasselbe mag in der Verbindung *RL* stattfinden. Nächst diesem mittlern oder wahren *R* ist nun noch ein slavisches, böhmisches und polnisches *rſh* zu merken, das etymologisch in diesen Dialekten statt des reinen *R* eintritt, z. B. Christ polnisch *chrzescianin*. Obgleich Manche diesen polnischen Laut für einen Mischlaut halten, und ihn bloß aus der Neigung erklären, den die beiden Laute *R* und *ſh* zu einander äußern, während sich *R* und reines *s* abstoßen, so ist doch der etymologische Ursprung dagegen. Ich vermuthe, daß dieser Laut nichts Anderes als ein vibrirendes breites *S* ursprünglich war, der mit dem *R* alternirte, also mit andern Worten, ein linguales, dem *ſh* entsprechendes *R*. Man vergleiche noch das griechische *ρσ*, dialektisch mit *ῤῥ* alternirend. Auch das neugriechische *ζ* nimmt beinahe den Charakter einer dem *ſ* oder *z* entsprechenden Vibration an. Von hier aus gelangen wir dann zum gutturalen griechischen *rh*, oder dem bekannten gutturalen *R*, von dem noch angemerkt werden kann, daß Organe, die sich ihm ergeben, gern noch die Unart nach sich ziehen, ein darauf folgendes *ch* im Deutschen guttural, das *L* aber negativ zu machen. Endlich ist zu merken, daß das *R* noch mehr als *L* die Neigung hat, einen indiffe-

renten Hülfslaut, und folglich Liquidaldiphthong zu erzeugen. Diese Erscheinung wird im physiologischen Capitel weiter berührt werden. Merkwürdig ist es, daß das *R*, das in dieser Richtung sehr häufig gänzlich in den Hülfslaut aufgeht und abfällt, wie im bairischen Dialekt, auf diese Art gleichsam einen Uebergang in die Vocal-Indifferenz darstellt, die sich zwischen das negative und positive *L* zwischeneinstellt, um die drei vocalischen Richtungen im Consonantismus darzustellen.

§. 34.

Jetzt, da der Kreis, oder richtiger, die Reihen der Mitlauter durchlaufen sind, wird es gut seyn, sie tabellarisch aufzustellen, wo man dann erkennen wird, daß der doppelte Zusammenhang der Laute, einmal nach Gebieten, als labial, dental, lingual, palatal und guttural, dann nach dem Productionsproceß Schlaglaute, Spiranten, Aspirate, nasale und liquide Hemmlaute sich wie Zettel und Einschlag durchkreuzen, wodurch denn eine gedoppelte Verwandtschaft der Laute sich im System ergeben wird, wozu noch außerdem die vielfachen Scheidungen nach Stärke und Schwäche oder Härte und Weiche, nach Duplicitäten und Polaritäten gerechnet werden müssen.

	Labial.	Labial-lingual.	Dental.	Dental-lingual.	Lingual.	Palatal-lingual.	Palatal.	Guttural.
I. Schlaglaute. 1. Indifferente.	π	$\frac{\pi}{\tau}$		τ		$\frac{\varkappa}{\tau}$	$\varkappa$	q
2. Schwache Seite. a. Weiche Schlaglaute.	b	$\frac{b}{d}$		d		$\frac{g}{d}$	g	
b. Spiranten. α. erste Classe.	β	$\frac{\beta}{\delta}$		δ		$\frac{\gamma}{\delta}$	γ	
β. zweite Classe.	w						j	h
3. Starke Seite. a. Harte Schlaglaute.	p	$\frac{p}{t}$		t		$\frac{q}{t}$	q	
b. Aspirate.	f		$\frac{þ}{þ'}$ $\frac{z}{z'}$		$\frac{ſ}{ſ'}$ $\frac{s}{s'}$ $\frac{ſh}{sh}$		$\frac{x}{}$ $\frac{}{x'}$	χ
II. Hemmlaute. 1. Nasale.	m	$\frac{m}{n}$		n		$\frac{\eta}{n}$	η	
2. Liquide. a. L.	wl		$'l$		l'		jl	
b. R.	wr		δr	r	$rſh$			rh

Auch dieses Schema macht, gleich unserm vocalischen, den Anspruch, insofern vollständig und absolut gültig zu seyn, als zwar nicht jeder mögliche Consonantlaut in ihm actuell verzeichnet ist, jeder aber darin potentiell enthalten und sich ihm seine Stelle zwischen zwei gegebenen im Systeme muß können anweisen lassen.

2. Consonantische Doppellaute.

§. 35.

Auch der Consonant hat seine Diphthonge; da aber sein Schema nicht, wie das vocalische, in einer organisch geschlossenen Kreisfigur sich darstellt, sondern nur in parallelen Reihen, so darf man nicht nach einem allgemeinen Gesetze fragen, das diese Verbindungen normirt. Es werden sich später einzelne Richtungen angeben lassen, in welchen die Consonanten sich gegen einander bewegen. Hier wollen wir vorläufig ganz empirisch verfahren, und die Laute versuchen an einander zu halten, wobei sich gleich zeigen wird, welche von ihnen sich anziehen, welche sich abstoßen. Wir verfahren also ungefähr in der Weise des Chemikers, wenn er einen zu bestimmenden Körper mit allen andern zusammenhält, um zu erfahren, was seine Persönlichkeit ausmacht, und in welcher Wahlverwandtschaft er zu andern Körpern steht; nur müssen wir uns, wie gesagt, in dieser chemischen Analyse nicht die Hoffnung machen, die Erscheinungen auf allgemeine elementarische Beziehungen zurückführen zu können. Da hier alles auf die Anschauung des Experiments ankommt, so sind wir gezwungen, sogleich alle Fälle mit den nöthigen Beispielen aus dem von uns verglichenen Sprachkreise zu belegen.

§. 36.

Wir stellen die gewöhnlich vorkommenden Consonant-Verbindungen hier zur Uebersicht zusammen, ohne die Materie vielleicht im strengsten Sinne zu erschöpfen. Das etwa Mangelhafte ist weiterer Nachhülfe überlassen, da die Aufgabe ohnehin problematisch bleibt, so lange nicht die vollständige Erfahrung über alle lebenden und möglichen Idiome aufzustellen ist. Man unterscheide hiebei Verbindungen des Anlauts, mit denen die Wurzel anfangen kann, und Verbindungen des In- und Auslautes, die in der Mitte oder am Ende des Worts vorkommen. Die Anlaute können fast durchaus auch inlauten, aber die Inlaute keineswegs anlauten.

I. Liquide Buchstaben.

Die gewöhnlichsten und leichtesten Verbindungen entstehen, wenn die liquiden Laute *L* und *R* mit einem andern zusammengestellt werden, und zwar in der Art, daß für den Anlaut der liquide nach-, in dem andern Fall aber vorklingt.

1) Anlaute mit *L*.

πλ griechisch *πλεω*.

bl deutsch *blau*.

βλ griechisch *βλαπτω*.

wl ist slavisch, z. B. *wladimir*. Doch war es altgermanisch, wie man aus einigen Wörtern im Gothischen, Altsächsischen und Angelsächsischen sieht, z. B. *wlits*. Französisch in *velours*, wenn *e* stumm bleibt.

pl lateinisch *platea*.

fl deutsch *flieſsen*.

ml eine slavische Verbindung.

βl griechisch *θλίβω*. Bestand noch im Gothischen, ist aber später in *fl* übergetreten, wie *pliuχan*, fliehen.

zl slavisch.

τλ griechisch *τλαω*.

dl ist mir kein Beispiel bekannt, wenn man nicht das französische *de la* anführen will. Kinder sprechen es statt des *gl*.

δλ. Diese dem *τλ θλ* analoge Verbindung fehlt im Griechischen, vielleicht darum begreiflich, weil *δ* als Spirant dem *L* ganz nahe steht und in dieses übergeht; *δαχρυμα, lacryma*.

tl ist die Lieblingsverbindung der altmexicanischen Sprache, und hat sich in unzähligen Localnamen dieses Landes erhalten. Sonst sprechen es Kinder statt *kl*, ehe sie den Guttural erlernen.

sl englisch *sly*.

shl deutsch *schlau*.

ſl läßt sich in unserm Kreise nicht mit Recht behaupten.

ſhl. Diese Verbindung erzeugt sich im Französischen, wenn das stumme *e* wegfällt, z. B. *geler*.

κλ griechisch *κλεπτω*.

gl deutsch *glas*.

γλ griechisch *γλυκυς*.

jl abgesehen vom *L* mouillé, ist diese Verbindung einmal slavisch, z. B. im böhmischen *gl*, und an dieser Aussprache nehmen die preußischen Dialekte Theil, welche das *g* wie *j* sprechen, also Preußisch *jlück*.

ql deutsch *klug*.

xl hört man auch in deutschen Dialekten, wo *g* wie weiches *χ* oder *j* klingt, z. B. am Niederrhein hin und wieder, also *jlück*.

hl altgermanische Verbindung, doch ungewiß, ob sie im Uebergang aus der aspirata *χl* ins nackte *L* sich lange erhalten hat. Es wird, nach Rask, in Island noch gesprochen.

χl sowohl im Griechischen, z. B. *χλαινυς* bis diesen Tag gesprochen, als im Gothischen *χlaχan*, im Schweizer-Dialekt, z. B. *χlág* (Klage), und ebenso im holländischen *gl*, wiewohl als ein theoretisch weicher Laut vorhanden, z. B. *glijden*.

2) Kehrt man diese Verbindungen um, so erhält man folgende In- und Auslaute mit *L*.

λπ griechisch *ἔλπις*.
lb deutsch *halb*.
λβ griechisch *ὄλβιος*.
lw lateinisch *pulvis*.
lp englisch *help*.
lf deutsch *helfen*.
lm deutsch *halm*.
lφ griechisch *ἔλθειν*, englisch *wealth*.
lz castilisch *alzar*.
λτ griechisch *βελτιστος*.
ld deutsch *gold*.
λδ. Diese Verbindung ist aus den bei *δλ* angeführten Gründen kaum auszusprechen; es ist mir auch kein griechisches Beispiel bekannt. In der dänischen Sprache, wo das inlautende *d* den Laut des *delta* hat, wird *ld* immer wie *ll* gesprochen. Im Englischen ist *th* nach *L* immer aspirirt.
lt deutsch *halten*.
ln lateinisch *balneum*, deutsch *Köln*, neugriechisch *στέλνο*.
ls deutsch *hals*; auch *falz* dürfte man anführen, worüber später.
lsh deutsch *falsch*.
lf deutsch *hülse*.
lfh französisch *indulgent*.
λκ griechisch *ἕλκω*.
lg deutsch *folgen*, ohne Aspiration gesprochen, wie das spanische *alguno*.
λγ griechisch *ἄλγος*.
lj ohne Rücksicht aufs *l* mouillé, schwedisch *folja*.
lq deutsch *wolke*.
lx deutsch *welcher*.
lh in deutschen Verbindungen wie *Wilhelm*. Das alte *befelhen* ist zweifelhaft, weil es aus der aspirata unmittelbar in *befehlen* kann übergegangen seyn.
lχ griechisch *Κολχος*, auch schweizerisch, holländisch, castilisch und portugiesisch.

3) Anlaute mit nachklingendem *R*.

πρ griechisch *πρωτος*.
br deutsch *braten*.
βρ griechisch *βραχυς*.
wr altgermanisch, und noch im Holländischen und Scandinavischen lebendig, woher wir selbst das deutsche *wrack* entlehnt haben. Ebenso holländisch *wreken* u. s. w. Im englischen *wr* ist *w* stumm; isolirt steht das französische *vrai, vrille*.
pr lateinisch *primus*.
fr deutsch *fragen*.

mr iſt mir nur im Sanſkrit bekannt, z. B. *mritshakat*. Denn das ſchwäbiſche *mrei*, das man für *Marie* hört, iſt eine ſehr iſolirte Erſcheinung.

pr iſt griechiſch und germaniſch, griechiſch θρονος und engliſch *three*.

zr iſt ſlaviſch.

τρ griechiſch τρεπω.

dr deutſch *drei*.

δρ griechiſch δρυς.

tr deutſch *tragen*.

nr wird ſchwerlich in einer Sprache als Anlaut gefunden.

sr im Sanſkrit und Slaviſchen. In unſerm Kreiſe hat dieſe Verbindung nur das italieniſche Idiom entwickelt durch ſein *s* negativum, das es jedem Conſonanten vorſetzt, und etwa die ſüddeutſchen Dialekte, wenn ſie den neutralen Artikel in ein ähnliches *s* praefixum verwandeln.

shr engliſch und deutſch *shrine, schreien*.

ſr iſt nicht denkbar und *ſhr* auch nur in franzöſiſchen Verbindungen nachzuweiſen, wie *je ris*.

χρ griechiſch χρυπτω.

gr deutſch *groſs*.

χρ griechiſch γραφω.

jr iſt wieder das preußiſche *jroſs*.

xr deßgleichen niederrheiniſch *jroſs*.

χr griechiſch bis dieſen Tag, in χρυσος, aber auch gothiſch *xrôpjan*, ſchweizeriſch *xrüz*, holländiſch *groot* u. ſ. w.

4) Umkehrung derſelben Laute für den In- und Auslaut.

ρπ griechiſch ἁρπαζω.

rb deutſch *sterben*.

ρβ griechiſch, aber ſelten, ἀρβυλη.

rw im ältern Deutſch *farwe*, holländiſch *verwe*.

rp engliſch *harp*.

rf deutſch *harfe*.

rm deutſch *arm*.

rp griechiſch und germaniſch; ὀρθος, engliſch *north*.

rz caſtiliſch *fuerza*.

ρτ griechiſch ἀρτος.

rd deutſch *erde*.

ρδ griechiſch καρδια.

rt deutſch *hart*.

rn deutſch *hirn*.

rs deutſch *vers*, wie lateiniſch und überall.

rsh deutſch *hirsch*.

rſ deutſch *hirse*.

rſh franzöſiſch *verge*.

ρκ griechiſch ὀρκος.

rg deutsch *bergen*, ohne Aspiration gesprochen, wie französisch *argot*.
ργ griechisch ἔργον.
rj schwedisch *börja*.
rq deutsch *stark*.
rx deutsch *durch*.
rh. Da das deutsche *H* nicht inzulauten pflegt, kann man es wieder nur in Compositionen, z. B. *gerhard, erholen* suchen, wo die Aussprache keine Schwierigkeit hat.
rχ ist griechisch ἔρχομαι und ebenso im Schweizerischen, Holländischen und den spanischen Idiomen zu finden.

5) Die beiden liquidae unter sich verstehen sich nur zu dem Auslaut *RL*, wie im Deutschen *kerl, perle* u. s. w.

II. Nasale.

Wenn sich die liquidae fast mit jedem Consonanten vor- und rückwärts verbinden, so sind die Nasalhemmlaute schon schwieriger. Es lassen sich folgende Verbindungen experimentiren.

1) *m* im Anlaut.
τm griechisch τμαω.
δm griechisch δμαω.
sm englisch *smear*.
shm deutsch *schmieren*. Läßt sich auch im Französischen *chemin* finden.
κm griechisch κμεω.
gm in süddeutschen Volksmundarten als Contraction (*gmacht*).

2) *m* inlautende:
mπ griechisch πεμπω.
mb lateinisch *imber*.
mβ griechisch λαμβανω.
mp deutsch *lump*.
mf griechisch ἄμφι. Auch läßt sich das deutsche *mpf, schimpfen* hieher zählen, worüber später.
md deutsch *fremd*.
mt lateinisch *promtus*, deutsch *amt*.
mþ in englischen Ableitungen *warmth*.
mſ und *ms* deutsch in *emsig, wams*.

3) *n* im Anlaut.
πn griechisch πνευμα.
fn dänisch *fnyse*.
δn griechisch δνοφος.
tn in süddeutschen Dialekten, z. B. *tnecht* für *knecht* (Schmeller S. 106). Es ist Kindersprache.
þn griechisch θνησκω.
sn englisch *snow*.
ſhn kann man im französischen *genou* finden.
shn deutsch *schnee*.

κn griechisch *κνιζω*.
gn deutsch *gnade*.
γn griechisch *γνωμη*.
jn und *xn* in preußischer und niederrheinischer Aussprache des Worts *gnade* u. s. w.
qn deutsch *knabe*.
hn altgermanisch, wie im Gothischen *hniupan*, ob aber wirklich so gesprochen wurde, ist zweifelhaft. Vergl. *hl* und *hr*.
χn griechisch *χνοη*, schweizerisch *χnië*.

4) Inlautendes *n*.

nf im Italienischen und Castilischen *ninfa*; im Deutschen *fünf*.
nτ griechisch *ποντος*.
nd deutsch *hand*.
nδ griechisch *ἀνδανω*.
nt deutsch *unten*.
nþ griechisch *ἀνθος*, englisch *month*.
nz castilisch *prince*.
nſ, *ns* deutsch *binse*, *gans*.
nſh portugiesisch *longe*.
nsh deutsch *mensch*.
nj ist einmal das mouillirte *n* der romanischen Sprachen, dann aber auch germanische Endung, wie im Gothischen *brannjan*. Daß diese Verbindung auch als Anlaut vorkommt, wird unten zu den Spiranten bemerkt werden.
nx eine hochdeutsche Verbindung, *manch*, *mönch*. *nχ* würden dieselben Wörter im Munde eines Schweizers lauten; *nh* kommt nur in Verbindungen vor, als *bernhard*.

5) *η* im Anlaut. Man hört zuweilen bei gutturalen Organen, besonders der Kinder, die Worte *gnade*, *knabe* wie *gηade*, *kηabe* aussprechen, was durch die gutturale Verwandtschaft erklärlich ist, eine Erscheinung, die inlautend im bairischen Dialekte wichtig wird, wo ihm ein *bm*, *dn* zur Seite stehen, was aber das physiologische Capitel auszuführen hat. Wegen des griechischen *γν* im historischen Theil.

6) Inlautendes *η*.

ηw vielleicht im gothischen *bliggwan*, worüber später. Auch im deutschen Wort *ingwer* nach süddeutscher Aussprache.
ηf im deutschen Wort *jungfer* zu finden.
ηd im schwedischen Wort *mängd*.
ηδ dasselbe Wort, dänisch *mængde*.
ηt deutsche Flexionen *singt*, *bringt*.
ηþ englische Ableitungen *length*, *strength*.
ηſ deutsch, doch in Zusammensetzungen, *drangsal*, *langsam*.
ηs deutsch in *hengst*, *pfingsten*; dänisch *fängsel*.
ηκ griechisch *ἀναγκη*.
ηg in englischen Formen *longer*, *stronger*, *finger* (lies *long-ger* ꝛc.),

so wie im Deutschen *lang, ding* nach norddeutscher Aussprache anzutreffen. Diese Verbindung ist sonst im englischen Auslaut und im deutschen Inlaut, wie nordisch überall in einfaches *η* abgeschliffen worden.

ηγ griechisch *ἄγγελος*.
ηj dasselbe *ἄγγελος* nach der Aussprache der Neugriechen.
ηq deutsch *krank*.
ηχ süddeutsch in der Verbindung *dingchen*.
ηχ griechisch *ἔλεγχω*.
ηh wird nur in Compositionen möglich.

7) Nasale unter sich sind nur solche Fälle, wo der Dental zurücksteht, nämlich:

a) der griechische Anlaut *mn* in *μναω, μνησκω*, der inlautend auch in andern Sprachen lateinisch und germanisch gebräuchlich ist;

b) der Inlaut *ηn*, der nach alter Tradition in unserm Schulgebrauch statt des griechischen *γν* in *γιγνωσκω* und lateinischen *gn* in *pignus* gesprochen wird, und den auch der Schwede der Verbindung *gn*, z. B. *regn* beilegt. Ueber jene später ein Mehreres.

III. Nächst den Hemmlauten ist die Aspiraten-Familie des *S* diejenige, welche als der flexibelste Dentallaut die meisten Verbindungen eingeht. Die meisten derselben gelten zugleich als An- und Inlaut, daher wir sie nicht mehr darnach abscheiden.

1) Das *S* voraus:

griechisch *σπ* (das ist *s′π*) *σπειρω*.
sb italienisch *sbirro*.
griechisch *σβ* (ist *s′β*) *σβεννυμι*.
sw holländisch *zwaar*.
sw lateinisch *suadeo*, italienisch *svegliare*, englisch *sweet*.
shw deutsch *schwer*. Auch im französischen *cheval* zu suchen.
sp lateinisch *spes*; englisch *speak* und deutsch im Inlaut, sonst *shp*, z. B. *speer*; alemannisch auch im Inlaut.
griechisch *σφ* (d. i. *s′f*) *σφαιρα*, was auf deutsch mit *sf sphäre* lautet.
griechisch *στ* (d. i. *s′τ*) *στελλω*.
sd italienisch *sdegno*.
griechisch *σδ* kommt nur im dorischen Dialekte vor, mit zweifelhafter Geltung, worüber später.
st lateinisch und überall, z. B. englisch *steal*, wogegen
sht im hochdeutschen Anlaut gilt, *stahl*, alemannisch auch im Inlaut.
griechisch *σϑ* (d. i. *s′þ*) *σϑενος*. Eine für uns außerordentlich schwierige Verbindung. Im Englischen werden griechische Wörter der Art nicht mit *sp*, sondern wie im Deutschen mit *st* gesprochen, z. B. *sthenography*; in *sixth* dagegen bleibt das *s* stumm = *siqþ*.

Mit *ſ, ſh, sh* kann ſich *s* nicht wohl verbinden; dieſe Laute liegen ihm zu nahe. *Sz* ſchreibt zwar der Caſtilier, aber das *S* bleibt ſtumm, daher manche Wörter es weglaſſen, wie *cetro, ciencia* aus *sceptrum, scientia.*

griechiſch σκ (iſt *s'κ*) *σκεπτομαι.*
sg italieniſch *sgabello.*
sj holländiſch, däniſch *sjou.* Als Inlaut altgermaniſch, gothiſch *laisjan.*
sq lateiniſch *scamnum*, engliſch u. ſ. w.
shq kommt der oberdeutſchen Ausſprache in fremden Wörtern zu, wie *sclave.*
sx iſt der weſtphäliſchen Ausſprache eigen, z. B. *schön* (wie *sxön*) u. ſ. f. Auch im Hochdeutſchen in den Diminutiven *bisschen, häuschen* u. ſ. f.
s-h nur in Verbindungen, wie *weisheit.* Ebenſo *sh-h* u. ſ. f.
griechiſch σχ iſt gleich *s'χ*, *σχεδον.* Das der Neugrieche mit *s'x* oder *s'x'* ausſpricht.
sχ aber iſt holländiſch, *schouwen* und
shχ werden wir als althochdeutſch finden *schôni, schœne.*

2) Das *S* nach.

griechiſch ψ iſt gleich *πσ* und dieſes gleich *πs'*, *ψαμμος.*
bs, bsh in ſüddeutſchen Volksdialekten.
ps als Inlaut; deutſch *reps.* Anlautend in griechiſchen Wörtern.
fs im ältern Deutſch *wefse, lefse*; jetzt noch ſchwediſch, z. B. *räfsa.*
dſ ſoll der Laut des griechiſchen ζ geweſen ſeyn, *ζητεω.* So iſt es auch noch italieniſch *zeloso.*
dſh italieniſch *giro* und engliſch *joy.*
ts iſt das deutſche *z, zeit.* Polniſch *c.*
ts' der Mittellaut, im Schwediſchen zu ſuchen, *känna, tjenare.* Polniſch *c* mit dem Acut.
tsh italieniſch *ci* und engliſch *ch; cielo* und *child*; polniſch *cz.*
ps. Dieſe ſchwierige Verbindung muß in engliſchen Flexionen geſprochen werden, z. B. *months.*
hs, faſt ebenſo unbequem im deutſchen *tischs.*
griechiſch ξ iſt gleich *κσ* und dieſes gleich *κs'*, *ξενος.*
gſ nimmt die franzöſiſche Theorie für *x* in *exemple* u. dergl.
gs und *gsh* in ſüddeutſchen Mundarten, contrahirt.
qs iſt das lateiniſche *x, rex*; deutſch *wachsen.*
xs iſt deutſch in Flexionen *brichst; reichste.*
hs iſt orthographiſche Verbindung, die mit
χs zuſammenfällt, es iſt altgermaniſch, und lebt noch in der Schweiz, z. B. *achs* = *aχs* (Axt).

IV. Hiemit ſind die wichtigſten Aſpiratenverbindungen erſchöpft, und die folgenden machen, ihnen gegenüber, nur einige iſolirte Erſcheinungen.

1) Die Schlaglaute mit Aſpiraten ihrer Claſſe.

pf hochdeutſch *pferd*, läßt ſich provinziell auch als weiches, oder indifferentes *πf* faſſen.

tz, dieſe Verbindung trifft man in mexicaniſch-caſtiliſchen Thiernamen u. dergl., z. B. *cuetzale*. Bei deutſchen Juden kann man unſer *z* ſo lauten hören, alſo auch anlautend.

kx nur in deutſchen Compoſitionen, wie *stückchen*.

kx' iſt ein däniſcher Anlaut, *kjær*.

gx' iſt der correſpondirende weiche Laut im däniſchen *gjöre*.

kχ iſt althochdeutſch in *chopf* und wird noch ſo geſprochen im Inlaut des ſchweizeriſchen *shikχə* (ſchicken).

2) Inlautende Aſpiraten vor verſchiedenen Schlaglauten:

ft iſt neugriechiſch in *πέφτος* und in *αυτός*, noch mehr aber altgermaniſch, wie im deutſchen *oft*, *gift*.

xt iſt hochdeutſch, *nicht*.

χt gleichfalls, *nacht*; noch häufiger aber holländiſch und ſchweizeriſch: *jicht*, *gixt*.

zg iſt caſtiliſch *juzgar*.

zc gleichfalls, *merezco*.

zt und *χk* ſind Verbindungen der ſpaniſchen Gaunerſprache, letzteres z. B. in *cuexca*, *coxquear*, das erſtere tritt ſtatt *st* ein, da die Gaunerſprache überhaupt *z* ſtatt *s* ſetzt, was, wie wir ſchon bemerkt haben, auch unter den deutſchen Juden gehört wird.

3) Es iſt noch eine merkwürdige Reihe der griechiſchen Sprache aufzuſtellen. Wir haben früher ſchon beim *μν* bemerkt, daß in dieſen Sprachen der Dentallaut in der Verbindung nachſtehen müſſe; bei den Schlaglauten tritt das zweite Geſetz dazu, daß die Laute gleichartig ſeyn müſſen; ſo ſtellen ſich Schlaglaut mit Schlaglaut, Spirant mit Spirant und Aſpirat mit Aſpirat zuſammen, nämlich:

πτ in *πτωχος*.

κτ in *κτεινω*.

βδ in *βδεω*, *βδελλιον* (lat. *bdellium*).

γδ in der Form *γδουπος*, ſonſt nur inlautend.

χϑ in *χϑων* und

φϑ in *φϑειρω*.

V. Nun iſt noch ein Wort über die Doppellaute der Spiranten zu ſagen.

1) Das *h* betreffend, ſind die primitiven Verbindungen *πh*, *τh*, *κh* ſchon früher beſprochen worden. Wer aber auch bei entwickelter Duplicität der Schlaglaute und ſelbſt bei den Aſpiraten ein nachſchleppendes *h* kennen lernen will, der mag ſich in der Sanſkrit-Grammatik danach umſehen, denn daſelbſt gibt es nicht nur *ph*, *th*, *qh* und *bh*, *dh*, *gh*, ſondern auch *tshh*, *dſhh* u. ſ. f. Ob dieſe Verbindungen jemals einem Organe naturgemäß konnten geweſen ſeyn, will ich hier nicht unter-

suchen, vielleicht beruht das Ganze mehr auf einer theoretischen Fiction, die den heutigen Indiern entschlüpft ist.

Nächstdem stehe hier als Curiosität, daß die beiden Spiritus, *ɣ* und *h* sich verbinden lassen, um genau den Laut zu bezeichnen, mit dem Kinder das Weinen herausstoßen oder drücken, es ist *ɣh*, oder insofern es durch die Nase mit geschlossenen Lippen klingt, *ɣhm* zu bezeichnen, oder mit halbgeöffneten Lippen etwa *ɣhē* oder *ɣhō*. Das umgekehrte *hɣ* könnte den Laut des Schluchzens bezeichnen, wie man mit *hm* richtig eine bekannte Interjection ausdrückt. Siehe später dieses Capitel.

Das vorgeschlagene *H* der germanischen Grammatik hingegen ist schon im Einzelnen aufgeführt worden, zugleich mit dem Zweifel, ob das *H* hier je ein wahres *H* war.

2) Das *w*, als nachtönend, hat einen ziemlich eingeschränkten Kreis, und findet sich auffallend nur hinter seiner eignen Classe, den Labialen, mit denen es sich gar nicht verträgt. Dagegen erscheint es, bald an- bald inlautend, in folgenden Lingual- und Gutturalverbindungen.

dw ist nicht nur slavisch, sondern war im 13ten Jahrhundert hochdeutsch in *dwehele*, *dwerch*, *dwingen*, was später in *tw*, dann in den Triphthong *tsw* überging. Es lebt noch im plattdeutschen *dweer*, holländischen *dwerg*, *dwars*, *dwingen*, dänischen *dværg*, *dvæle*, schwedischen *dvärg*, *dvälja* und englischen *dwarf*, *dwell*, wo aber das *w* breit wie *u* klingen soll.

tw war auch althochdeutsch, namentlich in *twerc* (Zwerg) und einigen andern Wörten, mit denen sich später die obigen mischten. Dasselbe im platten, holländischen *twé*, *twist*, dänischen und schwedischen *tvær*, *tvivl* und dem englischen *twin*, *twist* mit breitem *w*.

pw ist gothisch *pwaxan*, *pwèrxs*, angelsächsisch *pwingan*, *pweorx*, isländisch *pwerra* u. a., und lebt noch im englischen *thwack*, *thwart*, *thwittle*, aber mit breitem *w*.

zw, wenn man auch hier das breite *w* oder *u* statuiren will, kommt im castilischen Anlaut vor, in *zueco*, *zuiza*.

sw, *sw*, *shw* sind beim *s* verzeichnet.

kw drückten die Griechen in lateinischen Worten durch *xo*, die spätern durch *xov* aus, *xoïντος*, *xεῖντος* (*Quintus*).

gw ist eine den süddeutschen Mundarten geläufige Contraction (im Commandowort *gwér* allgemein deutsch, selbst preußisch).

qw ist sowohl lateinisch als germanisch, *quantus*; deutsch *quelle*.

hw oder vielmehr *χw* ist gothisch *χwîla*, *χwît*, und hat sich wenigstens in der Schrift bis diesen Tag in den Nordsprachen erhalten, wo es provinziell sogar noch gehört wird; die Engländer haben die Verbindung umgekehrt, in *wh*, was schon den

Untergang des *h* beweiſ't, obgleich einige Theoretiker auf der Ausſprache *hw* beſtehen.

Von dem vorgeſchlagenen *w* haben wir *wl*, *wr* früher erwähnt, *wh* ſo eben abgewieſen; ein *wγ* iſt im Neugriechiſchen vorhanden, z. B. *χόβγο*, *αυγόν*; von *wj* ſogleich.

3) Endlich das *j*, deſſen ſeltenen Vorſchlag in *jl*, *jr*, *jn* wir in deutſchen Dialekten kennen gelernt haben, erweiſ't ſich ſehr gelenkig als nachſchlagender Laut hinter andern Conſonanten. Einige Fälle des Inlauts haben wir erwähnt, die ſich von ſelbſt ergeben, weil das *j* in den älteſten deutſchen Dialekten ein gewöhnlicher Ableitungsbuchſtab iſt. Hier iſt vom Anlaut die Rede. Wir wollen zuerſt einen flüchtigen Blick auf die ſlaviſchen Sprachen werfen. In dieſer ſcheint das *j* weniger als ein Buchſtab, denn als eine bloße Verſtärkung, gleichſam Aſpiration eines anlautenden, auch wohl inlautenden Conſonanten zu ſeyn; in manchen Fällen ſchließt er ſich ſo an dieſen, daß er ſeine Natur ſelbſt verändert, und daraus entſtehen die ſogenannten geſtrichenen Buchſtaben, das polniſche *ś*, *ć*, *ź* z. B. werden den Verbindungen *sj*, *cj*, *zj* gleich geachtet, doch ſo, daß der früher nachſchlagende *j*-Laut nun in den breiteren Linguallaut aufgeht. Dieſe Veränderung hat bei Palatalen ſtatt, bei Dentalen erfolgt ein unvermeidlicher Nachſchlag des *j* vor jedem *i*, z. B. böhmiſch werden die Sylben *di*, *ti*, *ni* immer wie *dji*, *tji*, *nji* geſprochen. Dieſe Vorliebe für einen nachſchlagenden *j*-Laut muß man im Auge haben, wenn man eine ähnliche Neigung des ſcandinaviſchen Sprachſtammes richtig beurtheilen will. Denn das gothiſche *iu* mit ſeinen ſpätern Abſchwächungen *io*, *ie*, *ia* u. ſ. w. hilft dieſen Gegenſtand nicht allein erklären. Auf die wichtige Streitfrage deßwegen kann ich mich hier noch nicht einlaſſen; ich erwähne bloß der isländiſchen Anlaute *ia*, *ie*, *io*, *iu*, *iö* und *iá*, welche nach Grimm aus hiſtoriſchen Gründen als Diphthongen, von Raſk aber, zunächſt der heutigen isländiſchen Ausſprache gemäß, als einfache Vocale mit *j*-Vorſchlag aufgeſtellt worden ſind. Für letztere Anſicht ſpricht nun freilich auch der Gebrauch der beiden abgeleiteten Idiome, der däniſchen und ſchwediſchen, die wir hier kurz im Einzelnen durchgehen wollen. Es findet ſich:

bj däniſch *bjælke*, *björn*, ſchwediſch *björn*, *björk*.
pj däniſch *pjalt*, *pjat*, ſchwediſch *pjunk*.
fj däniſch *fjer*, *fjor*, ſchwediſch *fjäll*, *fjuka*.
wj iſt neugriechiſch *εβγένο*.
dj däniſch *djærv*, *djævel*, ſchwediſch *djeſvul*, *djup*, *djur* (nach moderner Ausſprache ſchwediſch ohne *d* geſprochen).
tj däniſch *tjalte*, *tjeneste*, ſchwediſch *tjena*, *tjock*, *tjuk* (nach heutiger Ausſprache im Schwediſchen in *ts'* übergetreten).

þj kann nur im Isländischen nach heutiger Aussprache oder nach Rask begegnen, z. B. *þjöll, þjálf.*

zj muß hier eingeschaltet werden, als dem castilischen Dialekte zukommend, wie *cielo.*

sj dänisch *sjaske, sjette,* ist im schwedischen *sju, sjelf* heutzutage in die Aussprache *sh* übergetreten.

gj wird, rein im dänischen *gjalde, gjort* gesprochen; im schwedischen *gjord, gjuta* wird das *g* jetzt nicht mehr gehört. Dagegen wird im dänischen *gj* und *g* vor dem positiven Vocal wie *gx'* gesprochen, als *gjöre, give.*

qj ist rein im dänischen *kjole, kjortel,* vor positiven Vocalen wird *kj* oder *kx'* gehört, *kjöbe, kirke.* Im Schwedischen ist dieser Laut ins *ts'* übergetreten, *köpa, kyrka.*

hj die altnordische Verbindung besteht nur noch in der Schrift, und wird, nach Rask, in Jütland noch gehört, sonst fällt *h* ab, dänisch und schwedisch *hjort, hjul.*

Wir haben die Hemmlaute nachzuholen.

lj ist sowohl isländisch als schwedisch in *ljomm, ljus,* nach der heutigen Aussprache wird aber in dieser Sprache das *L* nicht mehr gehört.

rj müßte man im Isländischen suchen *riórni, riúfa* oder in den romanischen Sprachen, wie französisch *rien*; dänisch und schwedisch ist es unerhört.

mj dänisch *mjöd,* schwedisch *mjälte, mjölk, mjuk.*

nj, was dem Romaner ein *N* mouillé heißt, im schwedischen *njo, njugg, njuta,* wo das *n* aber auch einem baldigen Untergang ausgesetzt seyn mag.

Daß in die Reihe dieser Verbindungen auch viele romanische fallen würden, wie namentlich die italienischen aus *L* entstandenen, *pi, bi, fi, chi, ghi,* ferner die aus langem *e* entstandenen *ie* im Italienischen, Castilischen und Französischen, wurde gelegentlich bemerklich gemacht, auch sind sie früher zum Theil aufgeführt worden; in den Südsprachen steht diesem *ie* ein entsprechendes *ue, uo* zur Seite; im Französischen aber werden wir wahrnehmen, daß das isolirte *ie,* und noch mehr einzelne nachschlagende *i* vor andern Vocalen ohne normannischen Einfluß nicht zu erklären seyn werden.

§. 37.

Endlich müssen wir auch noch der consonantischen Triphthonge erwähnen, wenigstens der im Anlaut vorkommenden. Am ehesten hiezu geeignet sind die mit dem flexibeln *S*-Laut anlautenden, dann einige mit den Schlaglauten beginnende.

1) Mit *S*-Vorschlag.

Griechisch *σπλ, σπλαγχνον.*

spl lateinisch *splendeo*; germanisch, englisch *split.*

shpl kommt dem Deutschen zu, *splittern.*

sbr italienisch *sbrigare.*
spj italienisch *spiegare*, schwedisch *spjut.*
spr (das dem Griechen fehlt), kommt lateinisch bloß in der versetzten oder contrabirten Form spretus vor; im Neuitalischen aber ist es häufig *spronare*, *spruzzare*, und dringt besonders durch das *S* privativum ein, wie alle ähnlichen *S*-Bildungen, z. B. *sproposito.* Diese Verbindung ist aber auch entschieden germanisch, z. B. englisch *spring*, wogegen dem Hochdeutschen
shpr gebührt; *sprache.*
griechisch *σφρ*, *σφριγος.*
sfr, italienisch *sfrenato.*
griechisch *στρ*, *στρεφω.*
sdr italienisch *sdrucciolo.*
stl einige lateinische, *stloppus*, *stlata.*
str lateinisch *strages*, germanisch englisch *strife.*
shtr hochdeutsch *streit.*
stw kann man im italienischen *stuolo* suchen.
sts spricht der Deutsche im griechischen *scene*, *scythe.*
griechisch *σκλ*, *σκληρος.*
sgw kann man im italienischen *sguardare* finden.
sql italienisch *sclamare*, deutsch *sclave*, doch
shql, deutsch *sclave*, nach Andern.
griechisch *σκν* in *σκνιπος.*
sqr, das dem Griechen fehlt, ist lateinisch häufig, *scribere*, ebenso altgermanisch, scandinavisch, und in einzelnen Wörtern englisch *scratch*, *screen.*
shqr kann man der hochdeutschen Aussprache fremder Wörter zuschreiben, wie *scrupel.*
sxr wird sich in der westphälischen Aussprache deutscher Wörter, wie *schritt* nachweisen lassen;
sxr aber ist holländisch, *schrijden*, und
shxr (ein Triphthong) wird die althochdeutsche Aussprache dieser Verbindung gewesen seyn.
sqw lateinisch *squalidus*; auch altgermanisch; lebt noch im nordischen *sqval*, *sqvalpa*, und englischen *squabble.*
shqw würde man es hochdeutsch aussprechen, wie im Peter Squenz z. B.
skj ist ein dänischer Triphthong, der in *skjorte*, *skjold* rein gesprochen wird (im schwedischen *skjuta* wie *sh*), vor positiven und Zwischenvocalen aber in
shx' übertritt, als *skjöd.* Nach aller Analogie sollte man, dem entsprechend ein schwedisches *sts'* erwarten, aus *skj* und *stj*; diese Laute werden aber vermieden, ganz nach der Analogie des Italienischen, indem man wie dort statt des *sts'* (oder italienisch *stsh* in *sce*, *sci*) ein einfaches breites *sh* hören läßt, in welchem der mittlere Schlaglaut untergeht. Weiter betrach-

tet fallen *s'ts'*, *shtsh* und ähnliche Verbindungen den slavischen Idiomen anheim, in denen sie aber so beliebt sind, daß z. B. der letztgenannte Triphthong im russischen Alphabet ein eigenes Zeichen erhalten hat.

2) Mit Schlaglauten voran.

pfl hochdeutsch *pflegen*. In Norddeutschland fällt das *p* ab.

pfn schweizerisch *pfnüsel*, östreichisch *pfnot'n*.

pfr hochdeutsch *pfrieme*. In Norddeutschland wieder ohne *p*.

tsw, das deutsche *zw*, *zweck*.

kχl, *kχr*, *kχn* und *kχw* werden wir in der althochdeutschen Aussprache supponiren müssen, weil aus ihnen allein die heutige schweizerische sich erklärt, die mit abgefallenem Schlaglaute *χlâg*, *χrûl*, *χniə* spricht.

Reichere Ausbeute würde man freilich in den slavischen Dialekten sammeln können. Endlich, was die Inlaute betrifft, so ist es nicht möglich, sie alle zu belegen, man findet ihrer in allen Dialekten in großer Mannichfaltigkeit, z. B. *rsp*, *rps*, *rst*, *rts*, *rsk*, *rks*, *lpf*, *lts* u. s. w. Ebenso sind 4, 5, 6, 7 zusammenstoßende Consonanten im Inlaute nicht selten; süddeutsche Volksmundarten werden sich selbst einen Tetraphthong als Anlaut auszusprechen wohl getrauen (z. B. *'d sprâch*).

---

3. Physiologische Betrachtungen über die Consonanten.

§. 38.

Wir recapituliren das Anticipirte zur Uebersicht, und suchen die Lücken zu ergänzen.

I. Natürliche Entwicklung der Schlaglaute.

1. Erstes Motiv. Hypothetisches Auseinandertreten der Hauptschlaglaute *π τ κ* (die Zwischenlaute übergehen wir), nach einer Erweichung ins *b d g* und einer durch *h* unterstützten Erhärtung in *p t q*.

2. Daraus entwickelte sich einerseits *β δ γ*, oder gewöhnlicher *w δ j* und *h*, andererseits *f þ* und *s* (als die Hauptlaute), nebst *χ*.

3. Diese beiden Reihen berühren sich ganz nahe, so daß man die Schlaglautentwicklung in so fern in einer Cirkelfigur darstellen könnte. Wir haben auf den unmittelbaren Uebergang der Aspirate durch Erweichung in die Spiranten gelegentlich hingedeutet; hier folgen die wichtigsten Beispiele, *F* wird zu *W*; am auffallendsten im schwedischen Dialekte, wo die geschriebenen, also früher gesprochenen *F* nur noch im Anlaute der Wurzeln und vor Consonanten gelten,

die andern *F* im Sylbenauslaute hört man *w* (*gaf* und *gofvo* wie *gaw*, *gowo*). Das zweite Beispiel gibt das Englische. In den geläufigsten Wörtern, als Artikel, Pronomen, Localpartikel, ist die aspirata *þ* ins weiche *ð* übergetreten (*this, thou*). Das dritte Beispiel liefert die deutsche Grammatik im Großen. Das gothische *H*, das, wie zu erweisen ist, aspirata war, ist erst später zu *H* geworden, als *handus* = *χandus*, jetzt *hand*. Dieß wäre ein labiales, ein dentales und ein gutturales Beispiel.

4. Der umgekehrte Fall, daß der Spirant sich durch Aspiration färbt und verdichtet, ist nicht natürliche Entwicklung, sondern Einfluß der Theorie oder Störung durch Stammvermischung (worüber später). Dahin gehört die Neigung des *w*, besonders wo es nicht auf einem folgenden Vocale bequem ruhen kann, sich gegen *β* und *f* zu bewegen, wie beim Engländer, Franzosen, Berliner, dann das obersächsische *j*, das völlig wie *χ* oder *j* lautet, und die slavische Aussprache des germanischen *H* wie *χ*. So schreiben und sprechen auch die Neugriechen unsere Eigennamen *Χάλλα*, Halle, weil sie kein *h* besitzen, wie die Slaven.

5. Völlig naturgemäß ist es aber, daß der Spirant, der, wie wir sehen, der letzte Auslaufer der ganzen Reihe ist, vollends ganz verloren geht.

a) *w* ist abgefallen, im Anlaut: gothisch *wrikan*, holländisch *wreken*, deutsch *rächen*. Im Inlaut gothisch *sáwala*, deutsch *seele*; gothisch *bliŋgwan*, deutsch *bleuen*; italienisch *bravo* (*probus?*), schwedisch *brá*; dieser Fall tritt besonders im anlautenden *hw* ein. Vergleiche lat. *qui*, ital. *chi*, span. *que*: lat. *quando, qualis*, franz. *quand, quel*; *quinque*, franz. *cinq*; englisch *quick*, deutsch *erquicken* und *keck*; deutsch *quelle*, dänisch *kilde*, schwedisch *källa*; *quitte*, schwäbisch *kitt*; im Inlaut gothisch *naqwaþ*, deutsch *nacht*.

b) *ð* im In- und Auslaute, wie wir gesehen haben in der castilischen, dänischen, holländischen Sprache; vielleicht im Lateinischen, wenn man die alten Formen *altod, marid* ꝛc. betrachtet.

c) *j* fällt aus inlautend in den gothischen Endungen *brannjan, brennen*; *wandjan, wenden* u. s. w.

d) *h*, insofern man es aus *χ* vor seinem Abfalle will entstehen lassen, fällt weg im Anlaute, wie schon berührt; die gothischen *hl, hn, hr, hw* im Deutschen einfaches *L, N, R* und *W*. Noch leichter im Inlaut; altdeutsch *stahal, befelhen*, jetzt *stahl, befehlen*. Daß das *h* regelmäßig grammatisch abfällt, haben wir an den alten, daß es völlig verschwindet, an den romanischen Sprachen gesehen.

6. Der Spirant kann aber auch völlig zum Vocal werden, und hier wird der Fall wichtig, wo derselbe sodann mit dem vorstehenden Vocal eine Diphthongverbindung eingeht. In der böhmischen Sprache, wo *g* = *j* ist, sind folglich die Verbindungen *ag,*

eg, *og*, *ug* als eben so viele Diphthonge *ai*, *ei*, *oi*, *ui* zu betrachten. Das merkwürdigste hieher gehörige Beispiel liefert das dänische Idiom, hier wird

a) die Sylbe *av* dem Diphthong *au* gleich; *gav*, *hav* lauten *gau*, *hau*, und die Verbindungen *avn* und *agn* wie *aun*; *Kjöbenhavn* wie *haun*, *sagn* wie *saun*; schwedisch *gagn*, dänisch *gavn* wie *gaun*. In der gemeinen Aussprache ist dieses *aun* nasal, also *hãun*, *sãun*, *gãun*.

b) Die Verbindung *eg* wird zum Diphthong *èi*, der sich insgemein zum *əi* wendet, *veg* wie *wei*, *jeg* wie *jei*, *segl* wie *seil*; auch die Formen *mig*, *dig*, *sig* sind durch die Aussprache *még* u. s. w. in *məi*, *dəi*, *səi* übergetreten; *egn* erzeugt insgemein den Nasaldiphthong mit *ãi*, *egn*, *regn* wie *èin*, *rèin* oder *ãin*, *rãin*.

c) *ov* und *og* erzeugen den Diphthong *ou*, insgemein *əu*, als *lov* wie *ləu*, *og* wie *ou*, *əu*; *vogn* wie *wəun* (hier ohne Nasal, um die Verwechslung mit *avn* abzuhalten)

d) *ög* gibt den Diphthong *öi*, schwedisch *högra*, dänisch *höire*; *lögn* in beiden Sprachen wie *löin* u. s. w.

e) die widerstrebenden Verbindungen *ev*, *æv* und *öv* bemüht sich die gebildete Sprache, einsylbig als *e-u*, *ä-u*, *ö-u*, zu sprechen, woraus aber aller Bemühung ungeachtet niemals ein Diphthong entstehen will und kann, daher sie die Volkssprache aus richtigem Instinkt sämmtlich in den ächten Doppellaut *əu* zusammenwirft. Beispiel: *evne*, *nævne*, *löv*.

Die schwedische Sprache hat diese Neigung seltner geoffenbart, einzelne Beispiele wurden angeführt. Eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der dänischen Einrichtung zeigt aber der elsäßische Dialekt. Hier lautet ebenfalls *sagen* wie *äje* oder *səiə*, *lügen* wie *ləiə*, *prügel* wie *prəil*, *gegen* wie *gəie*, *magd* wie *maid* u. s. Man sieht, im Ganzen dieselbe Erscheinung. In einzelnen Erscheinungen läßt sich auch in der hochdeutschen Grammatik diese Richtung bemerken, man könnte an unser *baum* vom gothischen *bagms* erinnern, oder an unsere Formen *hain* aus *hagn*, *vertheidigen* aus *tagedingen*, *getreide* aus *getragede*, *eidechse* aus *egedechse*, und die alten und noch provinziellen *seit*, *treit*, für *sagt*, *tragt*. Im Englischen ist es klar, daß aus den deutschen Formen *zäg*, *segel*, *regen* durch Vermittlung der dänischen *vej*, *sejl*, *regn* sich um so leichter die Formen *way*, *sail*, *rain* (mit der Aussprache *e*) erzeugen konnten. In den spanischen Dialekten, wo vom Lateinischen aus betrachtet *p*, *b*, *v* und *u* zusammenlaufen, so daß *b* und *v* lange für identische Zeichen galten, findet sich *caudal* von *capitalis*, und als Reaction gegen diese Vermischung statt *Paulo* *Pablo* geschrieben. In diesen sämmtlichen Erscheinungen ist das zu beachten, daß sie sich hauptsächlich im Auslaut und vor den Buchstaben *L* und *N* ereignen; auch dieses, daß in ihnen die labialen und

palatalen Laute sich vermischen, weil diese in die vocalischen Reihen des *i* und *u* auslaufen, während die linguale Classe von dieser Auflösung sich völlig frei erhält.

7. An diese Erscheinung schließt sich eine romanische derselben Art. Hier werden zwar nicht Spiranten, sondern die harten Schlaglaute in gewissen Verbindungen in ähnliche Diphthonge aufgelöst. Beispiele gibt das Portugiesische.

a) Die Sylbe *ect* wird *eit*, *pectus peito*, *secta seita*, einigemal auch *ept*, wie in *aceito* mit seinen Ableitungen von *acceptus*. Auch wird das lateinische *ex* mit der nämlichen Auflösung des *c* in *i* wie *eis* gesprochen.

b) Seltener wird *act* in *aut* verwandelt, wie *auto* aus *actum*, was auch castilisch ist, und jenem *caudal* aus *capitalis*, *ausente* für *absente* analog. (Schon im lateinischen *aufero*, *abstuli*, *ablatum* statt *abfero*.)

c) die Sylbe *oct* wird *out*, *eut*, welcher Diphthong aber mit *oi* variirt; als *doctus douto*, *octo outo* und *oito*; *nocte noite* u. s. w.

Ob im Französischen *fructus fruit*, *nocte nuit* ein ähnlicher Grundsatz obwalte, wollen wir lieber an Ort und Stelle im Zusammenhang untersuchen; die portugiesische Erscheinung ist aber offenbar an diese besondere Combination gebunden.

8. Haben wir die Labial- und Palatal-Reihe durch ihren Zusammenhang mit der vocalischen Polarität begünstigt gefunden, so dürfen wir nicht vergessen, daß ihnen gegenüber die Dentalreihe auf andere Weise von der Natur hinlänglich entschädigt worden ist. Ohne zu wiederholen, daß die Erweichung *d* und *ð* in vielfacher Wechselwirkung mit den Liquiden *L* und *R* gefunden wurde, denke man nur an den enormen Vorzug, ein doppeltes Aspiratengebiet, sowohl die dentalen als lingualen zu beherrschen. Aus diesem Ueberfluß an Hülfsmitteln muß sich manches Ungleichartige in der Behandlung dieser Reihe bei verschiedenen Sprachen erklären. Dem Griechen ist *φ* die aspirata des *τ*, das *σ* überläßt es häufig der Willkür des Dialekts, um mit *τ* zu alterniren; der Grieche hat aber den Vortheil, daß das flexible *s* dadurch in allen Gebieten gleich unbescholten verwendet werden darf; man kann sagen, die ganze griechische Grammatik würde über den Haufen geworfen, wenn man ihrer historischen Ansicht über das *S* den theoretischen Satz entgegenstellte: das *σιγμα* ist ein Dentalaspirat so gut wie *θητα*. Und doch ist dieß durch die hochdeutsche Sprachgeschichte bewiesen. Diesem Dialekt ist durchaus das scharfe *S* die aspirata aus *T*, während, wie sich wird zeigen lassen, für den indifferenten *S*-Laut wahrscheinlich ursprünglich das breite *sh* diente; erst später wurde diese organische Einrichtung verkannt, und das *S* für einzelne Fälle in den Laut des Dental-Aspiraten oder des spitzen *S* zusammengeworfen, wodurch der Dialekt, historisch betrachtet, großen Schaden genom-

men hat. Begünstigt wurde diese Vermischung freilich wieder dadurch, daß sich im *s* selbst eine Duplicität des harten und weichen, aber nur für gewisse Fälle entwickelte. Was das *Z* betrifft, so ist seine ganze Erscheinung in unserm Sprachgebiet eine problematische. Es erscheint mit Entschiedenheit nur an Einer Stelle, und dort wahrscheinlich durch fremde Elemente hereingebracht. Das castilische z begegnet einmal in orientalischen Wörtern, zweitens aber hat es sich besonders für das lingualgewordene lateinische *c* eingedrängt, welche Function des Lautes offenbar ohne Nachhülfe der Theorie sich nicht festsetzen konnte. Denn es wird dieser Laut in der That fast wie eine Spielart, eine Varietät des reinen *s* von der Natur behandelt; gewisse Organe, gewisse Stämme ergeben sich ihm, und er absorbirt dann gewöhnlich den ganzen Bereich des reinen *s*; so kennen die mit der Zunge Anstoßenden, z. B. unsere Juden, die so sprechen, überhaupt kein *s* (wohl aber *sh*). So war es auch in Spanien zur Zeit des Cervantes; es war eine Unart, und dieser Dichter sagt ausdrücklich in einer Novelle, die lispelnde Aussprache des *S* wie *Z* (wofür die Spanier ein eigenes verbum *cecear*, *C*-sprechen haben), sey eine Eigenheit des Zigeunervolkes, es sey dieses an ihnen aber nicht Natur, sondern Affectation. Man wird unwillkürlich an unser *R* erinnert, von dem es in gewissen Ständen unter uns als Mode und elegant gilt, geschnarrt zu werden.

Es scheint also eine gewisse allgemeine Krankheit gewesen zu seyn, welche die sich entwickelnde castilische Grammatik nur auf gewisse Stellen ableitend verwendete, was um so einleuchtender wird, da der ebenfalls hieher gehörige Portugiese diesen Laut völlig verschmähte, wie er auch im spanischen America wieder mit *s* zusammenzufließen im Begriff seyn soll, was auf jeden Fall bei der nun einmal auf diese durchgreifende Trennung gegründeten castilischen Grammatik ein bedeutender Schaden für das Idiom wäre. So ist auch das böhmische z polnisch wieder z = *f*. Vom neugriechischen ζ ist es unentschieden, welchem von beiden Lauten es näher steht; es wird mit angestrengter Weichheit gesprochen. Aus allen diesen Bemerkungen ergibt sich, daß sich unser z nirgends in unserm Sprachkreise als directe Entwicklung aus dem τ-Gebiet wird nachweisen lassen; denn im Castilischen entspringt es, wie gesagt, aus dem lateinischen Palatallaute, gehört also in eine ganz andere Kategorie. Endlich ist zu bemerken, daß die deutsche Grammatik, welcher der Uebergang aus τ ins *f* ebenfalls der zunächst gemäße ist, doch von Anfang an, auch außer der hochdeutschen Einrichtung einzelne Uebergänge von τ ins *s* angibt, und endlich, dieß ist aber der seltenste Fall, tritt das *f* hinterher noch in das flexible *S* über, wie dieß in der dritten Person Singular des englischen Verbum geschehen ist, wo das ältere *hath*, *giveth* jetzt in *has*, *gives* übergetreten ist.

9. Als den Schlußpunkt der natürlichen Entwicklung der

Schlaglaute können wir ihre gänzliche Auflösung betrachten. Schlaglaute können einmal durch ihre nachfolgenden Aspirate aufgezehrt werden, wie wir bereits gesehen haben; selten ist der Fall, daß ein Schlaglaut zwischen Vocalen ausfällt, es ließe sich nur durch Erweichung erklären; man vergleiche die französischen Formen *edifier* mit dem romanischen *edificar*, *publier* mit *publicar*, *trouer* mit *traucar*, *oublier* mit *oblidar*, *muer* mit *mudar*, *crier* mit *cridar* (ital. *gridare*) *convier* mit *convidar*, *chatier* mit *castigar*, *lier* mit *ligar*, *joner* mit *jogar*, *voir* mit *vezer*, *louer* mit *lauzar*, *ouir* mit *auzir*. Ebenso einige portugiesische, wie *fiel*, *cruel* mit *fidel*, *crudel*, das ausfallende *d* der castilischen Aussprache in *prado*, *soldado*; der dänischen in *ler*, *fjer*, *vejr* für *leder*, *feder*, *wetter*, der holländischen *zou*, *hou*, *wér*, *nér* für *zoude*, *houde*, *weder*, *neder* u. s. w. Alle übrigen Fälle hingegen, wo der Schlaglaut vor Consonanten und am Schluß abfällt, gehören ins Capitel der Assimilationen.

Aspirate fallen ab, einmal das anlautende *F* im Castilischen, wo *h* geschrieben wird (mir nicht erklärlich), als *facer* in *hacer*, *ferro* in *hierro*; das *s* oder *ſ* am Ende fällt im Französischen häufig ab, wiewohl es eigentlich auf Assimilation hinausläuft, da es sich in der Regel vorm Vocal herstellt. Auffallend ist aber Auflösung vor dem *T*, *P*; *être* aus *estre*, *maître* aus *mestre*, *guêpe* aus *wespe*, *notre* aus *nostre*; auch hier muß Erweichung ins *ſ* vorangegangen seyn, wie im bairischen Dialekte (Schmeller S. 145). Jedes ausfallende *s* wird orthographisch durch den Circumflex angedeutet, so *âne*, *mâle*, *dîme* u. s. w. — *χ* ist abgefallen im Englischen, wo es nicht *F* wurde, *high*, *night*, *brought*, in den Anlauten *χl* u. s. w.; in deutschen Wörtern, wenn man gothisch *sâχwan*, älter deutsch *sehen* = *seχen* mit unserm *sehen* = *sâen* vergleicht; *staχal* mit *stahl*, *befelch* mit *befehl*. Süddeutsche Mundarten werfen noch mehr *ch* ab, *i*, *mi*, *di*, *si*, *an*, *nó*, *dó*, *glei*, *nit* u. s. w.

§. 39.

II. Wechsel der Gebiete.

A) Gesetzloser.

Es gibt auf dem Gebiet der Schlaglaute Wechsel innerhalb einer Stufe, so daß Laute dialektisch von einer Reihe in die andere überspringen. Wenn einmal solcher gesetzloser Wechsel der Buchstaben eintreten soll, so ist es freilich am natürlichsten, daß muta mit muta, aspirata mit aspirata u. s. w. wechselt; denn der Proceß der Explosion, der Friction u. s. w. ist hier doch immer ein gemeinsamer, in dem der Charakter dieser Laute zusammen stimmt. Man führt hier gewöhnlich die griechischen Beispiele an, *πως* und *χως*, *δνοφος* und *γνοφος*, *ϑηρ* und *φηρ* u. s. w. Es ließen sich auch deutsche Beispiele aus unsern Dialekten anführen, besonders unser

schwäbischer verändert gern *puter* in *kuter*, *pump* in *gump*, *puppe* in *docke*, *düte* in *gucke*, *goth* in *dôt* (Pathe); ferner der Wechsel zwischen *quehle* und *zwehle*, *quetsche* und *zwetsche*, *quer* und *zwerch*, ferner kann die Entstehung des Wortes *kein* hier angeführt werden. Die alte Form war *dehein*, contrahirt *dhein*; weil aber *dh* keine hochdeutsche Verbindung, und *dh* ohnedem Kindersprache statt *kh* oder *h* ist, so übersetzte man den Anlaut ins gutturale *kein*, weil im anlautenden *h* die Theorie den *H*-Nachschlag anerkennt. (Grimm will das Wort aus *nehein*, *nechein* durch Aphäreſe erklären, meines Erachtens gezwungener; auch widerspricht der heutige Schweizerdialekt, der in diesem Falle nothwendig die Form *χein* zeigen müßte, aber durchaus nur *kein*, d. i. *qhein* kennt; (vergleiche *ke*, *kei* bei Hebel). Wechsel der Media (Spiranten) kann man fingiren, wenn im Dänischen *ag* zu *av*, *og* zu *ou* wird, oder im Französischen *b* oder *v* zu *ge*, in *rage* aus *rabies*, *neige* aus *neve*, *cage* aus *cavea*, *sage* und *sachant* aus *sapere* u. s. w. Wechsel der Aspirate haben wir auch gelegentlich berührt; der zwischen *s* und *z* ist, wie wir sahen, stehend; zwischen *p* und *F* haben wir im gothischen *pliuχan*, deutsch *fliehen* gefunden; derselbe gilt regelmäßig im Russischen, wo alle griechischen *φ* wie *f* lauten, z. B. *Theodor*, *Fedor* u. s. w. So das türkische *effendi* von *authenti* (sollte nicht *Sebald* mit *Theobald* zusammenhängen?). Eine der auffallendsten Erscheinungen auf dem deutschen Sprachgebiet ist aber der Wechsel zwischen *F* und *χ*, der in doppelter Gestalt vorkommt

1) im Englischen, nachdem der Dialekt den Gutturalaspirat eingebüßt, retten sich einzelne dieser Aspirationen vom Guttural- aufs Labialgebiet, so geht die Schreibart *gh* in *F* über, in *laugh* = *laff*, *enough* = *enuff*, *rough* = *ruff*. Umgekehrt hat
2) das holländische Idiom, das eine Idiosynkrasie für den tief gutturalen Aspiraten verräth, den Auslaut *ft* größtentheils in *χt* verwandelt, als *lucht* für *luft*, *kracht* für *kraft*, *sticht* für *stift*.

Eine ähnliche Neigung zur Guttural-Aspiration kann man im castilischen Dialekte finden, wie überhaupt in den spanischen. In jenem sind viele offenbare *S*-Formen ins *χ* übergetreten. So muß dem lateinischen *dixi* ein gemein romanisches *disse*, wie es das Portugiesische noch zeigt, zum Grunde gelegt werden, um zum castilischen *dije* zu gelangen; denn die frühere Schreibart *dixe* hat mit dem altlateinischen *x* in *dixi* gar nichts zu schaffen; sie scheint dem griechischen *χ* nachgeahmt, oder ist sie als reines Mißverständniß aus solchen Fällen entstanden. Ebenso ist es mit *tejer*, früher *texer*, französisch *tisser*, dessen *x* nicht vom lateinischen *texere* stammt; denn von *x* = *cs* in *x* = *χ* ist überhaupt kein Uebergang. Andere Beispiele sind *pàjaro* von *passa*, *caja* von *cassa* (sprich *páχχaro*, *caχχa* mit geschärftem *a*), *dejar*, lassen, das französische

laisser, ital. *lasciare*. Dieser Wechsel hat aber doch auf den portugiesischen Dialekt gewirkt, indem dieser jene Formen mit seinem $x = sh$, also *deixar*, *caixa* (sprich *deishar*, *caishä*) ausbildete. In slavischen Dialekten, wie im sorben-wendischen, besteht ein flexivischer Wechsel zwischen χ und *sh*. Auch könnte man anführen, daß das portugiesische *g* bald *fh* bald *j* aspirirt.

Hier kann auch noch der castilischen Verwechslung des *F* im Anlaut in *H* gedacht werden. Man hat es für einen orientalischen Wechsel zwischen *F* und χ (vergleiche das holländische Beispiel) erklärt. Auch zeigen sich Reactionen im Portugiesischen, wo man *Mafamed* statt *Mahamed* u. dergl. findet. Ich möchte doch bezweifeln, ob dieß *H* im Castilischen wirklich jemals gesprochen wurde; dann ist freilich der Abfall des Anlautes um nichts weniger unerklärlich, zumal er so jung ist; denn Donquixote gibt ja noch die vollen Formen *facer*, *fazaña*, *fecha*, nach den Ritterbüchern.

Ueber einen noch problematischen Wechsel des Spiritus asper mit *S*, theils in griechischen Dialekten, theils im Verhältnisse zum lateinischen, werden wir im historischen Theile sprechen.

Wechsel zwischen *F* und *S* sind mit dem deutschen *kunft*, nordisch *komst* nicht genau zu erweisen, da hier eigene Ableitungsbuchstaben vorliegen; Wechsel von χ ins *s* gehört in einen folgenden §. (Lingual-Attraction.)

Bei allen hier aufgezählten Fällen ist dieses festzuhalten: daß der Natur solches Ueberspringen von Zeit zu Zeit einfällt, beweisen sie freilich; die Grammatik hat sich aber sehr zu hüten, hieraus irgend etwas ableiten, daran irgend etwas erklären zu wollen; es sind dieß reine Monstrositäten, Mißgeburten; denn daß die Natur einmal aus ihren verständigen Schranken in den Wahnsinn hinaustritt, das kann die aus der Regel entnommene Sprachlehre nicht verwirren, welche darauf fundirt ist, daß die Laute sich innerhalb ihres Gebietes fortbewegen. Hierauf allein beruht unsere Physiologie.

§. 40.

B. Lingual-Attraction.

Wenn nun das Grundgesetz durch einzelne Widersprüche nicht gefährdet wird, so kommt doch eine Bewegung im System vor, die allgemeinern Anspruch macht, und auf tiefern Naturgründen zu beruhen scheint. Es ist dieß eine unverkennbare Attraction, die die Dental-Linguale Seite auf die Palatal-Gutturale übt. Man könnte diese Attraction einigermaßen mit der Bewegung des negativen Vocals gegen die Zwischenreihe vergleichen, nur mit dem großen Unterschiede, daß jene Bewegung nur das Zwischenglied einer allgemeiner ausgesprochenen andern war, die hier gemeinte aber isolirt bleibt, und keineswegs ein Weiterschreiten ins Labialgebiet gestattet.

§. 41.

Erklärung aus der Kindersprache ohne Gutturale.

Einiges Licht fällt vielleicht auf diese Erscheinung durch folgende Beobachtungen. Wenn wir den Gang beobachten, den die Entwicklung der Sprachwerkzeuge beim Kinde nimmt, so wird man dieses finden. Da die Lautbildung Wirkung der Nachahmung ist, so werden sich die Laute zuerst bilden, die mit den sichtbaren äußern Theilen hervorgebracht werden, weil diese auch auf das Ohr den unmittelbarsten Eindruck machen. Das Kind spricht zuerst mit den Lippen. Auch scheinen hier die Nasallaute einen Vorsprung zu haben, denn die erste Sylbe des Kindes ist *ma*, daher das Wort Mutter in allen Sprachen mit *M* anlautet. Erst nach diesem lernt das Kind *pa* sagen, *papa*, *pater*, welches Wort unsere Sprache durch die Lautentwicklung dem *p* entfremdet hat, woran sich die Kindersprache nicht kehrt. Von den Labialen erfolgt sodann das Uebertreten ins Dentalgebiet ziemlich bald, während dagegen der Uebertritt von dieser Stufe auf den Guttural häufig jahrelang zurückbleibt *), ja bei mangelhaften Organen oder blödsinnigen Geisteskräften oft gar nicht erfolgt. Was hier gesagt ist, ist übrigens Regel, und ich habe selbst Kinder gehört, deren Sprachwerkzeuge so entschieden guttural organisirt waren, daß sie den Laut *k* vor allen andern produciren lernten. In jenen Zwischenjahren nun, die vom zweiten bis sechsten Jahre dauern können, pflegen sich die Kinder das Alphabet auf eine eigene Art zurechtzulegen, wie sie die Laute mit ihren beschränkten Kräften theils erreichen, theils nachahmen können. Sie bedienen sich nämlich durchaus der Dentallaute statt der gutturalen, sprechen *x* wie *s*, *g* wie *d*, *γ* wie *δ*, *q* wie *t*, sämmtliche *ch* und auch das *sh*, das ihnen schon zu ferne liegt, lassen sie mit *s* zusammenfallen, so wie das *η* mit *n*; auch das *r* fehlt noch, und wird zuweilen durch *L*, doch lieber durch jenes *wr* auf den Lippen vertreten. Eine Ausnahme machen *j* und *h*, denn diese sind so leicht zu gewinnen, daß sie auch bei jenem Mangel dennoch selten fehlen, es sey denn in den frühesten Jahren, wo das *j* sich übrigens durch vocalische Auflösung (*e*, *i*) ersetzen läßt, oder nebst dem *l* auch völlig wegbleibt. Wir nehmen hier den Fall, wo *h* besteht, denn dieser Laut ist wesentlich, auch um das deutsche *k* durch ein *th* zu ersetzen. Der Spiritus lenis und die Vocale, von denen freilich die Zwischenreihe auch Schwierigkeiten macht, werden hier vorausgesetzt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gewisse Augen kein Blau sehen; Goethe hat sich den Spaß erlaubt, in seiner Farbenlehre eine kleine Landschaft malen zu lassen, wie derjenige die Natur sieht, der kein Blau sehen kann. Man kann sich dieses Phänomen übrigens einigermaßen vergegenwärtigen, wenn man durch ein gel-

*) Schreiber dieses erinnert sich noch der Stunde, da er ga sagen lernte.

bes oder rothes Glas sieht, wodurch das Blau mehr oder weniger aufgehoben wird. Will man sich nun ein ähnliches Phänomen im Sprachgebiet versinnlichen, so nehme man das nächste beste Buch, welcher Sprache es sey, und lese ohne Gutturale nach dem oben gegebenen Recept, und man wird augenblicklich den Effect des naivsten Kindergeplauders hören.

§. 42.

Der Natur nun, wenn sie auch den Schritt vorwärts gethan und das Gutturalgebiet erreicht hat, scheint doch eine Neigung anzukleben, gegen die bequemere Mittelreihe der Lingualität zurückzusinken. Doch ist es kein unmittelbarer Abfall, sondern vielmehr, ähnlich der Erscheinung jener unächten Diphthonge, wo das Hinauftreiben in den höhern Laut ein tieferes Fallen nach sich zieht, scheint auch hier eine gewisse Hyperſthenie zu walten, die das Verderben vorbereiten muß. Es sind nämlich zunächst die Fälle, wo der anlautende Palatal-Schlaglaut vor einem positiven Vocal irgend eine Veränderung erfährt, die stufenweise seine Lingualisirung einleitet und vollendet. Diese Stufen historisch nachzuweisen, ist bei den einzelnen Dialekten nicht möglich, weil die Veränderung zunächst keine orthographische Bezeichnung nach sich zieht, wohl aber steht uns das Mittel offen, die einzelnen Stufen, die manche Dialekte in ihrem jetzigen Bestand voraussetzen, bei andern, die auf diesen Mittelstufen stehen geblieben sind, factisch nachzuweisen, so daß das Experiment aus einem historischen Proceß, der bloß gedacht werden muß, in eine geographisch fixirte Anschauung sich übersetzen läßt.

§. 43.

Erste Stufe: Guttural-Affection.

Die Verbindungen *κε, κι*, im Neugriechischen, und *ke, ki, kö, kü, ge, gi, gö, gü* in den nordischen Sprachen haben sich im Anlaut mit solcher Energie producirt, daß sich ein Mittellaut, der den Schlaglaut unterstützt, in die Mitte zwischenschob; dieser Laut war zunächst vielleicht der positive Vocal-Consonant (vergl. wegen eingeschobenem *j* den §. 36. V.3.), aber gleich ins *x'* zerfließend; daher

a) im Neugriechischen die Aussprache *kje* oder *kx'è* für *kai*.

b) Im Dänischen, wie im heutigen Isländischen, derselbe Laut *kʼ*, sowohl wo *kj* und das weiche *gj* geschrieben wird, wie *kjöbe, kjær, kjende, gjöre, gjære, gjennem*, als auch in den Fällen, wo dieses *j* ungeschrieben bleibt, was als Regel geschieht, wenn der Hauptvocal *i* oder *ü* (*y*) ist, wie in *kilde, kydsk, give, gylden*.

Die weichen griechischen *γε, γι* haben sich im Neugriechischen in den Spiranten *je, ji* aufgelöst; dasselbe geschah, doch durch Vermittlung jenes dänischen *gj*, das noch zuweilen gehört wird, im

schwedischen *ge*, *gi*, *gö*, *gy*, welche im Anlaut wie *je* u. s. w. lauten. Die neugriechische Aussprache erstreckt sich auch auf den Inlaut; dasselbe hat auch im norwegischen Dialekte statt.

§. 44.

Zweite Stufe: Lingual-Attraction.

Die kritische, wichtigste Bewegung der zweiten Stufe scheint sich beim Uebergang über den Sund, im Uebergang vom dänischen zum schwedischen Organe zu operiren. Ueber das schwedische *ke*, *ki* ist großer Streit; Einige behaupten noch die Aussprache *kj*, während doch die Schweden seit mehreren Jahrhunderten eingestehen, daß ihr *kj* und *tj* im Anlaute völlig zusammenfallen. Da nun *tj* nicht ins palatale *kj* fallen kann (als Reaction wäre dieß nur in einzelnen Formen oder Organen als Monstrosität möglich, nicht in einer ganzen gebildeten Sprache), so ist klar, *kj* ist hier schon lingual geworden. Reines *tj*, das Einige wollen, ist nicht denkbar, denn da das dänische schon zu *kx'* gewordene *kj* hier die Grundlage für den Uebergang bildet, so muß *k*, wenn es lingual, *t*, wird, auch den Hülfslaut mit sich ins Dentalgebiet ziehen, und man kann sich auf unserm Schema leicht versichern, daß der dem *x'* am nächsten gelegene Lingualaspirat *s'* seyn wird. So entsteht aus *kx' ts'*. Da *s'* nun kein germanischer Laut ist, so nimmt man ihn gern mit *sh* identisch, und Rask ist es namentlich, der im Schwedischen volltöniges *tsh* behauptet, wogegen sich die Schweden verwahren; sie können keinen andern Grund angeben, als das *tsh* sey nicht volltönig, wie ein deutsches tsch, folglich nehmen sie *ts'* an. Denselben Weg hat der Angelsachse ins heutige Englische genommen, und zwar nicht nur im An-, sondern auch im Auslaut. Der englischen Theorie war der Mittellaut *s'* gleichfalls unbekannt, und sie haben ihr *ch* theoretisch = *tsh* erklärt, vielleicht nicht ganz dem volksthümlichen Gebrauch gemäß, wie der immer noch willkürliche Wechsel zwischen *tj* und *tsh*, z. B. in der Sylbe *tu* zu beweisen scheint; *tutor* wird von den Einen *tjutor*, von Andern *tshutor* gesprochen; dieses deutet auf ein mittleres *ts'utor*. So nun erging es dem Lateinischen. Die Sylben *ce*, *ci*, *ge*, *gi* waren zuerst palatal, und dem griechischen *κε*, *κι* analog. Vielleicht schon im Alterthume schlich sich die Verderbniß der ersten Stufe ein, wiewohl mir keine Nachricht der Art bekannt ist, auch hätte sie der Quantität widersprochen; gewiß ist, daß im Mittelalter *ce ci* ein *ts'e ts'i* erzeugt, welche Indifferenz verschieden aufgefaßt, von der italienischen Theorie später ins *tshe*, *tshi* erweitert, von den Deutschen in der Aufnahme des Lateinischen aber in der dünnern Form *tse*, *tsi* aufgefaßt wurde. Das volle *tsh* scheint im Italienischen weniger passend, weil das *sce*, *sci*, das erst das volle *sh* umfassen soll, dadurch in großen Nachtheil gestellt ist, indem es jetzt weniger umfaßt als das einfache *ce*. Im Italieni-

schen folgte dem harten *tshe tshi* ganz analog das weiche *ge gi* auf demselben Weg ins weiche *dshe, dshi*, und diese Aussprache ergriff auch den lateinischen Anlaut *j*, der wahrscheinlich durch eine der Aspiration gewöhnte Aussprache *x*, *x'* mit *g* zusammenfiel; und außerdem drang diese durchgreifende Lingualaussprache auch in die in- und auslautenden Verbindungen obiger Art, worin sich die romanischen Sprachen, als vom Accent weniger abhängig, erweisen, als die nordischen. Endlich wurde von den Franzosen das *ch*, das sich aber durch germanischen Einfluß auf andere Art im Norden erzeugte, ebenfalls später als *tsh*, wie *j* nach italienischer Weise als *dsh* aufgefaßt, welche frühere französische Aussprache sich einerseits in den südfranzösischen Dialekten, wo man bis diesen Tag *ch* und *j* wie *tsh* und *dsh* spricht, und außerdem in der heutigen englischen Aussprache solcher Wörter beweist, die die Engländer im Laufe des Mittelalters aus der französischen Sprache entlehnt haben, wie *charity*, *just* u. dergl. Dem lateinisch-lingualisirten *ce ci* = *ts'e, ts'i* hat sich dann auch die Sylbe *ti* für gewisse Fälle angeschlossen, wie im Schwedischen *tj* dem *kj*.

§. 45.

Dritte Stufe: Lingual-Auflösung.

Auf dritter und letzter Stufe wird endlich der Dentalschlaglaut, der als der verdünnte *k*-Laut bisher immer noch ruinenartig stehen geblieben war, vollends gestürzt und abgeworfen, so daß jetzt bloß noch das ursprüngliche Accidens, das Anhängsel des Hauptlauts selbstständig stehen bleibt. So geschah es, daß im Französischen jenes romanische *ts'* vielleicht kurze Zeit als *ts*, da dieser Laut aber dem romanischen Organ zu scharf war, völlig als hartes *s* auftrat; das analoge *g* aber, das hier ebenfalls das anlautende *j* in sich aufnahm, nahm die andere Richtung des *dj'* nach italienischer Weise ins breite *dsh* an, und wurde nach abgeworfenem *d* zu *sh*. Ebenso verfuhr der Portugiese. Auf castilischer Seite dagegen scheinen orientalische Einflüsse gewaltet zu haben; denn *ge* nebst *j* in die aspirata *x*, *x'* gezogen, folgte einer gutturalen Neigung ins *χ*, und *ce* ließ den gewonnenen *S*-Laut in das eigenthümliche *Z* übertreten; denn daß hier dem *z* ein *tz* sollte historisch vorhergegangen seyn, ist nicht zu denken, da diese Laute sich mit Widerwillen verbinden. Man könnte auch sagen, das spanische *g* hatte überhaupt Neigung zur Aspiration, woher dann der Castilier sein *ge, gi*, der Portugiese sein *ga, go, gu* im *χ* fixirte. Der letztere fuhr dann mit *ge gi* durch die Vermittlung von *x*, *x'* ins *s' sh* über.

§. 46.

Von allen diesen Verderbnissen, deren Analogien sich aber auf völlig fremden Sprachgebieten, in slavischen Sprachen*), im Per-

*) Z. B. im Böhmischen *ptâk* Vogel, Plur. *ptâcy* (sprich *ptâtsi*) und ähnliche.

siſchen, und wie ich früher vermuthete, im Sanskrit können nachweisen lassen, hat sich die deutsche Sprache, neben jenen nordischen Erscheinungen, völlig frei erhalten. Denn im englischen Idiom ist es nur der doppelten Verführung des romanischen und nordischen Beispiels beizumessen, daß Formen wie *church, crutch, bridge* den Linguallaut angenommen haben, das *g* im Anlaut hat sich consequenter erhalten (die *j* sind nicht unmittelbar deutsch); ferner ist die Neigung der Deutschen, ihr *g* zu aspiriren, eine Erscheinung, die sich der gegenwärtigen nicht vergleichen läßt, denn sie ergreift vorzugsweise den Inlaut, erst im Extrem, wie im Holländischen, ergreift es (doch erst seit einem Jahrhundert) entschieden auch den Anlaut mit gutturaler Aussprache, und die preußische Aussprache des *g* = *j*, die mir eine von der vorigen völlig verschiedene slavische Influenz scheint, ist zwar auf den Anlaut gerichtet, aber sie ergreift sämmtliche *g*-Anlaute ohne Rücksicht auf positive Vocale, ja selbst vorm Consonant. Eher könnte man die Auflösung des dänischen *gj* im schwedischen *g* einer slavisch-preußischen Influenz zuschreiben, die sich hier für gewisse Verbindungen fixirte. Auch die Neugriechen sind im Ganzen auf jener ersten Stufe der Abweichung ins *kx* und beim weichen *j* stehen geblieben, wiewohl man provinziell auch *tshè* für *xaí* hört.

Die Bemerkung wird aber wohl am Platze seyn, daß dieser ganze Proceß des Uebertritts der Palatalen in Linguale, wie sehr auch immer ein Beispiel sich durchs andere zu entschuldigen und zu berichtigen scheint, im Grunde genommen doch immer eine Verderbniß, eine Sünde gegen die Natur ist, die der Grammatiker so wenig rechtfertigen kann, als jenen monströsen Wechsel des *π* und *κ* u. dgl.

§. 47.

III. Beobachtungen an den Hemmlauten.

1. Wechsel.

Es ist hier nicht von Assimilation die Rede, sondern von selbstständigem Uebertritt des einen Lautes in den andern.

a) *m* in *n*. Der Fall kommt in der castilischen Grammatik vor, wo kein Wort auf *m* endigen darf, daher fremde Namen auf *m*, wie *Adam*, *Abraham* stehend in *Adan*, *Abrahan* übergehen. Man kann auch anführen, daß im Italienischen und Castilischen die griechische Verbindung *μφ* in *nf* wechselt, wie *ninfa*, *anfiteatro*; diesem Fall ganz analog ist der Wechsel des gothischen *fimf* in *fünf*, oder der deutschen Formen *kunft*, *vernunft* aus *kumft*, *vernumft*, welche Fälle sämmtlich dem Gesetze der Assimilation direct entgegen sind. Die Verbindung *mf* hat aber etwas Ungelenkiges, und zwar darum, weil *f*, wie wir wissen, kein reiner Labiallaut ist, daher sich *nf* als eleganter empfiehlt. Ferner kann man den Uebergang des Wortes *thurm*

in *thurn* hier anführen. Viel häufiger aber und eine stehende Verdünnung ist in der deutschen Grammatik das *m* nach Vocalen, im Auslaut, in *n*. Hier ist immer *m* die ältere, *n* die jüngere Form. So ist das englische *bottom*, *fathom*, *bosom* älter als unser *boden*, *faden*, *busen*, die früher *m* hatten; so haben wir noch *athem*, wofür auch *oden* vorkommt; ja die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts verwandeln, um des Reims willen, das Schluß-*m* stehend in *n*; so steht *ruon* statt *ruom*, *han* statt *kam*; *hein* statt *heim* (woher unsere süddeutsche Form *hāilich* zu leiten, so wie unserem *bāuwolle* ein *baum* statt *baum* zu Grunde liegt, unserm Wort *rō* ein *rôn*, *rân* für *rahm*). Der Schweizer sagt auch *ȝunt* für *kommt*. Ferner sind die deutschen Endsylben der Declinationen, die jetzt *n* haben, großentheils aus *m* entstanden, wie der Dat. plur. Wozu man rechne, daß viele heutigen Dialekte, wie die bairischen und sächsischen, alle auch noch gültigen Flexions-*M* unserer Sprache mit *N* zusammenwerfen, und die Dative *dem*, *einem*, *gutem* u. s. w. dem Accusativ gleich machen.

b) Zwischen *n* und *η* ist kein so merklicher Uebergang anzudeuten; denn daß die Engländer statt *singing*, *bringing*, weil zwei *η* zusammenstoßen, gern *singin*, *bringin* sagen, ist eine isolirte Bequemlichkeit, die nichts beweis't; die Aussprache des *n* wie *η* vor Gutturalen ist aber noch weniger ein Uebergang zu nennen, da es vielmehr nur den Mangel beweis't, wie man vom Anfang der Schreibkunst an kein besonderes Zeichen für den Guttural-Nasalen hatte; ist hingegen der Zusammentritt des *ng* erst durch Contraction entstanden, wie das gothische *managê* zu *mengi* (d. i. *menȝi*) endlich zu *menge* (d. i. *menηe*) wird, so ist hier allerdings Uebertritt, der aber dann Assimilation heißen muß, nebst nachfolgendem Abfall des Schlaglauts. Wie aber *mf* in *nf* ausweicht, so findet sich statt *ηχ* zuweilen *nχ*, wie das schweizerische *manχ*, *mönχ*, wo man doch deutschen Einfluß erkennt, und das castilische *monge*, *monja*, *naranja*, wo man wieder Einfluß der andern Romaner finden kann; vielleicht spricht das Volk auch *ηχ*; die Neugriechen sind durch ihr *γχ* theoretisch geschützt; daß unser *nch* kein *η* zuläßt, begreift sich aus der palatalen Natur unsers *ch*. Sichere Beispiele des Uebertritts des *n* in *η* liefert die romanische Sprachgeschichte. Im Portugiesischen sind die spanischen Endungen auf *n* sämmtlich guttural geworden, so wird namentlich aus *fin*, *jardin*, *un*, *commun* das portugiesische *fim*, *jardim*, *um*, *commum*, in welchen Formen *m* guttural, d. i. = *η* ist, wiewohl die moderne Aussprache dafür einfache Nasen-Vocale vorzieht. So verhalten sich, wie wir später erweisen werden, gerade die lateinischen Endungen auf *m* wie im Accusativ und Neutrum zu den griechischen Analogen auf *ν*, indem das *m* des

später gebildeten Idioms ein gutturales η gewesen seyn kann, das aber nur den Nasenvocal vorbereitete. Was das Französische betrifft, so haben wir schon früher bemerkt, daß seine Nasalvocale sämmtlich durch Vermittlung eines gutturalen η vor sich gegangen sind. Aus diesen Beispielen wird es übrigens klar, daß die Nasalconsonanten in einer Entwicklungslinie zu stehen scheinen, die von der Natur der Schlaglaute sehr abweicht. Indem wir dort einen im Ganzen immer gewaltsamen Uebergang der Gutturalen in die Lingualen als isolirt stehende Erscheinung kennen lernten, haben wir hier eine fortlaufende Entwicklung aus *m* in *n* und aus *n* in η, die sich freilich nicht in demselben Sprachkreise nachweisen läßt. (Der einzige, aber unbedeutende Fall wäre, wenn eine fremde Endung *im* im Castilischen ins *n*, im Portugiesischen aber ins gutturale $m = \eta$ träte.) Daß mangelhafte Organe das fehlende *L* zuweilen durch *N* zu ersetzen suchen, ist hier gelegentlich zu erinnern; ebenso scheint im Griechischen im dialektischen *βεντιστος*, *ῆντον* statt *βελτιστος*, *ῆλθον* zu erklären; auch das englische *child* aus *kind* kann als isolirte Erscheinung erwähnt werden; umgekehrt ist *knoblauch* aus einem altdeutschen *chlobilouch* entstanden. Wegen Uebergang des *N* in *R* siehe die nächste Nummer.

c) *L* und *R*. Mangelhafte Organe ersetzen wohl *R* durch *L*, wie schon erinnert wurde. Hier ist das schweizerische *χilχ* für *kirche* anzuführen. Dagegen ist ein grammatischer Uebertritt von *L* in *R* nachzuweisen auf dem romanischen Sprachgebiete, wenn es im Sylbenanlaut hinter einem Schlaglaut oder Aspiraten steht. Beschränkt ist der Fall im Französischen, wo das nachschlagende *L* in der Endung *tle* als eine nicht ganz coulante Endung mit *tre* verwechselt wird; so entstanden die Formen *titre*, *épître*, *apôtre*, wozu man hier beifügen kann, daß auch das *N* in dem Wort *ordre* (aus *ordine*) so entstanden ist, wo man wohl nicht nöthig hat, eine *L*-Form zwischenein zu stellen. Dieser Uebergang des Schluß-*N* in *R* ist stehend im Castilischen, wo *nomine* zu *nombre*, *homine* zu *hombre*, *lumine* zu *lumbre* werden. Man sieht deutlich, wie hier die Tonlosigkeit das *N* vernachläßigt und mit dem *R* verwechselt hat; das *B* aber ist assimilirter Hülfslaut. Viel weiter erstreckt sich das verwechselte *R* aus *L* im Portugiesischen. Hier werden nicht nur die Endungen mit *R* häufiger *nobre*, *dobre*, sondern das *R* dringt in den Anlaut, wie das italienische nachschlagende *i*, in *branco*, *praça*, *prazer*, *pranto*, *fraco*, *frauta*, *cravo*, *escravo*, *empregar* u. s. w. Wir wollen hier

d) den Wechsel des *R* mit Aspiraten einschalten. Das *R*, wahrscheinlich das gutturale, das der Aspiration am nächsten steht, geht zuerst in χ über. Der gemeine Berliner spricht so guttural,

ral, daß er Wörter wie *wart* und *wacht* völlig verwechselt (diese gehören wohl auch zusammen, wenigstens entspricht dem deutschen *warten* im Holländischen *wachten* und englisch *wait*). In einer bairischen Gegend am Inn, an der Salzach (Schmeller 630) lautet *R* in der Mitte vor dem *z* wie *s*: *hèəsz* (Herz), *miəsz* (März), *shwasz* (schwarz) und vor *t* wie *sh*: *fusht* (fort), *gâsht'n* (Garten), *gusht* (Gurt), *hâsht* (hart), *hèəsht* (hört), *kushz* (kurz), *ousht* (Ort), *wiəsht* (Wirth). Der Wechsel des *s*, *ſ*, *ſ'*, *ſ'*, *sh* in *R* ist häufig. Vergleiche das griechische ϱσ, und die lateinischen *colos* und *color*, *arbos* und *arbor*, und die Flexionen *mos*, *moris*; *genus*, *generis*. Im Gothischen: *laisjan* wird *lehren*, *anso* Ohr; das *R* in den deutschen Sprachen nahm ungleich überhand; wir haben noch *erkiesen* und *erkoren*, *chur*; *frieren* und *frost*; *verlieren* und *verlust*, so ist das deutsche *hase* im Englischen schon *hare*, das englische *was* aber im Deutschen *war* geworden, und das deutsche *wesen* im Dänischen *være*. Der Holländer hat noch *besje* für *beere* vom gothischen *basi*; der Schwede noch *gäsa*, wo wir *gähren* sagen. Doch scheint sich in *gäst*, *jast*, *jäscht*, *gischt* die Wandelbarkeit des Lautes im Deutschen anschaulich zu machen. Der gemeine Pariser Dialekt verwechselt gleichfalls *R* und *S*, welches ebenso gewiß von dem gutturalen aspirirten *R* herkommt, wie der Uebergang ins berlinische χ.

2. Vocalisation.

a) An die Duplicität des *L* und seine polarische Auflösung in Vocale wollen wir hier kurz wieder erinnern. Das positive *L* ging durchs mouillirte *filia*, *fille* ins Gemein-Französische *fi-ie*, und im bairischen Dialekt *kadl* in *kadi* über, *geld* in *goid*, *holz* in *hoiz* u. s. w. Das negative ging aus dem deutschen *alt*, *holz* ins holländische *oud*, *hout*. Diphthongbildung ist also beiderseits der Hauptfall. Dagegen sind die Diphthonge, die durch *R* entstehen, anderer Art und werden unter Nummer 3. aufgeführt.

b) Hier ist ein zweiter wichtiger Fall zu erwähnen, nämlich die Auflösung des *N* in Vocale. Sie ist eine gedoppelte, einmal tritt statt *N* ein Indifferenzvocal ein; oder zweitens ist der aus *N* entspringende Laut ein dem vorangehenden Vocal assimilirter, mit dem er entweder eine Länge oder einen Diphthong eingeht. Diese noch etwas problematischen Fälle, welche hier zusammengesetzt werden sollen, sind nicht zu verwechseln mit der Entwicklung des Nasalvocals aus Vocalen und Nasalconsonanten; hier ist im Gegentheil ein reiner Wechsel zwischen *N* und dem indifferenten Urlaut oder *a*, oder aber zwischen *N* und einem dem vorangehenden Vocal assimilirten andern Vocal zu erweisen.

a. Griechischer Jonismus.

Es ist eine bekannte Erscheinung der griechischen Grammatik,

daß ein inlautendes *N* in harten Combinationen, auch wohl im Auslaute gern mit einem Vocal wechselt. Es sind hier die beiden erwähnten Fälle zu trennen; der erste, wo das *ν*, wie man sagt, durch einen Jonismus in die Indifferenz *α* übertritt; der zweite, wo *ν* sich assimilirt. Der erste Fall (worüber Buttmann ausführl. Gramm. S. 356 u. 211 zu vgl.) tritt ein in den Accusativen, *ηδνα* für *ηδυν*, *βοα* für *βουν*, *δεσποτεα* für *δεσποτην*, im Imperfect *ἐτιθεα* für *ἐτιθην*, Perfect *πεπαναται* statt *πεπαυνται*, *ἱδρυαται* statt *ἱδρυνται*, *κεκλιαται* statt *κεκλινται*, *τετυφαται* für das unaussprechliche *τετυφνται*, welche Person im attischen Dialekt umschrieben werden muß; *πεφιλεαται* statt *πεφιληνται*. Ebenso das Imperfect *ἐφιλεατο* für *ἐφιλεοντο*, *ἐφιλουντο*, die Plusquamperfecte *ἐτετυφατο*, *ἐπεφιλεατο*, *ἐτεταχατο*, der Optativ *τυπτοιατο* statt *τυπτοιντο*, *ἐβουλεατο* (mit Vocalwechsel) für *ἐβουλοντο*. Auch die Formen *τιθεᾶσι*, *διδοᾶσι*, *δεικνυᾶσι* müssen hier angeführt werden, wegen deren langem *α* aber Buttmann gerechte Zweifel erhoben hat (S. 524). Man sollte freilich in diesem Hülfslaut eher einen unentwickelten Urlaut, als ein langes *α* vermuthen; doch kann eines aus dem andern werden.

β. Dieser Erscheinung parallel stell' ich eine in den oberdeutschen Dialekten. Es ist zu erwähnen, daß viele germanische Endsylben auf *an*, besonders der Infinitiv in den nordischen Dialekten, Isländisch u. s. w. sein *n* abgeworfen und bloß *a*, oder wie im Dänischen *e* geblieben ist; ferner, daß aus dem angelsächsischen *an* später durch Abwerfen der Flexion bloße Wurzel zurückblieb, im heutigen englischen Infinitiv. Beide Fälle sind wesentlich verschieden von folgendem dritten. Die althochdeutschen Endungen *an*, *jan*, *ôn* und *ên* fließen im 12ten Jahrhundert in gleichmäßiges kurzes *en* zusammen, welches *e* aber, wenn der Wurzelvocal quantitätisch kurz ist, völlig oder doch in der rhythmischen Messung ausfällt; beide Kürzen zusammen werden oft als eine rhythmische Länge fingirt (*sagĕn*, *ligĕn*). Seit dem 15ten Jahrhundert, wo der Accent der Wurzelsylbe sich entwickelte, verlor die Flexionssylbe immer mehr an Gehalt, und man kann sagen, in den heutigen deutschen Endungen auf *en* (wie auf *el*) gehört es zur richtigen Aussprache, das *e* so wenig als möglich laut werden zu lassen. So wurden jene Wörter aus *sagĕn* in *sâg'n*, aus *ligĕn* in *lîg'n*, aus *zeln* in *zähl'n* verwandelt. Durch dieses enge Anschließen an den Schlußconsonant der Wurzel wurde aber die Endung mannichfach beeinträchtigt, nämlich:

1) nach Vocalen, wie in *sein*, *gehen*, *bauen*, wurde durch Vermittlung nasal gewordener *sãin*; *gên*, *gẽn*; *bann*, *bãun*, im Süddeutschen *sãi*, *gẽ*, bairisch *bãu* erzeugt. Diese Erscheinung beruht auf unserm nächsten Artikel.

2) Hinter Consonanten assimilirte sich gern das angelehnte *n* dem vorstehenden Schlaglaut oder Aspirat, in den bairischen Dialekten, wo aus *sagen*, *sâg'n*, *sâg'ŋ*, endlich gar *sâ'ŋ*, und aus

geben, gäb'n, gäb'm, gä'm entstand, während *leiden* in *laidn* und *lai'n* abgekürzt wurde. Auch diese Erscheinung wird im nächsten Capitel erörtert werden.

3) War aber der Schlußconsonant schon ein Nasal, so konnte diese Assimilation nicht stattfinden, *schwimmen, brennen, singen* ließ sich auf keine Weise assimiliren; da man aus *schwimm'n, brenn'n, sing'n* nichts zu machen wußte, und sie doch der Aussprache zu schwierig waren, so griff der bairisch-östreichische Dialekt hier zu dem einzigen Ausweg: er verwandelte das *n* finale in das jonische *ɑ*, oder besser gesagt, in den überall aushelfenden Urlaut, und sprach *schwimə, brúnə, singə*. Hier zeigt sich nun in den bairischen Dialekten schon eine Differenz; der Nordbaier assimilirt noch nach *F kâfm* (kaufen), nach *ch mâch'ɳ* (machen) und *k deɳk'ɳ*; ebenso auch der Oestreicher; der Altbaier dagegen löst nicht nur nach *m, n, ɳ*, sondern auch nach *f, ch* und *k*, statt zu assimiliren, in den Urlaut auf, also *kâfə, mâchə, deɳkə*. Hierin macht der Altbaier den Uebergang zu den westlichen Dialekten, den alemannischen und fränkischen; diese haben sich, wie es scheint, auf jene Assimilationen nie eingelassen, vielmehr haben sie sogleich und zwar im Ganzen zu dem Hülfsmittel gegriffen, das sich die östlichen Dialekte nur für gewisse Fälle vorbehalten haben; nämlich sie haben alle diese flexivischen Schluß-*N* in den Urlaut verwandelt; sie sagen also auch *läbə, rédə, ligə* u. s. w., so wie in der Mitte des Worts *abend* zu *âbəd* wird. Diese Darstellung wird die Analogie dieses aufgelöst'en *N* mit jenem Jonismus augenfällig machen, und widerlegt auch den ungenauen Ausdruck Schmellers, wenn er sagt, von der Endung *en* wird in einigen Gegenden bloß das *e* (als Urlaut), in andern bloß das *n* ausgesprochen. Dagegen läßt sich noch das anführen: bei dieser Annahme würde die Sylbe *en* = *ən* vorausgesetzt; nun wird aber durch ganz Deutschland nirgends diese Endung mit dem Urlaute gesprochen, sondern wenn das *e* gehört werden soll, so wird ihm ein leichtes nasales *e* (*ẽ*) untergeschoben, aus einem allgemeinen Grund, der auch das *el* nicht wie *əl*, sondern wie ein vocalloses *L* hinten anschließt, während sich das labiale *M* und das *R* in der Endung allerdings des Urlauts bedienen.

Ich komme nun unter

γ. auf die zweite Haupterscheinung, wo, vorerst im Griechischen, ein *N* mit dem vorstehenden Vocal assimilirt zusammenfließt und eine Länge oder einen Diphthong mit ihm bildet. Es ist hier nicht von dialektisch-jonischen, sondern gerade von rein attischen Formen die Rede, deren Entstehung aber noch aus der Flexionstabelle aufs leichteste zu übersehen ist. Das Gesetz ist, daß schwierige Verbindungen wie *ντ, νσ* den ersten Laut auflösen und mit dem Vocal verschmelzen; so wird *ανς* oder *αντ* zu *ᾶς; ινς, ιντ* zu *ῖς; υνς, υντ*

zu ῡς; ferner ενς, εντ und ονς, οντ zu den Diphthongen εις, ους. Rask hat darauf aufmerksam gemacht, wie unrichtig wir nach dem heutigen Schulgebrauche das ει diphthongisch, das ου aber als gleichnamigen Vocal u sprechen, während doch beide Verbindungen durch die ganze griechische Sprache durchaus parallel stehen, und besonders in den Fällen dieser Art, wo sie Assimilationen sind und über ihre ursprüngliche Geltung als Diphthonge, gar kein Zweifel obwalten kann. Die hieher gehörigen Beispiele sind folgende:

Der erste Fall ist der Dativ Plural der dritten Declination, dessen Flexion bekanntlich σι ist, wo das σ der Flexion aber den Schlußconsonant der Wurzel auszuwerfen pflegt. Fälle unserer Art sind nun: von λεων, λεοντος sollte der Dativ λεοντσι lauten, dafür steht λεουσι; von χαριεις ist der Dat. Plural, statt χαριεντσι, χαριεισι; (von ἱμας, statt ἱμαντσι, ἱμᾶσι; von δεικνυς, statt δεικνυντσι, δεικνῦσι) von ὠν, statt ὀντσι, οὖσι; von φιλων, statt φιλοντσι φιλουσι.

Der zweite Fall findet sich im Verbum, wo die dritte Person des Plural sich häufig derselben Auflösung bedient, und die Form λεγουσι für λεγοντσι oder λεγοντι steht, weil die dorischen Formen τυπτοντι, φιλεντι, anderwärts auch φιλεντι und φιλευσι noch wirklich vorkommen. Die alte Form οντι für die dritte Person ist also überhaupt ein Dorismus, wie ϛαται und ϛατο ein Jonismus war. Daß hier eine Zersetzung vorgeht, beweis't einmal die ganze Conjugation, in der sonst kein ου vorkommt, folglich nur das υ aus ν assimilirt seyn kann; ferner das analoge Passiv λεγονται, endlich die Analogie des lateinischen *leguntˇ*; überhaupt ist in beiden Sprachen das t der charakteristische Buchstab für alle dritten Personen, und im griechischen ουσι hat sich im σ das charakteristische τ aufgelöst. Ein deutliches Beispiel geben besonders die verba auf μι; hier wird ἱσταντι zu ἱστᾶσι, τιθεντι zu τιθεισι; διδοντι zu διδουσι; δεικνυντι zu δεικνῦσι, welche Formen neben den oben beim jonischen α erwähnten τιθεᾶσι, διδοᾶσαι, δεικνυᾶσι gültig sind. Dieselbe Erscheinung in den Participien ἱστας, ἱσταντος, ἱστᾶσα; τιθεις, τιθεντος, τιθεισα; διδους, διδοντος, διδουσα; δεικνυς, δεικνυντος, δεικνῦσα. Mit dieser griechischen Erscheinung parallel geht nun eigentlich

δ. die von uns früher ausgeführte germanische Auflösung des L nach seinen Polaritäten, und wir haben auch die ganze Lehre früher bloß darum nicht berührt, weil sie noch zu den problematischen gehört, und ohne ausführliche Zusammenstellung nicht plausibel gemacht werden konnte. Denn es ist wohl sicher, daß ähnliche Fälle vorliegen, wenn griechisch τιθεις in τιθεις und διδους in διδους, hier aber *feld* in *feid* und *gold* in *goud* übergehen, nur darin sind die Fälle ungleich, daß hier der Uebergang in den Vocal schon durch die Duplicität des Consonanten vorbereitet war, was man vom ν,

zumal jenem griechischen, nicht sagen kann. Wenn nun aber auch diese Analogie einigermaßen hinken sollte, so haben wir doch

ε. Ein Beispiel aus unserm Sprachkreis anzuführen, das es entschieden verdient, jener griechischen Erscheinung an die Seite gestellt zu werden, und dieses Beispiel soll uns der portugiesische Dialekt liefern. Die eben erwähnte lateinische Form der tertia plur. ist bekanntlich *nt*, *amant*; die spanischen Sprachen lassen das *t* fallen, also *aman*; diese Endung läßt das nasale Portugiesische in einen Nasaldiphthong verschmelzen, *amão*, d. h. also, das *n* wird aufgelöst und dem vorstehenden Vocal in den Nasalvocal assimilirt. Man hätte Unrecht, hier an das italienische *amano* zu denken, denn einmal findet sich, meines Wissens, keine ältere Form *amano* in Spanien; auf der andern Seite steht dem analogen *temen*, *temem* (= *témã*) kein Diphthong zu Gebot, weil hier keine bequeme Assimilation möglich wäre, ob ich gleich wohl weiß, daß eine andere Classe portugiesischer *ão* (es gibt ihrer noch mehr) allerdings aus früherem *ano* erklärt werden muß.

3. Abfall und Ausfall.

Wir haben früher Spiranten ausfallen sehen; dieses begegnet auch den Hemmlauten häufig, wie wir durch die vorhergehenden Auflösungen schon darauf vorbereitet sind.

a) Das *m* fällt wohl nirgends als Regel ab, häufig aber *n*. Abgerechnet in den Endungen wie im isländischen Infinitiv *a* für *an*, und in den süddeutschen Mundarten, nach Schmellers Ansicht, geschieht es auch in Wurzelsylben. Vermuthen sollte man hier immer einen zwischenstehenden Nasalvocal; und wenn der Schweizer *yâ*, *mî* und *sî* für *kann*, *mein*, *sohn* sagt, so gibt der benachbarte schwäbische Dialekt durch die Formen *kã*, *mãi*, *sõ* ziemlich unzweifelhaftes Zeugniß, daß Nasalität dem Abfall voranging. Die Sache ist aber schwieriger bei Dialekten, in deren Nähe nie eine Spur von Nasalvocalen zu entdecken war. Wer wollte z. B. aus dem schwäbischen *gãs* das englische *goose* oder schwedische *gås* erklären? Es ist vielmehr der Ausfall des *N* in den Verbindungen vor Dentalschlaglauten und Aspiraten den sächsischen und nordischen Dialekten eigen. Daher die englischen Formen *other* für *ander*, *sooth* dänisch *sand* (wahr), *stood* wie dänisch *stod* (*stand*), *tooth* für gothisch *tunþus* (Zahn); *mouth* für *mund*; *us* dänisch *os* für *uns*; so auch vor *F* in *five*, *fünf* (doch in *fuſzig* und in der süddeutschen Form *as* für u n s stimmen diese). Ferner *soft* mit unserm *sanft* verglichen, das übrigens auch holländisch in *saft*, endlich *zacht* und von da aus wieder ins hochdeutsche *sachte* überging. Im Portugiesischen sind durch nasale Vermittlung viele *n* ausgefallen, *tér* für *tenér*, *pôr* für *ponér*, *lua* für *luna*, *pessoa* für *persona*, *boa* für *bona* vom masc. *bom*.

b) *L* löst sich, wie wir wissen, sowohl in *I* als in *U* auf. Ein

anderes Verfahren zeigt der portugiesische Dialekt, der, mit seiner Wandlung in *R* nicht zufrieden, das *L* in allen möglichen Stellungen zu vernichten strebt. Doch scheint es gewöhnlich die Absicht durch Contraction zweier Sylben, wenn das *L* ausgestoßen ist, eine Sylbe zu gewinnen. So hat er statt des romanischen *celo ceo*, statt *malo mao*, statt *solo só*, statt *general geral*, statt *color côr*; am auffallendsten im Anlaut des Artikels *lo, la, los, las*, der in *o, a, os, as* übergeht, was übrigens auch im neapolitanischen Dialekt vorkommt. Ferner werden sämmtliche Endungen *al, el, il, ol, ul*, wenn sie das plurale *S* annehmen sollen, ihres *L* beraubt, und das *es* oder *is* (man spricht beides gleich) geht mit dem Hauptvocal Diphthonge ein. Man kann hier freilich anstehen, ob man nicht besser Wandlung des *L* in *i* annehmen soll, so daß *sal saes* ganz analog wäre dem französischen *mal maux* (das ursprünglich *maos, maws* galt). Nur ist die Analogie der portugiesischen Nasalendungen entgegen, wo *nações, regioẽs* doch nicht anders als *naciones, regiones* mit zusammengerücktem *oe* und überschriebenem *N* (im *til*) zu erklären ist. Dem sey nun, wie ihm wolle, denn beide Elemente können zusammengewirkt haben; kurzum, die Plurale lauten *sal, saes* oder *sais, fiél, fiéis; amável, amáveis; vil, vis; fácil, fáceis; sol, soes, sois; azul, azues* oder *azuis*.

c) *R* fällt ab im Auslaut vor andern Consonanten, oberschwäbisch *shwäz* (schwarz), *häz* (Herz), *hish* (Hirsch), *ho'nn, he'nnle'*, doch so, daß man den Vocal nicht nasalisirt, also nicht = *honn, hennle'* für Horn, Hörnchen. Am Ende des Worts bleibt es weg im bairisch-östreichischen Dialekt, und in der französischen Verbindung *er*; doch wird es in beiden Fällen durch nachfolgende Vocale paragogisch hergestellt. Der merkwürdigste Fall ist aber der bairische, der das mittlere *R* ausfallen läßt, dagegen die Nachwirkung davon in dem Hülfslaut, dem Urlaut zurückläßt, welcher mit dem vorstehenden Vocal nun einen unächten Diphthong eingeht; so wird aus *hart hâət* oder *hòət*, aus *stern stèən*, aus *birke biək*, aus *dorf doəf* oder *duəf*, aus *durch duəch*, in welchem letztern Fall das *ch* am liebsten guttural wird, während das schwäbische *durch* aus *durrich* in *duich* aufgelöst wird. In allen diesen Fällen wird scheinbar *R* in dem Vocal aufgelöst, und es erzeugt sich bairisch-östreichisch überall der Diphthong, weil *a* negativ zu *â* wird. Es wäre vielleicht zu bezweifeln, ob in dem norwegischen *björn, horn, korn*, das *bjöin, hoin, koin* (oder auch *hodn, kodn*, s. oben) lautet, ebenfalls ein solcher Wechselbalg vorliege, oder ob man hier Vocalisirung des *R* für wirklich halten will. Diese Materie führt uns auf ein anderes Capitel.

4. Liquidal-Diphthonge.

L und *R* wirken überall störend auf die Vocale, bald verlängern sie, bald ziehen sie zusammen, bald endlich erzeugen sie durch zwischengeschobenen Indifferenzlaut, der sich auch wohl nach einer Seite bestimmt, einen Diphthong, namentlich scheint das negative *L* und das gutturale *R* diese Richtung zu begünstigen. Der angelsächsische Dialekt gibt die auffallendsten Proben; statt eines kurzen *a* gebraucht er *èa*, also Umlaut des Hauptvocals mit nachschlagender Indifferenz, die sich theoretisch zu *a* bestimmt, sobald ein gedoppeltes *L* und *R* oder diese Laute mit nachfolgendem zweiten Consonant auslauten, z. B. *èalle* (alle), *χèarra* (Herr), *χealp* (half), *χèalf* (halb), *sèalt* (Salz), *èald* (alt), *swèart* (schwarz), *χèard* (hart), *èarg* (arg), *mèarχ* (Mark). Dasselbe geschieht vor dem gutturalen *χ*, weil es dem *R* = *rh* am nächsten steht, *sèaχ* (sah), *èaχta* (acht), *nèaχt* (Nacht), *wèaχs* (Wachs). Zum Unterschied von diesem aus *a* stammenden *èa* werden die vom *e* stammenden in *èo* umgebildet, *feorran* (fern), *stèorra* (Stern), *kèorl* (Kerl), *lèornjan* (lernen), *wèorpan* (werfen), *χèorte* (Herz), *swèord* (Schwert), *wèork* (Werk), und vor *χ* *fèoχtan* (fechten). Dieser Erscheinung nun völlig analog, würde die obengenannte bairische seyn, wenn nicht, wie gezeigt worden, dort das *R*, nachdem es den Diphthong gezeugt hat, völlig abfiele. Eher vergliche sich darum vielleicht der schwäbische Dialekt, der ebenso die Wörter *stern* in *stèarn*, *hell* in *hèal*, *herr* in *hèar*, *stehlen* in *stèalə*, *werden* in *wèardə* u. s. w. verändert, indem die Indifferenz sich gern ins *a* bestimmen läßt.

§. 48.

Folgende Erscheinungen beim *R* werden noch hier am Platze seyn. Jener dem *R* vorschlagende Urlaut, der den Liquidaldiphthong erzeugt, erscheint selbstständig, im Anlaut in einer Landschaft von Wallis (Stalder S. 68), indem dem rauhen *R* im Anlaut dieser Hülfslaut, den Stalder für volles *A* ansieht, vorausgeschoben wird. Er heißt: *spinn-arrâd* (Rad), *arripp* (Rippe), *d'arruətə* (die Ruthe), *der arrûχ winter* (der rauhe Winter). An andern Orten wird Kraut, *χrût* in *χərût* ausgezogen und *furχt* in *furrəχt*, welchen Hülfsvocal wir wo anders erwähnt haben.

Die eigenthümlich schnellende Trillerbewegung des *R* bringt überhaupt den begleitenden Laut häufig in Verlegenheit. In unbetonten Endungen geht ihm, wie wir wissen, am liebsten der Urlaut voran; doch manche Dialekte bemühen sich ihn nachzuführen, wie im Französischen, wo die Lautung von *vendre*, *ombre*, die bequeme Lautung *õbər* umgehend, *õbr'* oder streng theoretisch *õbrə* producirt. Etwas der Art findet sich selbst im ältern Deutsch des 13ten Jahrhunderts. Manche Dichter kehren in gewissen Verhältnissen die Vorsylbe *er* in *re* um, z. B. *unrechant* statt *unerchant*, *wirreslagen* statt *wir erslagen*. (Grimm S. 387). Ja das *R* verschiebt

gern seine Stelle in Tonsylben; so heißt unser *ross* altdeutsch *ors*, wie im Englischen *horse* (älteste Form *hros*); unser *brunnen* ist so viel als unser *born*; unser *brennen* heißt englisch *burn*, unser *warze* holländisch *wrat*; so kommt das französische Wort *fromage* vom italienischen *formaggio* und dieses von *formare*. Endlich, da so manche Dialekte das *R* vernachläßigen und auswerfen, so kann die Reaction nicht ausbleiben, daß es auch einmal eingeschoben wird, wo es nicht hingehört, wie z. B. im französischen *trésor* von *thesaurus*, *Marseille* für *Massilia* (im Mittelalter *Marcelha* geschrieben; man dachte an *Marcellus?*) In *fordern* ist es aber nicht, wie Einige meinen, eingeschoben, sondern in *fodern* ausgelassen. Uebrigens müssen wir hier wiederholen, was bei Gelegenheit der Buchstabenverwechslung früher gesagt wurde, Buchstabenversetzung ist etwas außer aller gesetzlichen Entwicklung der Sprache Gelegenes, es ist eine Monstrosität, ein sprachlicher Wahnsinn, und wenn das Factum auch da und dort nicht geläugnet werden kann, so muß es die Grammatik doch als etwas ihr Aeußerliches betrachten, denn ihre Basis ist allein die gesetzmäßige Fortschreitung der Sprachlaute.

---

§. 49.

IV. Consonantische Assimilation.

Was uns jetzt noch an den Consonanten zu betrachten übrig bleibt, das wollen wir unter dem Begriffe der Assimilation zusammen zu fassen suchen. Die Erscheinung, auf diesem Gebiet, ist bekanntlich schon den alten Grammatikern geläufig gewesen; doch halt' ich es auch hier für nützlich, eine schärfere Scheidung in diesem Proceß dahin vorzunehmen, daß man eine wirkliche Assimilation zweier zusammenstoßender Consonanten, d. h. Verähnlichung derselben, von demjenigen Verfahren trennt, wo der eine Laut in den andern aufgeht, also nicht nur ihm ähnlich, sondern ihm gleich gemacht wird, diesen Fall nenn' ich uneigentliche Assimilation oder Confluenz. Auch will ich hier die Bemerkung einschalten, daß zwischen vocalischer und consonantischer Assimilation eigentlich eine dritte stehen sollte, wo die Wechselwirkung beider Lautclassen auf einander hingehört. Diese Fälle sind aber alle gelegentlich berührt, z. B. bei der Duplicität des *L*, beim gutturalen *R*, bei den Nasalen, beim gutturalen und palatalen *x*, wo man dieselben nachsehen und beliebig zusammenstellen kann.

§. 50.

1. Wirkliche Assimilation.

Sie ist wieder zweierlei. Entweder nach Stufen, dergestalt, daß Laute derselben Reihe sich durch Attraction in eine andere Stufe

hinauf- oder hinabbewegen, z. B. π in φ, b in m, oder Assimilation nach Reihen (Gebieten), so daß Laute auf derselben Stufe sich in eine andere Reihe begeben, vom Dentalen ins Labiale oder Palatale u. s. w.

§. 51.

a. Assimilation nach Stufen.

Die griechische Grammatik erkennt als ein Grundgesetz an: zusammenstoßende Consonanten, deren einer nicht liquida oder σ ist, sollen von gleicher Stufe seyn; so soll π nur mit τ, β nur mit δ, χ nur mit ϑ stehen; so wandelt selbst die liquida ν ein vorstehendes β in μ, und γ nach Buttmanns scharfsinniger Vermuthung in η, selbst μ scheint ihm diese Veränderung vorzunehmen (vergl. Gramm. S. 83 ff.). Dieses Grundgesetz zieht sich durch die ganze griechische Formenlehre, so daß z. B. in den Verbalformen folgende Veränderungen dadurch erzeugt werden: γραφω, γραπτος, γραβδην; λεγω, λεκτος, λεχϑεις. Regel ist, daß der erste Laut die Natur des zweiten annimmt; der umgekehrte Fall kommt nur als Ausnahme vor. Jede Veränderung, die also den einen Laut trifft, muß der andere mitmachen, ἑπτα, ἑβδομας; ὀκτω, ὀγδοος; ἑπτα ἡμερα, ἑφϑημερος; νυκτα ὁλην, νυχϑ' ὁλην. Vor μ werden diese Laute gleichfalls μ, also Confluenz, γραμμα, dagegen die Gutturalen zu γ, und dieses γ muß hier der Analogie wegen das nasale γ = η seyn, wie Buttmann in der Note S. 89 geistreich ausführt; denn ohne diese Annahme wäre die Veränderung des κ und χ vor μ (wie πλεκω πλεγμα, τευχω τετυγμαι) physiologisch nicht begründet, da die Verbindungen κμ, χμ in der griechischen Sprache häufig genug sind, und die Analogie von λειπω λελειμμαι; τριβω τριμμα durchaus den Nasallaut verlangt. Das griechische Gamma, wie wir es früher charakterisirt haben, ist ohnedem so durchsichtiger Natur, daß es den nachfolgenden Consonant fast wider Willen wird durchscheinen lassen, und daher schreibt sich auch der Umstand, daß dem Griechen, der sonst so fein hörte, für beide Laute Ein Zeichen genügte. Was das γν betrifft, so ist freilich hier der angeführte Grund der wichtigste, man kann hier γ kaum anders als η aussprechen, selbst im Anlaut nicht. Weniger scharf ist der Grund, wenn man sich auf unsere Aussprache des lateinischen *gn* stützt; wenn diese auch alt ist, so ist doch das lateinische g nie ein Spirant gewesen, wie das γ, sondern immer ein Schlaglaut. Besser scheint mir der Beweis, der von der Analogie des *μν, mn* hergenommen ist. Das griechische σεβω bildet, statt σεβνος, σεμνος; das lateinische *scamnum* könnte vielleicht für *scabnum* stehen, daher das Diminutiv *scabellum* heißt. Ganz analog mit diesem stehen folgende Fälle; griechisch von στεγω ist στεγνος gebildet; das lateinische *signum* gibt das Diminutiv *sigillum*, σεβω und στεγω haben Spiranten, σεμνος und στεγνος Nasale; *scamnum* und *signum* Nasale (g = η), *scabellum* und *sigil-*

lum weiche Schlaglaute. Man kann wieder einige germanische Beispiele beifügen. Abgesehen vom gothischen *stibna*, das im neunten Jahrhundert *stimna* und im 13ten *stimme* lautet, haben wir im Schwedischen eine regelmäßige Umbildung ähnlicher Art gefunden; denn das isländische *fn* ist hier regelmäßig in *mn*, und das schwedische *gn* in der Aussprache zu *ηn* assimilirt, wie *hafn* = *hamn*; *fafn* = *famn*; *nafn* = *namn*; *regn* = *reηn*; *lugn* = *luηn*; *egna* = *eηna*, während der Däne den Vorderlaut in den weichen Spiranten zog, der sich dann vocalisirte und diphthongirte, *havn*, *regn* = *haun*, *rein*.

§. 52.

Wir haben schon darauf hingedeutet, daß jenes griechische Grundgesetz doch von Einer Seite eine theoretische Blöße läßt, die freilich durch die historische Aufstellung der griechischen Buchstabenlehre umgangen wird. Während nur aspirata mit aspirata stehen soll, verbindet sich doch σ mit jedem Schlaglaute, ja beinahe mit allen Consonanten. Nun ist dem Griechen aber σ kein Aspirat: so sagt er wenigstens; anstatt zu sagen, das *S* ist der flexibelste aller Aspirate, und geht Verbindungen ein, die kein anderer eingeht. Diese Ausnahme macht uns aber mißtrauisch gegen die Regel. Es ist schon oft der Zweifel angeregt worden: ist denn die griechische Grammatik, wie wir sie gefertigt und geputzt aus den Händen der alexandrinischen Sprachlehrer überkommen haben, auch jemals ganz so regelrecht im Leben gewesen, wie sie uns erscheint? Buttmann selbst liebt es, diesen Zweifel anzuregen, und in der That, man wird hier an der Ehrlichkeit der Ueberlieferung leicht irre, wenn man mit solchen allgemeinen Sätzen sich auf den Standpunkt der vergleichenden Grammatik stellt. Selbst die Neugriechen, die das reiche System der alten Consonantur im Ganzen rein überkommen haben, sträuben sich doch gegen diesen Grundsatz; denn sie sagen πεφτος, sagen φτίο (spucken) statt des alten πτυω, also mit absichtlicher Vorliebe gegen die Regel. Ferner φχιάνο (mit merkwürdigem Wechsel des σ in φ) für σκεναζω, so scheint φτερνίζο von *sternuto* gemacht; statt ἑπτα, ὀκτω gilt εφτά, οχτό, und überhaupt wird πτ, κτ jetzt = φτ, χτ gesprochen. Auch in den Diphthongen αυ, ευ vor harten Consonanten wird die Aussprache αυτός, εὐτιχία wie *aft*, *eft* zur Regel, ohne deßwegen übrigens in ευχί, εὐθίς das Zusammenstoßen der Aspirate zu scheuen. In den germanischen Sprachen dagegen ist es dem Organismus eingeboren, Laute Einer Stufe ungern zusammenstoßen zu lassen, während gerade ungleichstufige, wie harte Schlaglaute mit harten Aspiraten sich am liebsten verbinden. Daher ist uns neben dem griechischen *st* das *ft* und *cht* so geläufig, während man zusammenstoßenden Aspiraten lieber aus dem Wege geht, daher das deutsche *chs* sich wieder in *ks* erhärtet hat, und *gt* am liebsten aspirirt, *gs* aber nicht aspirirt wird. Ein auffallendes Beispiel der Art gibt auch das Englische; dort ist die Substantiv-

endung *th* bekanntlich aſpirat, wie in *wealth*, *warmth*, *breadth* u. ſ. w. Dieſe Endung hält ſich aber im *T*, wenn ein anderer Aſpirat vorausgeht, als *theft* anſtatt *thefth* (in *fifth* der Fünfte, wird dieſer Grundſatz aber nicht befolgt); derſelbe Fall, wenn ein *gh* vorausgeht, was hier gelegentlich ein Beweis, daß das engliſche *gh* auch bei der Bildung des heutigen Engliſch noch als Aſpirat, als χ, geklungen hat; Beiſpiele: *height* ſtatt *heighth* (alſo früher *heiχt* ſtatt *heiχþ*) *flight* ſtatt *flighth*, *weight* ſtatt *weighth*, *draught* ſtatt *draughth*. Das merkwürdigſte Beiſpiel iſt aber das Subſtantiv von *dry* trocken, von dem ſich zwei Formen erhalten haben, entweder ſteht, wie in dem vorigen *drought* (ſprich *drout*, ehedem *drouχt*) für *droughth*, oder nach einer andern mehr veralteten Form mit ausgefallenem *gh drouth*, wo ſofort das aſpirirte *th* wiederhergeſtellt oder vielmehr erhalten erſcheint. Aehnlichkeit hat auch wieder eine hochdeutſche Erſcheinung. Nach *F* und aſpirirtem *g* hat dieſer Dialekt häufig *T* nachgebracht, wo verwandte Dialekte reines *P* zeigen; man vergleiche unſer *saft* mit dem engliſchen *sap*; *hüfte* mit *hip*; unſere Endung *schaft* in *landschaft* mit dem engliſchen und nordiſchen *landscape*, *landskab*; das *T* in *zeitläufte*, *weitläuftig* mit unſerm *lauf* oder nordiſchen *löb*; die deutſchen beliebten, aber von vielen Sprachlehrern angefochtenen Endungen auf *icht*, *igt*, die ſich aus dem aſpirirten *ig* erzeugen u. ſ. w. Die ältern deutſchen Wörter *weſse*, *leſse*, die die Schriftſprache ganz aufgegeben hat, erleichtert ſich der Süddeutſche durch ein zwiſchengeſchobenes *T*, *weſz*, *leſz*; das aſpirirte *g* in *zwanzigh*, *fufzigh* wird durch Ausfall des *i* in *zwanzg*, *fufzg* (auch *fuchzg*) verändert, aus *mètzigh* wird *mètzgə*, und das uralte *j*, das ſich in manchen Verben nach *z* erhalten hat, wird durch das vorſtehende *s* zu *g*: *seufzgə* (*siuftjan*), *shluchzgə* dagegen *schluchsen* mit *ks*, *gechzgə* engliſch *to yex* mit *ks*. Aus allen dieſen Beiſpielen iſt klar, unſer germaniſches Organ hat ſich entſchieden gegen jene griechiſche Grundregel ausgeſprochen, daß die zuſammenſtoßenden Laute gleichſtufig ſeyn ſollen, und der Zweifel gegen die Autorität der antiken Grammatiker bleibt unangefochten. Am unbegreiflichſten wird für uns aber immer die beliebte Verbindung σϑ ſeyn, die, wenn auch wir keine Stimme darüber haben, doch auch vom Engländer vermieden wird. Auch die Neugriechen z. B. Chriſtopulos, reimen σϑ und στ, nehmen alſo jenes mit dieſem identiſch. Uebrigens herrſcht auch im Griechiſchen daſſelbe Geſetz in γραφω γρα-π-σω, στειχω, στει-κ-σω, wie in *peſt* ſtatt *peſþ*, was noch auffallender wird, wenn man bemerkt, daß nach Buttmann S. 87 die ältere Schreibart durchgängig φσ und χσ war, ſelbſt da, wo etymologiſch ein βσ, γσ, πσ, κσ ſtehen ſollte. Hier iſt alſo das ξ genau wie das deutſche *wachs* = *waks* entſtanden, und ψ, wie vielleicht ſtatt *weſse* ſpäter *wepse*, endlich dem Lateiniſchen gemäß *wespe* wieder gebräuchlich wurde.

§. 53.

Nicht ganz im Widerspruche mit dem eben genannten Gesetze steht ein anderes der griechischen Lautlehre, das aber (nach Buttmann S. 77) nie völlig durchgedrungen ist. Nach ihm geht, wenn zwei sich folgende Sylben mit Aspiraten anfangen sollten, der eine, gewöhnlich in der ersten, in den Schlaglaut zurück, oder richtiger verharrt in diesem. Diese Regel findet ohne Ausnahme statt bei der Reduplication; daher die Formen πεφιληκα nicht φεφιληκα, κεχωρηκα nicht χεχωρηκα und von der Wurzel θεω die Form τιθημι nicht θιθημι. Auffallender noch sind die Beispiele τρεφω, θρεψω; θριξ, τριχος; ταχυς, θασσων. Daß die griechische Wortbildung sich im Ganzen in diesem Sinn entwickelt hat, ist wahr; wogegen die vielfachen Ausnahmen bei Buttmann nachzulesen sind. Obschon nun, wie gesagt, dieser Fall nicht mit dem vorigen eins ist, so möchte man doch auf die Frage gerathen: ist nicht das, was hier gesucht wird, das Grundgesetz der Mannichfaltigkeit in der Natur, nach welchem der Wechsel die Erscheinungen vervielfältigt, ist nicht dieses hier fast ängstlich befolgte Gesetz im vorigen um so gröber verletzt? Doch muß man daran erinnern, daß es hier wohl hauptsächlich auf Wiederholung desselben Lauts, dort nur auf Verbindung des gleichartigen abgesehen ist; wenigstens gilt dieß für die Reduplication, wo das φεφ, χεχ schlimmer scheinen könnte, als jene φθ, χθ. Um so auffallender sind dann aber Ausnahmen, wie sie beim θ vorkommen, als: ὠρθωθην, θαφθεις, φθιθω, Κορινθοθι u. s. w.

Das Gesetz, das hier zu Grunde liegt, hat auch in der Wortbildung anderer Sprachen zuverläßig mit gewirkt, doch läßt sich aus diesen schwerlich ein auffallendes Beispiel der Art anführen, das jener griechischen Erscheinung ganz analog wäre. Auf etwas jener Art haben wir einmal gelegentlich verwiesen; vom gothischen *pata* ist das englische *that* direct abzuleiten; im Hochdeutschen aber, nachdem in einem Dialekt jenes *þ* sich nicht entwickelte (*data, dat*), konnte sich das *T* des Auslauts der Aspiration zuwenden und *dats, das* entwickeln, so daß die Wörter *dass* und *that* (jetzt freilich in *dät* spirirt) sich ungefähr verhalten wie das griechische θριξ, τριχος; ταχυς, θασσων. So könnte man auch *dach* mit dem englischen *thatch*, *durch* mit *through*, *dürfen* mit dem gothischen *þòrban* und *ketzer* mit dem schwedischen *kättare* (sprich *ts'ättare*) gewissermaßen zusammenstellen. Es ist das allgemeine Naturgesetz, das die Mittel zum Zwecke ökonomisch ausspart und weislich vertheilt, hier allenthalben sichtbar. Ich will nur noch eine einzige Form aus dem romanischen Sprachkreis citiren, um diese allgemeinere Ansicht zu bekräftigen. Das lateinische *judicare* hat sich in der spanischen Sprache in *judgar* contrahirt. *DG* hat sich im Castilischen in manchen Formen erhalten, aber ohne Zweifel ist nach allgemeinen Grundsätzen *d* hier = ð. Dieß geschieht z. B. in der Endung *adgo*, die einem

lateiniſchen *aticum* entſpricht, z. B. die Form *prebestadgo*, die = *adgo* gilt, aber in die Form *azgo*, alſo *prebestazgo*, ebenſo *mayorazgo* und andere, bald übertrat, weil ð dem z nahe ſteht und als Aſpirat ſich vor dem Schlaglaut wirkſamer ausnahm. Auf demſelben Weg iſt nun jenes *judgar* oder *juðgar* in *juzgar* übergegangen, das nach caſtiliſcher Weiſe *χuzgar* lautet. Nun ging aber das portugieſiſche Organ ſeinen eignen Weg; ihm wird die Sylbe *ga* zu *ja*; das hatte nun zweierlei Uebelſtände: einmal hätten mit caſtiliſchem *j* zwei gutturale Sylben zuſammengeſtoßen, was nach jenem griechiſchen Geſetz übel klingt; dem kam der Dialekt aber von anderer Seite zu Hülfe, weil er mit dem *j* ins *ſh* übertrat; zweitens hätte im z ein Aſpirat unmittelbar auf das aſpirirte *g* geſtoßen, und z, das im Portugieſiſchen = *ſ* iſt, wäre wieder dem *ſh* des Anlauts zu nah verwandt. Wie hilft ſich der ſchlaue Sprachgeiſt? Er tritt mit jenem ð überhaupt nicht ins z und *ſ*, ſondern in das dem ð eben ſo nah gelegene *L* über und ſagt *julgar* = *ſhuljar*. So haben wir in beiden Dialekten Verbindungen von der ſchönſten, zierlichſten Lautausſtheilung, was man der franzöſiſchen Contraction *juger* = *ſhüſhé* nicht nachſagen kann, die direct wider die Schönheitsregel des Griechen läuft.

§. 54.

b. Aſſimilation nach Reihen (Gebieten).

Hieher gehört vor allem die im Griechiſchen und Lateiniſchen gleichmäßig durchgeführte Aſſimilation der Naſalconſonanten vor Schlaglauten und Aſpiraten. Denn wenn man in der Wortbildung Formen mit *μπ, μφ, ντ, nc, ns* u. ſ. w. auch nur uneigentlich hier aufzählen könnte; ſo ſind doch die Fälle einleuchtend, wo ein früheres *n* durch Zuſammenſtoß ſich in den labialen oder palatalen Naſenlaut umwandelt. So im Griechiſchen die Partikel *συν* in *συμβαινω, συμπιπτω, συμφερω; συγγραφω, συγκαλεω, συγχεω*, während das *ν* bleibt in *συνδεω, συνταττω, συνθεω*, vor *σ* dagegen findet Confluenz ſtatt, wenn dem folgenden *σ* wieder Vocal folgt *συσσιτεω* für *συνσιτεω*, und wenn dem *σ* Conſonant folgt; fällt das erſte oder das *ν* völlig ab *συστελλω*. Confluenz gilt überdem bei allen Hemmlauten, vor dem *ζ* aber Ausfall (*συζαω*). Ganz daſſelbe Verfahren findet bei der Partikel *ἐν* ſtatt, *ἐμβαινω, ἐγκαλεω* u. ſ. w. Dieſen Partikeln entſprechen die lateiniſchen *con* (denn dieß muß hier als die Grundform angenommen werden) und *in*, mit dem das privative *in* in der Form zuſammenfällt; daraus entſtehen nun die Labialverbindungen *imbellis, comburo, impello, compello*; im Gutturalgebiet wird *n* für *η* geſchrieben *ingenium, congero, incanto, concavus*. Vor Dentalen aber *induo, condo, integer, contero, insanus, constituo* u. ſ. w. Vor dem *F* findet die Abweichung vom Griechiſchen ſtatt, daß *n* nicht zu *m* wird, *infans, confinium*. Phyſiologiſch hat das keinen Anſtand, weil nach unſerm §. 20. *F*

kein reiner Labial, sondern mit dem Zahngebiete verwandt ist. Noch weniger wird das *n* verändert durch ein nachfolgendes *v* oder *j*, da diese Laute im römischen System als Vocale zählten. Vor *h* aber, wie vor Vocalen, fällt von *con* das Schluß-*n* ab, *cohaereo*, *coalesco*, *coorior* *), was nicht bei *in* geschieht, das nie apocopirt wird. Beide aber kennen die Confluenz vor Hemmlauten, nicht aber, wie wir gesehen haben, vor dem *s*, nach griechischer Weise.

§. 55.

Diese Assimilationen sind nun vom Lateinischen auch in die neuromanischen Sprachen übergegangen, doch mit mannichfachen Modificationen. Das Italienische folgt im Ganzen der alten Einrichtung, hat aber doch die Neigung, vor dem *S impurum* (d. h. wenn noch ein Consonant folgt) gegen die lateinische Regel, das *n* auszuwerfen, zwar nicht durchaus, aber doch mit Vorliebe; es sagt lieber *istituire* als *instituire*, lieber *costante* als *constante*, *cospetto* für *conspetto* und auch wohl *ispezione* für *inspezione*. Dieses beruht zwar auf der allgemeinen Erweichung des neuitalienischen Idioms, zum Theil aber könnte es auch durch die in Oberitalien einheimischen und im Französischen durchgedrungenen Nasalvocale veranlaßt worden seyn, wie wir dieselbe Erscheinung in den süddeutschen Dialekten haben, wo die Vorsylben *an*, *un*, *ein* in *ã*, *õ*, *ãi* zusammenfließen. In den spanischen Dialekten ist es etwas anders. Dem Portugiesen ist nicht nur die Partikel *com* nach lateinischer Weise nasal (*cõ*), sondern auch *em* gegen die lateinische Form, doch mit Rückwirkung der alten Einrichtung; denn *com* fließt vor Vocalen mit diesem zusammen *com o* wird *c'o* (*kú*), *um c'um* u. s. w., während *em* vom Vocal in die lateinische Gestalt des *n* zurücktritt, und zwar als bloßer Vorschlag, also statt *em o*, *no*, statt *em um*, *num*, wie im italienischen *nel*, *nello*, wo das *n* aber in der Partikel selbst erhalten ist. In der Composition dagegen findet ganz gleichmäßiges nasales *em* und *com* statt, nur sucht man für das Auge der lateinischen Einrichtung so weit nachzukommen, daß man nur vor Labialen *b*, *p*, *m* wirklich so schreibt, in den übrigen Fällen aber *en*, *con*, ohne daß diese Verschiedenheit auf die Aussprache irgend einen Einfluß hätte. Im castilischen Dialekt ist das auffallend, daß die Theorie, die besonders darauf bedacht ist, der Nasalität, die in Portugal gehegt wird, entgegenzusteuern, auf die Grille gerieth, selbst der lateinischen Assimilation zu widersprechen, und z. B. das lateinische *mm* wieder in *nm* herzustellen, also *inmediato*, *inmenso*, *inmoble*, *inmortal* u. s. w., was zum Theil auch aus der Richtung der castilischen Ortho-

*) Hier entsteht das *co* aus der uncomponirten Form *cũ*, die der Römer *cum* schreibt, wie später gezeigt werden soll. An sich wär' es nicht zu begreifen, warum der Römer gerade vor dem Vocal den Consonant abwirft und somit den Hiatus sucht.

graphie erklärt werden kann, welche jede Consonantverdopplung auszumerzen sich bestrebte; doch ließ man *inn*, wo es lateinisch ist, bestehen, als *innato*, und in *imp* dauert die Assimilation ungestört. Ganz so auch beim *con*; *conmover*, *conmutar* u. s. w.

Das bisher Gesagte bezog sich in beiden Dialekten auf wirklich antike Compositionen. Nun ist aber das besonders wichtig: wie verfährt die spanische Sprache in Compositionen, die sie selbst erst mit ihren Partikeln *en* und *con* oder *em* und *com* vorgenommen hat?

Hier wird auf die Gesetze der antiken Confluenz keine Rücksicht genommen; der Spanier, der in diesen Wörtern seiner Partikel *en* diese Gestalt läßt (nicht *in* schreibt), setzt nun zwar vor *b* und *p* gleichfalls *com*, *em*, vor *m* aber, wie bei den andern *con*, *en*, also *enmarañar*, *enmelar*, und *nn* nur, wo es wurzelhaft ist, wie in *ennoblecer* z. B. Nun aber ist *ng*, *nc* in *congenito*, *encender* gegen den lateinischen und mit dem italienischen Gebrauch nicht nur mit dentalem *n* zu sprechen, sondern es kommen Verbindungen vor wie *conllevar*, *conrear*, *conreinar**), *conregnante*, *enlamar*, *enlazar*, *enlucir*, *enrayar*, *enredar*, *enruinecer*, die lateinisch gar nicht möglich wären, weil sie nothwendig Confluenz erzeugen müßten. An diesen nationalen Bildungen nimmt nun natürlich auch der portugiesische Dialekt seinen Antheil, schreibt sie nach Art des castilischen, z. B. *conluiar*, *enlaçar*, *enlevar*, *enrolar*, *enrugar* u. s. w., wo die Aussprache aber den indifferenten Nasalvocal hören läßt. An einigen dieser mit *in* componirten Formen nimmt übrigens auch der italienische Dialekt Antheil, nämlich *inlucidare*, *inruolare* und einige andere. Das Französische endlich, indem das Nasalprincip viel consequenter durchgedrungen ist, als im Portugiesischen, setzt *com*, *con* und *co* in der Schrift nach lateinischer Weise; die beiden ersten fallen im Laut *cõ* zusammen; die zweite Partikel zerfällt wie im Spanischen in *in* und *en*, die vor Labialen *im* und *em* geschrieben werden. Von der *i*-Form ist nur das zu sagen, daß sie vorm Consonant in *ã* nasalisirt wird, vor Vocalen aber durch Position rein bleibt, zu welchem Fall abusiv auch der gezogen wird, wo die Wurzel mit *n* anlautet, wo also das erste *N* als abgeworfen supponirt wird (*innover*). Das *en* dagegen hat sein Gebiet hier weiter als in einem andern Dialekt ausgedehnt, daher Formen wie *enlacer*, *enrayer* hier ganz gewöhnlich sind, der Laut ist *ã*, vorm Vocal wird das *N* paragogisch nachgebracht, wie in *enorgueillir*, was auch vor dem stummen, nicht aber vor dem aspirirten *h* geschieht, wie in *enhardir*, wo fürs Gehör ein harter Hiatus entsteht (*ãardir*).

In den germanischen Dialekten sind solche wandelbare Partikeln wenigstens theoretisch nicht anerkannt; in den hieher gehörigen deutschen *an*, *ein*, *in*, *un* soll wenigstens theoretisch das *n* rein klingen,

---

*) So hat sich die deutsche Schulsprache die ganz unlateinische Form Conrector geschaffen (durch Ton und Sinn von Corrector verschieden).

und wir finden es affectirt, wenn wir, besonders bei norddeutschen Organen, die Aussprache *aŋ-geném*, *um-bekannt* hören. Bei *un* kann es überdem zur Verwechslung mit der Partikel *um* führen. Die Süddeutschen dagegen, welche in den Dialekten jene Partikel in *ã*, *ẽ*, *õ*, *ãi*, *ãu* vocalisiren, lassen gewöhnlich diese Formen durchweg gelten, selbst vor Vocalen. Die Engländer, welche in der Theorie des romanischen *con* und *in* äußerst scrupulös sind, indem sie, je nachdem der Ton fällt, bald Assimilation ins *ŋ* eintreten lassen *), bald nicht, sind doch in der Theorie des deutschen *un* unwandelbar gegen die Assimilation.

§. 56.

Außer diesen Partikelverbindungen ist hier noch zu erwähnen, daß die griechische Endung *ν*, besonders in proclitischen Formen, wie der Artikel genannt zu werden verdient, sich dem folgenden Anlaut assimilirte. Diese in der Natur begründete Vermuthung wird auch durch Inschriften bestätigt, wo man z. B. statt *τὸν βωμον τομ βωμον*, statt *ἐν πυρι ἐμ πυρι*, statt *συν καρπῳ συγ καρπῳ* findet (Buttmann 91). Daß diese Bezeichnung nicht in die Schrift überging, lag im Interesse der grammatischen Schreiber; daß aber die Griechen so sprachen, ist so unzweifelhaft, als es gewiß ist, daß in allen lebenden Sprachen, so wie die Rede nur im geringsten vom Schulton ab zur freien und leidenschaftlichen Beweglichkeit sich steigert, solche unbewußte Assimilationen fast durchgängig herrschend werden. Wer wollte alle die hochdeutschen Schluß-*en* so gewissenhaft aussprechen, daß nicht auf ein streng anschließendes *b* oder *g* sich ein leichtes *m* oder *ŋ* dafür einschleicht? Es gehört mehr als Bewußtseyn, es gehört Pedanterie dazu, es völlig zu vermeiden. So ist es auch mit den Formen *denn*, *wenn*, besonders mit den Präpositionen *an* und *in*, und in den Dialekten besonders auch mit der Form *und*, welche in *un* verkürzt, in alle Gebiete assimilirt, und zwar in allen Dialekten ohne Ausnahme. Diesem Gebrauch, oder wenn man will Mißbrauch, sind nur die Idiome entzogen, welche durch Nasalität diese Sylben überhaupt indifferenziiren, und doch wird es auch dem Franzosen passiren, daß er gelegentlich ein *donne, prenne* auf ein folgendes *q* assimilirt.

§. 57.

*) Ich halte dieses Verfahren für inconsequent, weil die analogen *com* und *im* überall assimiliren, ohne Rücksicht auf den Ton. Nur da ist dentales *n* natürlich und nothwendig, wo es der Wurzellaut geworden ist, wie vor *ge* und *ce*; aber *im-pose* fordert ein *iŋ-quire*, zumal da *coŋ-quest* gilt, und so sollt' es auch heißen *coŋ-current*, *coŋ-crétion*, *coŋ-cávity* und nicht *cóŋ-crete* neben *con-crétion*, *cóŋ-cave* neben *con-cávity*, *coŋ-cord* neben *con-córdance*.

§. 57.

Natürliche Zwischenlaute.

Es wird sich hier eine schickliche Stelle finden, von einer Erscheinung zu sprechen, die wir bis jetzt nicht Gelegenheit hatten, erschöpfend zu besprechen. In gewissen Verbindungen, die die Nasalconsonanten mit nachfolgenden andern Consonanten eingehen, schleichen sich, gleichsam naturgefordert, gewisse Hülfslaute ein, die den Zusammenhang der Laute gleichsam fester zu verkitten scheinen. So tritt zwischen jeden Nasal und den Aspirat seiner Reihe unaufgefordert der entsprechende Schlaglaut. Man spreche *mf* stark und laut aus, so wird ein *mpf* entstehen; ebenso aus *ns* ein *nts*, aus dem weichen *nf* ein *ndf*, auch *nsh*, *nfh* wird sich von *ntsh*, *ndfh* kaum unterscheiden lassen, wie es mit *np*, *nz* = *ntp*, *ntz* sich ebenfalls verhält; auf dem Gutturalgebiet aber wird *ηχ* wie *ηkχ* klingen; nur das deutsche *nx* braucht gleich dem *nf* keinen Mittellaut, weil es Laute zweier Classen sind, und *ηx* passen nicht zusammen, weil *x* zu hochpalatal ist; *ηx'* wird *ηkx'* klingen. Auch in *ls*, *lsh* u. s. w. klingt das *t* mit.

Es ist, als ob der Contractions-Proceß des Hemmlautes in seinem Uebergange zur Aspiraten-Friction das Gebiet des Schlaglautes involvirte und mit einschlösse, so daß der letztere gleichsam in der Differenz der beiden erstern gegeben ist. Daher hätte man im Deutschen statt *sumpf*, *salz*, *wanze* eben so richtig Sumf, Salß, Wanße schreiben können, wenn das ß nach dem Consonant überhaupt gebräuchlich wäre. Denn daß dieß der Aussprache keinen Eintrag thut, beweist der Umstand, daß jedes Ohr Reime wie *sumpf* und *triumph* (= *triumf*) ferner *salz* und *hals*, für gültig anerkennen wird; letztere aber deßwegen, weil im Auslaut hartes und weiches *s* gar nicht zu unterscheiden ist. *Gans* und *ganz* kann kein Deutscher unterscheiden, wenn er sich auch die Mühe gibt, in *gänse* die Schlußsylbe weicher zu sprechen als in *ganze*. Statt *wunsch* schrieb man früher häufig *wundsch*; und die Endung des deutschen *mensch*, *falsch* läßt sich nicht unterscheiden von der englischen in *bench* und *belch*, die doch theoretisch = *bentsh*, *beltsh* stehen; das englische *welch* und *welsh* hat ebenso denselben Auslaut. Auch italienische Theoretiker geben mit Recht die Regel, *penso*, *salsa* klinge wie *penzo*, *salza*; Unrecht haben sie aber, wenn sie die Verbindung *rs* auch dem *rz* nahe stellen wollen. Daß beim *R* ganz andere Verhältnisse walten, wird uns später die deutsche Grammatik nachweisen.

§. 58.

Außer diesen nothwendigen Hülfslauten gibt es auch willkürliche, oder wenigstens nicht unbedingt gültige, die ein oder das andere Idiom sich zur Erleichterung gewisser Verbindungen zu schaffen pflegt. So erleichtert sich der Grieche *ἀνρος* in *ἀνδρος*, *μεσημ-*

ρια (von ἡμερα) in μεσημβρια, μέλλεται (statt μεμελληται) in μεμβλληται; am auffallendsten aber ist das eingeschobene θ, das, statt ἑσλος· ἑσθλος, statt ἐμασλη ἐμασθλη bildet. (Buttmann S. 81). Hier ist mir die Stellung des θ vor σ mehr als an irgend einem Platze räthselhaft. Wenn hier θ nicht = τ war, so begreif' ich in der That die Erleichterung nicht, da kein europäisches Organ ein σθλ auch nur wird aussprechen können. Ich zweifle selbst beim Neugriechen. Eben so wenig seh' ich übrigens einen Grund, warum die Grammatik hier ein θ virtute τ sollte geschrieben haben; denn die Verbindung στλ hat doch auch kein Gesetz gegen sich. Eingeschalteter Hülfslaut ist auch das lateinische *p* in der Schreibart *promptus*, *emptio* von *promo*, *emo*, gerade wie man im Deutsch des 17ten Jahrhunderts nicht nur *ampt* (von *ambacht*), sondern auch *kömpt*, *nimpt* schrieb. Ein anderer Hülfslaut, und dem griechischen μεσημβρια zu vergleichen, ist das spanische *B* in *hombre* statt *homine*, *homne*, *homre* (wovon früher die Rede war), ferner *nombre* (*nomine*), *hambre* (*famine* voraussetzend), *lumbre* (*lumine*) u. s. w. Der Laut schwankt zwischen *b* und *w*, und ist im letzten Falle fast unhörbar. Auch muß es für auriliär gelten, wenn das dänische *ld*, das = *ll* ist, vor *R* das *D* hören läßt, z. B. *aldrig*, dem griechischen ἀνδρὸς vergleichbar. Im Altfranzösischen haben sich Hülfslaute erzeugt im lateinischen *cumulus*, *comble*; *numerus*, *nombre* (nicht mit dem spanischen *nombre* zu verwechseln), *gener*, *genre*, *gendre*; diese alten Formen leben zum Theil noch im Englischen, wie *number*, ferner *remember*, von einem ältern französischen *remembrer*; im heutigen Französischen ist zwar der Ursprung der Hülfslaute völlig unkenntlich geworden, weil der Nasal eigentlich fehlt; sie sind aber von um so größerm praktischem Werthe, weil *nombre* ohne *B* nicht bequem lautet, was man z. B. auch in *genre* (*genus*) empfindet, das zum Unterschiede von jenem *gendre* den Hülfslaut verschmäht. Auch die schwäbische Volkssprache bedient sich eines Hülfslautes, wenn sie vor *mann*, *pfanne*, *kanne* (*kande*) die Diminutive *mendlé*, *pfendlé*, *kendlé* bildet. Auch in den hochdeutschen Formen *öffen-t-lich*, *hoffen-t-lich*, *orden-t-lich*, *geflissen-t-lich* tritt ein auriliäres *T* auf, wie in *kenn-t-lich*, *kenn-t-nis*, holländisch *kennis*.

§. 59.

Rückwirkende Assimilation.

Eine gegen die gewöhnliche Art rückwärts wirkende, richtig ausgedrückt aber eine vorwärts wirkende Assimilation, haben wir gelegentlich schon im bairischen Dialekte nachgewiesen. Hier wird das flexivische *N* der Endungen dem vorstehenden Wurzelauslaut assimilirt, so daß es dem gemäß bald ins *m*, bald ins *η* ausweicht. Wir haben schon früher bemerkt, daß vorausgesetzt ist, das *N*

schließe sich vocallos eng an die Wurzel. So wird also bei Dentalen das *N* verharren, *bitt'n, rédn, lòssn, wesh'n*, nach Labialen aber folgt *m*, *blaib'm, shépfm, kàfm* (kaufen), und nach Palatalen *ŋ*, *shich'ŋ, sàg'ŋ, lòch'ŋ* (lachen). Wir haben schon bemerkt, daß nicht alle diese Verbindungen in allen Gebieten des Dialekts gleich beliebt sind, und daß derselbe sich stufenweise gegen die vocalische Auflösung des *N* in den alemannischen Dialekten neigt. Bemerkenswerth ist aber noch der Umstand, daß bei den weichen Schlaglauten *b* und *g*, nachdem dieser Wurzelauslaut die Assimilation gezeugt hat, derselbe gern ganz ausfällt, so daß er gleichsam im Assimilationslaut implicite mit enthalten ist; so wird jenes *blaibm* und *sàgŋ* insgemein nur *blaï'm, sâ'ŋ* gesprochen, welches aber doch nicht *blaim, sâŋ* geschrieben werden darf, weil hier gegen die Regel niemals Nasalaffection des Vocals eintritt, wodurch sich der Dialekt des ausgeworfenen Buchstaben bewußt bleibt. Deßwegen hat Schmeller die Schreibart *bm, gng* beibehalten; vergl. 126 unten, wo er einige Ausnahmen anführt, in denen durch langen Gebrauch die völlige Einigung (mit Nasalität) erfolgt ist, *buestam, stum* für Buchstabe, Stube, wie in *Bamberg, Homburg, Hamburg* aus *Babenberg, Hohenburg;* ebenso *reŋ, reŋŋ, reŋsburg* für *regen, regnen, Regensburg*. Nach dieser Analogie des ausfallenden *b, d*, fällt dann auch zuweilen *d* aus, zwar ohne das *N* zu verändern, aber gleichfalls nasallos, so daß Formen wie *laï'n, rê'n* für *leiden, reden* jenem *blaï'm, sâ'ŋ* ganz analog stehen. Zuweilen werden auch die harten Laute so weggeworfen, als *raï'n* für *reiten* u. s. w. In *òlm* für Alp (dialektisch die Alben) ist aber *p* unorganisch zu nehmen.

§. 60.

2. Uneigentliche Assimilation oder Confluenz.

A. Im Inlaut.

Dieser Fall ist schon in der alten Grammatik hergebracht. Schon angeführt sind die Fälle *συλλεγω, συμμαχος, συββαπτω, συσσιτια, ἐλλειπω, ἐμμενω; colligo, commoneo, corripio, illido, immemor, irruo.* Andere Beispiele sind im griechischen *λελειμμαι* von *λειπω, τριμμα* von *τριβω, γραμμη* von *γραφω*, und im lateinischen *jubeo, jussi; quippiam* aus *quidpiam* nebst andern, die bei Schneider, lat. Gramm. II. 509 nachzulesen sind; namentlich aber die mit der Präposition *ad* componirten, welche confluiren, und zwar nach folgenden Grundsätzen: vor *B* nicht, *adbibo*; vor *c* regelmäßig *accipio* von *ad-capio;* ebenso vor *f, affinis*; vor *g, aggredior;* vor *l, alludo*, nicht vor *m, admitto* (verschieden *amitto* von *a = ab*); vor *n* gewöhnlich, doch nicht nothwendig, neben *adnatus* kommt die andere Form *a-gnatus* vor (worüber später), und *annexus, annotus* sind gebräuchlicher, als die Formen mit *ad*; dagegen

confluiren alle Formen vor *p*, *appetitus;* vor *q* in das gleichbedeutende *c*, *acquirere;* vor *r* nicht nothwendig aber gewöhnlich, *adrideo*, *arrideo;* ebenso bei *s adsentor* und *assentor;* vor *sp* und *st* wird es der Wohlklang erfordern; wenigstens wären *adspergere*, *adstare*, oder gar *adstratus* sehr harte Formen (so hart als das schwäbische *ad sträf*); vor *t* immer Confluenz, *attenuo.*

§. 61.

Diese Confluenz, die im Ganzen als ein Buchstabenausfall betrachtet werden kann, wurde von den neuromanischen Idiomen so aufgefaßt und weiter geführt. Besonders lieben die Italiener nach dieser Analogie die Buchstabenverdopplung; sie schreiben nicht nur *ottuso* für *obtusus*, *fatto* für *factus*, *rotto* für *ruptus*, *antonno* für *auctumnus* und *massimo* für *maximus*, sondern auch *acqua*, *abbandonare*, *avvilire*, Verbindungen, die theils durch keine Confluenz gerechtfertiget werden, theils im Lateinischen ganz unmöglich wären, wie das doppelte *v*. Es will dadurch nur eine gewisse Energie der Lautung angedeutet werden, von der die Tonlehre Rechenschaft zu geben hat. Die spanischen Sprachen haben sich, wie schon bemerkt worden ist, aufs andere Extrem geworfen, sie wollen gar keine Doppelbuchstaben, und schreiben lieber *obtuso*, *acto*, *apto* mit stummem *b*, *c*, *p*, so daß die zwei letztgenannten Wörter wie im Italienischen gleich lauten. Der heutige französische Dialekt hat die härtern Formen beibehalten oder wieder hergestellt, und spricht *acte*, *aptitude* nach der Schrift. In griechischen Wörtern geht der italienische Dialekt in der Assimilation jedesmal so weit, als es Verwechslung von Wörtern ausschließt. Man sagt *inno* für *hymnus*, *Tolemeo* für *Ptolemæus*, *scettico* für *scepticus*, aber *psicologia*, *Xanto* (wegen *santo*) und dergl.

§. 62.

Ganz analoge Fälle sind auf dem germanischen Sprachgebiete selten, doch lassen sich in der Wortbildung Buchstabenausfälle genug nachweisen, die auf den Namen der Confluenz so gut Anspruch machen, wie die aufgezählten. Das mehrerwähnte gothische *stibna* wird durch Assimilation zu *stimma*, und dieses durch Confluenz zu *stimme*. Die Wurzel *wĕralt*, *world* hat sich im holländischen *werelt* und englischen *world* alle Consonanten bewahrt, im deutschen *welt* ist das *R* und im dänisch-schwedischen *verden*, *verld* (= *verd*) das *L* ausgefallen. Wir brauchen also hier bloß auf den schon abgehandelten Ausfall dieser Laute zu verweisen. Kühner in Confluenzen erweisen sich übrigens die Volksdialekte, indem *wemm-mer* für *wenn man* (*mer*), *ewwes*, *ebbes*, *eppes* für *etwas* und dergleichen Dinge alltägliche Erscheinungen sind. Doch das gehört ins nächste Capitel.

§. 63.

B. Im Auslaut.

Diese Erscheinung erweist sich aber doch am gewöhnlichsten bei auslautenden Consonanten, welche gern der Bequemlichkeit nachgeben, vor andern Consonanten, wenigstens solchen, denen sie nicht homogen sind, abzufallen. Man denke an das fast durchgeführte System der abfallenden Auslaute *T*, *D*, *S*, *X*, *G* im Französischen, seltener des *R*, *L*, *C*, *P*, *F*. In den Wörtern *mot*, *bled*, *les*, *paix*, *legs* ist der Auslaut stumm und wird nur in der gebildeten Sprache, zumeist bei *T*, *S* durch Schleifung wiederhergestellt; dagegen der stumme Laut in *aller*, *baril*, *tabac* wird in andern nicht verschlungen, wie in *fer*, *il*, *choc* u. s. w. Das *T* in *est-il*, *a-t-il*, *est-on*, *a-t-on* vergleicht sich ganz dem griechischen *νῦ ἐφελκυστικον*, das hier besonders zu erwähnen ist. An diesem wie am französischen Falle wird es besonders klar, wie der Fall, daß der auslautende Consonant vor einem anlautenden abfällt, den nach sich gezogen hat, wo der auf diese Art vernachläßigte Auslaut überhaupt wegbleibt, wo er nicht durch einen folgenden Vocal aufrecht erhalten, oder wie man fälschlich glaubt, wiederhergestellt wird. Daher die griechische Regel, daß das *ν* auch am Schlusse des ganzen Satzes eintreten müsse. Im französischen *a* hat sich das *t* nur für gewisse Fälle erhalten, im *est* ist es durch die Orthographie weiter ausgedehnt, während die italienischen Formen *ha*, *è* den Auslaut völlig eingebüßt haben und immer Hiatus erzeugen. Umgekehrt hat sich der Italiener aus *et* ein *ed* vor Vocalen erhalten, wo der Franzose sein *et* = *é* spricht.

Spuren abfallender Schlußconsonanten finden sich fast in allen Sprachen; daß das weiche *D* im Dänischen, Holländischen, Castilischen gern abfällt, haben wir anderswo erwähnt; dabei findet aber in der Regel keine gelegentliche Wiederherstellung statt. Das meiste Licht auf die ganze Erscheinung wirft wohl ein aus unsrer nächsten Umgebung genommenes Beispiel. Der schwäbische Dialekt (wie wohl die meisten süddeutschen oder vielleicht jedes Volksidiom) befolgt stehend folgende Regel: auslautende Dentalschlaglaute gehen vor nicht homogenen Schlaglauten, man könnte ebenso gut oder richtiger sagen, vor allen Schlaglauten durch Confluenz verloren. Beispiele: *mit gott* lautet = *mi-gott*; *mit dir* = *mi 'dier*; *shildkröte* wie *shill-krott*; *err-bér*, *err-bébe*, *err-bír* für *erdbere*, *erdbeben*, *erdbirne*; *will-bret* für *wildbret*; *well-gricht* für *weltgericht*; *will-diebb*, *luff-balõ*, *norr-deitsh*, *si'deitsch*, *giff gäbe*; (*gift geben*); *miggäbe* (*mitgeben*); in *werr-tag* für *werktag* ist anderer Ausfall. Sehr häufig wirkt aber diese Confluenz Assimilation für den dritten Laut, den vorstehenden Nasal, so heißt es *bier um brod* für *bier und brod*; *geld uŋ guet* für *geld und gut*, *grumbír*, und in der Schriftsprache *brombeere*, *himbeere* für Grund-

birne, Braunbeere (*bräubër*) Hindbeere, wie die schon erwähnten Namen *Bamberg*, *Homburg*. Ebenso *kimbett* für Kindbett; *imber* für *ingwer*; *in garte* für in den Garten; *lan-guet* für *landgut*. Endlich da der Artikel *die* im Dialekte gewöhnlich nur *D* praefixum ist, so folgt die Regel, daß er vor Schlaglauten ungehört bleibt. Also *'hue* statt *die kuh*; *'gäs*, *die gans*; *'tier*, *die thiere*; *'zeit*, *die zeit*; *'pfärd*, *die pferde* u. s. w. Alle diese Fälle beziehen sich auf Dentallaute. Ein andrer ist es, wenn die Vorsylbe *ge* in den süddeutschen Dialekten, gleich *g* praefixum, vor allen Schlaglauten ebenfalls unterbleibt, als *gäbe*, gegeben; *troffe*, getroffen; *zwunge*, gezwungen u. s. w. Man vergleiche über den ersten Fall Schmeller S. 91, über den zweiten Stalder S. 55. Beide Grammatiker sprechen bei dieser Confluenz von einer Verdopplung, d. i. Erhärtung des folgenden Consonants. Ich halte dieses für Vorurtheil; in unsern Gegenden wird *trette* ganz gleich gesprochen, mag es nun dem hochdeutschen *treten* oder *getreten* entsprechen.

§. 64.

Es ist aus dem vorigen Paragraph klar: Die Confluenz des Auslautes läßt sich nach zwei Stufen der Entwicklung betrachten.

1) Das Zusammenstoßen des Auslautconsonants mit dem Anlautconsonant erzeugt Confluenz für diesen besondern Fall. Der Auslaut bleibt für alle übrigen Fälle, also auch am Ende ungefährdet. Dieß ist der Fall beim griechischen *ν ἐφελκυστικον* nach der Vorschrift der Grammatiker, und ebenso gilt dieselbe Regel in den angeführten süddeutschen Beispielen.
2) Der Abfall wird überhaupt eine Gewöhnung, die nun auch absolut am Ende des Satzes gilt, und nur für gewisse Fälle unterbleibt, also der Laut scheinbar wiederhergestellt wird. Dieses System hat der Franzose am consequentesten entwickelt. Wir werden aber diese Wiederherstellungs-Buchstaben in einem besondern Capitel als paragogische näher besprechen.

Der Fall, wo ein Schlußconsonant für alle Fälle stumm bleibt, wie z. B. im französischen *et*, *paix*, *prix*, gehört streng genommen gar nicht in die Grammatik, sondern in die Orthographie der einzelnen Sprachen, da hier der Buchstabe ein Aufgegebenes ist, und nur historischen Werth hat.

§. 65.

Paragogische Buchstaben.

Manche Idiome gewöhnen sich an die Beweglichkeit einzelner besonderer Buchstaben, die nun nach den Umständen bald vor-, bald zurücktreten können, und die man darum epheleystische oder paragogische genannt hat. Ist der Gebrauch derselben in einer Mundart sehr häufig, so führen sie leicht den Mißbrauch mit sich, daß die

vernachläßigte Sprache diesen Laut dann überall gelegentlich als Flicklaut einschiebt, um Hiatus zu vermeiden. Die Erscheinungen sind überhaupt folgende:

1. Würde hieher gehören das besprochene griechische *N*, im Fall die Vorschrift der Grammatiker über das Schluß-*N* mehr eine theoretische als praktische Regel seyn sollte, was man zu vermuthen geneigt seyn könnte. Es findet sich zumeist im *εν: ἐστιν, πασιν. λεγουσιν, Ἀθηναιων, εἰκοσιν, ροσφιν*, so wie einige *εν*, als *ἐιπεν*; außer diesen Fällen findet es sich in *νυ* neben *νυν*, ferner in dem *α* privativum, das vor Vocalen meistens in der vollen Form *ἀν* lautet, z. B. *ἀνοργανος*, wie es auch die Verwandtschaft mit dem lateinischen *in* und deutschen *un* erfordert.

§. 66.

2. Der zweite Fall ist das altlateinische *D* paragogicum, vergl. Schneider I. 260. Nach der Inschrift des Duilius auf der columna rostrata finden sich die meisten Wörter, die nach späterer Latinität vocalisch auslauten, mit *D* endigend. Ob dieß ein wirkliches *D* oder vielleicht ein delta war, ist zweifelhaft. Es ist dabei zwar keine Rücksicht genommen, ob ein Vocal folgt; doch scheint es, daß die spätere Poesie sich dieser Freiheit bedient hat, um den Hiatus zu vermeiden. Bothe z. B. hat in seiner Ausgabe des Plautus durch dieses Hülfsmittel immer dem Hiatus vorgebeugt, was in einzelnen Fällen durch alte Nachrichten bestätigt wird. Es heißt auf jener Säule *marid*, *altod*, *navaled*, *praedad* u. s. w. Bei den Dichtern ist *med*, *ted* häufig. Man vermuthet, daß das Wort *sed* für *se* = *sine* stehe, und außer Zweifel ist, daß das *D* paragogicum in der römischen Wortbildung wirksam gewesen ist, namentlich wenn die Partikel *re* vor einen Vocal in der Composition zu stehen kommt, wie in *redarguo*, *redeo*, *redigo*, *redordior* u. a., doch mit Ausnahmen, wie *reassumo*. Dasselbe *D* findet sich in *seditio*, von *sédeo* statt *se-eo*, ferner in *prodigo*, *prodes*, *prodest*, *prodesse* neben *prosum*, *profuit etc.*

§. 67.

3. Im Französischen sind nun die Fälle wieder zu erwähnen, wo *T* vortritt, wie *a-t-il*, *est-il*, *le mot est vieux* u. s. w., *les hommes*, *aux hommes*, wo *x* völlig = *s* ist. Weil nun dieses geschleifte *s* durch seine Stellung zwischen zwei Vocalen nach französischer Regel weich, also gleich dem französischen *Z* wird, so ist der Buchstabe *Z* für die französische Volkssprache als paragogicum, d. h. für den allgemeinen Lückenbüßer angewandt worden. Der gemeine Franzose, der *vous avez eu* insgemein *vou ave u* spricht, aber der Bildung gemäß sich auch *vou-z-avé-z-u* verbessert, hält nun leicht dieses Zwischen-*z* für ein bloßes Hiatusmittel, und stellt es auch dorthin, wo es keinen historischen

Grund hat, z. B. *j'ai-z-un*, *point-z-a* u. s. w., wie man z. B. in den Patois-Liedern Berangers nachlesen kann. Der dritte Fall im Französischen betrifft die Nasalität. Es ist Regel, durch folgenden Vocal wird das *N* hergestellt, und die Nasalität des Vocals aufgehoben, von *fin* ist Feminin *fine* ohne Nasal, und selbst in Compositionen, z. B. *vinaigre* statt *vin-aigre* ist dieses Gesetz wirksam, wie auch viele Franzosen den männlichen Artikel vor Vocalen dem weiblichen gleich sprechen, z. B. *un homme* wie *un' homme*. Für andere Fälle befolgt man diese Praxis. Den Lauten *ã* und *õ* wird insgemein das *N* hergestellt, ohne daß die Nasalität deßhalb aufgehoben wird, wenigstens wenn die Wörter syntaktisch genau zusammenhängen; man sagt *en avant*, *on a* wie *ã-n-avã*, *õ-n-a*; reines *a* und *o* wäre affectirt. Der Nasal des *ä* wird lieber nicht geschleift, um den Uebellaut zu vermeiden, z. B. *le vin est bon* (doch spricht man einige Verbindungen, wie *bien-heureux* mit *n*), so wird man auch den *ö*-Nasal in *chacun a* lieber nicht schleifen. Die Conversationssprache ist überhaupt dem Hiatus viel mehr geneigt, als der nasalen Schleifung; Niemand wird zwei *N* schleifen in Verbindungen, wie *a-t-on un autre?* und dergl. Hier bleibt das erste Wort ohne *N*.

§. 68.

4. Dieselbe Nasalerscheinung im Portugiesischen, wo sie sich aber orthographisch sichrer ausgebildet hat; denn da dieses Idiom in der Regel den Nasallaut nicht durch *N*, sondern durch *M* oder das *til* bezeichnet, so muß das paragogische *N* in der Schrift eingeschoben werden. Folge dieses Verfahrens ist, daß die Nasalität durch dieses *N* nie verloren gehen kann. Ausnahme eigener Art ist es, wenn die Partikel *em*, wie das italienische *in* in ein bloßes *N* praefixum sich verwandelt vor dem Pronomen, wie in *n'o* statt *em o*, *n'a* für *em a*, *n'hum* oder *n'um* statt *em um*, *n'isto* statt *em isto*, *naquella* anstatt *em aquella* u. s. w. Der andere wichtige Fall ist, wo eine Nasalendung, wenn sich ein Pronomen eng und gleichsam enklitisch anschließt, diesem, wenn es vocalisch anlautet, ein paragogisches *N* nachschiebt, z. B. *amão-no* statt *amão o*, *tem na* statt *tem a*, ebenso *não-n hé* statt *não hé*. Bei den ersten ist besonders Verwechslung des *no*, *na* mit den eben genannten *n'o*, *n'a* zu vermeiden. Schrift und Aussprache pflegen sie nicht zu scheiden. Außer diesen Fällen versteht es sich, daß man den Hiatus vorzieht. Gewissermaßen sind auch die letztgenannten Fälle Pleonasmen; denn führt man *amão no*, *não n'hé* auf die ältern Formen *aman lo*, *non é* zurück, so ist klar, daß hier *ama' no*, *na' ne* stehen sollte, oder das *N* ist doppelt da.

§. 69.

5. Dieselben Erscheinungen in den süddeutschen nasalen Dialekten; ich will schwäbische Beispiele citiren: *i kã*, fragweise *kã i*?

gewöhnlicher *kăn-i*? oder theoretisch ohne Pleonasmus *ka-n-i*? (auch schweizerisch *χa-n-i*), *der wăi ist guett* wird man so wenig schleifen, als das französische *le vin est bon*. Das privative *ō* wird nur da geschleift, wo das Affirmativum im Dialekt nicht üblich ist, z. B. *ón-ârligh*, aber *ō-ästendigh*. (Vergl. das griechische Schwanken zwischen *a* und *αν* vor Vocalen.) Nicht streng zur Nasalität gehörig und dem griechischen *ν ἐφελκυστικον* am ähnlichsten, ist aber in den alemannischen Dialekten die Regel, daß die Endung *en*, die überall in den Urlaut vocalisirt ist, ein paragogisches *N* wieder herstellt, sobald der Vocal folgt. Dieses ist kein Widerspruch gegen unsere Ansicht von der vocalischen Auflösung dieses *N*, so wenig als in den analogen französischen und portugiesischen Fällen; es ist gewissermaßen pleonastische Verdoppelung des *N*, die aber begünstigt wurde durch die innasale Natur des Urlauts, der nun den aufgehobenen *N*-Laut um so bequemer hinter sich nachbringt. Man sagt also *esse-n-und trinke*, *gäben-und nimme*, *de-n-alte*, *en oks*, *en ésel*. (Die letztere Erscheinung hat sich ganz isolirt auch in der englischen Sprache erhalten, wo der unbestimmte Artikel *a house* ebenfalls vorm Vocal das *N* wiederherstellt, *an ox*, *an ass*.) Ausnahmen macht auch hier der Wohllaut, namentlich wenn *N* unmittelbar vorausgeht, z. B. *gwinne' und ferliere* wird lieber mit Hiatus gesprochen, als mit doppeltem *N*. Sonst geht das paragogische *N* als wesentliches Element durch die alemannischen Dialekte; die Volkssprache mißbraucht es auch in Verbindungen, wie *wo-n-i*, *wie-n-i*. Sonst ist Gesetz, es kann nur hinter den Urlaut treten, und zwar nur in der tonlosen oder enklitischen Sylbe, und ist also keineswegs da, um jeden Hiatus aufzuheben, namentlich nicht bei *e*; z. B. *de ésel* (*asinis*) ohne *N*, wohl aber *de-n-ésel* (*asinum*). Die nicht nasalen Fälle wegen *D*, *T* haben wir oben erwähnt.

§. 70.

6. Der bairische Dialekt, der nur in beschränkten Fällen das *N* abwirft, bedient sich auch nur ausnahmsweise eines paragogischen *N*. Er hat für diesen Zweck einen andern Laut. Es ist schon erwähnt worden, daß dieser Dialekt die inlautenden *R* in Vocallauten aufgehen läßt; die auslautenden, besonders der Flexionssylben gibt er dagegen ganz auf. Dieß gilt aber nicht für die Fälle, wo durch das *R* der Hiatus vermieden werden kann. Man vergl. Schmeller S. 141 ff., z. B. *dɔ jung und dər ält*. Nun wird aber dieses *R*, ganz wie das französische *S*, völlig als Hiatusmittel mißbraucht, und man sagt *lâche-r-ode' wōən* für *lachen oder weinen*, wo doch die Etymologie *N* nicht *R* erforderte.

§. 71.

Endlich kann hier anhangsweise bemerkt werden, daß die romanischen Sprachen eine Art paragogischen Vocals entwickelt haben,

der in der Gestalt des positiven Vocals harten Consonantverbindungen zuvorkommt. In der italienischen Sprache, die an harte Anlaute gewöhnt ist, wird er als *i* vorgeschoben, wenn gewisse Consonantverbindungen, besonders die Partikel *in* vorausgehen, z. B. *in isdegno*, *in Isparta*. In der spanischen Sprache ist er als *e* mit den Wurzeln verwachsen, welche mit S impurum anlauten, als *espiritu*, *estado*. Doch sprechen die heutigen Portugiesen, wenigstens in der Conversationssprache, diesen paragogischen Vocal nicht mehr. Im Französischen hat sich der Vorschlag nicht consequent erhalten, ist aber um so dauerhafter, weil er häufig das wurzelhafte S aufgezehrt hat, z. B. *étoile* aus *stella*, *éperon* aus der Form *sporn* u. s. w.

Vermittlung der theoretischen Ansicht der Laut-Physiologie mit der historischen.

§. 1.

Wie in allem organischen Leben, so ist auch im Leben der Sprache eine Doppelbewegung sichtbar, die sich nach allen Richtungen durchkreuzt, Steigen und Fallen, Wachsen und Sterben, aufstrebende Kraft und verkommende Schwäche, arbeiten sich bunt durcheinander, tausendgestaltig entgegen. Das Wachsen und Werden hat zwei Grundmotive, einerseits fortschreitende Richtung der Lautkreise und Lautreihen, andererseits die tonische Gewalt, welche die Qualität influenzirt. Die Auflösung geschieht in der ersten Richtung durch Erschöpfung der Bildungsmittel auf gesetzlichem Wege, und durch Verflüchtigung der Laute auf den Gränzpunkten und endliche Vernichtung, andererseits (tonisch) durch Rückfall beim Vocal und gewöhnliches Zusammensinken in die Indifferenzpunkte; außerdem durch Verflüchtigen und Vernichten in der tonischen Vernachläßigung. Man hüte sich aber, in dieser Wechselwirkung der Lebenskräfte die Sprachentwicklung auf einen wirklichen Kreislauf zurückführen zu wollen. Die Sprache thut nie zweimal in verschiedenen Perioden denselben Schritt vorwärts, schon darum, weil sie nie, unter gleichen Bedingungen, irgend einen Schritt zurücknimmt. Ob aber Sprachen, die den in ihrem Organismus gegebenen Lebensstoff rasch entwickeln und schnell verzehren, darum auch zu einem frühern Untergange bestimmt sind, läßt sich schwer behaupten. Das griechische Idiom hatte noch über reiche, physische Kräfte zu gebieten, als es von der Römersprache überflügelt, und fast völlig aufgehoben wurde. Unter unsern heutigen gebildeten Sprachen sind einige auf der Neige ihrer physischen Kräfte bereits angelangt, und man weiß nicht recht, sich vorzustellen, wie eine lebensvolle Nation sich gebärden soll, wenn ihr Sprachstoff vollends erschöpft ist. Das Wahrscheinlichste bleibt immer noch, daß sie das zerrissene Kleid zuletzt von sich wirft, und nach einem frischen, weniger zerfetzten Zeuge greift. Denn an unverbrauchtem Material hat der Erdboden, wie wir wissen, überschwenglichen Ueberfluß.

§. 2.

Alle naturgemäße Sprachentwicklung unterliegt einer doppelten Störung. Wie in der sichtbaren Natur einerseits klimatischer Einfluß, andrerseits der officinelle, oder die Zucht des Menschengeschlechts, die organischen Individuen bedingen und verändern; so wirkt in der Sprachgeschichte einmal das Zusammenstoßen verschiedenartiger Sprachstämme, sey es nach Dialekt oder gründlich verschieden, und dann, doch in geringerm Maß, die nachhelfende Zucht und Theorie der Grammatik. Wir wollen also der organischen Entwicklung immer die generische und die theoretische Störung entgegen halten. Die Völker sind in der ältesten historischen Gestalt, wo wir sie erkennen, in Stämme getrennt, deren frühere Einheit wir erst uns construiren müssen. So erscheinen uns auch die meisten Sprachen zuerst in Dialekte gespalten. Erst durch den Schriftverkehr bildet sich über denselben ein gemeinschaftliches Idiom, das durch diese sich gegenseitig gebotene und aufgedrungene Gestaltung nothwendig generische Störungen aller Art erfahren muß. Ist endlich nach Jahrhunderten von Kämpfen dieses errungen, und es fixirt sich das Idiom für eine nationale Literatur, dann ist der Moment für die Scheere der Grammatiker gekommen, der organischen Entwicklung wird durch Reflexion Stillstand geboten; und da alle Reflexion auch das Mißverständniß mit sich führt, so kann es an theoretischer Störung aller Art nicht fehlen. Die Theorie tritt immer erst ein, wo an einer Stelle die generischen Differenzen als ausgeglichen erscheinen; die generische Störung muß ruhen, ehe die theoretische Bahn bricht; in einem Lande kann sich die generische Differenz nie völlig ausgleichen, und die Theorie kann um so weniger Schaden anrichten; in einem andern erscheint die generische Differenz reinlicher ausgeglichen, dann kann die theoretische Störung das Idiom bis in den Kern verletzen. Die deutsche und die französische Sprache bieten treffende Beispiele.

§. 3.

In der Anwendung unserer Schemate auf die historischen Gebiete sind einmal für den Vocal folgende Winke zu beachten. Es ist schon erwähnt, daß die Sprache von kurzen Vocalen auszugehen scheint, oder richtiger gesagt, überhaupt vom vocalischen Einheitsmaß; es setzt schon eine stufische Entwicklung voraus, wenn die Sprache sich der Länge neben der Kürze bewußt wird (Grimm I. 595.) Die Länge könnte so die veraltete Kürze neben einem neu aufgeschossenen Vocalgeschlechte vorstellen. Neben der Dehnung wird sich aber die Brechung des Vocals oder der Diphthong wohl gleichfrüh, wo nicht vor ihm, entwickelt haben, denn die ungleichnamige Zusammensetzung ist augenfälliger als die gleichna-

mige, die mehr Bewußtseyn erfordert. Genug, die Sprache behandelt Dehnung und Brechung synonym; beides gilt ihr als Länge.

§. 4.

Wir haben theoretisch alle Vocallaute sowohl der Kürze als der Länge empfänglich aufgezählt. Gleichwohl ist praktisch der natürliche Unterschied, daß sich die Stufen in der Länge bequemer und reinlicher scheiden lassen, als in der Kürze. Die meisten Sprachen werden in der frühesten Gestalt weniger kurze Vocale entwickeln als lange. Ueberhaupt macht kein Idiom von allen möglichen Sprachmitteln Gebrauch, und in der germanischen Sprachwelt ist es z. B. eine unläugbare Thatsache, daß die Entwicklung der Zwischenreihe mit der Entwicklung der Kürze-Stufen im umgekehrten Verhältnisse steht; nämlich diejenigen Idiome, welche die Zwischenreihe der Vocale entwickelt und erhalten haben, wie sämmtliche niederdeutsche und niederländische und alle scandinavischen Dialekte. Diese haben im kurzen Vocale nicht die volle Lautung entwickelt und abgestuft, wie diejenigen Idiome, welche die vocalische Zwischenreihe sey es nie mit Liebe gepflegt oder wieder abgeworfen haben, wie die süddeutschen Idiome und das Englische; denn jede angestrengte Richtung nach Einer Seite zieht eine Erlahmung, einen Mangel nach der andern nach sich. Wir müssen diesen Satz durch Beispiele klar machen; es ist einer von denen, die rein aus der anschauenden Erfahrung genommen sind, und die der historische Grammatiker, der die Sprache nur sieht, überhaupt nicht ahnen kann. Es ist hier eine Stelle, um das trügerische Organ des Schriftsymbols sich recht zu Gemüth zu führen.

§. 5.

Das hergehörige Experiment ist dieses: Man lasse einen Niedersachsen (aus dem Bereich der plattdeutschen Provinzen) oder einen Holländer, einen Dänen, Schweden oder Isländer kommen, und stelle ihn einem Mittel- oder Oberdeutschen (in dessen Heimath hochdeutsch gesprochen wird) oder einem Engländer gegenüber. Es wird natürlich vorausgesetzt, daß sie der Schrift kundig sind. Nun schreibe man dem Nordmenschen eine geschärfte Sylbe mit gesteigertem Vocal, z. B. *ick* oder *ill* und lasse sie lesen; der Südmensch oder Engländer, der das Schriftzeichen nicht gesehen, aber aus jenes Munde gehört hat, soll den Laut nach seinem Alphabet zu Papier bringen. Er wir *eck*, *ell* schreiben. Liest jener *uck*, *ull*, so wird der Süddeutsche *ock*, *oll* schreiben, und liest der Nordmann *ück*, *üll*, so wird der Süddeutsche, falls er das gebildete hochdeutsche Zeichen kennt, *öck*, *öll* schreiben. Was beweist diese Verschiedenheit? Daß der nordische Mensch in der Energie der Steigerung, was die Kürze betrifft, nicht den Grad

dessen erreichen kann, was dem südlichen naturgemäß ist. Der Engländer unterscheidet die drei Sylben *al*, *el*, *il* mit Leichtigkeit, indem ihm die erste wie *äl* (gegen *a* geneigt), die zweite *él* (gegen *ä* geneigt), die dritte aber mit reinem *i* lautet. Der Süddeutsche unterscheidet mit der größten Sicherheit sowohl *ält*, *élt*, *ilt* als *ält*, *olt*, *ult*. Der Nordmensch wird das *ilt*, *ult* wie das südliche *élt*, *olt*, das *elt*, *olt* aber wie das südliche *ält*, *ält* sprechen, und eine dritte Stufe kennt er gar nicht; denn obgleich die dänische und schwedische Sprache für die drei Stufen verschiedene Zeichen haben, so können sie dieselben doch nur für die Länge wirklich scheiden, in der Kürze ist das Schema nur zweitheilig. Wie gesagt, steht diese Nichtentwicklung im umgekehrten Verhältnisse zur Entwicklung der Zwischenreihe; daher es dem Engländer und Süddeutschen ebenso schwer wird, das *ö* und *ü* zu erlernen, wie dem Nordländer das kurze geschärfte *i* und *u*. Ein bloßer Folgesatz dieser Gegensätze ist es nun, wenn kein germanischer Dialekt in der Zwischenreihe drei Kürzen unterscheidet. Dem Süddeutschen, der die Zwischenreihe vernachläßigt, reimt daher ein kurzes *ä* auf kurzes *i*, dem Scandinavier dagegen reimt das kurze *ä* vollkommen auf die eine Classe des kurzen *ö* (nämlich die nicht *o* ist); um ein Beispiel zu geben: das Wort *hälte* reimt dem Süddeutschen rein auf *mitte*, dem Dänen ebenso rein auf *stölte* (Stütze). Eine andere Folge dieser Differenz ist die, daß der Nordländer in der Länge um so strenger die Gebiete sondert; der Schwede hält streng auf sein dreitheiliges *ä*, *e*, *i*; *å*, *o*, *u*, wie der Holländer die Längen *é*, *ee*, *ie*; *ó*, *oo*, *oe* unterscheidet. In den andern Dialekten ist das Verhältniß theils durch mannichfaltige Diphthongen unnöthig, die dem Scandinavier ganz abgehen, theils fehlt ihm die Bezeichnung einzelner Laute; der Engländer kann in der Schrift kein langes *ä* vom *é*, der Hochdeutsche kein *å* vom *ö* unterscheiden, dort gilt *ä*, hier *a* für einen übelklingenden Laut, den die Theorie verbietet.

§. 6.

Das Wichtigste ist also hier die Dialektik des Schriftsymbols und seine Täuschungen. Dem Niederdeutschen ist eigentlich der Vocal ein Chamäleon, das seine Farbe wechselt nach der Betonung. Geschärftes *i* wird ihm *é*; geschärftes *e* aber *ä*; geschärftes *u* zu *o*, und geschärftes *o* zu *a*; geschärftes *ü* zu *ö* und geschärftes *ö* zu *ó*. Diese Doppelgestaltigkeit des Vocalkreises läßt sich im Plattdeutschen als eine durchgeführte erkennen, wenn man dort die Declination des langen *a* ins *á* in Anschlag nimmt, das in der Kürze (wenigstens in gewissen Gegenden) rein bleibt. Der Süddeutsche, besonders Baier, Franke, Obersachse, spricht auch das geschärfte *o* um so reiner, als ihm das *å*-Gebiet durchs *a* ausgefüllt ist; nur beim *e* nehmen die Süddeutschen an der Dia-

lektik des Lauts insofern Antheil, daß man den gedehnten Laut *é*, den geschärften aber *è* präsumirt, z. B. im Lateinisch-Lesen.

§. 7.

Tritt man mit diesen Erfahrungen und das Vocalschema im Hintergrund vor die historischen Monumente, so wird man sich leicht zurechtfinden. In den Kürzen entwickeln die Idiome zuerst gewöhnlich drei Vocale, die sie meist *a*, *i*, *u* bezeichnen, mit andern Worten, es ist Indifferenz, Position und Negation, alle noch implicirt, unentwickelt, keiner Stufen sich bewußt; in der Länge zeigen sich bekanntlich am liebsten die fünf Hauptvocale. Hier ist schon viel Behutsamkeit nöthig, um durch die Dialektik des Zeichenwerthes nicht hintergangen zu werden. Das griechische *αι*, *οι* gilt dem Römer *ae*, *oe*; hier ist Dialektik; ja selbst die griechische Länge *ει* schwankt dem Römer zwischen *é* und *í*. Das lange *a* (*aa*) wird dem Dänen *ó*, das lange *o* (*oo*, *oe*) dem Engländer und Holländer *á*, ohne daß die Bezeichnung deßhalb weiter rückt. Nicht zu gedenken des englischen *a* = *é*, *é* = *í*, *i* = *ai*, das französisch-holländische *u* = *ü* u. s. w. Bei weiterer Ausbildung scheinen sich die Sprachen auf fünf Kürzen und sieben Längen auszudehnen. Bei der Siebenzahl kann es gar nicht fehlen, daß man das Schema *a*, *ä*, *e*, *i*, *ä*, *o*, *u* zu Grund legen muß; die Zwischenreihe ist nie eine ursprüngliche, und wenn Doppellaute darunter sind, müssen sie sich aus einfachen erklären lassen. Man kann die erste Länge, der *a* zu Grunde liegt, als Indifferenz-Länge; die zweite aus *ä*, die positive Unterlänge; die dritte aus *é*, die positive Mittellänge; die vierte aus *i*, die positive Oberlänge; die fünfte aus *á*, die negative Unterlänge; die sechste aus *o*, die negative Mittellänge und die siebente aus *u*, die negative Oberlänge benennen. Durch generische und theoretische Störungen kann es geschehen, daß theils mehrere Längen sich vermischen (wie im neudeutschen *ei*, *au*), theils auch jüngere Längenclassen mit älteren zusammenfließen (wie im neudeutschen *á*, *ie*).

§. 8.

Eine andere Gefahr für die physiologische Betrachtung der Grammatik beruht auf der Verwechslung wirklich physiologischer Verhältnisse mit grammatischen Motiven. Wir haben die Begriffe des Umlauts und des Ablauts als physiologische Erscheinungen kennen gelernt; werden nun diese Erscheinungen zu einem grammatischen Zweck praktisch verwendet, so daß sie ins teleologische Gebiet übertreten, so ist diese ihre Function scharf zu trennen von ihrem bloßen Naturzustand. Ein schlagendes Beispiel von Mißverständniß, das hieher gehört, ist dem deutschen Grammatiker Grimm begegnet. Er hat auf historischem Wege gefunden, daß in der deutschen Sprachgeschichte eine Classe der *e* aus früherem

i hervorgeht; diesen eigenthümlichen Wechsellaut trennt er durch die Bezeichnung *ë* von dem andern *e*, das aus *a* entspringt. Sein *ë* ist unser *ä*, sein *e* aber *é*. Der Irrthum beruht aber darauf, einmal, daß er häufig die Ansicht durchblicken läßt, das *ä* sey ein dem *i* nahgelegener Laut, weil sie untereinander im Wechselverhältniß stehen; zweitens, alle im Verlaufe der deutschen Sprache aus *i* hervorgehenden *i* müssen als *ë*, d. i. *ä* aufgefaßt werden. Der erste Satz ist falsch; denn das grammatische Motiv, weil es ein praktisches seyn soll, springt absichtlich nicht auf den nächst gelegenen, sondern auf einen entferntern Laut über, daher der Ablaut eher die Entfernung der Laute beweis't als ihre Nähe. Der zweite Satz ist falsch, denn neben der teleologischen Entwicklung geht die physische immer mit nebenher; wenn eine Classe der *i* teleologisch ins *ä* sich bewegt, so treten dagegen unzählige andere *i* aller Art auf rein physischem Wege langsam und fast unmerklich ins bequemere *e* herunter, was auf veränderten Tonverhältnissen beruht; und man kann sagen, gerade aus dem letztern Grunde, weil *é* und *i* landschaftlich in einem steten Dialektsverhältnisse begriffen sind, kann dieser Ablaut für den teleologischen Zweck nicht taugen. Grimm's *ë* sind daher großentheils wirkliche *é*, wie es besonders die süddeutschen Dialekte aufs deutlichste nachweisen, und Grimm hat diese zu weit geführte Theorie erst in der Vorrede zum dritten Bande seiner Grammatik zurückgenommen, wiewohl nicht aus dem von uns hier nachgewiesenen Grunde. Um ein einziges Beispiel anzuführen: die deutsche Vorsylbe *be* stammt, nach Grimm, aus der Partikel *bí*, *bei*, wie sie der Engländer noch *bi* spricht. Sowohl in der gebildeten Sprache als fast in allen Dialekten wird *bé* mit reinem *é* gesprochen; wenige Gegenden haben den Urlaut; mehrere haben den Vocal ganz weggeworfen; keine hat wohl je *bè* gesprochen.

§. 9.

In viel geringerem Grade der Dialektik der Schrift ausgesetzt ist die Consonantenlehre, wenn man etwa die griechische Einrichtung von der der übrigen Sprachen absondert. Hier müssen Schlaglaute und Hemmlaute durchaus als ein Primitives festgehalten werden, über die Priorität der einen und der andern Classe läßt sich nur in Hypothesen streiten. Dagegen muß die Duplicität der Schlaglaute in der Entwicklung die abhängigen Spiranten und Aspirate erzeugen. Die Schlaglaute sind der ursprüngliche Sprechstoff, den die Weltgeschichte zu Spiranten und Aspiraten verarbeitet. Nie, in organischer Entwicklung, kann sich ein Schlaglaut historisch entwickelt haben, so wenig als der aufgelöste Krystall je dem Beobachter wieder zusammenschießt, und wenn einmal Erscheinungen eintreten, wo sich Schlaglaute zu erzeugen scheinen, so ist generische Störung der einzige Erklärungsgrund; kaum wird die theoretische Störung so

weit

weit ausgedehnt werden können. Was jene nicht rechtfertigt, das muß unerklärt bleiben. Dagegen ist Uebertritt des Vocals in den entsprechenden Spiranten durch Ton-Influenz gerechtfertigt; der so verkörperte Vocal rückt sein geistigeres Vorrecht, die tonische, quantitätische Geltung an diese Metamorphose.

§. 10.

Es ist außer Zweifel gesetzt, daß die germanischen Sprachen mit der lateinischen, griechischen, indischen u. s. w. selbst in der Wurzelgemeinschaft verwandt sind. Man hat aber in dieser Hinsicht merkwürdige Abweichungen auf Seite der germanischen von den übrigen Mundarten beobachtet. Die liquiden, nasalen und vocalischen Consonanten stimmen häufig wurzelhaft völlig überein; man denke nur an *longus, lang; τρεις, tres, drei; μητηρ, mater, mutter; nasus, nase; juvenis, junior, jung; volo, velle, will, wollen.* Aus dem Gebiete der Schlaglaute und ihrer Ableitung stimmt dagegen nur die Dentalreihe zusammen, so daß dem griechischen *δ, τ, θ*, lateinischen *d, t* in den germanischen Sprachen *d, t* und *þ* antwortet, wozu noch das *ts* oder hochdeutsche *z* gerechnet werden muß, z. B. *dens, tooth, zahn; θυρα, door, thüre; θυγατηρ, tochter* u. dergl. Das lateinische *s*, dem seltsam häufig ein griechischer Spiritus asper entspricht, wie *ἑξ, ἑπτα, ὗς*, lateinisch *sex, septem, sus*, stimmt mit dem deutschen *sechs, sieben, sau* überein. Ganz anders ist es aber auf den andern Gebieten. Labial wird das griechisch-lateinische *P* deutsch zu *F*: *πους, pes, foot, fuſs; piscis, fisch; pater, vater; πῦρ, füür, feuer; πολυ, viel; pecus*, gothisch *fèhu, vieh; plectere, flechten; pellis, fell; παρα, προ, per, pro, vor, für.* Umgekehrt hat der deutsche Schlaglaut, wo der Lateiner Aspirat hat, in *φηγος, fagus, buche; forare, bohren; frangere, brechen; frui, fructus, brauchen; frater, bruder; flare, blasen; fero* gothisch *bèra.* Ganz das Analoge auf dem Palatalgebiet. Griechisch und lateinischer Schlaglaut (*h, c*) entspricht einem gothischen *χ*, also *χ* aus *q*, wie dort *f* aus *p*. Beispiele: *κανναβις, hanf; caput, hoofd, haupt; καρδια, cor, cordis, heart, herz; κυων, canis, hund; celare, hehlen; καλαμος, halm; cornu, horn; collum, hals; cutis, haut*; diese *h* sind nun freilich aus dem gothischen *χ* ins spirirte *H* gesunken und dem *F* unanalog. Im umgekehrten Fall entspricht zuweilen unser *g* einem griechischen *χ* und lateinischen *h*: *χην, gans; χεω, gieſsen; χολη, galle; hesternus, gestern; hortus, garten; hostis, gast; homo* gothisch *guma* u. s. w. (Grimm, I. 583 ff.) Hier muß es nun zunächst auffallen, warum die Lingualreihe an dieser Lautverwechslung nicht Theil nimmt, denn nirgends ist aus *D* oder *T* ein deutsches *S* geworden, wie es die Analogie erfordert; das hochdeutsche *Z* kann hier in keinen Betracht kommen, da es erst innerhalb des germanischen Kreises erzeugt wird, und *þ* ist auch nie durchgedrungen.

§. 11.

Die Erklärung des Phänomens in unserm Sinne wird einfach so lauten müssen: Das lateinische *c* oder *q* ging durch Aspiration nach dem bekannten Gesetz in *qχ* über, wovon das *q* nach gemachten Erfahrungen abfällt, so erscheint das gothische *h*=*χ*, das sich weiterhin in den Spiranten *h* verflüchtigt, wie es die heutigen Dialekte haben. Daran ist so wenig zu verwundern, daß wir denselben Proceß schon auf dem deutschen Gebiete selbst nachgewiesen haben; das deutsche *k* wird dem Schweizer zu *χ*. Ebenso ist lateinisch *p* durch Vermittlung eines *pf* zu *f* geworden, wie das gothische *p* hochdeutsch zu *pf*, und nach der norddeutschen Aussprache zu *f* wird. Die umgekehrten Fälle, die aber viel seltner sind, setzen voraus, daß dagegen in andern Wurzeln die lateinische Sprache in der Lautentwicklung weiter ging, als die deutsche; hier erscheint nothwendig die deutsche Form in *blasen*, *garten* als reiner und älter neben der lateinischen *flare* und *hortus*, welche letztere durch die griechische Form χορτος eben so vermittelt ist, wie das deutsche *haupt* von *caput* durch das gothische *χâbip*. Der Schlaglaut muß auch hier überall als das alte betrachtet werden. Wenn man nun aus diesen Beobachtungen die Wahrheit gezogen hätte: In Etymologien neuer Idiome aus alten muß man behutsam seyn, denn die Uebereinstimmung der Buchstaben entscheidet oft keineswegs für die Verwandtschaft, sondern, der Analogie zufolge, vielmehr dagegen; denn völlige Uebereinstimmung läßt eher Entlehnung aus der alten Sprache als ursprüngliche Verwandtschaft muthmaßen — von *caput* ist *haupt* die ursprüngliche verwandte Form; *kopf* aber, platt *kopp*, die offenbare Entlehnung; wiewohl Ausnahmen statuirt werden müssen, denn niemand wird behaupten wollen, das deutsche *haben* sey aus dem lateinischen *habere* entlehnt*) — wenn man, sage ich, aus diesen Beobachtungen keine weitern Consequenzen hätte ziehen wollen, so möchte die Entdeckung immer glücklich genug heißen; man hat aber in der That daraus mehr gefolgert, als sich von rechtswegen folgern ließ; und von dieser zu weit geführten Theorie kann ich selbst die Grimm'sche Grammatik nicht lossprechen. Ich will hier nicht weiter untersuchen, wie gezwungen die dahin einschlagenden Zusammenstellungen gemacht worden sind; ich will hier nur so viel sagen, seine Theorie der Laut-Verschiebung, die er als ein Grundgesetz der Consonantur darzustellen bemüht ist, stützt sich in jener offenbar mangelhaften Ausdehnung auf die alten Sprachen hauptsächlich auf analoge ähnliche Verschiebungen innerhalb des germanischen Sprachkreises selbst. Daß aber diese germanische Lautverschiebung, die Grammatik I. 584 verzeichnet wird, wenigstens zur Hälfte auf orthographischen Illusionen beruht, das werd' ich mir seiner Zeit zur

*) Es wäre doch nicht unmöglich.

Aufgabe machen, zu beweisen. Statt eines Gesetzes der Lautverschiebung erkenn' ich nur eine ungleiche Entwicklung der Schlaglautreihen nach generischen Differenzen, auch nach Gebieten an; denn wir werden sehen, daß auf dem deutschen Sprachgebiet eigentlich nur das Dentalgebiet eine Art von Lautverschiebung rechtfertigen könnte, währenddem zum Beispiel das Labialgebiet fast ganz dasselbe bleibt.

§. 12.

Diese Fingerzeige glaubte ich voranstellen zu müssen, um meine Theorie für die historische Anwendung zugänglich zu machen. Alles Andere, was jetzt noch vorläufig berührt zu werden verdient, bezieht sich auf Tonverhältnisse, daher wir die Grundsätze dieser Disciplin an dieser Stelle einzuschalten gezwungen sind.

Physiologie.

Erste Abtheilung:

Theoretische Ansicht.

Zweitens: die Tonlehre.

Einleitung.

§. 1.

Ich komme an den schwierigsten Theil meiner Aufgabe oder an diejenige Disciplin, die fast niemals im Zusammenhang und umfassend behandelt worden ist, und auf ein Gebiet, worüber die hergebrachten Phrasen und Regeln aufs verworrenste durcheinander geworfen werden. Ich werde es mir darum zum Verdienst anrechnen, nur die Grundbegriffe, nach denen es betrachtet werden muß, recht scharf auseinander zu halten, wenn meine Darstellung auch im Einzelnen an Genauigkeit in Ausführung des Materials den vorgehenden Capiteln nachstehen sollte.

§. 2.

Wir wissen, daß die Tonlehre im weitesten Sinn als die Lehre von der quantitas des Sprachlauts der von der qualitas gegenübersteht; das heißt: Alles, was sich am Sprachmaterial messen und rechnen läßt, wird hier zusammen begriffen, und demjenigen gegenüber gestellt, was im Sprachstoffe nicht der Meßkunst, sondern gleichsam der chemischen Analyse anheimfällt, deren Organ hier freilich nichts Anderes war, als das dem anschauenden Ohr inwohnende Bewußtseyn der Einheit und Verschiedenheit. Wie die Farben, so sind auch die Sprachlaute reine Begriffe der Anschauung, die sich nur sehen und hören, nicht definiren lassen; daher es für den Blinden nie eine Farbe, für den Tauben wohl Buchstaben, aber keine Laute geben kann. Wenden wir uns nun von diesen Individualitäten der Sprachlaute zu ihrem abstracten Charakter als Vocale und Consonanten, so wird sich zeigen, daß die Meß- und Rechenkunst denselben von mehr als Einer Seite beikommen kann, um sie in ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen. Es fragt sich nun nach diesen verschiedenen Arten der sprachlichen Quantität.

§. 3.

Ohne uns auf vorläufige Definitionen einzulassen, wollen wir unsern Stoff nach drei Capiteln auseinander stellen. Zuerst handelt es sich um reine Zeitmessung, um die Dauer des Sprachlauts an sich betrachtet, und diese wird das Capitel von der Quantität im

engern Sinn erörtern. Die zweite Rücksicht betrifft die Energie der Lautung; sie wird das Capitel von der Betonung im engern Sinn oder vom Accent besprechen. Das dritte betrifft das Naturgesetz der rhythmischen Verhältnisse, sofern dieselben auf die Sprache ihre Anwendung finden, und dieses Capitel soll unsere Rhythmenlehre heißen. Wir wollen also nach dieser Ordnung in der Darstellung vorwärts schreiten.

Erstes Capitel.

Quantitätslehre.

§. 1.

Die deutlichste Zeitmessung erkennen wir am Vocal; denn er läßt sich, wie wir wissen, willkürlich verlängern. Spricht man ihn so kurz, als es dem Sprachorgan mit Bequemlichkeit möglich ist, so nennt man ihn den kurzen Vocal, und diese Kürze muß sofort für uns den Einheitsbegriff und den Maßstab für die quantitätische Messung abgeben. Ein mathematisches absolutes Maß ist dieß freilich nicht; es ist ganz unläugbar, daß Dialekte und Sprachen, ja, da es ein rein auf die Natur des Sprech-Organs fundirtes Verhältniß ist, daß vielleicht Individuen in diesem Einheitsmaß bedeutend differiren können, das heißt, dem einen kann die Vocalkürze kürzer seyn als dem andern. Dessen ungeachtet müssen wir nun an diesem Einheitsbegriffe festhalten.

§. 2.

Die Kürzedauer, als eine doppelte gedacht, gibt den Begriff der Länge des Vocals; es ist quantitätisch gleichgültig, ob diese Doppelzeit aus gleichnamigen Elementen besteht, oder, wie im Diphthong, ungleichnamig ist. Ob dieser Längenbegriff in seinem Verhältnisse zur Kürze ein absoluter ist, ist wieder eine unausgemachte Sache; das heißt, es läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, daß jedes Organ seine Kürze-Einheit genau doppelt nimmt, um seine Länge-Dauer zu produciren. Es könnte ja seine Kürze-Dauer nur anderthalbfach oder dritthalbfach dafür verwenden. Wir lassen auch diesen Zweifel bei Seite und sagen: theoretisch ist die vocalische Länge zweien Kürzen gleich.

§. 3.

Es ist früher erwähnt worden, daß auch historisch betrachtet die Kürze als das Aeltere, Ursprünglichere in der Sprache erscheint, denn die Länge; denn in aller Sprachgeschichte zeigt es sich, daß kurze Vocale entweder durch Einfluß des Accents oder durch Auf-

lösung von Consonanten in ihrer Einheit zu Längen umgestaltet werden, während der umgekehrte Proceß, wo eine frühere Länge sich contrahirt, wenigstens der ungewöhnliche ist, der sich meistentheils durch tonische Vernachläßigung erklären muß. Jenes ist also die natürliche Entwicklung zu nennen.

§. 4.

Hat sich dieses an den Vocalen erwiesen, so müssen wir uns nun auch zu dem andern Lautgeschlecht wenden. Der Consonant hat zwar, wenigstens größtentheils, keine willkürliche Zeitdauer, die sich verlängern läßt, denn der Proceß derjenigen, die auf Oscillation, auf einer Explosion oder Contraction beruhen, läßt sich nicht vertheilen, da er ein dynamisch, actuell wirkendes Element ist. Dessen ungeachtet wird auch der Consonant, wie alles sinnlich Wirkende, doch eine gewisse Zeitdauer einnehmen müssen, und es wird nöthig seyn, in dieser Hinsicht die Qualitäten desselben, wenigstens nach ihren Classen, hier zu berühren.

§. 5.

Bekanntlich ist die Classe der Aspiratenlaute die bevorrechtete, welche an einer willkürlich producibeln Lautdauer Antheil nimmt. Zugleich sind sie auch die einzigen, die ohne Stimmlaut sich auf kurze Entfernung hörbar machen können. Die Classe des *R* scheint an der Andauer einigen, aber sehr unvollkommenen Antheil zu nehmen; es ist dazu ein neben dem Consonant mit gehender Stimmlaut oder Vocal erforderlich. Die Schlaglaute π, τ, $\varkappa$, mit einiger Energie auslautend, lassen sich noch auf ganz kurze Distanz ohne Stimmlaut hören, aber die Andauer ist ihnen völlig versagt. Alle übrigen sind eben so stumm ohne Vocal, als ihre Existenz in den Oscillationsmoment gebannt ist.

§. 6.

Es versteht sich von selbst, daß man den Aspirat in der praktischen Anwendung so kurz faßt, als möglich, gerade wie man mit der Messung des Vocals als ursprünglicher Kürze verfahren ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Sprache von einem verlängerten Aspirat, mit verdoppelter Zeitdauer, überhaupt gar keinen Gebrauch macht. Es gibt also, trotz der Dehnbarkeit des Aspirats, keinen langen Aspirat in der Praxis. Es gibt folglich in theoretischer Hinsicht keinen verdoppelten Aspirat, und noch viel weniger gibt es einen doppelten Schlag- oder Hemmlaut, da, wie wir wissen, ihre Oscillation ein Moment, ein nothwendig in seiner Einheit bedingter Proceß ist.

§. 7.

Diese Punkte vorausgeschickt, kann man aussprechen: die Zeitdauer, die der einfache Consonant vorm Vocal wegnimmt, ist, nach

dem Unterschiede der Classen betrachtet, ein so wenig Differirendes, daß es sich der Theorie als gleichgültig gegenüber stellt. In der That gehört mehr als Genauigkeit dazu, um zu hören, um wie viel die Sylben *ma*, *fa* mehr Zeit erfordern, um laut zu werden, als die Sylben *ba*, *pa* oder *sa*, *da* u. s. w.

§. 8.

Wenn man nun diese Differenz geringfügig nennen kann, so ist dieß doch weniger möglich beim Zusammentreten mehrerer Consonanten, und wenn wir eben den Satz aufgestellt haben, der Consonant lasse den Begriff der gleichnamigen Länge nicht zu, so kennt er doch wohl eine ungleichnamige, das heißt, es können sich Consonanten dergestalt verbinden, daß ihre Auslautung, vor oder hinter den Vocal gestellt, doch jenem dunkeln Begriff von Einheit Abbruch thut, an den wir uns einmal bei der Vocalkürze und Länge gewöhnt haben.

§. 9.

Jener dunkle Begriff einer Einheit, die sowohl die einfache Vocalkürze als seine Dopplung in der Länge, nebst dem Gefolge der sich anschließenden Consonanten in sich aufnimmt, ist der Begriff der Sylbe, das Gesetz des Syllabismus. Man erklärt den Syllabismus gewöhnlich als die naturgemäße Articulation der menschlichen Rede, indem das Organ in einer bewußten Gliederung die Laute gewissermaßen stoß- oder schubweise von sich gebe, so daß sie sich also des Gesetzes der Sylbenzählung von Natur und ohne Reflexion bewußt wäre. Die Wahrheit ist aber, daß die Grammatik den Begriff der Sylbe schwerlich so leicht gewonnen hätte, hätte nicht das Gesetz der rhythmischen Verhältnisse oder die Metrik von selbst darauf hingeführt; denn erst in ihr tritt er mit der praktischen Forderung in seine entschiedene Stellung ein, und wenn man von da rückwärts gewendet den Begriff des Syllabismus auch mit großer Sicherheit auf die allgemeine Ansicht der Sprache anzuwenden glaubte, so muß doch ernstlich gesagt werden, daß dieser Begriff gar nicht, wie man wohl denkt, etwas so gänzlich Geschlossenes und Abgemachtes zu heißen verdient, daß vielmehr das, was wir Sylbe nennen, ein noch sehr Vages, und die Definition derselben jedenfalls auf schwachen Füßen ruhen müßte. Wir wollen es versuchen, im Folgenden aus den praktischen Erfordernissen desselben zu seinen substanziellen Bedingungen vorzuschreiten, und durch den Begriff selbst seine Dialektik bloßzustellen.

§. 10.

Die erste Bedingung, die man der Sylbe zu stellen pflegt, ist ein Vocal, sey er kurz, lang oder Diphthong, das gilt gleichviel. Man pflegt in dieser Forderung zwei negative Bestimmungen mitzuverstehen; einmal, eine Sylbe kann nicht zwei Vocale umfassen,

die nicht die organische Einigung des Diphthongs eingegangen haben, und zweitens, ohne Vocal besteht keine Sylbe; beides problematische Forderungen. Denn erstens, ist der praktische Begriff vom Diphthong, insofern er nur zwei neben einander gestellte Vocale verlangt, überhaupt nichts Organisches (wir erinnern nur an die Verbindung *eu*, die man einen Diphthong zu nennen gar kein Bedenken hat, und die doch in Wahrheit keiner ist, wie wir wissen); auch kennt die praktische Grammatik das Kunststück, einen wahren Diphthong durch Diärese in Zweisylbigkeit aufzulösen, so daß hier die Definition des Diphthongs darauf hinauslaufen müßte: Zwei zusammengestellte Vocale, so lange man sie als einsylbig betrachten mag, als womit die ganze Erörterung in einen handgreiflichen Cirkel ausläuft. Was den zweiten Punkt betrifft, so werden wir Sylben ohne Vocal in Menge kennen lernen, wohin übrigens mit Recht der Fall nicht zu zählen ist, wenn der unentwickelte Urlaut die Vocalstelle versieht, denn in diesem Fall muß er jedem Vocal gleichgestellt werden, wo es sich bloß um das abstracte quantitätische Verhältniß handelt.

§. 11.

Das Nächste ist nun, der Vocal ist für sich allein schon Sylbe; selbst der kurze Vocal, selbst der Urlaut hat diese Berechtigung. Er kann aber in dieses syllabische Recht Consonanten mit aufnehmen, die sich an ihn anschließen. Der natürlichste Fall scheint, daß er den Mitlauter (der hier seinen Namen verdient) vorausschickt, wenigstens hält das Alphabet dieß bei den Schlaglauten für das natürlichste Verhältniß, daher die Namen *be*, *pe*, *de*, *te*, *ge*, *ka*, und bei den Spiranten ist es das einzig Bequeme oder auch Mögliche, wie *we*, *jot*, *ha*. Der Vocal kann aber auch den Mitlauter nachbringen, und dieß scheint den Hemmlauten angemessener, daher die Namen *em*, *en*, *el*, *er*; so nimmt man insgemein auch bei den Aspiraten an, wie *ef*, *es*. Die weichen romanischen Südsprachen stellen gern die Laute beider Arten zwischen zwei Vocale und sprechen daher im Alphabet *eme*, *ene*, *ele*, *ere*, *efe*, *ese*.

§. 12.

Es kann hier gelegentlich gesagt werden, daß diese Buchstabenbezeichnung im Alphabet die der lateinischen Grammatik ist, die im Ganzen auf diese einfachste Weise den Hauptlaut nur mit dem Vocal *e* vor- oder rückwärts verband. Sie ist auch bis jetzt die gemein europäische Benennung geblieben mit geringen Abweichungen, die wir bei den einzelnen Mundarten anführen. Es haben sich aber zwei andere Bezeichnungsweisen geltend gemacht. Die eine, uralte phantastische, die in der Kindheit der Völker mit der Schrift entwickelt ist; die symbolische, wo jeder Buchstab einen Eigennamen hat, der den fraglichen Laut in sich schließt, gewöhnlich ihn zum Anlaut

hat, und wo der Name des Zeichens mit der Figur des Schriftzeichens wahrscheinlicherweise in einem ursprünglichen Zusammenhang stand. Von dieser Art sind die alphabetischen Namen der semitischen Sprachen, welche die Griechen mit der Schreibkunst von den Phöniziern überkommen haben; so sind die altgermanischen Runen-Namen, z. B. das isländische *horn*, dessen Figur bestimmt, freilich auf symbolische conventionelle Weise, einen Dorn ursprünglich vorstellen sollte. Neben diesen symbolischen Lautnamen steht nun das lateinische als ein abstract, aber doch mit richtigem Instinct praktisch aufgefaßtes System, das die Laute nach ihren Hauptclassen zu sondern bemüht ist. Aehnlichkeit hat das Sanskrit-Alphabet, das darin richtiger geht, daß es den indifferenten *a*-Vocal, statt des *e*, den Buchstaben zur Bezeichnung leiht. Diesen Abstractionen nun haben einige moderne Theoretiker oder Theoristler nachgestrebt; die Franzosen wollen dem Consonant nur ihr stummes *e* angehängt wissen; sie sagen dann auch *le*, *me* ꝛc., und können, völlig unpraktisch, manche Buchstaben ihrer Sprache, wie *c* und *s*, *g* und *j* sofort im Alphabet gar nicht unterscheiden; auf das andere Extrem derselben Gleichmacherei ist unter den Engländern Sheridan verfallen; er will den Consonanten ein *e* vorgeschoben wissen (also *eb*, *et*, *esh* u. s. w.), wodurch er gezwungen ist, die Spiranten seiner Sprache, wie *h*, *w*, *y* für gar keine Consonanten zu erklären. Man sieht, wie pedantische Theorie dazu gemacht ist, um die Sicherheit des praktischen Gemeingebrauchs in allen Dingen, so auch hier aus Licht zu stellen.

§. 13.

Wenn nun „Consonant und Vocal darauf" die ursprünglichste oder bequemste Sylbe darstellen mag, so sind doch noch weitere Combinationen möglich; einmal gilt, wie wir sahen, auch Vocal mit folgendem Consonant, doch sind nicht alle Sprachen dieser Stellung geneigt; viele haben die Neigung, solche Schluß-Consonanten in ihrer Entwicklung abzuwerfen. Dann läßt sich aber der Vorconsonant verdoppelt, ja verdreifacht und vervierfacht denken, und eben diese Combinationen sind im Auslaut möglich. Hierüber vergleiche man unser Verzeichniß von Consonantenhäufung im vorigen Buche. Endlich kann aber der Vocal zu gleicher Zeit sich vor- und rückwärts mit Mitlautern bekleiden, und zwar wieder einfach, oder auch mehrfach. Je mehr sich anhängen, desto härter pflegt man die Sprache zu nennen; der Ausdruck schwerer könnte besser scheinen.

§. 14.

Man denkt sich mit Recht die Wurzelwörter der Sprachen in ihrer ersten reinen Gestalt einsylbig; im Sanskrit sind solche Wurzeln, die man als ursprünglich nur aus einem Vocal bestehen läßt; im Griechischen und Lateinischen ist dieß vielleicht zu bezweifeln; Grimm läugnet den Fall bestimmt für das Germanische. Er be-

hauptet Abfall früherer Mitlauter. Dagegen glaubt er in diesem Sprachstamm den Grundsatz gelten machen zu müssen, dem deutschen Wurzelvocal folge bloß Ein Mitlauter, alle weiteren seyen durch Derivation zu erklären. Diesen Satz will das Sanskrit nicht anerkennen. Im Griechischen und Lateinischen ist er wohl noch bestimmter ausgesprochen als selbst im Deutschen. Das Griechische verträgt übrigens härtere Anlaute, als die romanischen und germanischen Sprachen, das Lateinische härtere Auslaute als die griechische; in den spätern romanischen Dialekten stellt sich das weichere griechische Verhältniß in diesem Fall her; die germanischen Dialekte vertragen praktisch (nicht wurzelhaft betrachtet) die größte Masse der Auslautconsonanten; härtere Anlaute und noch härter als im Griechischen findet man in den slavischen Idiomen; allein diese sind darin von den germanischen völlig verschieden, daß sie diese Last immer dem Anlaut zuwälzen und den Auslaut dem Vocal freigeben. Es ist Regel, in den slavischen Sprachen die Wörter so zu syllabiren, daß je mit dem Vocal die Sylbe schließt und so immer die folgende Consonanz dem nächsten Vocal zugeschoben wird *). Dieß ist im Ganzen auch der Grundsatz der griechischen und lateinischen Syllabik, und die germanische Einrichtung stellt sich hier sämmtlichen verglichenen mit Eigensinn gegenüber. Man könnte das Verhältniß augenfällig folgendermaßen darstellen, wobei der Verticalstrich (|) den Mitlauter, der Horizontalstrich (—) aber den Vocal bezeichnen soll. Das Ideal der griechischen, lateinischen und besonders der neuromanischen Sylbe scheint

| —

zu seyn; das Ideal der germanischen dagegen

| — |

und endlich das Ideal der slavischen Sylbe

|| —.

Es versteht sich, daß beide erste ihren Consonant verdoppeln können, wie die letztere ihn so gern vervielfacht. Will man den allgemeinen Charakter dieser Mundarten in Worte fassen, so streben die romanischen Sprachen entschieden einer gleichmäßigen Abwechslung von Vocal und Consonant, wie man also wohl sagen kann, einem Princip der Weichheit nach; die germanischen, die den Vocal vor- und rückwärts gleichsam verpanzern, haben sich die Schwere zum Princip gesetzt; der slavischen Sylbe, die die Last der Mitlauter mit einer gewissen Energie vor sich herjagt, könnte man, auch in Berücksichtigung ihrer zahlreichen Lingualaspirate oder sogenannter Zischlaute, den Charakter der Schärfe zuschreiben. Das Prädicat

*) Dieser theoretische Grundsatz scheint veranlaßt zu haben, daß in der polnischen Sprache die Nasalconsonanten (*m*, *n*, *ŋ*), die sich gegen das Gesetz sträuben, nicht consonantisch betrachtet, sondern dem Vocal subscribirt wurden.

der Härte werden sich, vom romanischen Standpunkt aus betrachtet, die germanischen und slavischen Idiome fast mit gleichem Rechte zusprechen können.

§. 15.

Die Folgen der eben erwähnten eigenthümlich germanischen Einrichtung sind uns schon in der Lautlehre durch die Hand gegangen. Der Germane denkt sich in der That seinen Wurzelvocal immer rückwärts durch einen Mitlauter gedeckt und verwachsen; daher es ihm allein eigen ist, daß dieser Nachlaut durch die Natur des Vocals modificirt erscheinen kann. Alle andern Sprachen bedingen die Consonanten vielmehr durch den Vocal, der folgt. Das russische *L* lamdacirt sich vor negativen Vocalen; das germanische *L* richtet sich in seiner Duplicität rein nach dem vorgehenden Laut. Die neugriechischen Gutturale *γ*, *κ*, *χ*, so wie die neuromanischen *g*, *c*, verändern ihre Natur vor positiven Vocalen. Das deutsche *ch* nebst dem aspirirten *g*, in ihrer Duplicität, richten sich einzig nach dem vorstehenden Laut. Von diesem germanischen Lautgesetze macht die einzige Ausnahme der Fall der nordischen Sprachen, wo die Gutturallaute, jedoch nur im Wurzel-Anlaut, vor positiven Vocalen sich verändern, nämlich das dänische *gje*, *kje*, schwedische *ge*, *ke*. Diese Eigenthümlichkeit hat übrigens auch aufs Angelsächsische Einfluß gehabt, und den englischen Anlaut *che*, *chi* erzeugt; sogar inlautende *tch*, *dg*.

§. 16.

Häufung der Consonanten im Anlaut thut dem Begriff der Sylbe in der Regel keinen Eintrag. Wir haben den dreifachen Consonant in dieser Stellung als häufig nachgewiesen, Möglichkeit vierfacher Consonanz wenigstens angedeutet. Man wird dort bemerkt haben, daß Aspiratenlaute, besonders das *S* in solchen Fällen immer im Spiel sind; die härtesten Verbindungen werden dadurch flüssig erhalten. Es gibt übrigens Mittel, um im Fall unerträglicher Sylbenschwere einen Ausweg zu finden: vocalische Hülfslaute. Wir haben schon den romanischen paragogischen positiven Vocal erwähnt; auch slavische Dialekte kennen ein solches aushelfendes *e*; eine Spur davon ist in den süddeutschen Dialekten, und die nächste Erscheinung bietet uns das Französische, das sich in den Besitz eines theoretischen Kunstgriffs gesetzt hat, indem sein *e* muet, insgemein ungehört, wo seine Erscheinung zur Milderung der Consonant-Conjuncturen wünschenswerth scheint, sogleich in seiner urlaut-zwischenlautigen Gestalt wieder hervortritt. Es ist in diesem Sinn auch ein paragogicum zu nennen. In diesen Fällen wird also durch den Hülfsvocal eine neue Sylbe geschaffen.

§. 17.

Diese Erscheinung nun, die im Anlaut immer zu den ungewöhnlichern gehört, ist im Auslaut ganz hergebracht. In allerlei Ge-

stalten wird hier die Hülfssylbe erzeugt. Einmal schließt sich die Doppelconsonanz nicht so eng zusammen, wie im Anlaut, wie wir §. 55 Vocalenlehre gezeigt haben; die Wörter *arm*, *halb*, *stark* klingen in vielen Dialekten durch den Hülfsvocal *arrəm*, *hallə̀b*, *starrék* ꝛc. Das Wort *milch* klingt dort wie *millich* = *billich*, vollkommen zweisylbig, und doch ist selbst der Dialektsdichter geneigt, solche Wörter einsylbig zu betrachten, aus keinem andern Grund, als weil das Auge einmal an die Einsylbigkeit gewöhnt ist. Doch braucht Grübel z. B. alle Sylben mit inlautendem *l* zweisylbig; dieß setzt voraus, daß er dann den Hauptvocal lang hört; denn es ist ein hier sehr zu erwägendes Gesetz, daß der Hülfsvocal mit einem langen Hauptvocal nie in Einer Sylbe vereinigt erscheinen kann, weil hier vocalischer Triphthong mit mehrfacher Consonanz combinirt erscheint, was auch dem laxesten Begriff der Sylbe doch zu übermäßig widerspricht; *arrəm* kann noch einsylbig gelten, wie *millich*, aber *árəm*. *mílich* wäre absolut zweisylbig. Dieser nicht zu übersehende Grundsatz wird uns an einer andern Stelle wichtige Dienste leisten.

§. 18.

Außer diesen in der Sprache nicht theoretisch anerkannten Erscheinungen sind nun aber auch andere zu nennen. Einmal ist zu sagen, daß aus Gründen des vorigen §. die Auslaute *rd*, *rt*, *rs*, *rsh*, *rn*, *ld*, *lt*, *ls*, *lsh*, die sich leicht zusammenschließen, darum auch kleinere Zeitdauer in Anspruch nehmen, als die analogen *rb*, *rg*, *rch* u. dergl., die, weil sie nicht so nah zusammenrücken, die Neigung zum Hülfslaut erst durch Theorie unterdrücken müssen. Wichtiger ist aber, daß Verbindungen, die eigentlich dem Anlaut natürlich sind, durch Abschleifung der Idiome in den Auslaut gestellt hier immer syllabisch werden. Ein Beispiel aus unserer Sprache: die Verbindung *jungfrau* ist bekanntlich zweisylbig; wird das Wort abgekürzt, und der Diphthong abgeworfen, also *jung-fr'*, so wird die *fr*-Verbindung, die im Anlaut sich eng zusammenschließt, dennoch im Auslaut sich den Hülfsvocal (Urlaut) erzeugen, und *jung-fər*, *jungfer* werden. Derselbe Fall in dem süddeutschen häufigen Ortsnamen *Affalterbach*, aufzulösen in *affal* Apfel, *tré* oder *trin* Baum, hier in *tr* gekürzt und syllabisch in *tər* verwandelt, und Bach*).

§. 19.

Da wir hier einmal auf dem Syllabismus, wie er durch den Accent bedingt ist, zu sprechen kommen, so kann überhaupt von den Endsylben Einiges erwähnt werden. Tonlose Endsylben unserer modernen Sprachen haben meist die Tendenz in den abstracten Urlaut sich zu flüchten, doch ist die Gewöhnung der verschiedenen Idiome

*) Synonym ist die Nebenform *Affaltrach*, nur ist hier statt Bach die Wurzel *ach*, Wasser, und vorm Vocal war der Hülfslaut unnöthig.

sehr abweichend. Der Franzose, der theoretisch den Urlaut verlangt, läßt ihn etwa im Singen hören, oder zuweilen in affectvoller Recitation seines Alexandriners; sonst wird er im Wortauslaut völlig stumm. Der Deutsche spricht sein Schluß-*E* nicht mit dem Urlaut, sondern mit dem rein vocalischen *E*. Nur wenn gewisse Consonanten folgen, bedient er sich nach gemeiner Praxis des Urlauts, so ist dieß entschieden nach *R*, während der Franzose, der diese Endung *RE* schreibt, sich bestrebt, den Hülfslaut nicht vor dem *R* hören zu lassen, sondern ihn hinter dieses zu schieben oder völlig zu unterdrücken. Doch ist die Verschiedenheit in der Aussprache des deutschen *theater* und französischen *théâtre* vielmehr eine eingebildete als wahre. Manche Franzosen lieben es, den Urlaut so trillerhaft vor und hinter das *R* zu vertheilen, daß das Ohr völlig getäuscht wird, und ebensowohl zwei als keinen Vocal zu hören glaubt. Auch die englische Theorie besteht auf der Endung *ər*, mag nun die Orthographie *ar*, *er* oder *re* bringen, wie in *liar*, *waiter*, *theatre*. Der Urlaut, den das *R* mit Vorliebe vorschiebt, hat sich im Hochdeutschen als Regel eingeführt hinterm Diphthong: *mauer*, *leier*, vom ältern *mûr*, *murus*; *lûr*, *lyra*, wodurch Zweisylbigkeit erzeugt wird. Im Englischen ist (bei Shakespear) *our* und *power*, *fire* und *liar* ganz willkürlich bald ein-, bald zweisylbig. Für die Zweisylbigkeit spricht hier der Umstand, daß der Diphthong durch den Hülfslaut triphthongisch wird; was im ältern deutschen *mûr*, *lûr* nicht der Fall war.

§. 20.

Im heutigen Deutsch erfordern *S*, *M* und *T* noch den Urlaut, z. B. *gutes*, *gutem*, *athem*; *betet*, *bittet*. Daher reimt *gutes*, *loses* nicht mit fremden Endungen, wie *Moses*, weil diese *è* haben. Unserm *T* analog steht das niederdeutsche und englische *D* der Participien, wie *learned*, *winged* (adjectivisch gebraucht), die eben so den Urlaut verlangen. Dem *M* analog kann das Shakespear'sche *alarum* angeführt werden, das, aus *alarm* (*alle arme*, *lärm*) entstanden, Urlaut-Hülfslaut zeigt. Schwieriger ist die Bestimmung der Endlaute *N* und *L*. Streng theoretisch könnte man im Deutschen auch Urlaut für sie ansprechen und in der hochpathetischen Recitation wird wohl auch so gesprochen, nie aber im Leben. Der Engländer ist hierin strenger; er würde in keiner Weise gestatten, daß in den Endungen von *heaven*, *fallen* (beide meist einsylbig gebraucht), *little*, *able*, *Babel* u. s. w. jemals der mindeste Vocalklang sich laut machte. Die Sylbe soll durchaus vocallos seyn. So wird auch im Deutschen überall gesprochen, namentlich beim *L*, und das deutsche *fabel* wird sich vom französischen *fable* wieder nur in der Einbildung, oder einer affectirten Aussprache der einen oder andern Form unterscheiden können. Von dieser allgemein germanischen Berechtigung des *L* zum Syllabismus, auch ohne allen Hülfsvocal, können wir auch die sehr merkwürdige Erscheinung des bairischen

Dia-

lehrs allein beleuchten, welcher diesen Sylbenwerth auch auf die Tonsylbe überträgt, und Formen, wie *f'l*, *w'l*, *st'll*, *sp'ln* u. s. f., wirklich vocallos spricht, ohne vorkommenden Falls ihren rhythmischen Sylbenwerth dadurch im Geringsten zu beeinträchtigen. Beim *N* ist, wie gesagt, der Gebrauch nicht so entschieden; der Engländer läßt es in gewissen Verbindungen vocallos, in andern spricht er es *en* oder *in* (*kitchen*, *griffin*); im Deutschen ist die Vocallosigkeit hier mehr provinziell, woraus wir jene bairische Triplicität haben hervorgehen sehen; nach reiner Aussprache soll der Vocal nicht völlig verschwinden, sondern ein leichtes *e*, das aber in dieser tonlosen Stellung vorm *N* sich immer unwillkürlich nasalisirt (also *ẽ*) soll eintreten. Der Urlaut bleibt hier insgemein völlig aus dem Spiel; er tritt nur, wie wir wissen, dialektisch statt jener Endsylbe ein, oder, nebst dem *el*, wäre ein *en* mit Urlaut nur in der eben erwähnten hochpathetischen Sprechart erlaubt. Am schwierigsten ist es, die Endungen in *eln*, *ern* ohne Uebellaut zu sprechen.

§. 21.

Eine zweifelhafte Stellung nimmt diese Endsylbe wieder an, wenn sich unmittelbar hinter diesen Endungen ein Vocal anschließt. In der französischen Metrik fällt, nach allgemeinem Gesetze, das *e* in *fable*, *titre* vorm Vocal ab. Auch im Englischen und Deutschen wird sich *mittel*, *fabel* leicht einsylbig brauchen lassen, wenn ein Vocal folgt, ja der Vers wird entschieden matt, wenn in solchem Fall das stumme *e* mitgezählt wird, worauf unsere Dichter nicht immer Rücksicht nehmen. Dieser Uebelstand ist viel schlimmer als ein sogenannter Hiatus. In diese Kategorie fällt auch der Fall, wenn im Deutschen ein solches Wort vocalisch weiter gebildet wird, wenn z. B. von der Form *schmeicheln*, *schmeichelei* gebildet wird, so wird nach bequemem Gebrauche, der aber wenig für sich hat, das vorher stumme *e* in Urlaut verwandelt; im andern Fall, wenn das *e* auch in der Ableitung stumm gehalten wird, wie es seyn soll, ist es schwierig, das Sylbenrecht der Mittelsylbe nicht zu beeinträchtigen. Ebenso soll die poetische Form *engelländer* nicht dreisylbig und nicht mit dem Urlaut klingen. Derselbe Fall in *mittelländisch*, das der gemeine Gebrauch völlig in *mittländisch* übersetzt. Der Uebertritt von *schmeich'ln*, *eng'l* in die gemeine Aussprache *schmeichalei*, *engaländer* ist um so greller, weil durch den eingeschobenen Urlaut die Natur des *L* verändert und aus dem positiven ein negatives gemacht wird.

§. 22.

Der englischen Orthographie, die mit Recht so viele nach romanischer Schreibart überkommene stumme *E* als wirklich stumm, d. h. als syllabisch null betrachtet, ist doch die Seltsamkeit vorbehalten, daß sie zuweilen einen Urlaut hört, den sie nicht schreiben mag, des Sylbenrechts ungeachtet, z. B. Wörter wie *marsh*, *march*, die das

genitivische *S* annehmen, sind, der harten Verbindung wegen, zweisylbig, werden aber gleichwohl nur *marsh's, march's* geschrieben. So schreibt der Böhme Wurzeln, die mit inlautendem *L* und *R* den Urlaut erfordern, vocallos, z. B. *wrch* (Berg), sprich *wərχ*, falls nicht ein vocalloses *wrχ*, wie jene bairischen Beispiele, das richtigere ist.

§. 23.

Nun müssen wir noch eine für die Dialektik der Sylbe wichtige Materie aus dem Vocalgebiete nachholen, die auf der antiken Regel vocalis ante vocalem brevis beruht, worüber wir §. 31. unserer Vocallehre zu vergleichen bitten. Es ist dort gezeigt, daß ein Zusammenstoßen von Vocalen, die ihrer Qualität nach nicht das Verhältniß des reinen Diphthongs eingehen können, in Beziehung auf den ersten Laut immer eine Ancipität zuwege bringt, so daß selbst ursprüngliche Längen und Kürzen in diesem Fall in eine zweifelhafte Quantität zusammenfallen. Auf dieser Wahrnehmung beruht jene ins Allgemeine übersetzte Regel der alten Metriker, daß eine vocalische Länge vorm Vocal zweifelhaft, d. h. relativ kurz zu gelten pflege. Auf diesem Satze beruht im Grund auch das Gesetz der Elision, wenn man darunter mit Recht annimmt, daß es bei den Alten, im Leben erwachsen, nicht ein nach unserm Schulgebrauche gleichsam wundervoll eintretendes Verschwinden eines Auslauts, sondern zuerst nur gelinder Uebergang auf den nächsten Vocal war, wie es noch heute die romanischen Südsprachen halten, was übrigens in der kurzen Sylbe freilich bedenklicher wäre. Im Französischen ist die Elision mehr eine wahrhafte Synalöphe, oder vielmehr es ist auch keine, weil der Laut schon in der natürlichen Sprechart stumm ist. Jeder Doppellaut nun, der diesermaßen aus einem zweifelhaften und einem kurzen oder langen Vocal besteht, ist unbedingt einsylbig. Ebenso kann im reinen Diphthong der erste gedehnt, also das ganze triphthongisch auftreten, und diese vocalische Composition, die, elementarisch betrachtet, freilich drei Kürzen einschließt, wird metrisch einsylbig gehalten, wie die griechischen *η, ῳ, ηυ, ωυ*; die holländischen *âu, âi, ôi* u. s. w. Wie sehr alle diese Fictionen mehr conventionell als in der Natur begründet sind, ist wohl augenfällig. Eben so trügerisch sind endlich die amphibischen Spirantenlaute *j* und *w*, die bald die Natur des Vocals, bald die des Consonants annehmen, ferner bei den Alten das *h* oder beide Spiritus, die bald laut, bald nichts sind, und dann muß auch wieder an die Diärese der Diphthonge erinnert werden, wodurch ein wirklicher Diphthong zweisylbig wird, eine Freiheit der alten Sprachen, die dem Modernen freilich keine Analogien zu erzeugen im Stande ist. Nur das Umgekehrte könnte man anführen, daß bei nachläßiger Aussprache zusammenstoßende vocalische Sylben, wie z. B. im deutschen *ruhig, fähig* (*ruig, fäig*) leicht dem Ohr die Dialektik der Einsylbigkeit zuzuführen vermöchten.

§. 24.

Durch alles bisherige von §. 10 bis 23 Beigebrachte haben wir keinen andern Zweck verfolgt, als den schwankenden Begriff der Sylbe durch Beispiele und Nachweisungen aller Art ins Licht zu stellen. Mit diesen Erfahrungen kehren wir zu unserm eigentlichen Thema, der Quantität, zurück. Die Quantität ist Sylbenmessung; sie hat es aber, wie wir wissen, mit zweierlei Elementen zu thun, mit Vocalen und Consonanten; die Vocale sind nach ihrer Zeitmessung kurze, lange und, wenn man will, triphthongisch anderthalb- oder doppeltlange. Die Consonanten machen sich durch ihre Häufung als doppelte, drei-, vier-, fünffache bemerklich, kurz so viel das Organ vertragen kann. Da sich aber zur Sylbenbildung Vocale und Consonanten verbinden, so sieht man leicht, daß von den flüchtigsten Sylben, die aus einem kurzen Vocal oder einem selbstständigen liquiden Laut, der das Sylbenrecht genießt, bestehen, eine weite Abstufung möglich ist, bis man zu den Di- und Triphthongen mit vielfacher Consonanz gelangt. Wir werden später sehen, daß die Metrik oder Verslehre sich an diese Abstufung wenig kehrt, sondern eine allgemeine Scheidung vornimmt, nach der sie die Sylben ungenauer Weise in die beiden Classen der Kürzen und Längen vertheilt, die wir immer und richtiger leichte und schwere Sylben nennen werden; denn der Ausdruck kurz und lang kann strenger Weise nur den Vocal treffen, nie die Sylbe. Es hat diese Terminologie viele falsche Vorstellungen in der Metrik erzeugt; so will Mancher nicht begreifen, wie eine lange Sylbe kurzen Vocal haben könne, während dieses doch der gewöhnliche Fall, nur sinnlos ausgedrückt ist. Die Metrik pflegt, um das vocalische und consonantische Element zu sondern, sich des Ausdrucks Naturlänge für die Länge des Vocals, und der Position für Consonantenhäufung zu bedienen. Beiderlei Länge wird aber metrisch durch das Zeichen $\bar{a}$, die Kürze des Vocals oder die leichte Sylbe durch das Zeichen $\breve{a}$ bezeichnet. Für den langen Vocal (nicht die schwere Sylbe überhaupt) hat die spätere griechische Sprache das Zeichen des Circumfleres $\tilde{a}$, wenn er mit der Tonsylbe zusammenfällt, und statt dieses Längezeichens hat man späterhin das gleichgeltende $a^{\prime}$ angenommen, dessen wir uns für den langen Vocal überall bedienen.

§. 25.

In der Position der alten Sprachen, die nicht das Auge, sondern das Ohr geschaffen hat, kommt folglich alles auf den Laut, nichts auf das Zeichen an. Daher Doppelzeichen wie ψ, ξ, x immer Position machen, obgleich einfach geschrieben. Beim griechischen ζ ist es eigentlich der einzige Beweis für die Doppellautung dieses Buchstaben, daß er Position macht. Dabei ist jedoch zu erinnern, daß diesem Satz nicht widerspricht, wenn sich zeigt, daß das ζ frühe in einfachen Laut überging. Die Erinnerung des historischen ältern

Verhältnisses kann durch die Praxis der Verskunst fortgeführt werden, selbst wo sie praktisch unwirksam wird. Diese Bemerkung wird uns auch in der deutschen Metrik irgendwo zu statten kommen. Unserm §. zufolge wird es ebenso begründet seyn, daß ein einfacher Laut, mit doppeltem Zeichen geschrieben, nicht Position macht. Dieser Fall wird praktisch in den lateinischen Verbindungen *ch, ph, th*, welche nur illusorisch durch den allgemeinern Satz getragen scheinen, daß die Aspiration nicht Position mache; denn *h* ist hier nicht Aspiration, wie wir später sehen werden. Durch Fortschreitung der Lautverhältnisse kann sich aber auch der Fall ereignen, der dem beim griechischen ζ erwähnten direct entgegengesetzt ist, d. h. aus einem einfachen Laut und Zeichen kann ein Doppellaut werden; dieß geschah z. B. durch die früher erwähnte Lingual-Attraction. Es ist sehr zu beherzigen, daß durch die heutige Aussprache der lateinischen Gutturale, sey es nun, daß man das *c* wie *ts* oder wie *tsh* und das *g* wie *dsh* lese, die alte Quantität eigentlich aufgehoben ist. Denn sprech' ich statt des alten *cĕcidi* (= *kekidi*) jetzt *tsetsidi* oder *tshetshidi*, so ist klar, daß die erste Sylbe durch Position lang seyn muß, folglich eigentlich *cēcĭdi* gelten sollte. Von dieser Naturforderung nimmt aber der moderne Lateiner keine Notiz!

§. 26.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß im Punkte der Position bei den Alten doch Vieles conventionell gewesen seyn muß. Dahin könnte schon der Umstand gerechnet werden, daß das lateinische *qu* nicht Position erzeugt, während doch diese Verbindung, die eigentlich *qw* ist, eine wirkliche Position begründet. Dem Römer war freilich das *v* oder *u* Vocalzeichen, wogegen aber doch der Grundsatz streitet, daß sowohl *j* als *v*, wenn sie nach andern Consonanten stehen, wirkliche Position machen. Durch die Ansicht, daß *u* hier Vocal ist, wird die Schwierigkeit so wenig gehoben, daß sie vielmehr erst recht groß wird, denn dann müßte das *u* mit dem folgenden Vocale Diphthong werden. In *ăquă* sind aber beide *a* kurz, d. h. das *u* macht weder mit dem *q* Position, noch mit dem *a* Diphthong. Die einzige, aber nicht sehr genügende Erklärung ist: der Fall fällt in die Kategorie der muta cum liquida. Wir wissen, daß *L* sich in *W* erweichen kann. Da nun *cl* nicht Position macht (*nŭcleus, assĕcla*), *W* aber minus *L* ist, so ist klar, daß *cw* an dieser Freiheit muß Theil nehmen können. Es versteht sich übrigens von selbst, daß bei aller Position der Fall derselbe ist, ob sie innerhalb eines Worts, oder durch die Verbindung zweier Wörter hervorgerufen wird.

§. 27.

Die auffallendste, hieher gehörige Erscheinung ist aber der Grundsatz der alten Sprache, daß man im Griechischen und Latei-

nischen die Verbindung einer muta mit nachfolgender liquida als nicht nothwendig Position bewirkend betrachtet. Den verschiedenen Fällen, Regeln und Ausnahmen weiß ich keinen theoretischen Grund abzugewinnen, und muß es rein für Entscheidung des Herkommens erklären, ob man diese allerdings schwächere Position in einem Fall übersehen, im andern aber gelten lassen wollte. Ich will das Einzelne kurz aufführen. Im Griechischen, in der alten epischen Poesie gilt immer Position; in der attischen, dramatischen bloß da, wo media (β, δ, γ) vor λ, μ, ν stehen, nicht vor ϱ. Dieser Satz wird uns für die griechische Aussprache mit beweisen helfen, daß die griechischen mediae wesentlich verschieden lauteten von den tenues (π, τ, $\varkappa$), und in der That, nach unserer Weise, als Spiranten gefaßt, wird die Aussprache schwieriger und die Position härter, als bei π, τ, $\varkappa$. (Nur der aspirata gegenüber begreift man die Ausnahme nicht.) Warum das ϱ hier weniger Position macht, als λ, μ, ν, ist nicht deutlich; es muß als Inlaut sehr schwach geklungen haben, wie etwa im Englischen. Dagegen war das aspirirte $\dot{\varrho}$ im Anlaute so hart, daß es zuweilen für sich allein Position machte. Man vergleiche später die beiden spanischen *R*. Im Lateinischen gilt der Grundsatz wie im Griechischen, nur sind die Ausnahmen nicht so auf bestimmte Fälle zurückzuführen; man sehe das bei Schneider, lat. Gram. II. 681, gegebene Verzeichniß nach.

§. 28.

Faßt man nun die ganze Einrichtung der alten Sprachen in Beziehung auf ihre quantitätischen Maße ins Auge, so sieht man wohl, daß zwei verschiedene Elemente aufgegriffen wurden, um durch sie die sogenannte schwere Sylbe über die übrigen leichten hervorzuheben; eines war der gedehnte Vocal, das andere die Consonantenhäufung. Es versteht sich nun, daß die Consonantenhäufung immer zwei verschiedene Mitlauter voraussetzt; denn derselbe Consonant kann nicht zweimal angeschlagen werden, da es keine gleichnamigen Consonantdiphthongen gibt, nach §. 6 oben. Die Folge ist, daß es in solchen Sprachen, die man quantitirende nennt, keine Verdopplung gleichnamiger Mitlauter geben sollte. Es gibt selbst heute Sprachen, und sogar Sprachen, die nicht rein quantitirend sind, wie die slavischen, die darum keinen Mitlauter je doppelt schreiben; sie haben nur etwa verschiedene Vocalzeichen, um den langen und kurzen Vocal auszudrücken; z. B. dem Polen ist *i* langes, *y* kurzes *i*, dem Böhmen *i* kurzes, *j* langes *i*, *v* kurzes, *u* langes *u* u. s. w. Nie aber wird darum der aufs kurze *i* und *u* folgende Mitlauter verdoppelt, um diese Kürze zu bezeichnen; denn der Buchstabe selbst reicht dazu hin.

§. 29.

Ebenso war ohne Zweifel auch die älteste Einrichtung der griechischen und römischen Orthographie. Was aber die ausnahmsweise Verdopplung derselben Consonanten betrifft, so läßt sich dieses sagen, daß im Griechischen einmal überhaupt diese Erscheinung ziemlich selten ist; im Lateinischen aber, wo sie allerdings häufiger vorkommt, läßt sich nachweisen, daß diejenigen Fälle, welche in der spätern Latinität, wie sie auf uns gekommen ist, Verdopplung verlangen, in frühern Monumenten, besonders Inschriften, gewöhnlich mit einfachem Zeichen geschrieben vorkommen, so daß sich der Schluß ziehen läßt, die Verdopplung war nicht eine ursprüngliche, sondern erst eine im Verlauf der Sprachentwicklung sich offenbarende Erscheinung. Worüber zu vergl. Schneider S. 389 ff.

§. 30.

Wenn wir, von der Anschauung unserer eigenen Sprachen abstrahirend, uns in die rein theoretische Ansicht der Sache zu versetzen im Stande sind, so werden wir erkennen müssen, daß diese weder in der Qualität der Laute, noch durch die Quantitätsbezeichnung bedingte, also völlig untheoretische, grundlose Buchstaben-Verdopplung nur aus dreierlei Ursachen kann hervorgegangen seyn, die wir der Reihe nach prüfen wollen. *) Es versteht sich, daß der Fall, wo derselbe Buchstabe in zwei verschiedenen Wörtern durch Composition oder syntaktisch zusammenstößt, gar nicht hierher gehört.

§. 31.

Der erste Grund, den ich nicht zu übersehen bitte: Die Schreibkunst ist von jeher zwar eine edle, aber immer eine etwas pedantische Kunst gewesen. Der Schreiblehrling erfreut sich der Hexerei, seine

*) Zu bemerken ist hier der Satz: So wie jeder Vocal kurz und lang, so muß auch jeder Mitlauter einfach und geschärft gesprochen werden können. Dieser Grundsatz muß sich aufs strengste durchführen lassen. Unter den Vocalen sind zwar einige, die der Kürze zu widerstehen scheinen, die nasalen; und doch lauten sie kurz im französischen Auslaute; der Urlaut könnte der Dehnung zu widerstehen scheinen, und doch dehnt ihn der Engländer in der Sylbe *ur*. Alle Mitlauter verdoppeln sich (d. h. naturgemäß gesprochen, können scharf gesprochen werden). Daß uns *ww* und *jj* fremd aussieht, kommt daher, daß wir diese Verbindungen diphthongisch zu schreiben pflegen, *aua*, *aia* lautet aber völlig identisch mit *awwa*, *ajja*. Das *h* schärft die gemeine deutsche Aussprache in dem Worte Schuhu = *shúhhû*, und selbst für den geschärften Spiritus lenis (*ayya*) ließe sich aus unserer süddeutschen Volksmundart ein Beispiel anführen; es ist die Negationspartikel *hãyyã* (nein). Hier haben wir sogar in einem germanischen Beispiele die doppelte Seltenheit eines durch den Spiritus lenis geschärften Nasal-Vocals! (Dieselbe Form mit veränderter Betonung *hãhã'* [geschärfter Ton auf ultima], oder auch vocallos *hmhm'* gesprochen, bedeutet dagegen ja.)

Sprachlaute auf einer Fläche symbolisch zu fixiren; er freut sich seiner Zeichen, und in der Freude über ihren Werth glaubt er mit den dürren Zeichen ihnen noch nicht die gebührende Ehre angethan zu haben. Er thut in der Freude seines Herzens gern ein Uebriges, und gibt einmal auch wohl ex propriis ein überflüssiges zu, um seine Persönlichkeit darin zu befriedigen. Ich müßte eine Geschichte der Orthographie schreiben, wenn ich diesen Grundsatz durch die belegenden Facta erläutern wollte, und ein solches Unternehmen halte ich für unersprießlich. Man sehe nur, wie Kinder schreiben, wie die Völker in der Kindheit schreiben. Als im fünfzehnten Jahrhunderte die heutige deutsche Schreibweise aufkam, schleppte man so viel unnützen Ballast mit herein, daß wir bis diesen Tag noch nicht alles haben abschütteln können. So glaubte man z. B., jedes inlautende *k* durch *ck*, jedes inlautende *z* durch *tz*, und fast jedes *t* doppelt schreiben zu müssen. Diese Unarten haben sich allmählich verloren, erhalten sich gleichwohl in Eigennamen; und noch heute sehen wir *Reuttlingen*, *Rottenburg* und dergl. mit doppeltem *T* geschrieben, ob man gleich recht gut weiß, daß der Vocal dieser Wörter die zweitausend Jahre her, die wir von unserer Sprache wissen, immer lang gewesen ist. Denn der geschärfte Vocal hätte doch allein durch diese Verdopplung bezeichnet werden können. Daß die Griechen und Römer eben so wenig mit ihren doppelten Buchstaben einen solchen Zweck erreichen konnten, beweisen wenigstens die vielen Beispiele, wo diese Verdopplung ebenfalls nach dem langen Vocal üblich wurde, z. B. ἧσσων, ἧττων, ἧττον, μᾶλλον, πρᾶσσω (πρήσσω), βησσα, νησσα, νηττα, Ὑμηττος, λευσσω, κρεισσων, λημμα, λελειμμαι; im Lateinischen wird häufig *caussa* und *paullus* geschrieben. Welchen Grund kann nun in allen diesen Fällen die Verdopplung haben? In der Aussprache gewiß keinen. Das sagen selbst die alten Grammatiker der Römer, daher viele derselben den Grundsatz aufstellten, nach langem Vocal soll kein Consonant verdoppelt werden. (Schneider S. 391.) Daß diese Regel aber nicht durchging, beweisen die Formen *fuisse*, *abjecisse*, *errasse*, die früher mit Einem *S* geschrieben wurden, und von denen die Grammatiker ausdrücklich sagen, der Vocal vor dem *ss* sey lang gesprochen worden (Schneider, S. 433). Aus jener Vorschrift folgt übrigens unmittelbar, daß diese Grammatiker beim kurzen Vocal einen praktischen Nutzen der Verdopplung erkannt haben müssen, und das führt uns auf die andern Punkte.

§. 32.

Die nächste Erklärung der Verdopplung beruht auf der Assimilation. Wir erinnern an die griechischen Formen λελειμμαι, statt λελειπμαι, γραμμη, statt γραφμη, συλλεγω, statt συνλεγω; im Lateinischen *jussi* für *jubsi*; *quippiam* für *quidpiam*; *cessi* statt *cedsi*; *pressi* statt *premsi*; *passum* statt *pansum* und besonders die

Diminutiv-Endungen: *ullus* für *unlus*, *unulus*; *bellus* für *benulus*; *gemellus* für *geminulus*; *fratellus* für *fraterulus*, *fraterlus*; *pulchellus* für *pulcherlus*; ferner *gessi* für *gersi*; *ussi* für *ursi*; *quassi* für *quatsi*; *messum* für *metsum*; *fassum* für *fatsum*; *missum* für *mitsum*; *possum* für *potis sum*, *potsum* (Schneider, S. 500 ff.). Hält man sich alle diese Grundformen mit den assimilirten klar vor die Anschauung, so wird sich die Betrachtung aufdrängen: Sollte denn dasjenige Element, welches die quantitätische Bevorzugung der Sylbe oder die Schwere derselben ausmacht, sollte dieses Element des Doppelconsonants, der nun in der großen Energie der Sylbe sich kundgibt, sollte diese Schwere nicht der Sylbe auch für den Fall verbleiben können, wo die früheren zwei Laute in einem einzigen, den die Orthographie nun doppelt zu schreiben pflegt, zusammengeschmolzen sind? Wenn *cedsi*, *premsi*, *gersi*, *mitsi* offenbare Schwersylben sind, so konnte das nach und nach entstehende *cessi*, *pressi*, *gessi*, *missi* dieselbe quantitätische Geltung beibehalten. Wenn man diese Erscheinung für natürlich hält, so wäre der Satz gefunden, die gleichnamige Verdopplung erzeugt sich durch frühere Assimilation. Ich halte es nicht für unmöglich, daß man viele der lateinischen Geminationen durch Assimilation erklären könnte, z. B. die Wurzel *stella* könnte mit *R sterla* gelautet haben, wie das griechische ἀστήρ, das deutsche *stern*, selbst das spanische *estrella* zu verlangen scheint, u. dergl.

§. 33.

Wenn eine Sprache einmal die Entdeckung gemacht hat, daß man auch einen einfachen Consonanten durch die Energie des Lautes hervorheben könne, welche Eigenthümlichkeit sich schriftlich durch scheinbare Consonantenhäufung, d. h. durch Verdopplung desselben Buchstaben bezeichnen läßt, so wird sie bald auch sich die Freiheit nehmen, gewisse Sylben so zu bevorzugen, bei denen ursprünglich überhaupt nichts von Consonanthäufung eintrat, also sie wird den einfachen Mitlauter hinterm kurzen Vocal verdoppeln. Und dieß zwar auf zweierlei Art. Dem Dichter wird es oft darum zu thun seyn, in einem längern Wort da oder dort eine Sylbe gewichtig zu haben, damit das Wort in sein Sylbenmaß sich einfügen lasse. So entstehen die bekannten griechisch-epischen Formen ὄσσος statt ὅσος, ἐγελασσε statt ἐγελασε, ὀρεσσι statt ὀρεσι, ἐλλαβεν für ἐλαβεν, ἐμμαθεν für ἐμαθεν, ἐννεον für ἐνεον, ὅττι für ὅτι; das lateinische *relligio* u. dergl. Oder das, was hier poetische Licenz ist, dringt für gewisse bestimmte Fälle auch in die gewöhnliche Rede und haftend ein. Wenn diese Richtung einmal in einer Sprache überhand nimmt, so hat sie das Organ der Betonung oder des Accents gefunden, und die natürliche Folge dieser Entdeckung ist, sie wird auf dem Wege seyn, ihrer Quantität durch den aufkommenden Ac-

cent Eintrag zu thun, und mit der Zeit sie völlig einzubüßen. Dieß zeigt die Geschichte aller unserer Idiome.

§. 34.

Wir sind also hier auf dem Gränzpunkte der Quantitätslehre angekommen, wo dieselbe einerseits aufs Gebiet der Accentlehre, andrerseits aber auf das der Rhythmenlehre hinaustritt, und schließen darum die Materie ab. Es wird gut seyn, wenn wir zur Uebersicht dessen, was wir in diesem Capitel aufgestellt haben, eine nach Stufen geordnete Beispielsammlung aufstellen, um die quantitätische Geltung syllabischer Schwere an ihnen anschaulich zu machen.

Quantitätische Messung.

I. Leichte Sylben.

1) Kurzer Vocal.

Griechisch.	Latein.
ἐ-λε-γε	cĕ-cĭ-di.

2) Kurzer Vocal mit einfacher Consonanz:

λο-γος	că-pŭt.

3) Schwache Position der muta cum liquida:

σ̓-τε-κνος	tĕ-nĕ-brae
δι-δρα-χμος	ă-lă-cris
γε-νε-θλη	mel-lĭ-flŭ-us
δυσ-πο-τμος	in-tĕ-gro
χα-ρα-δρα	pŏ-ples
ἐ-γρα-ψε	că-pra
δε-δρα-μαι	pă-tria.

II. Schwere Sylben.

1) Naturlänge:

ἠ-χω	fā-mae.

2) Position, einfache und mehrfache:

ἐρ-χον-ται	jun-gun-tur
ἰ-νγξ	arx.

3) Doppellänge, oder Nat länge mit Position:

ὄρ-πηξ	lex
πρᾱ-ξις	mōns
θώ-ρᾱξ	faex
κυ-κλωψ	oe-strus
ἐλ-λει-ψις	fau stus
Λη-μνος	plē-ctrum
Χα-ρων-δας	lū-strum.

Zweites Capitel.

Accentlehre.

§. 1.

Das Wort Accent wird in unsern Sprachen so willkürlich und so vielsinnig für die verschiedensten Dinge gebraucht, daß es vor allen Dingen nöthig ist, wenn man davon spricht, voraus zu sagen, was man alles nicht darunter verstanden wissen wolle. Erst wenn diese Hindernisse bei Seite geräumt sind, werden wir zu bestimmen suchen, um was es sich dabei handelt.

§. 2.

Unter dem Namen Accent soll man erstens nicht verstehen: alles, was die Qualität der Laute betrifft. Man hört hundertmal die Phrasen: Er hat einen falschen Accent, er liest mit gemeinem Accent, er spricht mit provinziellem Accent, er hat den Accent dieser oder jener Provinz, dieser oder jener Stadt. Wenn man diese Differenzen näher betrachtet, so wird sich finden, daß sie immer zunächst und am meisten sich auf die Aussprache der Laute, auf ihre falsche oder vernachläßigte Lautung beziehen. In diesem Sinne können wir also alles auf unser erstes Buch verweisen. Dasselbe ist es, wenn manche Sprachen gewisse sogenannte Accentzeichen dazu verwenden, um die Qualität der Laute zu bestimmen. So ist dem Franzosen *é* reines, mittleres *e*, *è* und *ê* aber sind ihm *ä*; daß letztere dabei gedehnt lauten, das erste aber kürzer, ist weniger wesentlich. Ebenso braucht der Portugiese *é* für *ä*, *ê* aber für unser *é* (nach französischer Bezeichnung) und so auch *ó* für *å*, *ô* aber für unser *o*. So das polnische *ó* zwischen *o* und *u*, im Isländischen *á* für *ao* u. s. w. Besonders hat man in neuerer Zeit von diesen Zeichen Gebrauch gemacht, um die mundartlichen Abweichungen der Sprachen dadurch zu bestimmen; man vergleiche Schmeller. Auch uns werden sie in diesem Sinne wichtige Dienste leisten. Im Ganzen ist die Bezeichnung der Doppelpunkte *ä*, *ö*, *ü*, das *å* u. dergl. in die nämliche Kategorie zu rechnen. So ist das griechische Circumflexzeichen zum portugiesischen Nasalzeichen geworden; der spätere Circumflex oder *â* ist allgemeines Längezeichen. Doch hat dasselbe im Französischen meist die Nebenfunction, einen ausgefallenen Laut anzudeuten. Neben diesen Laut-Accenten sind aber die wirklichen Ton-Accente anderer Mundarten wohl zu unterscheiden; unsere griechischen Accente, die italienischen und castilischen Accente beziehen sich rein auf die Betonung. Diese werden darum hier zur Sprache kommen.

§. 3.

Es gibt aber zweitens einen andern Begriff vom Accent, der nicht geradezu die einzelnen bestimmten Sprachlaute trifft, sondern womit man mehr den allgemeinen Charakter der Aussprache eines Landes, einer Provinz oder Stadt bezeichnet. So spricht man von einem Nasalaccent, einem Gutturalaccent. Jener wird in Frankreich den Normandiern, in Deutschland mit dem meisten Recht den Niedersachsen zugeschrieben. Dabei ist wohl zu merken, nicht die Dialekte heißen in diesem Sinne nasal, welche wirkliche Nasalvocale erzeugt haben, sondern vielmehr solche, die den reinen Vocalen und überhaupt der ganzen Sprachtönung eine leichte Färbung von Nasalität zukommen lassen. So hat der Niedersachse keine Nasalvocale; der Schwabe hat sie vielleicht am reinsten entwickelt, seine Mundart ist aber dem allgemeinen Charakter nach vielmehr guttural zu nennen. Man hat die Bemerkung machen wollen, Gebirgsländer bringen Gutturalsprachen, Seebewohner Nasaldialekte hervor. Der Sinn des Ausspruchs muß sich mehr auf diesen allgemeinen Lautcharakter als auf die wirklichen Laute beziehen; denn von diesen aus wäre er leicht zu widerlegen; das gebirgige Castilien hat ein gutturales, das portugiesische Küstenland ein nasales Idiom erzeugt; allein die castilischen Gutturale gehen über die ganze Halbinsel und finden sich auf eigenthümliche Art auch im Portugiesischen wieder. Das Schweizergebirge hat Gutturale erzeugt, aber der holländische Seedialekt ist ebenso guttural, nur auf andere Art. In Italien finden sich Nasenlaute durch die Lombardei verbreitet, und der florentinische Gutturaldialekt ist der Seeküste näher u. s. w.

§. 4.

Fürs Dritte wird unter Accent auch das verstanden, was man die Modulation der Sprache nennen könnte. Es ist natürlich, daß die Bewegung der Stimmorgane sich zur musikalischen Höhenmessung nicht ganz gleichgültig verhalten kann. Wir heben und senken die Stimme nach dem Fall der Perioden, nach dem Affect des Inhalts; am auffallendsten hebt sich die Stimme am Schluß eines Fragesatzes. Diese Eigenthümlichkeit findet sich wohl über den ganzen Erdboden verbreitet. Unser Fragezeichen zeigt, wie man dieses Motiv auch symbolisch zu fixiren suchte. Es ist aber noch eine eigne Art von Modulation, von der hier die Rede ist. In vielen Gegenden wird der ganze indifferente Sprachstoff, man möchte sagen, nach einer gewissen Melodie abgesungen; es ist eine gewisse Cadenz, eine Wendung, Hebung und Senkung der Stimme, in der, besonders beim gemeinen Mann, jede Periode gleichsam abgeleiert wird. Mit diesen Modulationen der Sprache hat es eine eigne Bewandtniß. Man kann sich einen Augenblick vorstellen, wenn unser musikalisches Notensystem vollkommen wäre, wenn es z. B. nicht nur halbe, sondern Viertels-, Achtels-, Zehntels-Töne bezeichnen könnte, so müßte man

diese Local-Modulationen, oder auch jenen Frageton, die Hebung und Senkung in der leidenschaftlichen Declamation u. dergl. auf Noten setzen können. Man braucht aber nur ein Instrument zu nehmen, das auch die kleinsten Klang-Differenzen uns als Uebergänge darzustellen vermag, z. B. eine Violine, um sich zu überzeugen, daß man sich getäuscht hat. Alle diese Töne lassen sich durch musikalische Messung nicht allein darstellen. Es ist eine ganz eigenthümliche Region des Tons, die in der Höhenmessung ebensowohl als in der Construction und Thätigkeit des Sprachorgans als solchen bedingt ist. Und wer wollte auch läugnen, daß unser feines Hörorgan noch vieles hört, was sich doch nicht bestimmen und fixiren läßt. Wenn man auch alle Mundarten und ihren Lautcharakter symbolisch bezeichnen könnte, so denke man doch an die Differenz der individuellen Sprachorgane. Klingt nicht jede Stimme anders? Und kennen wir eine bekannte Stimme nicht sogleich unter Tausenden? Worin liegt das Charakteristische? So leicht sich hier nachahmen läßt, so unmöglich ist jede theoretische Bezeichnung, wenigstens bis jetzt geblieben. — Für den Frageton ist noch zu merken, daß die Rede vor dem Hochton in der vorgehenden Sylbe unter den Ton der mittlern Rede heruntersteigt, wodurch das Steigen noch gehoben wird; der Hochton muß auf die Tonsylbe fallen, z. B. in *weißt du denn nicht?* wird das *denn* tief, das *nicht* hochgesprochen. In *willst du sagen?* ist das *sa* am höchsten. Die tonlose Sylbe schleppt nach. Ist aber die Frage nur zweisylbig, z. B. „*sagen?*“ so muß nothwendig die Tonsylbe *sa* den tiefen, die tonlose *gen* aber den Hochton übernehmen. Ist die Frage einsylbig, z. B. „*ich?*“ so muß die Bewegung von der Tiefe zur Höhe (die Fragmodulation) an der einzelnen Sylbe dargestellt werden, gleich als ob musikalisch zwei Noten auf die Eine Sylbe zu stehen kämen. — Ist in der zweisylbigen Frage der Ton auf der zweiten, wie in „Bestimmt?“ so wird die erste Sylbe im indifferenten Ton gehalten, und die Tonsylbe allein führt den Doppellaut aus, wie das einsylbige „ich?“ Außer dem Frageton kann hier noch bemerkt werden, daß bei jeder nicht abschließenden Interpunction, Komma, Kolon, zu Zeiten auch Punkt, die Stimme mit der letzten Sylbe nur nicht so viel als bei der Frage, aber immer merklich gehoben wird, um das Ohr nicht zur Ruhe kommen zu lassen, sondern auf ein Folgendes hinzuweisen. Dieses macht dem Ohr den ähnlichen Eindruck wie in der Musik ein Trugschluß mit dem Sexten- oder Septimen-Accord. Daher man im Lesen lächerlich aufhört, wenn man glaubt, der Satz sey noch nicht zu Ende und er es doch ist. Aber wie ungenau sind noch alle diese Bestimmungen, so lange wir kein Organ haben, das Phänomen symbolisch zu verzeichnen! —

§. 5.

Was jene localen Modulationen betrifft, so ist dieses zu bemerken. Es sind, wie gesagt, einzelne Sprachen, Dialekte, Districte vielmehr zur Modulation geneigt als andere. So modulirt fast jeder Italiener, der Franzose und Engländer fast nicht, wenigstens der gebildete. Am merkwürdigsten in dieser Hinsicht möchte vielleicht folgende Beobachtung seyn, die gewissermaßen eine europäische Erscheinung heißen kann. Das mittlere Schwaben spricht zuverläßig mit keiner oder doch kaum bemerkbaren Modulation; es scheint hier eine Art von Schwingungsknoten, von dem aus diese Klänge sich bewegen. Man merke nämlich: geht man von jener Stelle südlich, der rauhen Alb und Donau zu, so wird man alsbald jene eigenthümliche Modulation, jenes lebhafte heitere Auf- und Abspringen der Töne vernehmen, das lebhafter und kecker wird, je mehr man sich der Schweiz nähert, und bekanntlich eines der charakteristischen Merkmale des Schweizer-Idioms ausmacht. Die Hauptwendung dieser Modulation ist dieselbe, die der italienischen Sprache zu Grunde liegt, und denselben rasch aufsteigenden Charakter wird man, unter Modificationen, so ziemlich durch alle Provinzen Italiens hören können. Dieses wäre also eine südliche Modulation. Bewegt man sich dagegen von dem angegebenen Punkt aus nördlich, so wird man gegen den untern Neckar im Uebergang zum rheinpfälzischen Dialekt eine von jener völlig verschiedene, aber eben so markirte Modulation hören, ein mehr weichliches Wiegen der Stimme, eine sanft abrollende Senkung (unbestimmt musikalisch etwa zu bezeichnen, während das andere etwa lautet), und diese Modulation geht unter Modificationen vom rheinpfälzischen Dialekt in die andern Variationen der fränkischen Zunge, bis er im Obersächsischen zu einer noch mehr singenden Bewegung sich steigert. Die Modulation verliert sich gegen die Ostsee hin; im Dänischen ist sie kaum bemerkbar; um so auffallender muß es aber heißen, wenn uns dieselbe Modulation, auf die grellste Spitze getrieben, in der Art entgegentritt, wie die Schweden und Norweger ihre Sprache mehr absingen als sprechen. Es ist ein wirklicher Singsang, der auf die Länge dem Ohre sehr lästig werden kann. Ich bedaure ernstlich, daß ich kein Mittel weiß, um alle diese Nüancen und Variationen symbolisch zu bezeichnen. Es ist kein Zweifel, daß in künftigen Jahrhunderten der Menschengeist auch die Mittel findet, solche Naturerscheinungen symbolisch zu fixiren; für jetzt kann es hinreichend heißen, daß man auf diese Dinge erst vorläufig aufmerksam mache. Es gehört ohnedem eine sorgfältigere Untersuchung und ausgebreitere Erfahrung über den Gegenstand dazu, um das hier nur lückenhaft Angedeutete in seinem vollen Zusammenhange zu erkennen und darzustellen. (Wenn man an meinem Ausgangspunkte Zweifel hat, daß ich gerade meine Heimath für einen Mittelpunkt und Knoten

dieser Doppelbewegung ansehe, so muß ich es freilich geschehen lassen. Es ist wahr, jeder hält in solchen Dingen sich selbst für die Mitte, d. h. in sich selbst erkennt er den Pol nicht, zu dem er sich neigt. Wenn ich mich nun auch in diesem Fall wirklich befinden sollte, so möge man mir das kleine Verdienst gönnen, wenigstens die Polarität dieser Erscheinung angedeutet zu haben.)

§. 6.

Wenn wir nun beim Accent von allem abstrahiren, was Qualität, Sprach-Charakter, Modulation betrifft, so wird uns für seine wahrhafte Bestimmung nichts übrig bleiben, als die Messung nach laut und leise, das heißt die Energie der Auslautung. Es ist nicht Hebung und Senkung der Stimme, was die Tonsylbe vor der tonlosen auszeichnet, und wenn man z. B. griechische Quantität und Accent durch musikalische Bezeichnung hat ausdrücken wollen, so sind zwei Fehler begangen worden. Einmal soll die Sprachquantität durch musikalische Zeitdauer (halbe und Viertels- oder Achtelsnoten) bezeichnet werden. Die musikalische Rhythmik ist aber eine absolute; was man einem Tacte nimmt, fällt auch dem nächsten ab, denn sein Bewußtseyn ist auf völlige Gleichheit, Identität seiner selbst gebaut; der poetische Rhythmus ist ein Laxes, Vages und Ungefähres, die Naturlänge wird der Position nur gleich geachtet, die Doppellänge widerspricht dieser Messung, die Consonanten sind überhaupt incommensurabel, kurzum was eine Sylbe zu viel bekommt, wird gelegentlich einer andern abgenommen u. s. w. Zweitens aber, die Betonung stellt sich durchaus nicht in einer musikalischen Hebung dar. Es ist nicht zu erweisen, daß die Tonsylbe wirklich höher lauten müsse, und am allerwenigsten trifft es ein volles Intervall unseres Tonsystems, wie ein halber Ton z. B. — Die Tonsylbe ist einzig mit Bestimmtheit ausgezeichnet durch die Energie ihrer Lautung; sie wird immer am weitesten klingen und in die rechte Entfernung gestellt, wird man von einem Redner nur die Tonsylben oder Tonvocale hören, nicht die tonlosen; der beste Beweis wohl, daß der Unterschied nicht auf einem musikalischen Intervall beruhen kann. Einen andern indirecten Beweis liefert die Collision mit dem oben erwähnten Frageton. In der angeführten Form „bestimmt?" als Frage gesprochen, fällt die Hebung auf die zweite Sylbe. Wenn nun dieselbe Auszeichnung der Sylbe schon in Folge des Ton-Accents eintreten müßte, so müßte offenbar die Form auch außer der Frage dieselbe Behandlung erfahren, was niemand behaupten wird.

§. 7.

Wenn es eine Sprache mit lauter kurzen Vocalen und ohne Position gäbe, so könnte man sich an ihr eine Vorstellung machen, wie das Organ in seiner naivsten Erscheinung in völlig tonischer Indifferenz zur Aeußerung kommt. Ich kenne keine solche Sprache. Der Sprechende, wie wir ihn kennen, ist mit dem bloßen Lautmaterial

allein nicht zufrieden; er will die Energie seiner Stimme an den Tag legen, er will Anhaltspunkte haben, auf die er in dieser fröhlichen Arbeit der Rede sich mit Wohlgefallen stützen, auf denen er ausruhen kann. Dieses Verlangen nach Stützpunkten ist vielleicht so alt als unsere Sprachen; es hat aber in verschiedenen Sprachperioden sich verschieden geäußert. In den alten Sprachen, die wir quantitirende nennen, hat sich diese Energie auf die beiden Elemente der Vocallänge und der Position entladen. Es ist wesentlich, diese Messung als eine Sylbenmessung zu betrachten; Sylbe mißt und bezieht sich an Sylbe und auf Sylbe; wo die Wörter anfangen und aufhören, kommt dabei nicht in Betracht; ein Wort kann aus lauter Kürzen bestehen, ein anderes zwei und mehr gleichlange Sylben haben; denn es ist ja nicht das Wort, das gemessen wird, nur die Sylben, als solche, sollen es werden; nur die sinnlichen Momente der Vocallänge und der Consonanthäufung geben Anspruch auf Lautenergie, auf Betonung. Man muß also in Wahrheit sagen: der Instinct der Betonung ist in der quantitirenden Sprache durch die schweren Sylben sinnlich befriedigt.

§. 8.

Wer sich in den Homer hineinlesen kann, dem wird der naive Wohlklang einer solchen Sprachwelt lebendig aufgehen, und es wird ihn mit vollem Rechte stören, die widerwärtigen Wortaccente in dieses organische Leben widersprechend hereinschielen zu sehen. Derselbe Fall wird es auch mit Sophokles, mit Aristophanes seyn, ja auch die römischen Dichter, der lateinische Hexameter erscheint uns als ein in sich selbst lebender Organismus; das heißt, die rhythmische Form bringt uns die quantitirende Sprache wieder zum Bewußtseyn, die wir außer dieser Form völlig verloren und aufgegeben haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß unsere Lernenden die alten Sprachen zunächst in der rhythmischen Form kennen lernten; dann würden sie sogleich den außerdem trägen Stoff, den sie jetzt am Schlusse der Lehrzeit mühsam wieder flüssig machen sollen, von Anfang an in seiner schwebenden Lebendigkeit aufnehmen.

§. 9.

Man hat in unserer Zeit unklare Bestimmungen über den griechischen Accent aufgestellt. Es ist behauptet worden, der Ton (nämlich der Wortaccent) sey so alt als die Quantität und die Sprache selbst; Einige wollten ihn für das prosaische, die Quantität aber für das poetische Element der Sprache erklären; das heißt aber nur die Sache auslegen, wie sie uns jetzt, mit unsern Schulbegriffen, erscheint. Freilich lesen wir die Dichter nach dem Metrum und die Prosa nach unserm schweren Wortaccent. Daß noch niemand die Vereinigung der Quantität mit den Accenten der griechischen Grammatik als ein Lebendiges, nebenein-

ander im Gleichgewicht Fortschreitendes hat darstellen können, ist eine ausgemachte Sache und wird selbst von Buttmann §. 8. zugegeben. Die natürliche Anschauung wird immer auf das Resultat zurückkommen, daß beide Elemente sich widersprechen. Es fragt sich nun vor allem, ist eine historische Nöthigung da, den griechischen Accent für etwas Ursprüngliches zu halten? Ich gestehe, daß ich den Beweis dafür noch nirgend gelesen habe. Was Buttmann von den Nachrichten der Alten über diesen Gegenstand sagt, kann wenigstens durch zwei isolirte Stellen im Plato und Aristoteles (die er S. 46 citirt) gewiß nicht hinlänglich erhärtet werden. Um so auffallender ist seine Behauptung: „die in den Büchern gangbare Accentuation bezeichne hauptsächlich die Betonung aus der blühenden attischen Periode." Welcher Genius kann dem Grammatiker dieses Geheimniß verrathen haben?

§. 10.

Der Möglichkeit näher steht die Nachricht, daß der Grammatiker Aristophanes von Byzanz, zweihundert Jahre vor Christus, die Accente eingeführt habe. Wenn die Accente wirklich so alt sind, ist dieß die Zeit der attischen Blüthe? Oder hätten die Griechen von jeher diese scharfen Tonscheidungen gekannt, ohne je auf den Einfall zu kommen, diese Eigenthümlichkeit mit dem übrigen Sprachmaterial symbolisch zu verzeichnen? Sie, deren geistigstes Leben in der Tendenz beruhte, all ihr inneres unmittelbar auch als ein äußerliches erscheinen zu lassen? Warum wollen wir nicht lieber sagen, als die Griechen Homerische Rhapsodien sangen, war ihre ganze Sprache Gesang, und bewegte sich in dem sinnlichen Wellenschlag der syllabischen Quantität; als aber der Gesang verstummte und die Sylben zu Wortindividuen, die Wörter zu Begriffen und der Geist in ihnen zum Bewußtseyn kam, da — nun da kamen die Grammatiker und definirten das Wort und den Ton des Worts und die Accente; aber damals war Griechenland nicht mehr das Land der Dichterblüthe.

§. 11.

Der Wortaccent könnte eine Krankheit heißen, und den Keim dazu bringt die Sprache mit auf die Welt, nicht seine Entwicklung. Ich möchte ihn eine Gicht nennen. Wenn einmal das freie unbewußte Gefühl der Jugendfrische aus dem Körper geschwunden ist, wenn die Glieder ihre Abhängigkeit von einander fühlen, dann zieht sich diese Krankheit unstät und schwankend durch den ganzen Organismus, bis sie endlich ein Organ findet, in dem sie sich fixiren und niederlassen kann. So geht es dem Wort, wenn es die Jugendfrische des naiven Sinnenlebens abgestreift und übersprungen hat; jetzt hängt das Bewußtseyn brütend und drohend über ihm; es will sich in ihm als ein Bewußt-Lebendiges offenbaren; das Wort kommt zum Bewußtseyn seiner Individualität, es ist nicht mehr ein Com-

plex

pler von Sylben, es ist das abgeschlossene Symbol eines Begriffs. Dieses Bewußtseyn will sich in der Energie der Lautung kund geben, und dieser elektrische Funke schwebt so lang über dem Wort, bis er sich auf eine Tonsylbe entladen kann. Nun ist eine Sylbe zunächst nicht sinnlich, sondern geistig bevorzugt vor der andern, in ihr concentrirt sich das Bewußtseyn der Wort-Individualität; sie ist der Herr der andern Sylben, die ihr zu dienen, sie zu tragen da sind. Die ursprüngliche Gleichheit vor dem Gesetze des Ohrs ist aufgehoben, das Gleichgewicht gestört und die quantitirende Sprache ist im innersten Grunde erschüttert, man könnte sagen vergiftet; durch den Begriff krystallisirt.

§. 12.

Vielleicht wäre zu bedenken, daß das ungebundene Natur- und Wanderleben der Völker in der Kindheit, der quantitirenden Unbefangenheit und Accentlosigkeit, mit Einem Wort, dem reinsinnlichen Elemente der Sprache zuträglicher und geneigter ist, als das seßhafte heimliche Treiben in einer mit Bequemlichkeit und Luxus umgarnten Existenz. Der Naturmensch ruft und singt seine Sprache in die Weite, und das macht sie metrisch; der polirte Mensch bildet im häuslichen Kreise das Geplauder und die Conversation aus, und wo dieses Element sich einnistet, wo man viel spricht und einander so genau hört, da wird jede Gewöhnung der Sprache und alles in ihr conventionell; daher das Bestreben nach Stützpunkten dann so leicht in den Wortaccent sich festsetzt. Wenn man nun annimmt, daß bei einer Nation, die in ihrem Entwicklungsgang aus jenem ersten Zustand in diesen zweiten übergeht, das Product des ersten aber (die rhythmische Heldensage) in den zweiten mit hinübernimmt und als ein werthes Vermächtniß weiter vererbt, dann werden wir freilich eine jener frühern Behauptung wenigstens ähnliche Erscheinung haben, daß die Quantität der Poesie, der Accent aber der Prosa eigenthümlich zukommt.

§. 13.

Wenn ich mich sträube, mir ohne Noth den reinen Genuß einer quantitirenden Sprache in der jonischen Heldenpoesie verkümmern zu lassen, so bin ich doch weit entfernt, bestimmen zu wollen, zu welcher Zeit der griechische Wortaccent zuerst möchte hörbar hervorgetreten zu seyn. Nach dem vorigen §. wäre zu denken, daß dieß allerdings zur Zeit der blühenden atheniſchen Rede geschehen seyn möchte. Wenn Plato und Aristoteles schon einiges Bewußtseyn dieser Betonung gehabt haben sollten (was ich nicht widerspreche), so wäre doch das ausgemacht, daß die dieser Periode zugehörigen atheniſchen Dramatiker, bei einer gleichfalls rein quantitirenden Metrik, dieses moderne Sprachelement völlig ignorirten und ignoriren konnten, ohne daß z. B. Aristophanes

sich deßwegen der Sprache des gemeinen Verkehrs im Geringsten entfremdete. Dieser Punkt ist besonders festzuhalten. Denn daß eine Nation eine conventionelle Poesie aus einer frühern Periode Jahrhunderte lang im Widerspruche mit ihrem lebenden Organismus fortführen kann, davon hätten wir ein eclatantes Beispiel aus unserer Nachbarschaft anzuführen; aber gewiß ist es auch, daß eine solche rhythmische Poesie sich völlig der Darstellung des Lebens dadurch entfremden, sich der Prosa als ein Feindseliges, Widersprechendes entgegenstellen wird. So hätte Aristophanes nicht populär wirken können.

§. 14.

Auf die Zeit der Blüthe der atheniſchen Bühne folgte unmittelbar die Ausbildung der Prosa; in ihr ohne Zweifel erstarkte nach und nach das noch vage Bewußtseyn einer Betonung, und als auch die glänzenden Erscheinungen dieser Periode die Geschichtschreiber, Redner und Philosophen ihre Zeit erlebt hatten, da war der Accent zum Bewußtseyn gereift, und die jetzt folgende Periode der alexandrinischen Weisheit setzte überhaupt zum erstenmal Sprachtheorien, eine Grammatik und mit ihr zugleich auch das Accentwesen fest. Der griechische Accent ist also nicht so alt als die griechische Sprache, aber so alt als die griechische Grammatik, und daher hat sie sich so fest in unserer Ansicht dieser Sprache eingesetzt, daß man eines mit dem andern ursprünglich verwachsen glaubte.

§. 15.

Daß aber ein einmal fixirter Wortaccent auf die Structur der Sprache Einfluß gewinnen müsse, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Wir wissen, daß in der quantitirenden Sprache zwei gleich lange, also absolutes Gleichgewicht haltende Sylben in einem Worte gelten können; ebenso zwei ganz gleich kurze. Grundgesetz des Tons ist aber, nur Eine Sylbe als die schwere, wichtige anzuerkennen; von den zwei langen Sylben wird also die betonte mit der Energie der Lautung auch die Dehnung hauptsächlich für sich ansprechen, und die der zweiten untergeordneten Sylbe wird unter diesem Anspruche leiden müssen, weil das gestörte Gleichgewicht ein plus einerseits mit einem minus andrerseits compensirt. Wird dagegen die Energie der Lautung auf eine kurze Sylbe geworfen, so hat diese nur zwei Auswege, der Vocal muß sich zu einiger Dehnung bequemen, oder wenn er seine Kürze retten will, muß er die Energie auf den nachklingenden Consonant übertragen, und dieses Verhältniß erzeugt dann am liebsten die fingirte Position oder die Gemination des Mitlauters. Im spätern Griechisch übrigens wurde der erste Fall durchaus Regel; nur muß man präsumiren, daß die Dehnung stufenweis sich fixirte, in demselben

Maße oder im umgekehrten Verhältnisse, wie die alten jetzt tonlosen Längen nach und nach sich in Kürzen abschliffen.

§. 16.

Wo einmal der Accent neben der Quantität sich eingenistet und festgefressen hat, da wird zwischen beiden Elementen ein Kampf auf Leben und Tod entstehen. Dieser Kampf ward im Griechischen von der angegebenen Periode an wahrscheinlich bis tief ins Mittelalter gekämpft. Die Zeiten des Kampfes zeigen sich darin, daß gewissermaßen zwei Literaturen, zwei Poesien beim selben Volk entstehen. Die eine, in der Tradition, in den Mustern der Vorwelt eingelebt und erzogen, will in diesem Elemente fortvegetiren; so die späte Hexameterpoesie der Griechen, die sich in der alten quantitätischen Sprache fortschleppte, wo ihr freilich das Volk als solches nicht mehr folgen konnte; die andere Poesie, die das Bedürfniß fühlt, mit dem Leben als Lebendiges fortzuschreiten, wird die getrübte und verwischte quantitätische Messung endlich ganz fahren lassen und zu dem andern Elemente des Accents greifen, um auch diesen, was das Volk überall zuerst gethan hat, metrisch zu organisiren. So entstanden und lebten im griechischen Mittelalter und neben der Hexameter-Poesie die Tonverse oder sogenannten versus politici. Diese Umwälzung der griechischen Sprachwelt geschah in der byzantinischen Periode.

§. 17.

Die jetzt noch folgende moderne oder neugriechische läßt sich bestimmen als diejenige, in der der Accent als alleinherrschend die Quantität völlig vernichtet hat. Die Sprache stellt sich darin den Forderungen der heutigen Welt vollkommen gleich; nur hat sie aus ihrem Alterthume den Vortheil überkommen, daß sie mannichfaltiger betont, als ihre Nachbarin; denn der altgriechische Ton war so flüssig, daß er sich fast zu gleichen Theilen auf letzte, vor- und drittletzte Sylbe vertheilte, und diese Mannichfaltigkeit kommt auch dem jetzigen Systeme noch großentheils zu statten. Alles Nähere versparen wir auf die historische Ansicht.

§. 18.

Schwieriger zu beurtheilen sind die Tonverhältnisse im italischen Sprachkörper. Wenn es ausgemacht ist, daß die lateinische Verskunst, wie wir sie im Plautus und Terenz vorfinden, eine ältere und nationalere ist, als die Nachahmung der griechischen Rhythmen im Augusteischen Zeitalter (und das hat noch niemand bezweifelt), so sieht man sogleich, daß hier die Verhältnisse ganz anders stehen. Hier geht der von außen eingeführten quantitirenden Poesie eine andere einheimische voraus, die nicht als rein quantitirende, sondern als vorherrschend tonische sich darstellt.

Hier scheint also in der That der Accent so alt als die Sprache, so weit wir sie kennen.

§. 19.

Das Element dieser altrömischen Verskunst bewegt sich durch das Organ des Ictus, das heißt, des Accents, der in jedem längern oder kürzern Verse, drei oder vier Sylben treffen muß, auf denen die Stimme ausruht. Charakteristisch ist bei dieser Versgattung, daß die Quantität zwar keineswegs dadurch Schaden nimmt, aber die Sylbenzählung doch viel freier behandelt wird als im quantitirenden Vers; besonders im Anfange der Verse dürfen selbst mehrfach vollkommen überzählige Sylben stehen, ferner sind Elisionen und ausgeworfene Buchstaben, selbst Sylben aller Art mit großer Laxität zugelassen; was aber das Wichtigste ist, der Ictus oder Ton ist nicht an die schwere Sylbe gefesselt, er kann eben so gut eine Doppelkürze, also den kurzen Vocal treffen. Man vergleiche z. B. die von Bentley accentuirte Ausgabe des Terenz. Ueberhaupt hat dieser ganze, im Vergleich mit den reinlichen griechischen Messungen, crude und willkürliche Vers offenbare Verwandtschaft mit den romanisch-germanischen Accentversen des frühen Mittelalters, nämlich darin, daß das Wesentliche des Rhythmus auf einer gewissen Zahl von Tonsylben beruht, woneben die Zählung der Zwischensylben ein Unwesentliches wird.

§. 20.

Es scheint nun nicht zu läugnen, in dieser Versart müsse der Römer doch schon einen gewissen Haltpunkt an dem Accent seiner prosaischen Sprache gefunden haben, denn von Plautus wird versichert, daß er der Sprache der bessern Conversation seiner Zeit nachstrebte. Wurde nun diese Entwicklung eines Sprachaccents durch die nachfolgende gräcisirende Periode in der Poesie wieder zurückgedrängt? Gewiß ist, daß sie den ältern Vers verachtete, wie man am Urtheil des Horaz über Plautus sehen kann. Oder war in dieser Periode der Quantität der Accent nebenbei in der Poesie hörbar? Vielleicht einigermaßen, und so, daß die Bildung dagegen ankämpfte? Gewiß geht Bentley in seinem Schediasma zum Terenz zu weit, wenn er behauptet, die Römer haben auch in dieser Periode ihre Verse vielmehr nach dem Accent gelesen, und nicht dieselben nach Art unserer Schulknaben quantitätisch scandirt, z. B.:

árma virúmque cáno, Tróiae qui prímus ab óris
Itáliam fáto prófugus Lavináque vénit
lítora etc.

Ich möchte hier an dem *cáno*, *Itáliam* und *prófugus* anstatt *căno*, *Ităliam* und *prŏfugus* doch einige Zweifel hegen und die armen Schulknaben gegen das moderne Ohr des Herrn Bentley einigermaßen in Schutz nehmen.

§. 21.

Der alte Ictus muß doch sehr gelind gesprochen worden seyn, weil er nirgends Dehnung oder Schärfung des kurzen Vocals nach sich gezogen hat (Fälle wie *relligio* statt *rĕligio* wurden erst durch den Hexameter nothwendig); ja, ich muß auf den Zweifel zurückkommen, ob nicht dieser Ictus oder Verstact denn doch erst durch das Vers- und Singbedürfniß hervorgerufen worden seyn könnte. Denn diesen Zweifel regt mir immer von neuem wieder die leichte Einführung der rein quantitirenden Messung und noch mehr ein anderer Umstand an, nämlich das Urtheil der noch spätern Periode der Grammatiker. Wenn der Ictus der natürliche Sprachaccent gewesen wäre, der von jener ältesten Periode an seine natürliche Entwicklung erfahren hätte, und in der gräcisirenden Periode nur durch fremden Einfluß gewaltsam bei Seite geschoben worden wäre, ohne darum, wie sich von selbst versteht, seine populäre Geltung in der natürlichen Rede einzubüßen, so ist doch damit nicht in Uebereinstimmung zu bringen, warum diese tonische Versmessung der alten Komiker in der dritten Periode der Grammatiker, die schon über den Accent theoretisiren, doch ein noch Fremderes ist, als selbst jener Zeit des Horaz, so daß Priscian (500 n. Chr.) sagt: Viele zu seiner Zeit behaupten, in den alten Komikern sey gar keine Metrik zu erkennen; Andere behaupten, den Schlüssel derselben gleichsam unter der Form eines Geheimnisses zu besitzen. Wie wäre diese Aeußerung möglich, wenn der Ictus des Terenz mit dem spätern Wortaccent identisch gewesen wäre?

§. 22.

Ich besitze bei weitem nicht die Mittel, um diese Zweifel zu lösen. Es sey mir genug, sie angedeutet zu haben. Ich will hier noch dasjenige berühren, was die römischen Grammatiker über den Accent der spätern Periode berichten. In dieser tritt derselbe Fall ein, wie im Griechischen; der Accent wird als etwas neben der Quantität der zweiten Periode Fortlaufendes, ihm aber eigentlich Widersprechendes aufgeführt und als etwas der Sprache Wesentliches betrachtet; nur wird er glücklicherweise nicht der Schrift aufgebürdet wie im Griechischen. Der Grund dieser letztern Verschiedenheit mag darin zu suchen seyn, daß der griechische Accent, wie wir wissen, einen freien Spielraum von drei Sylben hat, auf dem er sich herumbewegt, die Bezeichnung folglich praktisch nothwendiger wird, da er mannichfaltiger ist; im Lateinischen dagegen ist dieß anders. Bentley hat im Schediasma die Stellen der Grammatiker über diesen Punkt zusammengestellt. Man bemerke davon: Schon Quintilian, der Zeitgenosse des Tacitus, sagt: jedes Wort hat eine betonte Sylbe (syllaba acuta), welches aber niemals die letzte seyn darf (versteht sich bei mehrsylbigen); daher in zweisylbigen die erste betont ist. Der spätere Priscian

sagt: Der Accent (acutus) hat im Lateinischen zwei Stellen, penultima und antepenultima, bei den Griechen kommt er auch auf ultima vor. Dasselbe sagt Donatus; dasselbe Maximus Victorinus, er führt als Beispiel für die penultima das Wort praelegistis, für die antepenultima praelégimus an. Der Grieche Olympiodorus hat die merkwürdige Stelle: Das gemeingriechische betont *Γραικοὶ* (Griechen), was die Römer *Γραῖκοι* (= Graeci) betonen; und überhaupt betonen die Römer in jedem Wort die antepenultima oder penultima *διὰ τὸν κόμπον* (nach Bentley propter fastum et grandiloquentiam, weil sie gern den Mund voll nehmen und mit Pathos und Emphase sprechen); daher sie auch von den Dichtern das Epitheton *ὑπερηνορέοντες* erhalten (nach Bentley feroces et superbi, eigentlich übermännlich, eisenfresserisch). Bentley setzt hinzu, diese Eigenthümlichkeit habe die römische Sprache von der äolisch-griechischen Mundart geerbt, welche, wie bekannt ist, auch diese Tonstellung lieben soll.

§. 23.

Am auffallendsten ist mir übrigens an dieser Stelle, daß Bentley diese Tongesetze der spätern Periode für seine altlateinischen Ictus citirt, mit denen sie vielleicht gar nicht in Verbindung stehen. Denn einmal ist doch klar, der alte Ictus trifft im Vers überhaupt nur wenige, die geringere Zahl der Wörter, alle andern erscheinen tonlos, während im spätern Accentsystem jedes Wort seinen bestimmten Ton haben muß. Zweitens ist jenes Gesetz, das die Betonung der ultima verbietet, im offenbaren Widerspruch mit Bentley's eigner Ictus-Austheilung. Es ist wahr, er führt an, daß gewisse Wörtchen, wie *me, te, se, ne, que*, wahre Enclíticae seyen, und den Ton auf die Schlußsylbe des vorgehenden Wortes werfen. Auch soll der Fragesatz so betonen können. Es braucht aber nur eines flüchtigen Blickes in seinen Terenz, um zu sehen, daß diese Ausnahmen bei weitem das Gesetz nicht retten. Er accentuirt in unzähligen Fällen die ultima selbst vor dem längsten folgenden Wort, das doch gewiß nicht enclitica seyn kann, ja sogar vor Komma und Punctum! So daß vielmehr durch diese ungehörige Zusammenstellung sich die Ueberzeugung aufdrängen will, der altlateinische Vers-Ictus ist ein bloß metrisches Hülfsmittel, das später wieder aufgegeben wurde, und von dem noch später entwickelten Wortaccent ist er wesentlich verschieden. Auf diese Art müßte man Ictus, Quantitätsrhythmus und Accent als drei ganz verschiedenen Perioden der lateinischen Sprache zufallende Elemente betrachten.

§. 24.

Im Mittelalter ist Italien in demselben Fall wie Griechenland. Die Hexameterpoesie wird noch fortgeführt neben der sich entwickelnden tonischen Volkspoesie der lingua volgare, und die

ersten großen Dichter dieser letztern, Dante, Petrarch und Boccaz, schreiben noch eben so viel Lateinisch als Italienisch. Die accentuirte Sprache tritt aber sogleich mit großer Entschiedenheit auf; der Accent ist fest, unveränderlich, und das schon von Quintilian gegebene Gesetz wegen der Austheilung erscheint durchgeführt. Nur einige in späterer Zeit abgestumpfte Formen (wie *età, virtù* statt *etáte, virtute*) haben jetzt den Accent auf der ultima, wozu noch der zweite Fall kommt, daß Wörter mit dem Auslaut einer liquida (*l, m, n* und *r*) ein schließendes *e* oder *o* gleichfalls im einzelnen Fall abwerfen dürfen. In den spanischen Dialekten, deren Verskunst vom Anfang an tonisch und der italienischen ganz analog ist, ist dieser Fall der männlichen Endung viel häufiger, und tritt auch in einigen weitern Auslauten (beim *d, s, z*) ein. Diese Sprachen bezeichnen späterhin die Betonung häufig durch Accente, doch die Italiener weit sparsamer als die Spanier. Im Castilischen ist es Regel, daß ein Wort, das den Ton auf antepenultima hat, den Acut auf diesem Vocal führt, so auch auf penultima und ultima, wenn nicht die Endung nach den gewöhnlichen Analogien schon den Ton deutlich macht. Im Italienischen ist die Figur des gravis für ähnliche Fälle hergebracht; der Portugiese bedient sich häufig, doch schwankend, des Circumflexes zu diesem Zweck. So vollständig, wie das griechische, auch noch neugriechische Accentsystem, ist also in den romanischen Idiomen nichts durchgeführt worden. Was endlich die Betonung der französischen Sprache betrifft, so muß sie hier ganz ausgeschlossen bleiben. Denn es ist dieß eine Materie, die sich vom romanischen Standpunkt gar nicht besprechen läßt. Wir werden also später darauf zu reden kommen.

§. 25.

Dem Schönheitsgesetze der regelmäßigen Abwechslung von Vocal und Consonant ist die griechische Sprache wohl am nächsten gekommen. Offenbar hat die lateinische schon viel häufigere Position, daher die Römer, wie Bentley in dem oben erwähnten Schediasma zeigt, häufig gezwungen sind, in Nachahmung griechischer Metren Spondäenfüße statt Trochäen zu verwenden. Entschieden überwiegend aber ist die Consonanthäufung von den ältesten Zeiten her im germanischen Sprachkörper. Bei Ulfilas ist außerdem, was hier wichtiger ist, unläugbare Gemination, die jeden Gedanken an Assimilation abschneidet; namentlich geminiren liquidae, doch auch schon die Dentalen. Hier ist also eine weite Classe geschärfter Vocale ohne wahre Consonanthäufung. Nun ist aber nicht zu übersehen, Ulfilas, der um 360 unserer Aera blühte, ist zwar nicht so spät wie Priscian, die Griechen aber hatten da schon ihre letzte byzantinische Periode, und die Römersprache war auch über ihr Jugendleben hinaus. Es ist also gar nicht zu bezweifeln, der Ulfilanischen Periode unserer Sprache müssen frühere vorausgegangen seyn, und da von ihm aus

bis zu uns der Accent mehr und mehr die Quantität vernichtet hat, so gibt dieß wieder das Recht zum Rückschluß auf eine Periode, wo Quantität allein galt, und der Keim des Tones wenigstens nur implicite vorhanden war. Die Entwicklung der griechischen Sprache war freilich eben darum vom Glück so begünstigt, daß sie in ihrer frischesten Jugendblüthe auch ihre politische und literarische Blüthe erlebte; diese zwei Culminationspunkte mögen im Lateinischen schon weniger coincidiren, daher das Lateinische die Fülle der Formen des Griechen nie erringen konnte; in der germanischen Welt fallen beide Lebenspunkte um ein Jahrtausend auseinander; daher die Bildungen zur bei weitem größern Hälfte verkümmert wurden und verkamen. Wenn es also zum Begriff einer antiken Poesie, einer Jugendpoesie gehört, daß sich eine quantitirende Poesie entwickle, so müssen wir gestehen, die germanische Sprache hat dieses reine Glück der ersten Jugend nie völlig genossen. Wir haben keine antike Literatur in diesem Sinne.

§. 26.

Dieser Nachtheil führt uns aber einen bedeutenden Vortheil von anderer Seite zu. Die Stabilität der alten Sprache wurde nach abgeblühter Jugend eine solche Autorität, daß sie alle weitere Entwicklung hemmte, und die Weiterbildung des Idioms für die Ueberlieferung völlig verloren ist. Wir müssen den Weg, den das Lateinische ins Italienische, das Griechische ins Neugriechische gemacht hat, in der Imagination suppliren, nachweisen läßt er sich eigentlich nicht. In der germanischen Sprachwelt ist es anders. Eine autorisirte Niedersetzung fehlt der Sprache lange gänzlich; ja, das Eigenste ist, daß immer für die jüngere Periode das Vorhergegangene abgeschnitten ist, gar nicht da war, und jede Periode fast von vorn anfangen mußte. Wir haben nur das Ulfilanische Monument aus dem vierten Jahrhundert; einige Jahrhunderte später ist sein Volksstamm und sein Idiom völlig verschwunden, es zeigt sich nirgends mehr eine Spur, ja, es ist nicht zu belegen, daß die deutschen Stämme im fünften, sechsten, siebenten Jahrhundert überhaupt geschrieben haben. Ulfilas steht in seinem ehrwürdigen Alterthum für uns völlig isolirt.

§. 27.

Aus der gothischen Periode hat man nichts Metrisches. Eine den griechisch-römischen Metren entsprechende Poesie hätte unsere Sprache selbst in der vorgothischen Periode nicht eigentlich haben können. Für den Hexameter hätte sie einerseits zu viele Positionen, andrerseits zu viele vielfache Kürzen gehabt, und diese durch Schein-Position versfähig zu machen, hätte man die Ueberzahl der Längen noch mehren müssen; mit Einem Wort, die Austheilung der Längen und Kürzen war zu ungleich für diesen Zweck. Ueber den gothischen Vers enthalten wir uns also jeder Vermuthung, besonders weisen

wir die Annahme ab, daß ihr Vers dem der nächsten germanischen Periode vom siebenten Jahrhundert ab analog gewesen sey. Für Ulfilas ist ein Wort-Accent unerweisbar; die nächste Periode aber hat unläugbaren Ton und auf ihn ist die metrische Form gegründet. Diese Periode umfaßt einmal den scandinavischen Norden, andrerseits den eigentlich germanischen Stamm, dessen niederdeutsche Hälfte sich einestheils als angelsächsisches Volk nach Britannien wendet, anderntheils im Norden Germaniens festen Fuß behält, die oberdeutsche Hälfte aber, im südlichen Theil des Landes gegen das Alpgebirge festgesiedelt, eine härtere vom Ursprung weiter abgelegene Sprachbildung entwickelt.

§. 28.

In dieser Periode besteht ein Vers, der auf Wort-Accent fundirt ist, jedoch ohne die Quantität darum aufzuheben. Der Vers hat mit dem Altlateinischen hierin bedeutende Aehnlichkeit; wie auch darin, daß er nur nach gewissen hervorgehobenen Tonsylben, gleich dem Ictusvers, zählt, und die Nebensylben oft ungezählt mitgehen läßt. Der wesentliche Unterschied ist aber, daß der altlateinische Ictus, wie wir sahen, nicht ein der Wurzel eingewachsenes Element war, sondern dem Wort für das metrische Bedürfniß eingebildet und zugetheilt. Die germanischen Formen behalten aber ihren Ton unwandelbar. Dieses geht selbst aus den in den Schriften vorkommenden Accentzeichen hervor, die nicht nur auch in der prosaischen Rede, sondern selbst in lexikalischer Fassung, in den Glossen u. s. w., wenigstens häufig geschrieben werden. Man hat sich nur zu hüten, diese Tonsylben mit den daneben bestehenden Geminationen zu verwechseln.

§. 29.

In der Entwicklung des deutschen Tones hat Grimm eine Stufenfolge beobachtet, die er nach drei Hauptperioden des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen unterscheidet. Die erste oder die Periode Otfrids, der von Graff mit den Ton-Accenten der Manuscripte herausgegeben worden ist, bezeichnet er so, daß dieser Dichter in den gereimten oder assonirenden Endsylben, welche bald ein-, bald zwei-, bald dreisylbig sind, niemals eine Wurzel mit zwei Kürzen verwendet, woraus man sieht, daß diese kurzen Vocale, wenn sie auch im Vers den Ton ertragen können, doch für den Versschluß, der durch den Reim hervorgehoben wird, nicht stark genug waren.

§. 30.

Was am Graff'schen Otfrid am meisten auffällt, ist das, daß seine Accentzeichen, hierin ganz identisch mit dem altlateinischen Ictus, nicht alle, nicht einmal alle bedeutenden Wörter des Verses treffen, sondern nur die wichtigsten herausheben, und daß darauf

ein rhythmischer Parallelismus beruht, der in den ältesten, besonders nordischen Alliterations-Versen noch mehr hervorgehoben wird. Nämlich der Vers, der aus zwei Hemistichien besteht, verlangt als Regel drei Haupttöne, wovon zwei auf den ersten und einer auf den zweiten Verstheil ausgetheilt sind, so daß die andern, in der gemeinen Sprache nothwendig auch betonten Wörter durch diese Bevorzugung im Ton nothwendig zurückgesetzt werden. Diese Lücken im Otfrid'schen Vers hat Lachmann durch den Begriff des Nebentons, oder der der Hebung gegenüberstehenden Senkung unserer Anschauung näher bringen wollen. Der Begriff des Nebentons ist freilich für die deutsche Metrik unentbehrlich, nur ist, namentlich in noch späterer Zeit, mit dem bloßen Gegensatz zweier Ton-Werthe nicht wohl auszureichen.

§. 31.

In der nächsten Periode, nach Grimm, oder der mittelhochdeutschen, wo die Reimkunst sich vollendet, reimen nun sowohl einsylbige Wörter als auch zweisylbige, mögen diese antepenultima lang oder kurz haben; *fráge* reimt auf *wáge*, aber auch *ságe* auf *kláge*, nur nicht diese auf jene. Alterthümlicher ist es, wenn Flexionssylben reimen, wie *töt: morderöt* oder *ligen: heiligen*; solche Reime weisen uns recht aufs älteste, rein quantitätische Element zurück, wo Wurzel und Flexion sich sinnlich ganz gleich standen, wie in der alten Metrik. Eine auffallende Erscheinung ist, daß eine doppelte Kürze im Reimschluß jetzt einer männlichen Sylbe gleich geachtet wird, und Gedichte, die bloß männlich reimen, wie das Nibelungenlied, solche Reime, wie *fráge, wáge*, gar nicht brauchen können, wohl aber solche, wie *ságĕ: tágĕ* oder *ságĕn: tágĕn* und diese zwar metrisch gleich einer Länge betrachten, auffallend ähnlich der Auflösung der langen Sylbe in zwei kurze im griechischen Jambus und im altrömischen Ictusvers. Da man neben *sagen, tagen* auch die Schreibart *sagn, tagn* findet, so ließe sich sagen, es ist hier stehende Contraction und daraus hervorgehende Position zu erkennen; diese Erklärung paßt aber nicht für den andern Fall von *sage, tage*, die nie abgekürzt werden können.

§. 32.

Dieses System bleibt lebendig bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo unsere Sprache eine gänzliche Revolution erfährt. In dieser Periode operirt sich die Ausgleichung der nieder- und oberdeutschen Idiome, und diese Krisis fällt mit der Zerstörung der Quantität zusammen, die, wie man annehmen muß, der allmählich gereifte Accent endlich untergraben hatte und nun entschieden von sich warf. Spuren dieser Quantität, die die schwache Betonung nicht ausschließt, findet man indessen noch in manchen deutschen Provinzen, namentlich in vielen Gegenden der Schweiz, wo Wörter, wie *vögel, gäbel*, noch heute mit kurzem Wurzel-Vocal, also quantitä-

tisch, wie *vögel, gäbel*, gehört werden. Der schweizerische Grammatiker Stalder ist so sehr in diesem eingebornen Elemente befangen, daß er aus Unkenntniß hochdeutscher Betonung, über diese Eigenheit seines Idioms nicht eine Sylbe vorbringt.

§. 33.

Was die Verskunst dieser neudeutschen Sprache von der vorigen Periode völlig unterscheidet, das ist die mit dem neuen Accent eingeführte strenge Sylbenzählung. Während im Mittelalter immer nur Accente gezählt worden, zählen jetzt, und gerade im Anfange der Periode, aufs strengste die Sylben. Man darf nur die Meistersänger aufschlagen, um sich zu überzeugen, daß die Sylbenzählung viel strenger eingehalten wird, als die metrische Austheilung der Betonungen. Nur die Schluß- oder Reimfälle müssen wirklich betont seyn. Dieses ist übrigens auch der Grundsatz der neuromanischen Metrik. In der spätern Ausbildung der germanischen Idiome ist man von dieser streng mechanischen Regel und ihrer völlig abstracten Fassung wieder etwas zurückgekommen; die Sprache, einmal mit der Sylbenzählung vertraut, aber auch dem unerschütterlich haftenden Wort-Accent sein Recht zugestehend, bestrebte sich immer mehr, die metrischen Bedingungen nicht einer längst verlornen Quantität, sondern dem prosaischen Wort-Accent so viel als immer möglich ist anzupassen. So werden wir im historischen Theil und an Beispielen aus der neudeutschen Poesie nachweisen, wie unsere nationalen Reim-Verse auf einem künstlichen Systeme der Ausgleichung zwischen metrischem Ictus und logischem oder rhetorischem Accent gegründet sind, indem der prosaische Wort-Accent zwar das Substrat dieser Verhältnisse, aber doch nur durch ein Schwanken zwischen beiden Elementen zur natürlichen Ruhe gelangen kann, ein Verhältniß, von dessen complicirter Structur die neu-romanischen Sprachen sich schwer einen anschaulichen Begriff zu machen im Stande sind.

Hier sind wir nun auf dem Punkt angelangt, wo die deutsche Sprache alle Quantität dem tonischen Accent untergeordnet hat, wo es folglich keine kurzen Wurzelsylben mehr gibt, sondern nur betonte, das heißt entweder gedehnte oder geschärfte Wurzelsylben, in denen wirkliche oder fingirte Position unter sich und der Dehnung gleichgestellt werden. Für abhängige Sylben der Flexion, Composition oder Syntax bleibt die Stellung des Nebentons und der Tonlosigkeit übrig. Hier sey noch erinnert, daß die übrigen germanischen Idiome, wie Holländisch, Englisch, Dänisch und Schwedisch*), in ihrer Entwicklung den ganz analogen Weg gemacht haben und sich jetzt in demselben Falle befinden, wie die deutsche Sprache.

*) Grimm's Angabe aus Rask, die Nordsprache differire in der Betonung vom Deutschen, beruht auf einem Mißverständniß auf Grimms oder auf Rasks Seite.

Daß aber auch der französischen Sprache etwas Analoges begegnet ist, werden wir hier erst voraussetzen müssen.

§. 34.

Soll alles Gesagte klar und einfach vor die Imagination gebracht werden, so ist bei Vergleichung unserer drei Sprachen offenbar folgender Stufengang in der Entwicklung deutlich. Voran zu schicken ist:

I) eine Urperiode; vorhistorisch; in ihr wird die primitivste Einrichtung verlangt, das heißt das einfachste Lautverhältniß, noch ohne alle tonische Affection gedacht, folglich einfache Consonanz mit nachfolgendem kurzem Vocal. Als ein solches Urwort wollen wir z. B. die Form

palaka

fingiren. Man setze nun die Bewegung der Sprache

II) in die doppelte Erscheinung, daß

1) Vocale ausfallen, so werden die Formen *plaka* und *palka* möglich, und

2) Consonanten, so wird aus jener Form *pâka*; denn die zwei kurzen *a* sind nothwendig einem langen gleich.

Dort haben wir Position, hier Dehnung. Aus beidem zusammen constituirt sich der Begriff der Quantität. Auf dieser Stufe ist also die quantitirende Metrik zu entwickeln. Dieß ist die erste unserer historischen Perioden. Dahin gehört offenbar im Griechischen die jonische Hexameter-Poesie. Diese Quantitätspoesie hat sich, wie wir wissen, bei den Griechen weiter geerbt, als schon die Accentsprache sich praktisch entwickelt hatte, und an diesem künstlichen Element nahm die römische Sprache Gelegenheit, die Quantitätspoesie, wie es scheint ihrem Ictusvers zum Trotz, gleichsam nachträglich zu entwickeln. Der germanischen Sprache fehlt, wie wir wissen, das Analoge; sie hat in dieser Periode noch keine uns bekannte Poesie, und ihre Structur scheint auch, wenigstens vom antiken Standpunkt aus, Hindernisse zu machen.

III) Unsere Urform könnte sich auch anders entwickeln. Aus dem indifferenten *palaka* könnte sich, sey es bloß zum Bedürfniß des Verses (Ictus) oder selbst als stehende Gewöhnung (Wort-Accent), eine Betonung *pálaka* oder *paláka* oder *palaká* entwickeln. Man könnte den ersten Fall der germanischen, den zweiten der römischen, den dritten der griechischen Betonung als vorzüglich entsprechend anführen. In dieser Periode, die wir die des schwachen Tones nennen könnten, entwickelt sich jene Ictus-Poesie, die ohne strenge Sylbenzählung sich an eine gewisse Zahl hervorgehobener Sylben festhält. Diese Poesie wird häufig durch das qualitätische Kunstmittel der Alliteration unterstützt. Auffallend hat die griechische Sprache eigentlich gar nichts dieser Art aufzuweisen. Im Lateinischen gehört dahin die erste Periode

der komischen Dichter, und besonders Plautus ist ein schlagendes Beispiel, weil bei ihm Ictus und Alliteration die wichtigsten Kunstmittel sind, die die poetische Form bestimmen. Ganz dasselbe gilt nun von allen ältesten poetischen Denkmälern der Germanen. Im alliterirenden Ictusvers sind die alten Gedichte der Angelsachsen, die altsächsische Evangelienharmonie (Heliand), die altnordischen Eddalieder und die ältesten Bruchstücke, die man von hochdeutschen Gedichten besitzt, nämlich das Hildebrandslied, das Wessobrunnergebet und das Muspilli.

IV) Nun kann und muß eine Uebergangsperiode gedacht werden. Man nehme an, die Formen *páka*, *palka* und *paláka* leben nebeneinander; doch sind die letztern die Minderzahl, und in den Schwersylben bildet sich die Assonanz und zuletzt der Reim aus; in gleichem Verhältniß verschwindet die Alliteration. Durch das Reim-Element gewinnt die Betonung mehr und mehr an Gewicht, denn der Reim ruht auf dem Ton. Auf dieser Stufe, dem gereimten Ictus-Element, steht die mittlere hochdeutsche Poesie neben der mittelalterlich romanischen. Also sowohl Otfrid wie die Nibelungen und die altfranzösischen Gedichte.

V) Mit Entschiedenheit wird jetzt aus den Formen *páka* und *paláka* entweder *pallaka*, *palacka* oder *pálaka*, *paláka*, das heißt, die Tonsylbe kann nicht mehr in einer quantitätischen Indifferenz verharren, der vorher schwache Ton wird zu einem starken, die ganze Energie der Stimme wirft sich auf die Tonsylbe, und der Tonvocal hat nur die Wahl, ob er sich zur Schärfung oder zur Dehnung entschließen will. Nur in der tonlosen Sylbe kann der Begriff des kurzen und langen Vocals im wahrhaften Sinne noch zur Sprache kommen. Auf dieser Stufe, wo der unbestimmte Gehalt des Ictus oder des schwachen Tons zur Entschiedenheit gezwungen wird, ist es begreiflich, warum auch der Vers plötzlich in ein strengeres Maß übertritt; denn von nun an verlangt er strenge Sylbenzählung. Diese Sylbenzählung wird aber vorerst wieder als ein Abstractes aufgefaßt; das metrische Bewußtseyn verliert sich in ihm; der in der Sprache schon lebendige Wortaccent wird ignorirt, und nur in der gereimten Schlußsylbe muß Wortaccent mit Vers-Ictus coincidiren. Man kann diese Stufe den laxen Accentvers nennen. Auf dieser Stufe stehen einmal die mittelgriechischen sogenannten versus politici, die sich wohl bis in die heutige neugriechische Volkspoesie fortsetzen, ferner die moderne Poesie der südromanischen Sprachen (der Franzose gehört nur halb hieher, weil sein Ton nie ein starker geworden ist); endlich war die deutsche Poesie eine kurze Periode auf dieser Stufe begriffen, für welche wir schon oben das Beispiel der Meistersänger angeführt haben. Ein Aehnliches wird sich von den andern germanischen Idiomen nachweisen lassen. Der germanische Geist befriedigte sich aber

auch nicht auf dieser Stufe des laxen Accent-Verses, sondern er ging

VI) auf die des strictен Accentverses über, den die moderne englische, deutsche und nordische Poesie befolgt. In ihr muß Coincidenz des Wortaccents mit den rhythmischen Schwerpunkten die Regel bilden; Abweichungen dürfen höchstens als Ausnahme eintreten. Diese Selbstbeschränkung hat dem germanischen Vers unmittelbar wieder eine größere Freiheit von der andern Seite eingetragen; denn während der romanische Dichter, bei laxem Wortton, an eine sklavische Sylbenzählung gebunden ist, kann sich der germanische hierin großer Freiheiten bedienen, und nur von diesem Standpunkt aus wird man die Leistungen unserer größten Sprachkünstler, eines Shakspeare, Wieland, Schiller und Byron völlig zu würdigen verstehen.

§. 35.

Um den Begriff unsers Phänomens noch schärfer zu fassen, kehre ich zu meiner frühern Vergleichung des Tons mit einer Krankheit des Organismus zurück. Der Accent ist eine Art Gliederkrankheit oder Arthritis. Die Disposition dazu wird das Individuum mit auf die Welt bringen, da es ein erbliches Uebel ist. In den Jahren der frischen Jugend wird es aber im Ganzen nur als eine periodische Störung erscheinen, durch die sie sich erst anzukündigen pflegt. In den mittlern Jahren wird sie hartnäckiger; es ist gleichsam eine schwebende Materie, die noch keinen Schwerpunkt gefunden hat, und darum wandernd auf dem ganzen Gebiete des Nervensystems sich umtreibt, um diesen Ruhepunkt zu suchen. Erst mit der eintretenden Altersperiode pflegt sich die Krankheit in gewisse Theile völlig niederzulassen und also ruhend oder stabil zu werden, zumal in den Extremitäten, wo sie dann als Chiragra, Podagra u. dergl. bekannt ist. Man wird finden, daß die der Sprache eingeborne Accent-Krankheit in mehr als Einer Hinsicht diese Erscheinungen nachbildet. Die Urperiode der Sprache nannten wir rein qualitätisch, aber dem Organ ist die ungleiche Behandlung des Stoffes eingeboren, und sobald die Quantität eintritt, ist auch schon eine sinnliche Betonung damit ausgesprochen. Der Ictus geht einen Schritt weiter, und er selbst ist nur der Vorläufer des Wortaccents. Es handelt sich zuerst nur um einen schwachen Ton, und der Ictus springt auf den Sylben noch unentschieden hin und her. Endlich aber wird der schwache Ton ein starker, Dehnung und Gemination producirt sich und ist damit an gewisse Sylben gefesselt. Je nachdem auf ultima, penultima oder antepenultima der Ton sich fixirt, kann er schicklich mit Podagra, Chiragra und Kopfgicht verglichen werden.

§. 36.

Alle in unserer Nähe lebenden Idiome werden Spuren von Betonung verrathen; ja, ich möchte mich nicht der Gefahr unterziehen,

eines überhaupt auffinden zu wollen, dem man jede Ton-Affection absprechen müßte. Wir haben dieß in der historischen Ansicht vorläufig bloß a priori gefordert. Der wichtigste Unterschied unserer Sprachen beruht aber auf dem Moment, ob sie durch die Betonung Dehnung und Gemination produciren oder nicht, mit andern Worten, ob sie auf der ersten Stufe des schwachen Tons stehen bleiben oder zur zweiten des starken übergehen. Das beste Beispiel der schwachen Betonung geben uns unter den lebenden Sprachen sämmtliche slavische; sie betonen, aber erzeugen keine Gemination; regelmäßig wird also in ihnen nie der Consonant verdoppelt. Dagegen haben sich vom schwachen zum starken Ton gewendet die neugriechische und die südlichen romanischen Sprachen, die italische und spanische; diese drei haben die schwach betonte Kurzsylbe sämmtlich durch Dehnung in eine Länge verwandelt; ferner gehören hieher alle germanischen Idiome; in ihnen tritt Dehnung und Gemination gleicherweise ein. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß Griechen und Romaner an ihrer antiken Sprache eine Autorität hatten, die sich der modernen Gemination widersetzte, und auf den andern Abweg der Dehnung zwang, weil diese letztere der Orthographie keinen Eintrag thut, wodurch aber das Ohr, das heißt die Sprache selbst, nur um so tiefer verwundet wird. Die einzigen Franzosen haben sich diesem Verfahren, das allerdings ein Mißbrauch heißen kann, niemals fügen wollen; sie allein haben die alten Tonkürzen nicht gedehnt, aber auch nicht durchgängig geminirt, obwohl dieses versucht wurde; kurzum, die Sprache hat den starken Ton abgewiesen und sie, als die einzige, die ältere schwache slavische Betonung beibehalten.

§. 37.

Neben dieser materiellen Differenz nun, die den schwachen und starken Accent unterscheidet, muß noch eine zweite formelle zur Sprache kommen, die Differenz in der Ton-Austheilung. Da der Ton ein Relatives ist, so kann beim einsylbigen Wort für sich betrachtet, von keiner Betonung die Rede seyn, nur die Bevorzugung einer Sylbe vor der andern durch Energie macht seinen Accent aus. Wenn nun die Betonung überhaupt das natürliche Gewicht der Stimme ist, das die Sylben producirt, so sollte man zunächst für das natürlichste Verhältniß halten, daß diese Energie gewissermaßen nach den Gesetzen des Falls sich in der Production und durch sie steigert, so daß also die Schlußsylbe immer als die betonteste erschiene. So betonen viele Sprachen, zumal orientalische, wie Hebräisch, Türkisch. Auch die Griechen, die überhaupt den Orient und Occident vermitteln, wählen diese Tonstellung wenigstens sehr häufig. Es ist aber noch eine andere Tendenz in der Natur des Tones; man kann sich auch vorstellen, daß die Stimme beim Ausbruch ihre volle Kraft losläßt und weiterhin verklingen läßt, so daß sie die folgenden Sylben hinter dem Ton nachführt, als Gefolge

nachschleppt. Dieses Princip scheint mir im Ganzen das occidentalische zu seyn. Hier ist aber nun zweierlei zu merken. Einmal wird dieses Princip natürlicherweise gern durch das erstere einigermaßen in der Balanz gehalten; dann wird sich der Ton am liebsten auf die Mittelsylben werfen, am liebsten auf die vorletzte, ausnahmsweise auf die drittletzte. Auf dieser Einrichtung beruht einmal, wenn wir das Gebiet des schwachen Tons betrachten, das System der slavischen Sprachen. In der polnischen Sprache z. B. ist der Penultima-Ton als Regel durchgeführt, nur enklitische Anhängsel erzeugen antepenultima. Diese Einrichtung müßte unausstehlich monoton werden auf dem Gebiet des starken Tones. Im Lateinischen haben wir das bedeutende Zeugniß Quintilians, daß der Ton im mehrsylbigen Worte nie auf ultima falle. In diesem Sinne haben sich denn auch die neuen südromanischen Sprachen entwickelt, in ihnen ist der schwache Ton zugleich in den starken übergetreten. So betont der Italiener als Regel penultima, als Ausnahme antepenultima; ultima aber nur in wenigen abgestumpften Formen. Diese abgestumpften Formen, welche den Vocal der Flexionssylbe abgeworfen haben, sind im Spanischen häufiger, daher dort der ultima-Ton nicht so selten; endlich im nordromanischen Französisch wird dieses Verstummen der Flexionssylbe zur Regel, folglich wäre für ihn ultima-Ton Regel, das heißt Betonung der letzten Sylbe, die kein stummes *e* hat, und auf dieses Extrem hat sich auch wirklich das Idiom geworfen, nämlich das altfranzösische, heute aber wohl zu merken, nur in seiner romanischen Betonung, das heißt, insofern es sich seines Zusammenhangs mit dem Südromanischen noch einigermaßen bewußt ist. Diese Betonung hört man noch heute in Frankreich, aber nicht als natürliche, in der Sprache des gemeinen Lebens, sondern als ein wirkliches Kunstmittel; denn so viel Gewalt hat die Theorie selbst auf den Accent, wenn er sich, wie hier, in der schwebenden Natur erhalten und niemals aus dem schwachen in die starke Betonung sich fixirt hat; auf diese Weise spricht der Franzose im hochpathetischen Vortrag, also im Pathos der Tragödie, in der leidenschaftlichen Sprache der Bühne überhaupt, sey es Alexandriner oder Prosa, ferner in der kirchlichen Beredsamkeit. In dieser Sphäre scheint es wirklich italienischer, ultramontanischer Accent zu seyn, und sich durch Tradition festzuhalten. Im Leben übrigens würde selbst in der äußersten Emphase dieser Ton nicht wohl angeschlagen werden können, ohne dem Redner das Prädicat des „Theatralischen" einzutragen. Es ist also eigenthümlich dem Bühnen- und Kanzelvortrag; wir können ihn mit Einem Wort den emphatischen Accent nennen, werden aber später erkennen, daß der Franzose noch einen Conversations-Accent neben diesem besitzt.

§. 38.

Fassen wir den Accent der Griechen und Romaner noch einmal ins Auge, so hat er noch das Gemeinsame, daß er nach sinn-

lichen

lichen Rücksichten und Gesetzen ausgetheilt ist. Der Grieche zieht den Ton rückwärts durch nachfolgende schwere Sylben, die dem Ton nicht zu ferne stehen dürfen. Die Romaner haben nur zwei Sylben zu betonen, und jede Verlängerung des Worts durch Flexion und Derivation wird demzufolge den Ton rückwärts (oder richtiger vorwärts) ziehen. Es ist also klar, daß der Ton nicht in dem Sinn ein fixirter ist, daß er an gewissen Sylben durch die ganze Sprache festhängt, sondern er schwebt immer noch über dem Wort, und läßt sich innerhalb der ihm abgesteckten Gränzen vorwärts- und zurückschieben. Diese Beweglichkeit bildet den Charakter des sinnlich ausgetheilten Accents.

§. 39.

In den germanischen Sprachen muß der Accent im Allgemeinen ein logisch ausgetheilter heißen. Denn hier bleibt der Ton, der dem Wurzelvocal oder der Wurzelsylbe eines Worts sich nach und nach eingebildet hat, auf dieser Sylbe unveränderlich, das Wort mag sich durch Erweiterungen aller Art vor- und rückwärts verlängern, wie es will. Dieses ist wenigstens die Regel. Der germanische Accent ist demzufolge Wurzelbetonung. Bei diesem Grundsatz aber kommt das germanische Idiom in Conflict mit einem Naturgesetz, das wir erst in der Rhythmenlehre vollständig entwickeln können, das folglich hier nur angedeutet werden kann. Aller Ton ist ein Relatives, folglich durch seine Umgebung bestimmt. Eine Sylbe wird also tonisch schwer durch eine tonisch leichte neben ihr; stellen sich zwei leichte hinter eine schwere, so wird die dritte der zweiten gegenüber, die durch die erste schwere relativ die leichteste ist, schon wieder einen geringen Grad tonischer Schwere annehmen; die dritte wird mehr Gewicht haben als die zweite. Diese Beobachtung wird schon beim griechischen und romanischen Accent praktisch, sie hat aber auf jenes System doch noch keinen in die Augen fallenden Einfluß geübt. Setzen wir aber nun den Fall, die deutsche Wurzelbetonung verlangt nach ihrer logischen Austheilung hinter dem schweren Ton drei kurze Sylben; was wird die Folge seyn? Auf die Tonsylbe folgt die relativ leichteste, durch ihre Leichtigkeit gewinnt die dritte an relativem Gewicht, die vierte wird durch dieses Gewicht wieder um so leichter, und folglich wird die dritte durch ihre Stellung zwischen zwei ganz leichten in der Schwere noch einmal gehoben, die dritte steht also jetzt an Bedeutung der ersten zunächst. Dieß ist das Gesetz des Nebenaccents; es läßt sich so fassen: die Sprache überläßt der Tonsylbe höchstens die Herrschaft von drei Sylben; tritt sie über dieses Maß hinaus, so muß sich ein Nebenaccent herstellen; durch dieses Medium kann der Hauptton über ein viel größeres Gebiet Herr werden. Dieser Nebenaccent, wie er hier entwickelt wurde, ist aber zwei weitern Einflüssen unterworfen,

einem sinnlichen — er kann durch Dehnung und Position anders bestimmt werden als oben geschah, so daß z. B. die zweite Sylbe dennoch über die dritte Herr wird; und einem logischen, indem der Nebenaccent in allen Wortverbindungen zunächst wieder ein logischer, ein Wurzelaccent ist — und eine mit der Hauptwurzel vereinigte Nebenwurzel ihren Wurzelaccent als Nebenaccent behauptet. Aus diesem folgt, daß der Nebenaccent eben so gut dem Hauptaccent vorangehen als folgen kann, wiewohl der andere Fall die Regel macht, und zweitens, daß bei weiterer Zusammensetzung der Nebenaccent wieder einen ihm dienenden Nebenaccent setzen kann, und so fort gewissermaßen ins Unendliche, das heißt, so weit als der geistige Ton im sinnlichen Sprachstoff sich noch hörbar zu machen im Stande ist.

§. 40.

Unter allen europäischen Sprachen muß, was die Entwicklung des logischen Accents betrifft, die heutige deutsche Sprache obenan gestellt werden. Sie hat sich in der abstracten Ausbildung, durch Composition, am reinsten und selbständigsten ausgebildet; an ihr also werden wir die Gesetze des Tons am allerdeutlichsten entwickeln können. Dieses System setzt nothwendig den starken Accent voraus, denn durch die Stufenfolge der Nebenaccente muß ohnedem der schwache Ton noch bis zur möglichsten Minutiosität in Anspruch genommen werden. Lachmann hat sich großes Verdienst um die ältere deutsche Betonung erworben; er ist auf Erscheinungen gekommen, die in der alten Sprache nur kaum erst angedeutet liegen, in der neuern aber sich mit Entschiedenheit entwickelt haben. Da ich nun nicht recht einsehen kann, warum man sich eine Arbeit absichtlich erschwert, so dünkt es mich, wir sollten vor allen Dingen ein fertiges System unserer heutigen Betonung entwerfen, das meines Wissens noch kaum versucht worden ist, und von dort aus werden sich rückwärts die ersten Spuren dieser Erscheinungen mit Leichtigkeit nachweisen lassen. Denn daß aller alte Wortton nur der Embryo des heutigen ist, daran ist nicht zu zweifeln. Es liegt in der ganzen Entwicklung der Sprache, welche in qualitativer Hinsicht eine Auflösung, ein Verbrennungsproceß genannt werden muß, daß der Ton oder das Bewußtseyn in demselben Verhältniß über den Stoff Herr wird, als dieser sich zerstört, d. h. vergeistigt. Je älter eine Sprachniedersetzung, desto mehr wird sie Sylbenwerth, selbständigen Lautwerth, objectives Gewicht haben; der moderne Accent greift mit seiner Herrschaft über eine Reihe von Sylben hin, die in älterer Zeit gleichsam unorganisch neben einander gereiht standen. Wenn also dem Historiker, dessen eigentliches Feld der Sprachstoff, die Qualität ist, je das Aelteste das Willkommenste seyn wird, so wird im Gegentheil die neueste, jüngste Niedersetzung für den Toniker das

Letzte und Höchste seyn. Doch auch dieses mit einer Einschränkung. Es ist schwierig zu behaupten, ob unsere Sprache in einem Moment ihres Daseyns das System ihres logischen Accents völlig rein erreicht habe. Wenn dieß der Fall ist, so haben wir diesen Culminationspunkt schon passirt; denn die Sprache ist in der That in einer Classe von Bildungen schon wieder von diesem Princip herabgestiegen, wenn man nicht lieber sagen will, eine Classe ihrer Bildungen hat diese Höhe verfehlt oder niemals erreicht. Man bilde sich ja nicht ein, unser Tonsystem sey ganz und absolut logisch ausgetheilt. Die sinnlichen Elemente wirken fortwährend nebenher, widersprechend, gar sehr störend. Dehnung, besonders wo sie als Diphthong hartnäckig ist, und Consonantenhäufung als Position wirken immer im Widerspruch mit der Logik fort; dann wirkt auch das rhythmische Grundgesetz des relativen Drucks und Gegendrucks störend; endlich macht die Hauptschwierigkeit das Verhältniß von Haupt- und Nebenaccent. Ob sich eine logische Rechtfertigung geben lasse, warum unsere Sprache gewisse Partikeln in der Composition bald betont, bald nicht, wollen wir später untersuchen. Man muß nur voraus bemerken, daß wir an diese Untersuchung gewöhnlich mit dem Vorurtheil der angebornen Illusion gehen, indem wir unsere Anschauung dem Begriff substituiren und etwas nothwendig sehen, weil wir daran gewöhnt sind. Aber abgesehen von dieser Erscheinung, zeigt sich eine andere, nach der eine große Masse deutscher Wörter den Gesetzen unserer Tonvertheilung geradezu widerspricht, indem sie die Stellung des Haupt- und Nebenaccents völlig verwechseln, und zwar immer in dem Sinne, daß der Ton dadurch ungebührlich gegen das Ende vorgeschoben wird, also sichtbar aus einer sinnlichen dem logischen Grundsatz conträr wirkenden Tendenz, die ich gar nicht anstehe, dem Einflusse der südromanischen Sprachen zuzuschreiben. Ja es ist auf diesem Wege die Aussicht frei, unsere Sprache ihrem geistigsten Princip, man kann sagen ihrer Seele zu entreißen und zu einer sinnlichen Messung hinüberzuführen.

§. 41.

Die deutsche Sprache gibt uns im Ganzen das vollkommenste Musterbild eines geistig und äußerst kunstreich entwickelten Tonsystems; wir haben die nähere Ausführung inzwischen für unsern historischen Theil aufgespart. Das Idiom des Holländers steht zu uns nur im Dialekts-Verhältniß, nimmt also an derselben Construction Antheil; die Dänen und Schweden haben vielleicht ihre Wort-Composition großentheils dem Vorgang des Deutschen zu danken, an dessen Muster sie sich (was diese abstracte Bildung betrifft) entwickelt haben. Der Engländer hat an derselben Einrichtung seinen rechtlichen Antheil. Weil er aber von seiner deutschen Composition nur seltnen Gebrauch macht, so ist es um so

interessanter, wie derselbe die germanische Theorie des Haupt- und Nebenaccents auf seine romanischen Formen, freilich ohne logische Begründung und vielmehr sinnlich verwendet. Zum Theil aber hat er diese Betonung schon vom Französischen überkommen. Denn auch dem französischen Idiom werden wir ein vielleicht germanisch zu nennendes Wort-Accentsystem seiner Conversationssprache beimessen müssen, das nur darum weniger augenfällig ist, weil dort der schwache Ton nicht in den starken übergetreten ist, weil demzufolge das Element selbst noch flüssiger erhalten, für absichtliche Kunstzwecke selbst umgangen werden kann, und weil der Franzose, durch geographische Lage und Abstammung zwischen zwei Elementen, dem romanischen und germanischen, gleichsam im Schach gehalten, von beiden Seiten gedrängt, weder dem sinnlichen romanischen, noch dem logischen germanischen Accente sich mit Entschiedenheit in die Arme zu werfen wagte, sondern lieber das Wechselsystem der doppelten Betonung beibehielt, um sich darum, wenigstens in der Theorie, mit der Versicherung zu brüsten, er spreche sans accent. Wir werden alles das an seiner Stelle besser beleuchten.

§. 42.

Jetzt muß noch ein Wort über Ton-Bezeichnung gesagt werden. Vom griechischen Accent will ich nicht wiederholen, was früher gesagt wurde und später zur Sprache kommt. Hieher gehört nur so viel: der griechische Wortaccent kann als solcher nur einer seyn, er verdoppelt sich später durch Enklitik, wodurch sein Werth gewissermaßen vertheilt wird. In diesem Fall müßten wir hier schon einen wirklichen Nebenaccent anerkennen. Ursprünglich war der Circumfler für den langen, der Acut für den kurzen Vocal bestimmt. Daß ich den Acut auf dem langen Vocal der quantitätischen Verderbniß und einer falschen Theorie beimesse, das Zeichen des Gravis aber für bloß orthographisch halte, werde ich später auseinandersetzen. Die spätern Römer bedienten sich des Acutzeichens für den Accent; ihr Circumfler (â) galt der Quantität. Daß die Italiener sich des Gravis, die Castilier des Acuts und die Portugiesen des Acuts oder Circumfleres für den Ton bedienen, ist auch erwähnt. Dabei wird auf Länge oder Kürze keine Rücksicht genommen. Auf den altdeutschen Denkmälern findet man neben dem lateinischen Circumflex, der die Dehnung und gelegentlich den Ton mitbezeichnen soll, auch Acutzeichen. Von der griechischen Theorie des Acuts und Gravis, die man als eine Hebung und Senkung bezeichnete (so daß aber nicht unser Gravis, sondern unsere unbezeichnete Sylbe gravis — d. h. mit der Senkung behaftet — sey) ist Lachmann auf die Terminologie der altdeutschen Hebungen und Senkungen geleitet worden. Grimm pflegt den Hauptaccent Hochton, den Nebenaccent Tiefton zu nennen. Beide bedienen sich zu diesem Zwecke des Acut- und Gravis-Zeichens.

§. 43.

In allen germanischen Sprachen ist die Accentbezeichnung niemals in die praktische Orthographie gedrungen, wie dieß auch im griechischen und den romanischen Dialekten relativ erst spät geschehen ist. Die Sprachen haben aber, wie wir wissen, noch ein anderes Mittel, den Ton symbolisch zu fixiren. Da die Dehnung durch das Wachsthum des Accents sich mehr und mehr auf die Tonsylbe beschränkt, so wird endlich jede Bezeichnung des langen Vocals, Verdopplung oder Unterstützung durch Hülfszeichen, oder von Natur der Diphthong an und für sich schon ein Tonzeichen. Ferner zur Bezeichnung der Schärfung kann zwar die natürliche Position nicht gerade dienen, da sie auch in der tonlosen Sylbe möglich ist, meistens aber vermag die falsche Position oder die Gemination diesen Dienst zu leisten. In den germanischen Sprachen stellt sich die Gemination als Schärfungszeichen recht entschieden der Dehnung entgegen, welche letztere in dem Falle, wo sie nicht wirklich im Vocal ausgedrückt wird, schon durch die Stellung des Vocals vor einfachem Mitlauter, dem wieder ein Vocal folgt, man könnte sagen durch Position bezeichnet ist; nur sollte in diesem Falle die Stellung des Tons auf der Sylbe nicht zweifelhaft seyn. In den Südsprachen ist das Verhältniß nicht ganz dasselbe. Wir haben schon am Griechischen gezeigt, daß die Gemination dieser Sprache ursprünglich mehr eine gewisse Unart als eine Betonung gewesen seyn muß. Auch von der lateinischen Gemination wissen wir nur, daß sie schwere Sylbe, nicht aber daß sie geschärften, d. h. kurzen Vocal erzeugt habe. Das Letztere läßt sich bezweifeln. So spricht denn auch der Neugriechе wie der heutige Italiener die Geminationen keineswegs nach deutscher Weise mit geschärftem Vocal, sondern, wie es uns erscheint, in einer Art Mittelzeit, die übrigens mehr theoretisch seyn möchte, und im Wesentlichen von der gedehnten Sylbe nicht verschieden ist. Diese Wahrheit hat der castilische Dialekt eingesehen, daher er endlich alle Geminationen aufgegeben hat, und die Begriffe von Dehnung und Schärfung somit zusammenfallen. Dieses System scheint also äußerlich mit dem slavischen verwandt, ist es aber in Wahrheit keineswegs. Auch im Französischen hängt Schärfung und Dehnung mehr von der Intention des Sprechenden als von objectiven Gründen ab. Zwar wird der Circumflex in den meisten Wörtern stehend gedehnt, der Gravis schon weniger; auch dehnt der emphatische Vortrag, was die Conversation schärft, und endlich ist es in vielen Fällen ganz gleichgültig, das Dehnungs- oder Schärfungszeichen (Gravis oder Gemination) zu verwenden (z. B. *achette* oder *achète*, *appelle* oder *appèle*); es handelt sich dabei bloß, der Sylbe einige Schwere zu verschaffen, und man mag so oder so schreiben, die emphatische Rede wird es in ihre Dehnung, die Conversation in ihre Schärfung übersetzen. Die strenge Scheidung von

Dehnung und Schärfung bleibt also wieder allein den germanischen Sprachen vorbehalten, und ihr orthographisches System trifft in diesen Grundsätzen überein.

1) Der Tonvocal ist lang, wenn auf einfache Consonanz Vocal folgt. Ausnahme machen nur die Wörter mit dem lateinischen *x* als Doppellaut, ferner das deutsche *ch*, das als in deutscher Schrift einfaches Zeichen, doch nicht verdoppelt wird, und endlich fremde Wörter, die besonders aus den alten Sprachen und dem Französischen ihre Orthographie nicht gern verändern. Im Englischen sind solche Wörter (auch einheimische) nicht ganz selten (z. B. *pity*, *busy*, *bury* ꝛc.); im Deutschen lassen sich *artikel*, *capitel* und dergl. anführen. Aus diesem folgt:

2) ist der Tonvocal kurz, so folgt ihm doppelte Consonanz, also Position oder Gemination, wozu wieder die vorigen Ausnahmen gehören. Nur darin stimmen die Systeme nicht zusammen, daß die Einen die Gemination nur für den Fall der Vocalposition (daß ein Vocal folgt), nicht aber im Auslaute für nöthig erachten, wie die Holländer, Dänen, und theilweise die Engländer; während Andere die Gemination auch für den Auslaut beibehalten, wie die Deutschen, Schweden, und anderntheils die Engländer. Ob der Dehnvocal daneben bezeichnet wird, darüber entscheidet nichts Gemeinschaftliches; im Schwedischen geschieht es nie, im Holländischen (den Fall der vocalischen Position abgerechnet) immer; die andern schwanken.

§. 44.

Man wird von selbst einsehen, daß für meinen theoretischen Gebrauch alle bisher versuchten Accentbezeichnungen ungenügend seyn müssen. Das Accent-Element soll sich hier reinlich absondern von aller quantitätischen, rhythmischen und qualitätischen Influenz; es handelt sich nicht um Laut, nicht um Tact, nicht um Dehnung oder Schärfung, sondern einzig und allein um Energie des Auslauts, die als solche nicht bloß einen einfachen Gegensatz, sondern ihre Grade, ihre Abstufungen hat. Es hilft also durchaus nichts, den Hauptton durch den Acut, den Nebenaccent durch den Gravis zu bezeichnen, wenn eine Energie des dritten, des viertes Grades und endlich eine tonlose Sylbe zu bezeichnen ist, die vielleicht keinen Vocal hören läßt, aber dessen ungeachtet Sylbenrecht genießt. Es gibt also nur ein einziges, und das einfachste Mittel, Ziffern. Die 1 soll uns den Hauptaccent, die 2, 3, 4 u. s. f. die Abstufungen des Nebenaccents, endlich die Null die Sylben bezeichnen, denen das Ohr keinen Tonwerth mehr abzulauschen vermag.

Drittes Capitel.

Rhythmenlehre.

§. 1.

Es ist vor allen Dingen sich gegenwärtig zu machen, daß hier ein Element betrachtet wird, was nicht in der Sprache selbst entspringt, sondern außer ihr schon gegeben ist, und nur auf sie angewandt wird. Das läßt sich von den andern Disciplinen nicht in demselben Maße sagen. Die grammatische Quantität oder Zeitmessung ist, wie wir wissen, an die natürliche Production der Sprachlaute gebunden, in ihr also ihre Einheit gegeben. Wenn man den Accent überhaupt als tonische Schwere betrachtet, so ist er zwar auch, wie wir gleich sehen werden, in der musikalischen Messung enthalten, allein in dieser betrachtet man ihn nicht wie dort, nur in seinem Verhältnisse zur leichten Sylbe, in welchem Gegensatze sie sich beide begreifen, sondern im Rhythmus betrachtet man die Schwerpunkte als ein regelmäßig Wiederkehrendes, Wiederholtes, als eine Reihe coordinirter Schwerpunkte; nur als Reihe kommt ihm der Begriff des Tactes zu.

§. 2.

Mit Einem Wort, das rhythmische Tactgesetz ist ein unserm Hörorgan eingebornes Element, das wir als außer der Sprache und vor der Sprache existirend betrachten müssen. Es wird auf die Sprache erst hinterher angewandt. Das rhythmische Bewußtseyn bildet sich also in dem Organon der Musik aus, aber schon in der Musik auf ihrer niedrigsten Stufe, wo sie selbst noch nichts ist als Rhythmus. Sie ist schon vollständig gegeben auf dem primitivsten Instrumente, der Trommel. Das Bewußtseyn des rhythmischen Gesetzes beruht nun, wie schon bemerkt, auf dem Tacte, das heißt mit andern Worten, auf der zeitlich gemessenen, gleichmäßigen Wiederkehr unter sich völlig coordinirter Schwerpunkte, auf einer idealen Reihe gesetzt vorgestellt. Diese Schwerpunkte der Tonreihe nennt der Rhythmiker die Arsis, der Musiker die gute Note oder den Niedertact, weil man beim Tactschlagen für sie die entschiedenste Bewegung des Arms nach Unten festgesetzt hat. Was zwischen zwei Schwerpunkte hinein fällt, wird dem Rhythmiker die Thesis, in der Musik die schlechte Note oder der Auftact heißen, bei dem man den Arm erhebt.

§. 3.

Beim Schwerpunkt muß man die Begriffe der Schwere selbst und seiner Coordination nicht zu äußerlich fassen. Es ist mehr eine

ideale Einheit als eine absolut sinnliche, welche die Schwerpunkte coordinirt. Sonst wäre in der Musik kein forte und piano, kein crescendo und decrescendo, kein rallentando möglich. Dieser Wechsel hebt aber jenes Gleichmaß keineswegs auf. Es ist hier vielmehr eine veränderte, oder nach Gesetzen sich verändernde Zeitmessung, oder eine von der letztern unabhängige energische Messung zu erkennen. So wird auch in der poetischen Recitation der rhetorische Werth eine Partie über die andere stellen, man wird jene energischer lesen als diese, und sie stehen doch metrisch völlig gleich. Ferner innerhalb des Tacttheiles selbst ist der Schwerpunkt doch wieder nicht das nothwendig wirklich Schwerste, wenigstens in einer Reihe ist dieß nicht durchgehends der Fall. In der musikalischen Messung kommt sogar der Fall vor, daß der Schwerpunkt stellenweis durch eine Pause gefüllt oder vielmehr leer gelassen bleibt, oder daß die Arsis piano-, die Thesis dagegen forte-Werth erhält, ohne daß die Tactart dadurch negirt wird. In der Rhythmik werden wir finden, daß die Arsis im einzelnen Fall durch eine leichte Sylbe, oder nach einem eigenen Kunstgriff, durch mehrere Kürzen ausgefüllt wird; jenes kommt beim Jctusvers, dieses auch bei strengeren Versmaßen vor. Der Rhythmus wird auch durch diese Anomalien nicht zerstört. Man sieht, daß hier im metrischen wie im musikalischen Falle, das Bewußtseyn des Gesetzes sich an die Regel, an die Mehrheit der Fälle festhält, und das Abweichende nebenbeigeht und mit durchläuft. Wenn aber die Metriker sich des Ausdruckes bedienen: gewisse Sylben können durch die Arsis verlängert werden, so ist dieß so lustig wie die Fabel von Münchhausen, der sich an seinem eigenen Zopf aus dem Wasser zieht. Durch die Arsis wird keineswegs die Sylbe schwer, sondern die Continuität der Arsen wird durch eine einzelne Anomalie nicht gestört.

§. 4.

Wenn man den Schwerpunkt des Tactes, die Arsis, als einen wirklichen Punkt betrachtet, musikalisch etwa als einen Anschlag, welcher Punkt aber praktisch natürlich doch eine Zeit ausfüllt, nur daß diese Zeit, wie bei den verhallenden Saiteninstrumenten nicht theoretisch dargestellt werden kann, so läßt sich diesem Schwerpunkte gegenüber für die zweite Hälfte der Tactdauer am bequemsten ein untergeordneter Gegenpunkt annehmen, der eben die Thesis oder die schlechte Note darstellt, und in dieser Gegensetzung ist der naturgemäße zweitheilige Tact gegeben. Es wird vorausgesetzt, daß naturgemäß die Reihe mit der Arsis beginne; so wäre denn in der Musik der gewöhnliche sogenannte Zweivierteltact, in der Rhythmik der Trochäus- und Spondäusfuß gegeben, denn auch der letztere, obgleich seine Theile quantitätisch äquivaliren, muß doch der ersten Sylbe durch den dem Vers eingebildeten Jctus ein Uebergewicht über die zweite ertheilen, weil sonst gar keine Messung herauskäme.

So ist es in der quantitirenden Metrik; in der Accentmetrik muß immer die Betonung das Arsismotiv abgeben. Es wird sich hier, wie beim Trochäus, also eine naturgemäße Arsis einstellen, ohne den künstlichen Versictus. Er erhellt übrigens zugleich, daß in der Accentmetrik im eigentlichen Sinne von keinem Spondäusvers die Rede seyn kann, denn Quantität, Länge und Position, die ihn erzeugen müßten, sind in der Accentmetrik ein sehr untergeordnetes Motiv, und tonisch können sich, wie wir wissen, nicht zwei Sylben coordinirt stehen. Wir hätten also hier quantitätisch die Versfüße — ⏑ (Trochäus) und ⏑ — (mit dem Ictuszeichen auf der ersten Sylbe, für den Spondäus); tonisch dagegen die Proportionen 10 (worin man im Analogon des Trochäus) und 12 (worin man ein besseres Analogon des Spondäus erkennen könnte), so wie auch die Formeln 23 oder 20 bei complicirten Fällen statt jener gedenkbar sind.

§. 5.

Nun läßt sich aber diese Doppelzeit auch auf den Kopf gestellt denken, nämlich daß eine Thesis der Arsis gleichsam vorspringe. Unsere Musik kennt diesen Fall recht gut, obgleich unser heutiges Notensystem sich gegen die Bezeichnung gewissermaßen sträubt. Unser Notensystem ist nämlich auf die Fiction berechnet, daß der Tactstrich die Arsis beginnt; dadurch wird man nun gezwungen, den umgekehrten Tact etwas widersinnig so zu zeichnen, daß der thetische Vorschlag als Auftact einem vorgehenden unvollkommenen, und eigentlich nicht existirenden Tacttheile zugerechnet wird, und so immer der Vorschlag der nachfolgenden Arsis der vorgehenden Arsis angehängt wird. Der Metriker hat sich dieses Verhältniß bequemer gemacht. Er nennt den umgekehrten Trochäusvers Jambus, und damit ist schon gesagt, daß der Vers seine Arsis hinter die Thesis stellt. Der Spondäus kann hier durch Versetzung des Ictus nicht eintreten, nach der Ansicht der Metriker. Im Accentvers hingegen ist der Fall 01 nur dem Jambus, der 21 aber eigentlich dem dort nicht erlaubten Falle gleich; man nimmt ihn aber praktisch mit diesem identisch, das heißt Position und Nebenaccent hebt den Jambus nicht auf.

§. 6.

Nun läßt sich aber der zweitheilige Tact gewissermaßen verdoppeln. Diese Stellung erscheint eigentlich am naturgemäßesten in der accentischen Metrik, wo das Schema 1020, das heißt ein doppelter Spondäus, deren erster aber als Hauptton den zweiten beherrscht, diesen Fall genau ausdrückt. In der quantitirenden Sprache ist er eigentlich nicht gegeben; erst der gesuchte Ictusbegriff kann ihn produciren unter der Formel ⏑ — ⏑ — es ist der doppelte Trochäus, durch eine Hauptarsis oder den Ictus zusammengehalten. In der Musik pflegt man diese vierfache Gliederung des Tactes als

das natürliche Verhältniß anzusehen, und zwar so, daß das dritte Glied nicht durch einen Nebentact, eine Nebenarsis ausgezeichnet erscheinen soll, vielmehr werden die drei Thesenpunkte coordinirt gedacht, weil sonst gerade das Verhältniß des Zweivierteltactes hervorgehen würde, nicht der verlangte Viervierteltact. Jener ist natürlich nur ein Zweizweitels- das heißt überhaupt der zweitheilige Tact. Daß übrigens in der Musik dieser Begriff des nicht-coordinirten, sondern subordinirten Nebentons wirklich ausgeschlossen bleibe, und nicht vielmehr auch der Theorie unbewußt von selbst sich erzeuge, will ich hier nicht entscheiden. Sicher ist, daß in der betonenden Sprache der An- und Widerschlag, Druck und Gegendruck des Tones, der Arsis und Thesis sich überall und nothwendig producirt.

§. 7.

Die obige Formel des Doppeltrochäus läßt sich aber in der Tonsprache auch noch anders fassen, nämlich so, daß die Hauptarsis auf das dritte Glied fällt, folglich 2010 erzeugt wird. Dieser Fall, in die Quantität übersetzt, würde als die Formel _ ⏑ ⏑ ⏑ eigentlich dem Ictusbegriff widersprechen, denn man weiß nicht mehr, was man sich unter Ictus überhaupt vorstellen soll, wenn seine Lage nicht den Fuß-Abschnitt bestimmt. In der musikalischen Messung müßte hier die erste Hälfte des Fußes wieder den Auftact oder den Vorschlag der Arsis abgeben. Auf ähnliche Art ließe sich nun auch der Jambus verdoppelt denken; musikalisch würde dieß eine Auftactsnote und drei Tactzeichen erfordern, was in der Zeichnung sich einem Viervierteltact gleichstellen würde; in der quantitirenden Metrik würde es eine Dipodie erzeugen unter der Formel ⏑ _ ⏑ _ aus deren dreien z. B. der daher benannte Trimeter besteht, der nach der aufgelösten Ansicht auch senarius heißt. Jene doppelfüßige Betrachtung stützt sich mehr an die Wortabtheilung, welche ihrem Schema sich bestreben soll nach- oder doch entgegenzukommen. In der Accentsprache wird sich der Doppeljamb, als 0102 oder 0100, oder aber, in syntaktischer Verbindung, auch 0201 fassen lassen (*gescheid genug*, so gesprochen).

§. 8.

Den zweitheiligen Tact hat die Natur nicht nur unserm Ohr, sondern unserer Körperbewegung eingeboren; denn er ist der zweibeinige. Im vierfüßigen Gang, im Hufschlag des Pferdes, könnte man gewissermaßen den viertheiligen Tact erkennen. Nun aber hat sich der Mensch noch eine weitere, künstliche Körperbewegung erfunden, die sich ganz abweichend am liebsten in einem dreitheiligen Zeitmaße zu bewegen scheint, weil sie sich in dieser Gestalt am entschiedensten von der gemeinen Bewegung absondert, und dieses ist die Tanzbewegung. Der sogenannte Dreiviertelteact, der nach aller Vernunft nur der Dreidrittels- oder dreitheilige Tact heißen kann,

ist damit gegeben. Unsere Musiker lehren, im Dreiviertelstact, wo die Arsis natürlich auf den ersten Tacttheil fällt, müsse eine Energie des zweiten Grades auf den zweiten, endlich die geringste Kraft auf das dritte Tactglied fallen, so daß die Kraft der Arsis sich gleichsam nach dem Fallgesetze in drei Stadien erschöpfe. Ich bin mit dieser Ansicht noch nicht völlig einverstanden. Mir scheint, die erste Forderung des Rhythmus, der natürliche An- und Gegenschlag, der am Ende wie im Anfange doch nur in einem plus und minus sich begreift, und also wesentlich zweitheilig ist (was auch in jener Angabe implicite mitsteckt), dieser Gegensatz werde sich auch hier im Verhältnisse der einzelnen Tactglieder wieder gelten machen. Wir erinnern an eine Erscheinung unserer Accentlehre, wo wir gezeigt haben, daß in einer vielsylbigen Wortform die zweite kurze Sylbe durch die erste betonte um so schwächer, die dritte kurze durch diesen Gegensatz wieder gehoben, und falls eine vierte kurze folgt, zwischen zwei kürzeste gestellt, einen offenbaren Gehalt von Nebenton annehme. Nach dieser Analogie möchte ich sagen, im dreitheiligen Tact, wo das zweite Tactglied, der Arsis gegenüber, die eigentliche Thesis vorstellt, sollte man das dritte Tactglied wieder um ein Geringes über das zweite gehoben vermuthen; ja man könnte vermuthen, die Natur werde hier hinter der wahren Thesis wieder ein Bestreben zur Arsis verrathen müssen, welches Bestreben aber künstlich neutralisirt, und auf das nächste Tactglied hinübergeworfen wird, wodurch nun allerdings das dritte Tactglied in seinem Verhältnisse zum folgenden Gliede hintergangen wird, in seinem Verhältnisse zum zweiten Gliede aber dieser Conatus doch noch hörbar bleiben müsse. Somit würde das dritte Tactglied zur Nebenarsis, und das Ganze erschiene als ein gewaltsam unterbrochener Doppeltrochäusgang, auf welchem Umwege sich die Fiction des Dreiviertel tactes doch gewissermaßen wieder rechtfertigen würde.

§. 9.

Nun ist die Frage: Wenn die Musik unzweifelhaft einen dreitheiligen Tact aufzuweisen hat, also, einfach oder gewaltsam ein dreigliedriges Tactsystem aufstellen kann, ist das Sprachmaterial in dem Fall, daß es diesen Organismus auf seinem eigenen Gebiete nachbilden kann? Die Frage ist nicht so geradezu zu beantworten, und muß auf den beiden Sprachgebieten getrennt betrachtet werden. Was das quantitätische System betrifft, so gibt es bekanntlich dort zwei dreitheilige Maße, die sehr gewöhnlich sind, den Dactylus und den Anapäst, oder — ⏑ ⏑ und ⏑ ⏑ —. Stehen aber diese Maße einem musikalischen Dreiviertelract analog, so daß der Dactylus einem vollen Tacte, der Anapäst aber einer Arsis mit Doppelvorschlag gleich wäre? Nach dem Begriffe der Quantität im Sinne der Metriker ist dieß keineswegs der Fall. Ihnen ist ja die Zeitmessung der Quantitäten so gestellt, daß zwei Kürzen einer Länge äqui-

valiren, folglich gibt der Dactylus, gleich dem Spondäus, nur einen zweitheiligen Tact, und der Anapäst läßt sich vollkommen so darstellen, daß einer halben Note zwei Viertelsnoten vorschlagen; damit wäre aber wieder kein dreitheiliger Tact gewonnen. Ferner, die musikalische Messung ist eine strenge, organische; sie mißt die Zeit wirklich, das heißt, sie mißt nicht nur die positiven Klänge, sondern auch ihre Negation, die Pausen. Das thut der Metriker nicht; er zählt seine Sylben, die er Quantitäten nennt, nicht die Zeit selbst. Mag ihm Wort und Satzschluß, mag ihm der rhetorische Vortrag noch so große Pausen in sein System reißen, das Ohr schreitet in diesen Pausen nicht vorwärts; es bleibt stehen, es bleibt und wartet, bis man ihm mehr zu geben geneigt ist, und fängt das Maß des Neuen genau dort an, wo das Alte es verlassen hat. Es ist also hier keine wahre Analogie möglich; beide Organismen bewegen sich in verschiedenen Elementen. Nur muß man das nicht aus den Augen verlieren, daß in der Metrik überhaupt das Conventionelle zu Hause ist, daß die Gleichstellung der Doppelkürzen mit der Länge auch nicht die Natur selbst, sondern wenigstens zur Hälfte bloße Theorie ist, und bei aller geläugneten Analogie machen uns dactylische und anapästische Verse doch einen Eindruk, der dem des dreitheiligen Musiktactes wo nicht entsprechend, so doch ähnlich ist. Noch ist zu merken, die antike Metrik setzt ihre zwei Elemente auch noch auf andere Weise dreitheilig zusammen, wo sie sich nicht, so wie dort, in eine theoretische Zweitheiligkeit auflösen lassen. Man denke an die Versfüße des Palimbachius — — ⏑, des Amphimacer — ⏑ —, des Molossus — — — oder des Tribrachys ⏑ ⏑ ⏑, und gebe den ersten Tactgliedern dieser Füße den Ictus, so wird man sehen, daß der Effect des Ganzen mehr oder weniger vollkommen auf eine Dreitheiligkeit hinauslaufen muß.

§. 10.

In der Accentsprache fällt einmal der Einwurf, den die Zeitmessung macht, völlig weg. Die Länge des Vocals ist nicht nur, wie in der Quantität, der Position gleich geschätzt, sondern die Länge ist in der Betonung auch der Kürze völlig gleich, weil diese Position fingirt. Dieses ist nun, theoretisch betrachtet, allerdings nicht in der Natur begründet. Das Wort Liebe erfordert in der That längere Zeitdauer als Lippe. Unser Verssystem ignorirt das einmal, weil es nach Accenten mißt, und der gebildete Sänger muß seinen Vortrag so einrichten, daß in diesem Falle der gedehnte Vocal sich unorganisch neben dem Notenwerthe herbewegt, ihm leicht nachschleppt. Dieß Verhältniß ist zur Tactmessung ein incommensurables. *) Wenn nun aber gleich in diesem Systeme die gram-

*) Ich bin hierüber eines Bessern belehrt worden. Der gebildete Sänger unterscheidet Dehnung und Schärfung dadurch, daß er dort den

matischen und rhetorischen Pausen dieselbe Abweichung wie im vorigen bilden, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß hier eine rein energische Messung des Tones in der Formel 123 oder 120 der Analogie des Dreivierteltactes noch viel näher kommen wird, als der im vorigen §. angeführte Fall. Jenen complicirten Füßen entsprechen unsere Tonstellungen 102, 132 u. s. w. Solche Tonstellungen lassen sich nach dem Dreivierteltact ohne Anstand absingen, und werden täglich so gesungen. Die Identität beider Messungen liegt in der Arsis, die musikalisch und tonisch zusammentrifft; das Uebrige geht mit durch, wie es kann.

§. 11.

Wenn nun aber in den letzten Fällen die Sprachmessung viel complicirtere Rhythmen ausbilden kann, als die Musik, so hat diese ihrerseits doch wieder eine Messung, die ihr die Sprachmessung nicht wohl nachthun könnte. Wir wollen den Sechsachteltact nicht besonders erwähnen, da es, der sechstheilige, nur ein zerschnittener dreitheiliger ist; die Musik kann aber zwei Tacte ineinanderschieben, so daß dem Ohre beide Messungen ineinander gegenwärtig bleiben. Das Letztere geschieht nicht nur in jenen zerschnittenen Viervierteils- und Sechsachtel-Tacten, sondern der dreitheilige bewegt sich innerhalb des zweitheiligen, oder gar in sich oder innerhalb des dreitheiligen selbst wieder. Beides ist der sogenannte Triolentact, dort auf den zweitheiligen, hier auf den dreitheiligen Tact angewendet. Man könnte die beiden Erscheinungen etwa so versinnlichen

Zweitheilig ⏑ ‒ ‒ | ‒ ‒ ‒
Dreitheilig ⏑ ‒ ‒ | ‒ ‒ ‒ | ‒ ‒ ‒

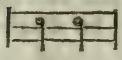
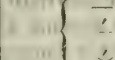
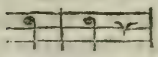
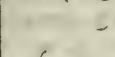
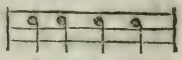
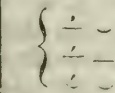
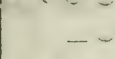
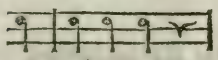
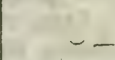
Hier muß der Ictus die Arsis, die Fußmessung aber die Notenfiguren darstellen, wo man doch ohne das Bewußtseyn eines Nebentons oder einer Nebenarsis schwerlich durchkommen wird.

§. 12.

Die Verhältnisse lassen sich tabellarisch ungefähr so übersehen:

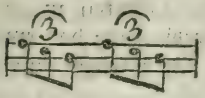
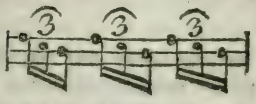
---

ganzen Notenwerth mit dem Vocal ausfüllt, hier aber diesen nur staccato (wie den Clavierton) anschlägt, so daß zwischen den Noten Pausen eintreten. Der ungebildete Sänger weiß im ersten Falle den Ton nicht auszuhalten, singt alles mehr staccato, und kommt leicht auf die Verwechslung beider Fälle. Nach dieser Ansicht ist wesentlich, daß diese Differenz die Zeitdauer des Notenwerths nicht beeinträchtigt.

Musikalische Messung.	Quantitätische Messung.	Tonische Messung.
1) 		10 oder 12
2) 		01 oder 21
3) 		1020
4)		2010
5) 		0102
6)		0201
7)		100 123

Auf dieser Tabelle entspräche also

1) Auf der zweitheiligen Messung, mit der Arsis voran: der Zweivierteltact dem Trochäus, Spondäus und Pyrrhichius, oder der Tonstellung in den Wörtern *laden* und *ladung*.
2) Derselbe Fall mit der Thesis voran, gäbe den musikalischen Auftact, den Jambus, und die Formen *begriff*, *entschluss*.
3) Der gedoppelte zweitheilige Tact mit der Arsis im ersten Glied, gäbe den Viervielteltact, die trochäische, spondäische Dipodie und den Proceleusmaticus, oder die Betonung *wiederkehren*.
4) Derselbe Tact mit der Arsis auf der zweiten Hälfte, oder dem dritten Tactglied, gäbe einen Doppelvorschlag, den (unstatthaften) doppelten Trochäus mit versetzter Arsis, und die Betonung der Form *wiederholen*.
5) Derselbe Tact mit der Arsis im zweiten Tactgliede gibt den einfachen Vorschlag wie im zweiten Falle, die jambische Dipodie, und die Tonstellung *beherzigung*.
6) Derselbe Tact endlich mit der widernatürlichen Arsis auf dem vierten Tactgliede, könnte auf allen Gebieten anomal heißen; denn es erzeugt einmal einen dreifachen Vorschlag, ferner eine jambische Dipodie, die ihre Arsis auf den Schluß wirft, und endlich eine Tonstellung, die wir nur in fremden Wörtern oder syntaktischen Verbindungen herausbringen können.
7) Endlich die dreitheilige Messung gibt den gemeinen Dreivierteltact, den Tribrachys und Molossus, wovon der erstere in der Form *zettele*, der letztere aber in der Form *reichs-freiheit*, falls sie richtig gesprochen wird, in unserer Sprache zu hören ist. In den jetzt noch folgenden Fällen reißt sich das musikalische Element vom sprachlichen ab:

Musikalische Messung.	Quantitätische Messung.	Tonische Messung.
1)	— ⏑ —	102
2) 	— — ⏑	120
	— ⏑ ⏑	100
	⏑ ⏑ —	001
3) 	⏑ — ⏑	010
	⏑ — —	012

Hier haben wir unter 1 den Sechsachteltact, unter 2 den Triolentact im zweitheiligen, und unter 3 denselben im dreitheiligen Tactsysteme. In den andern Feldern entspricht der Amphimacer der Form *sicherheit*; der Palimbachius der Form *anfangen*, der Dactylus der Form *predigen*; der Anapäst der Form *general*; der Amphibrachys der Form *bekommen*, und der Bacchius der Form *bestimmtheit*.

§. 13.

Alle Musik ruht auf der Rhythmik; Tonverhältnisse ohne Zeitmaß wären wie Farben ohne Raum, und wie in der Bildkunst die Linie der Farbe, so muß in der Tonkunst der Tact dem Tone vorangehen. Wendet man nun diesen Rhythmus auf das Element der Sprache an, so geschieht dieß einmal, wie wir wissen, nur unvollständig, andererseits aber auch willkürlich, das heißt, die Sprache besteht auch außer jenen rhythmischen Verhältnissen, da wo sie nicht metrisch ist. Nicht als ob hier nicht auch Schwerpunkte und leichte Sylben in einem gewissen Wechselverhältnisse ständen, sondern weil jenes Wiederkehrende der Messung, der gleichmäßige Tact, nicht als Maßstab zu Grunde gelegt wird. Der Wohlklang des prosaischen Periodenbaues, was man auch den rhetorischen Numerus nennt, beruht auch auf einer gehörigen Vertheilung der Schwerpunkte, ihrer gehörigen Abwechslung mit leichten Sylben, damit der rechte Tonfall bewerkstelligt werde; denn eben das Zusammenstoßen mehrerer Schwerpunkte, wo sie nicht mit Absicht dem Perioden eine gewisse Härte geben sollen, ist seine Hauptklippe. Bei allem dem darf der prosaische Vortrag nie in einen metrischen Parallelismus verfallen, was seinem Ideale völlig entgegen wäre.

§. 14.

Thun wir nun einen Blick auf die alten quantitirenden Versmaße, so ergibt sich: Bei den Griechen ist das älteste Maß der Hexameter, dem sich später auch der Pentameter anschließt. Die Basis dieses Verses macht die streng gehaltene Arsis, die immer mit einer Schwersylbe coincidiren muß. Dagegen hat die Thesis die

Freiheit zwischen der Schwere und einer Doppelkürze zu wählen. Auf dieser Duplicität beruht die Flexibilität und die Schönheit des Verses, indem es der Dichter nun in der Gewalt hat, ihm nach dem Bedürfnisse der Tonmalerei durch vorherrschende Spondäen Nachdruck, oder durch vorherrschende Dactylen Beweglichkeit zu geben. Der Hexameter für sich allein macht ohne Unterbrechung das epische Maß; mit dem Pentameter zusammen eine Art Strophe bildend, ist er das elegische oder epigrammatische Maß.

§. 15.

Doch ist der Begriff der Strophe anwendbarer auf das Geschlecht der lyrischen Maße. Der Unterschied beider Dichtarten beruhte ursprünglich auf dem Vortrage selbst. Der epische Vers kann im Ganzen nicht sowohl gesungen, als affectvoll recitirt worden seyn; die lyrische Strophe hatte wohl mehr von dem Vortrag, den wir in der Musik jetzt recitativo nennen, welches eine wahre Mittelgattung zwischen Declamation und Musik ist; hier herrscht der poetische Rhythmus vor, die Töne sind zwar gegeben, aber der musikalische Tact wird nicht streng eingehalten, der Sänger kann auf der sinnwichtigen Note länger verweilen (Fermate), und die Begleitung des Instrumentes gibt diesem Verlangen nach, sie stellt sich also unter die Intention des Dichters. Das Fundament der lyrischen Metrik ist eben das strophische, das, daß eine gewisse Rhythmenfolge sich mehrfach gleichmäßig wiederholt; diese Wiederholung muß exact seyn; um so vielgestaltiger ist aber die Construction der Strophe selbst, innerhalb ihres Kreises. Die lyrische Poesie ging von einfachen Combinationen zu den künstlichsten über. Ursprünglich lag der Strophe freilich eine Versart zu Grunde; sie war vorherrschend jambisch oder trochäisch; aber die Absicht des Effects führte auch auf abweichende Stellungen, man ließ die Arsen oder die Schwerpunkte auch mitten im Vers zusammenstoßen, gleichsam eine ausgefallene Thesis fingirend, wodurch der Vers bis in die Mitte jambisch, dann von da an mit einem Schlage trochäisch klingen kann ꝛc.

§. 16.

Endlich bildete sich der dramatische Vers aus, der schon erwähnte jambische Trimeter, der aber mit einigen andern Maßen trochäischer und anapästischer Art wechselte, und jene lyrische Strophe für den Gebrauch des Chors in seine Sphäre mit aufnahm. Mit dem epischen Maße hat er keinen Zusammenhang. Jener Hauptvers oder Trimeter bestand ursprünglich aus drei regelmäßig gebildeten jambischen Dipodieen, der sich aber bald die Freiheit nahm, in den Thesen, endlich auch in den Arsen des Jambus Doppelkürzen einzustreuen *), wodurch der Vers wieder gelenkiger und flüssiger

*) Beide Fälle sind wesentlich verschieden. Auflösung der langen Arsis in die Doppelkürze geschieht nach dem bekannten Grundgesetze; Ver-

flüssiger wurde. Diese Neigung gewann die Oberhand in der Komödie.

§. 17.

Bei den Römern haben wir in der ersten Periode den Ictusvers der Komiker. Er ist in der metrischen Construction viel freier gebildet als der griechische, und darum gewiß ein nationales Maß. Er wirft eine Masse Kürzen nicht nur auf die Thesen, sondern auch auf die Arsen der Verse, und bedient sich wie jeder Knittelvers vieler populären Wortverstümmelungen, die leider beim geschriebenen Vers nicht angedeutet, oder durch die Abschriften verloren gingen, so daß wir in solchen Fällen den wahren Bestand des Verses gar nicht mehr beurtheilen können.

§. 18.

In der zweiten Periode oder der Nachahmung der griechischen Metrik wurde sowohl der epische Hexameter mit dem epigrammatischen und elegischen Pentameter, als die sämmtlichen lyrischen Kunststrophen und der jambische Theatervers, von den Römern nachgeahmt. Nur wurden die Strophen durch die häufigere Position der Sprache rhythmisch schwerfälliger, und Strophen und Jamben durch aufgelöste Arsen großer Willkür ausgesetzt.

§. 19.

In den ältesten germanischen Ictusversen ist es wesentlich, nur die Zahl der Arsen zu beachten, auf die der rhetorische Nachdruck in der Recitation fällt. Der Vortrag muß mit dem strophischen der Alten viele Aehnlichkeit gehabt haben, denn beide wurden mit der Leier oder Harfe begleitet. Wesentlich ist aber die Cäsur des Verses, wodurch ein freilich noch sehr freier Parallelismus entsteht, der durch die Alliteration hervorgehoben wird.

§. 20.

Nach dem alliterirenden Ictusvers folgte bei allen Völkern des Mittelalters der gereimte Alexandrinervers, der regelmäßig durch eine Cäsur seine sechs Arsen in Dreifüßigkeit zerschnitt. Auch hier sind die Arsen das Wesentliche, und es ist in vielen Gedichten der Fall, daß im einzelnen Vers die Thesen völlig fehlen können, wie bei Otfried und in den Nibelungen.

§. 21.

Indem man später den Reim auch in die Cäsurstelle brachte, wurde dieser jambische Vers in eine kurzzeilige Gestalt gebracht, die sich aber durch viele Freiheiten, indem sie durch abfallende Thesen bald trochäisch klang, bald durch eine übercomplete Arsis zur Vier-

---

wandlung der kurzen Thesis (die freilich auch ausnahmsweise schon langen Vocal zeigt) in die Doppelkürze, ist Vermehrung um eine Sylbe.

füßigkeit sich erweiterte, endlich in den zweiten Hauptvers des Mittelalters, den vierfüßig gereimten Jambus verwandelte, der bald strenger, bald laxer in den altfranzösischen Gedichten und ihren deutschen Bearbeitungen, bis zu unsern Meistersängern das Hauptmetrum bleibt.

§. 22.

Der heroische Alexandriner und der spätere komische Jambus sind epische Maße erzählender Gedichte. Sie wurden declamirt, nicht gesungen (was doch für den ältesten Alexandriner, im Uebergang aus dem alliterirenden Ictusvers zu bezweifeln ist). Nun treten aber auch hier, neben dem epischen Maße des Erzählers, auch wirkliche Sänger auf. Troubadours und Minnesänger sangen ihre Gedichte zur Fiedel, einer Art Geige ab, und sie ergötzten sich an verschiedener Länge und Kürze ihrer strophisch gebauten Verse; besonders aber wurde dieser Parallelismus in der Verschlingung der Reime künstlich gesucht. Diese Musik ist aber von der antiken Strophe wesentlich verschieden, denn jenes absichtliche Zusammenschlagen der Arsen wäre hier, beim modernen Liedergesang, ganz unstatthaft, wodurch eben durch Umkehrung sich erweis't, daß der antike Strophenvortrag nicht das gewesen seyn kann, was wir jetzt Gesang und Melodie nennen.

§. 23.

Unter den südromanischen Völkern bilden die spanischen mit Vorliebe den etwas trägen, schleppenden Trochäenvers, besonders vierfüßig, und mit der ihm eigenthümlichen Assonanz, lyrisch-episch, als Romanzenvers aus. Der Italiener dagegen wendet sich zum lebhafteren Jambus, und macht den vierfüßigen zum fünffüßigen, welcher Vers aber sofort strophisch combinirt und mit künstlichen Reimverschlingungen ausgestattet wird. Es bilden sich besonders drei Maße aus. Die epische Terzine, eine Strophe von drei Versen, die aber mit dreifachem Reime versehen ist, deren einer immer aus der Mitte der ersten Strophe in die beiden Enden der nächsten hinaustritt, wodurch die Strophenfolge in eine schlußlose Kette zusammengebunden wird. Zweitens die epische Stanze oder Octave, die aus sechs Versen mit zwei Wechselreimen, und einem abschließenden Doppelreimvers besteht. Drittens das epigrammatisch-lyrische Sonett, das gewöhnlich für sich ein geschlossenes Ganzes ausmacht, und aus drei Theilen besteht; die beiden ersten sind Quatrinen, die vier Reime achtfach wiederholen, so daß die äußern und die innern Verse der Strophen sämmtlich zusammenreimen; der dritte Theil besteht wieder aus zwei getheilten Terzinen, die durch zwei oder drei Reime in verschiedener Stellung unter sich verbunden sind. Noch eine vierte Form ist die Canzone, die zwischen die fünffüßigen Jamben eine willkürliche Zahl dreifüßiger hineinschiebt, welche durch den Reim mit ihnen zusammengehalten werden.

§. 24.

Was das Theater der romanischen Völker betrifft, so hat das zuerst gebildete spanische in ihm den nationalen Romanzenvers mit den künstlichen italienischen Reimjamben, in der Form der Canzone, Octave und des Sonetts in sich vereinigt. Der Italiener bildete die Oper aus, und für diesen Zweck mußten einerseits für die eigentlichen Singpartien oder das arioso kürzere und längere jambische und trochäische gereimte Strophen gebildet werden, andererseits aber wurde für das Recitativ, das sich zwischen Gesang und affectvolle Prosa zu stellen suchte, ein ganz eigenthümlicher Vers, nämlich derselbe fünffüßige Jambus, aber ohne Reim, unter dem Namen verso sciolto ausgebildet. Die Franzosen endlich haben für ihre Bühne den mittelalterlichen Alexandrinervers, aber in die strengsten Regeln geschnürt, bis diesen Tag allein beibehalten.

§. 25.

Gehen wir zu den Engländern über, so finden wir fünfjambige Strophen, den italienischen mehr oder weniger gleichgebildet, als epischen Vers, und lyrische Strophen aus nationalem Gesang herausgebildet, jambisch und trochäisch. Der wichtigste Schritt der Nation ist aber, daß sie jenen fünffüßigen ungereimten Jambus zum heroischen Theatervers herangebildet hat, durch den erst die moderne Tragödie ihre Vollendung finden konnte. Er ist der einzige Vers, welcher Prosa und Reimpoesie organisch vermitteln kann, und der überhaupt neben der Prosa zu stehen im Stande ist.

§. 26.

Die Deutschen haben, seitdem sie vom vierfüßigen Jambus der Meistersänger sich ab und zu den Alten und den Ausländern gewandt, sich zuerst im Alexandriner der Franzosen versucht, doch wurde dieser Vers so wenig nationalisirt, als der später nachgeahmte spanische Trochäus. Mit mehr Glück wandte man sich an die italienischen Formen, die Octave wurde theils streng, theils in einer laxen Weise glücklich ausgebildet, ebenso das strenge Sonett. Fürs Theater fand sich bald der englische Jambus, als das einzige adäquate tragische Metrum, weil der auch versuchte, antike Trimeter dem modernen Bedürfnisse doch zu monoton pathetisch ist, wiewohl er nicht ganz aufgegeben zu werden verdient. Jener englische Vers wurde übrigens bei uns in der reinern Form, ohne die Mischung von Prosa und Reim, strenger geübt.

§. 27.

Die lyrische Poesie brachte ihre Singmaße von Haus aus mit; man wollte aber auch antik singen, oder wenigstens antike Strophen schreiben, denn zu singen wußte sie niemand. Mit der antiken

Strophe wurde von gelehrten Leuten ein geistreiches Spiel getrieben, aber nationale Wirkung kann sie nie machen; etwas glücklicher war man mit dem Hexameter und Pentameter, die sich zu einem leidlichen Analogon der alten strengen Maße herausbildeten. Mit mehr Glück zog man endlich den vergessenen nationalen vierfüßigen Jamb wieder ins komische oder naive Drama, der in zweierlei Gestalt, entweder streng jambisch, oder vorherrschend anapästisch gebraucht wird.

§. 28.

Die verwandte scandinavische Zunge hat mit der deutschen dieselbe Organisation, folglich dieselbe Bildsamkeit und Geschichte. Sie kann eben so schöne Lieder singen, eben so steife Alexandriner machen, eben so freie Theaterjamben und eben so schlechte Hexameter bilden, wie die unsrige, wie sie denn auch in diesen Bestrebungen mit dieser Schritt für Schritt dieselben Erscheinungen aufweisen kann.

§. 29.

So weit gediehen, wird es gut seyn, noch ein Wort über das Wesen des Reims und seine Geschichte hier einzuschalten, obgleich diese Lehre eigentlich in die Qualitätslehre, und nicht zur Quantität gehört. Ehe wir diesen Schritt thun, machen wir nur noch einmal auf das aufmerksam, um was es uns in diesem Capitel hauptsächlich zu thun war, nämlich die Erinnerung, daß aller Rhythmus ein ursprünglich äußerlich an das Sprachmaterial Herangebrachtes ist, daß die Sprache auch außer dem gebundenen rhythmischen Maße lebt, und sich frei rhythmisch bewegt; daß ferner die metrischen Schemate, musikalisch erfaßt, ihre Niedersetzung erfahren können, und dann erst versucht wird, wie man die Quantität oder den Sprachaccent auf sie anwenden kann. Daher kommt es, daß in der antiken Sprache Vieles war, was nicht ins Metrum wollte, Wörter, die man entweder rhythmisch zum Behufe eines Verses verhunzen mußte, oder die dem Dichter ganz unzugänglich waren; ebenso im modernen Vers würden sich gewisse Wortformen, besonders deutsche längere Compositionen, in kein Versmaß fügen lassen, man hat aber hier doch eine andere Auskunft als die Alten hatten, das heißt, das Metrum wird auch zuweilen dem Tone geopfert, und ist nicht mehr das unumgängliche Hinderniß, wie es in der alten Poesie seyn mußte. Weil wir uns indessen in diesem Abschnitte aller Beispiele enthalten müssen, so kann alles Nähere erst im historischen Theil in den betreffenden Fällen nachgewiesen werden.

Anhang.

Reimlehre.

§. 1.

Der Reim im weitesten Sinn ist jeder qualitätische Gleichklang in der Sprache, der durch nahes Zusammenstoßen in der Periode sich dem Ohr als ein Parallelismus aufdrängt. Er ist keineswegs an den Rhythmus gebunden; gereimte Prosa hat es überall gegeben, wie die Araber z. B. diese Form zu einer Art Kunstform ausgebildet haben. Ueberhaupt ist das Spiel mit Gleich- und Aehnlichklängen nirgends so zu Hause wie im Orient. Den Alten scheint diese qualitätische Wirkung gewissermaßen im Widerstreit mit der Metrik gewesen zu seyn. In ihren Versen war es ein Fehler, wenn sie reimten, es mußte demnach vermieden werden. Freilich ihre Verse können nicht alle reimen, denn der Reim, nämlich der Schlußreim, erfordert einen Parallelismus betonter Endungen, denn nur durch den Ton wird der Schlußreim fühlbar. Etwas der Art findet sich im alten Pentameter, und es scheint in der That, daß die Dichter sich zuweilen in dem Reimspiel seiner Endungen ergötzen, wenigstens ihm nicht immer ausweichen.

§. 2.

Im Mittelalter, als der Schlußreim aufkam, war er nicht gleich eine fertige Kunstform, sondern kam erst nach und nach zum Bewußtseyn seiner selbst. Die älteste Art des Kunstreims ist übrigens die Art desselben, die man Alliteration nennt, und an dieser nimmt schon das Alterthum, wenigstens das römische, Antheil. Bei den Griechen findet sich nichts Entschiedenes der Art. Denn wenn Aristophanes auch auf die abenteuerlichste Art mit Gleich- und Aehnlichklängen spielt, so ist es bei ihm doch nicht stehende Kunstform. Dieses aber ist sie bei dem Römer Plautus; dem Plautinischen Vers ist zwar die Alliteration nicht unentbehrlich, er liebt sie aber, und jeden Vers, den er rhetorisch und energisch auszeichnen will, überfüllt er meist mit den kräftigsten Alliterationen. Seine Alliteration umfaßt beide Lautclassen, Consonant und Vocal. Er läßt einen ganzen Vers, alle Wörter oder doch die Mehrzahl mit *M*, *P*, *S* anfangen, oder auch wohl mit den Vocalen *A*, *O* u. s. w. Oft greift die Alliteration von einem Vers in den andern über, oft kreuzt sich eine doppelte Alliteration in demselben Vers; er ist in dieser Kunstform wahrhaft unerschöpflich und vielleicht der größte Künstler in ihr. Auffallen muß es, daß sein Nachfolger Terenz dieses gewiß nationale Kunstmittel wieder vernachläßigt, so wie es in der spätern gräcisirenden Periode ohnedem wieder aufgegeben

wurde. Erst im Mittelalter wird unter Griechen und Lateinern der germanische Schlußreim Herr.

§. 3.

Wenn die Plautinische Alliteration zwar hauptsächlich, doch nicht ausschließlich auf die Arsen, auf die wichtigsten Wörter des Verses sich zu werfen pflegt, aber nicht an gewisse Stellen streng gebunden ist, so ist die altgermanische Alliteration dagegen ein strenges Kunstmittel, sie hat im Vers selbst ihre bestimmte Stellung. In dem zweitheiligen Vers ist es Regel, daß das erste Glied den Reimbuchstab zweimal auf der Arsis bringe, das zweite Versglied bringt ihn dagegen nur Einmal. Der Reimbuchstab muß also drei Wortanlaute treffen, die durch die Arsis gehoben sind. So kann der Effect dieser Form nicht zweifelhaft seyn. Ein Abweichung der germanischen Alliteration von der lateinischen besteht darin, daß sie nicht vocalisch, sondern bloß consonantisch ist; das ist aber so zu verstehen. Wir erinnern an das, was wir früher über den Spiritus lenis gesagt haben. Er geht jedem Vocalanlaut voran. In unserer abgeschliffenen Conversationssprache, wo so schnell gesprochen wird, hat er sich freilich nach und nach im Fluß der Rede verloren. Unsere Vorfahren sprachen aber langsam, sie setzten mit jedem Worte frisch mit der Stimme an, und dieser wesentliche Laut blieb hörbar. So war es bei den Griechen, als sie den Spiritus lenis für ihre Schrift erfanden; so war es auch bei den Angelsachsen, Isländern, Nieder- und Oberdeutschen als sie für ihre alliterirten Verse die Regel fanden, alle Vocale unter sich alliteriren, nicht wie bei Plautus *A* auf *A*, *O* auf *O*, sondern *A* auf *E*, *E* auf *I*, *A* auf *U* u. s. f., das heißt, in allen diesen Fällen reimt nicht der Vocal, sondern der vorm Vocal hergehende Spiritus lenis.

§. 4.

Während nun alle Alliteration auf den Anlaut der Wurzeln gerichtet ist, indem die Stimme mit ihm anbricht und dadurch den Effect sichert, so ist dagegen der eigentliche oder gewöhnlich so genannte Reim auf den Auslaut gerichtet; weil die letzten Sylben des Worts durch die nachfolgende Pause dem Ohr eindringlicher, nachhaltiger klingen, so hat sich hier der Gleichklang, der durchaus auf den Tonfall berechnet ist, zur besondern Kunstform herausgebildet. Da der Ton auf dem Vocal ruht, so muß der Schlußreim mit dem Tonvocal anheben, denn auf ihn ist es abgesehen. Daher bei den Spaniern sich die sogenannte Assonanz ausbildete, wo bloß der Vocal reimt ohne Rücksicht auf den nachfolgenden Consonant. Dieses ist an sich freilich nur ein unvollkommener Reim, wie er in der Kindheit dieser Kunst erwuchs. Die Spanier haben ihn aber später, besonders in ihrem Theater, dadurch zur wirklichen Kunstform ausgebildet, daß dieser Halbreim nicht nur ein paar Verse zusammenhält, sondern

eine lange Reihe von Versen hindurch je der zweite Vers den Reimvocal oder häufiger die beiden Reimvocale in ihren Reimschluß aufnehmen müssen.

§. 5.

Der Reim war aber noch auf andere Weise ungenau. Man reimte entweder nur Consonanten und nahm es mit den Vocalen nicht genau, oder reimte sie gar nicht; so ist es in den ältesten deutschen Gedichten, z. B. bei Otfrid, oder man suchte im Vocal und Consonant überhaupt mehr ein Aehnliches, nicht gerade Gleiches; so lassen sich allerdings Nasale unter sich noch leichter verbinden als mit Consonanten anderer Art; lauter Schlaglaute, oder lauter Aspirate, wenn auch nicht Einer Reihe, machen doch noch einige Wirkung; in den Vocalen nehmen sich die Sprachen Freiheiten heraus, denen der Reim schwer fällt, wie z. B. bei uns geschieht. Ein viel größeres Uebel ist es, wenn die Engländer bald fürs Ohr, bald fürs Auge reimen. Denn ein Reim fürs Auge ist natürlich so viel wie gar keiner. Noch conventioneller ist der französische Reim. Hier wird durch den schwachen Ton die Reimsylbe nicht genug gehoben, und durch die abgeschliffenen Formen hängt sich der Reim so häufig nur an einzelne Vocale. Daher einerseits (um das Reimen dem Reimer nicht zu leicht zu machen!) theilweise wieder das Auge befriedigt werden soll; andrerseits, was noch schlimmer ist, kam man von diesem Reimsehen auf die Thorheit auch den vorstehenden Consonant mit Vorliebe in den Reim aufnehmen zu wollen, was man durch das Prädicat rime riche besonders lobte. Dadurch wird der Reimeffect aufgehoben, und das Kunstmittel nimmt den Charakter einer ganz widernatürlich auf den Schluß geworfenen Alliteration an.

§. 6.

Der Reim ist endlich einsylbig, wo er mit der Arsis schließt, und wird dann gewöhnlich männlicher Reim, in der altdeutschen Poesie auch stumpfer Reim genannt; oder er ist zweisylbig, reimt Arsis und Thesis und heißt weiblich, oder klingend. Nur ist zu bemerken, daß es im altdeutschen System auch zweisylbige männliche Reime gibt, nämlich wenn beide Sylben kurzen Vocal haben, während der klingende nur da eintritt, wo der erste, der Arsis- oder Tonvocal lang oder durch Position schwer ist. In der dactylischen Betonung kann auch ein dreisylbiger Reim statt finden, italienisch sdrucciolo, gleitender Reim. Endlich kann der Reim mehrfach oder wiederholt seyn, wenn zwei oder drei Sylben so reimen, daß jedes Reimglied für sich seinen Gleichklang bekommt, wo also zwei, drei Reime stehen.

§. 7.

Jedem Reimer, der mit Effect reimen will, sind zwei Grundsätze besonders zu empfehlen. Der erste ist der: der Reim soll den

Tonfall des Verses hervorheben, darum muß vom betonten Vocal an bis hinaus alles reimen, wenn der Reim genau seyn soll. Man muß also genau wissen, welcher Vocal diesen Ton wirklich hat und dieses ist bei falschen und ächten Diphthongen besonders wichtig. Wir werden sehen, daß der Spanier mit seinem Ohr bald den ersten, bald den zweiten Vocal seines Diphthongs in das Reimgebiet zieht, den andern tonlosen aber unberücksichtigt läßt. Die französische Verskunst ist hier ganz verkehrt. Was aber hier hauptsächlich zu merken ist, ist dieses: damit der Reimvocal sich recht herausstelle, ist wesentlich, daß der ihm vorgehende Laut in beiden Fällen nicht derselbe sey, denn durch diesen Kunstgriff wird der Effect des Einklangs außerordentlich gehoben. Also mit andern Worten, der Dichter, der schön reimen will, hüte sich, so lang er kann, vor dem, was der Franzose rime riche nennt; denn dieser zerstört den Reimeffect und verkehrt ihn, wie gesagt ist, in eine übel angebrachte Alliteration. Man höre also, welcher Laut (nicht welcher Buchstab) geht dem Reimvocal vorher und meide diesen beim zweiten Glied, wenn's möglich ist. (So sind bei uns *kalt, halt; seiten, zeiten* sehr wirkungslose Reime.)

§. 8.

Der zweite Grundsatz ist dieser: der Reim ist ein sinnlicher Reiz und wirkt hauptsächlich da, wo er nicht durch eine logische Analogie hervorgerufen, sondern logisch als ein Zufälliges hervortritt. Von diesem wichtigen Grundsatz hatten die Reimer des Mittelalters noch wenig Ahnung. In altromanischen Gedichten findet man ganze Seiten gereimt, wo irgend eine Flexion des Verbum an den Schluß gestellt ist, z. B. ein Imperfect, eine secunda pluralis des Präsens der ersten Conjugation, worauf sich nun natürlich alle Verba der ersten Conjugation reimen lassen. Diesen Mangel sehen die Franzosen jetzt ein, und sie verlangen mit Recht, man solle nicht grammatische Flexionen auf ihres Gleichen zum Reim benutzen; das heißt einer solchen Flexion darf nicht die gleiche folgen, denn in der That ist hier gar kein Reim, sondern lediglich Wiederholung desselben Flexionselements; in der Kindheit der Kunst nahm man aber damit vorlieb. So grell kann dieser Fall nun in den germanischen Zungen nicht mehr vorkommen, weil wir selten mehr in den Fall kommen, Flexionssylben zu reimen. Aber das Analoge bleibt doch stehen. Reimen wir zwei Infinitive oder zwei Dative auf *en*, so ist diese Flexion nicht gereimt, sondern wiederholt, wogegen ein Infinitiv und ein Dativ vollkommen wohl reimen, z. B. *tagen* (diebus) und *sagen* sind vollkommene Reime; *baden* und *laden* schwache, *bade: lade* etwas besser, *bad' : lad'* noch besser, denn am Ende ist hier doch nur dieselbe grammatische Form, aber keine Buchstabenwiederholung wie dort. Noch schlimmer ist es mit Ableitungen und Compositionen; Manche bilden sich auf Reime wie *wahrheit : klarheit*

etwas ein, sie sind aber viel schlechter als *wahr : klar*, denn die angehängte Wurzel ist bloß wiederholt. Eine andere Art volltöniger Reime hat man dadurch versucht, daß man Formen, wie *wahrheit* auf Wortverbindungen wie *jahr heut* gereimt hat. Hier muß die Enklitik des zweiten Worts den Reim bewerkstelligen, sie bleiben aber immer knittelversartig; selbst wo reine Enklitik stattfindet, wie in *vater : hat er*, wird sie der strenge Vers nicht gerne sehen.

§. 9.

Endlich kann man dem Reimer zurufen: Reime rein in Fällen, wo die Sprache Reime bietet; willst du durch seltene Reime glänzen, so mußt du die Strenge fahren lassen. Reime endlich rein, wo man es verlangt, das heißt in leichten und in ernsten Gattungen, und in keckeren Productionen hilf dir, wie du kannst. Nur glaube weder, unsere Sprache müsse reimen wie die südlichen gebornen Reimsprachen, noch auch, der Reim werde nach englischer Weise um so besser, je ohrzerreißender er ist. Das ist aber richtig, unsere gesuchten barocken Reime, z. B. bei Byron, sind ein wahrhaftes Kunstorgan, dem jene südlichen Sprachen, wo man den Reim nicht zu ertrotzen braucht, eigentlich nichts Analoges entgegenstellen können. Ueberhaupt gewinnen unsere Reime an individueller Kraft und Mannichfaltigkeit durch die Fülle der Mitlauter.

Physiologie.

Zweite Abtheilung:

Historische Ansicht.

A. Alte Sprachen.

Vorwort.

Todte Sprachen aus dem Symbol der Schrift fürs Gehör wieder herzustellen und zu reorganisiren, hat man zweierlei Mittel: Einmal die Intention der ersten Schreiber, die bei einer literarisch regsamen Nation hoch anzuschlagen ist. Wenn sie auch ihre Buchstabenschrift zum Theil von außen empfängt, so wird sie doch im Ganzen schreiben, wie sie hört, und man kann präsumiren, daß sie die Laute rein hört, daß sie z. B. nicht zwei Laute für Ein Zeichen, noch Ein Zeichen für zwei Laute verwenden wird u. s. w. (Solche Dinge kommen erst vor, wenn die schon geschriebene Sprache in einer neuen Generation sich verändert, oder wenn eine mit der Schreibkunst noch unbekannte Nation ihre Sprache nach dem Vorbild einer andern mechanisch nachzuzeichnen sich bemüht, wie man dieß von der gothischen wird sagen können.) ferner Vergleichung des Gleichzeitigen, z. B. Griechisch mit dem Römischen, auch mit dem Gothischen; auf der andern Seite aber Tradition, das heißt, einmal heutiger Bestand der daher geleiteten lebenden Idiome, dann auch Tradition der Schule, so fern sie sich vom erstern Element abweichend sollte vererbt haben.

Wenn man nun dermaßen die beiden gegebenen Momente des alten und neuen entgegengestellt, so ist es Aufgabe der Theorie, von hier aus, gleichsam trigonometrisch den unbekannten dritten Punkt, das wirkliche Alte zu ermessen; und eigentlich ist hier erst der Probstein gegeben, woran sich ihre innere Consequenz, folglich ihre Realität erweisen mag.

Ich muß übrigens sehr erinnern, daß ich kein Philolog vom Fach bin, und daß ich, sowohl fürs Alterthum wie für das Mittelalter, für meine Theorie nicht von eignen Studien zu zehren im Stande bin; ich muß mich meist auf das verlassen, was mir von fremder Arbeit als Material dient. Das einzige Verdienst in dieser Hinsicht wird also seyn, wenn ich meine Gewährsmänner mit Umsicht und glücklich gewählt, und dann, daß ich mir zur Pflicht mache, diese meine Quellen gewissenhaft zu citiren und keine bedeutendere Behauptung ohne Nachweisung hinzustellen.

I. Griechisch.

Ich verweise zunächst auf Phil. Buttmann, ausführliche griechische Sprachlehre. I. Berlin 1819. II, 1. 1825. 2. 1827.

§. 1.

Wie die griechische Bildung überhaupt die Vermittlung der orientalischen und occidentalischen genannt werden kann, so ist dieß auch in mancher Hinsicht in Beziehung der Sprache zu sagen. Die Schreibkunst scheint von Osten nach Westen gewandert zu seyn. Wie weit sie von dorther zu uns drang, ist nicht zu sagen; die Griechen überkamen sie von ihren nächsten östlichen Nachbarn, den Semiten, und zwar vom phönizischen Stamm. Dieß ist unverkennbar klar einmal aus der Figur mancher Zeichen, zweitens aus der Ordnung, in der sie im Alphabet stehen, worüber vergl. Buttmann II. 375, Geschichte des griechischen Alphabets; am auffallendsten aus den Namen der Buchstaben; denn daß *alfa, béta, gamma, delta* und *alef, béth, gimel, daleth* identisch sind, sieht jeder. Aber auch das ganze Lautsystem der Griechen scheint von dem übrigen europäischen so wesentlich verschieden, daß wir es in Wahrheit der orientalischen Einrichtung werden näher stellen müssen, als namentlich der italischen und ältesten germanischen. Wenn es auch auf der Hand liegt, daß das Vocalsystem der heutigen Griechen nur eine naturgemäße Auflösung des alten Organismus ist, so muß es uns doch höchlich auffallen, daß dieses so äußerst corrumpirte Idiom in Hinsicht der consonantischen Individualitäten über alle Vergleichung das reichste unter allen europäischen ist. Wenn jemand diesen äußerst fein organisirten Lautbesitz auch für Corruption erklären wollte, der müßte fürwahr seltsame Begriffe von der Sprachentwicklung haben.

§. 2.

Bekanntlich hat die griechische Sprachgeschichte für uns noch das interessante Moment, daß sie nicht von einer einzelnen Sprachniedersetzung ausgeht, sondern daß wir sie in ihrer frühsten Gestalt, wo sie geschrieben wird, gleich vielgestaltig uns entgegenkommen sehen; sie zeigt sich in Dialekte getrennt, das heißt mit andern Worten, die Stämme des Volkes waren durch politische Unabhängigkeit nicht so cohärent, daß sie neben der gemeinschaftlichen

Ueberlieferung der Buchstabenschrift nicht jeder seine Individualität in der Schriftniedersetzung hätte gelten machen sollen, und in der Entwicklung der Poesie kommt endlich die ganz eigenthümliche Erscheinung vor, daß der Dialekt sich für die poetische Gattung festsetzt, in welchem diese zuerst excellirt hatte. Vgl. Buttmann's §. 1. So fixirte sich namentlich der weichere jonische Dialekt für die epische und heroische Hexameter-Poesie, der härtere dorische in spätern Zeiten fürs Epigramm und die Idylle, der zwischen beiden stehende attische, der aber erst in später Zeit die allgemeine griechische Schrift und Bildungssprache wurde, war vom Anfang an dem Theater, der dramatischen Poesie eigen, weil in ihm die Bühne entstand.

I. Das Vocalsystem.

§. 3.

Das älteste griechische Vocalsystem, wie wir es aus den Nachrichten der Alten, z. B. bei Plinius, so wie auch auf einzelnen Münzen und Inschriften noch vorfinden, bestand aus 5 Zeichen *A, E, I, O* und *Y*. Diese Zahl führt uns von selbst auf das lateinische System *a, e, i, o, u*. Was das *alfa* betrifft, so war es den Orientalen eigentlich kein Vocal, sondern vielmehr der allgemeine Vocal-Vorschlag des Spiritus lenis (Buttmann II. 376 unten). Die Griechen nahmen es aber für den Indifferenz-Vocal, wie er es seitdem für ganz Europa geblieben ist. Das *E, I* und *O* machen ebenfalls keine Schwierigkeit, da sie dem Lateinischen correspondiren, und wie das *A* auch von den Neugriechen stets beim ursprünglichen Werth erhalten worden sind. Schwieriger ist die Frage wegen des *Y*, dessen Identität mit *U* erwiesen werden muß.

§. 4. Vom *Y*.

Buttmann glaubt II. 375 f., auch das *Y* sey im ältesten Alphabet nicht vorhanden gewesen, vielmehr seine Function durch das sogenannte digamma ausgefüllt worden, welches demnach sowohl für *u* als auch für *w* diente, da es *βαυ* oder in der Versalschrift des Digamma *FAY* (lächerlich *Fαυ* geschrieben, da *fαυ* stehen müßte) genannt wird. Doch wurde das digamma nie durchgängig angenommen, und eine andere Nachricht gibt an (Buttmann I. 24), in der ältesten Schrift sey *O* gemeinschaftliches Zeichen für alle negativen Vocale gewesen; das hieße also, der negative Vocal sey überhaupt noch nicht aus seiner Indifferenz getreten gewesen; was bei der ältesten Sprachauffassung nicht nur begreiflich, sondern sogar nothwendig ist, selbst in dem Fall, wenn in derselben Periode schon *E* und *I* deutlich geschieden waren,

denn bei aller Gewalt der Analogie ist es doch offenbar, daß die positiven Vocale dem Bewußtseyn näher liegen, sich leichter und weiter entwickeln als die negativen, was sich uns aus der ganzen Sprachgeschichte ergeben wird.

§. 5.

Wenn also in einer ersten Periode *O* für *o* und *u* zugleich galt, so kennen wir doch eben so sicher eine spätere, wo das *Y* noch hinzukommt und das Alphabet 5 Vocale hat, *A E I O* und *Y*. In dieser Periode behaupten wir, muß *Y* = *u* seyn. Die Gründe sind folgende:

1) Das Zeichen *Y* ging im Lateinischen in das Zeichen *V* über, wie es in der That auch dasselbe ist, und so ist klar, daß vom griechischen *Y*, das erst im spätern Latein als *Y* wieder neben *V* auftrat, endlich noch ein weiter verschiedenes *U*, und so zuletzt alle unsere europäischen Zeichen *v*, *u* und *w* abstammen. Selbst das griechische Zeichen *Y* wird unverändert im lateinischen für *V* gefunden, wie auf der Inschrift zu lesen, die Schneider lat. Gramm. I. 34 mittheilt.

2) In den ältesten urverwandten Wörtern beider Sprachen entspricht dem griechischen *v* immer lateinisch *u*, z. B. *φυω* = *fuo*; *φυγη* = *fuga*; *κυμινον* = *cumínum*; *ἀγκυλος* = *angulus*; *πυξος* = *buxus*; *κλυω* = *cluo*; *κυβος* = *cubus*; *κυπαρισσος* = *cupressus*; *κυπρος* = *cuprum*; *κυτος* = *cutis*; *δυω* = *duo*; *φυκος* = *fucus*; *κυβερναω* = *guberno*; *μαρσυπιον* = *marsupium*; *μυλλος* = *mullus*; *μυραινα* = *muraena*; *μυς* = *mus*; *νυν* = *nunc*; *ὑπερ* = *super*; *συς* = *sus*; *τυ* = *tu*; *τυρβη* = *turba*; von Eigennamen ist *Κυμη* = *Cumae* und *Ζακυνθος* = *Saguntum*. (Schneider, I. 40 f.) *Ρωμυλος* = *Romulus*; *Τυλλιος* = *Tullius*; *Καπυη* = *Capua*. Ja in der ältern Latinität findet sich häufig *u*, z. B. bei Plautus *clupeus*, *lacrumae*, *inclutus*, *Amphitruo*, *Suria*; bei Andern *sumbola*, *sucophanta*, *Suracusae*, *Musia*, *Burrus*, *Bruges* (für *Pyrrhus* und *Phryges*) Schneider I. 42. wo man später *y* und noch später *i* schrieb. Jene Eigenheit, das griechische *v* wie *u* zu hören, schreiben die spätern römischen Grammatiker dem äolischen Dialekt zu.

3) Als ein kleines Zeugniß mag noch hier stehen, daß die russische Sprache, die ihr Alphabet wohl nicht in der ältesten Zeit großentheils von den Griechen entlehnt hat, wie z. B. die Zeichen *B Γ Δ λ π ϱ Φ X* im griechischen Werth vorkommen, das Zeichen *y* (in der lateinischen Cursivgestalt) bis diesen Tag für den Vocal *u* gebraucht.

4) Wenn man sich auf isolirte Erscheinungen einlassen wollte, so könnte man auf das französische *moustache* aus griechischem

schem *μυσταξ*, auf das heutige *Durazzo* aus früherm *Δυρράχιον* und Anderes sich berufen.

§. 6.

Wenn nun aus allen diesen Momenten auch nichts mit Sicherheit geschlossen werden könnte, so läßt sich dagegen die Sache vom Standpunkt unserer Theorie aus außer allen Zweifel stellen. Hier fragen wir, um auf sichern Grund zu kommen, vor allem: was steht jener durch die Theorie geforderten Behauptung entgegen? das heißt, was ist aus diesem Laut geworden, daß er nicht mehr *u* seyn kann? Hier zeigt sich nun

1) die heutigen Griechen sprechen ihn *i*, obgleich sie noch eine theoretische Ahnung haben, daß er eigentlich dem deutschen *ü* entsprechen sollte (Schmidt, neugriech. Sprachl. S. 4).
2) In den andern europäischen Sprachen hat man das ins lateinische *y* aufgenommene Zeichen überall = *i* gemacht. Doch haben die Nordsprachen im Mittelalter, als sie ihre Runenschrift verließen, das Zeichen *y* für den Laut *ü* gewählt, welchen Werth es dann behalten hat, obgleich im heutigen Isländisch der Laut wieder mit *i* zusammenfiel.
3) Daß dem spätern Lateiner das dem griechischen *Y* nachgemachte *y* mit *i* gleichklang, erweist sich aus der völligen Verwechslung beider Zeichen; die Einen wollten *silva, hiems, stilus*, die Andern *sylva, hyems, stylus* geschrieben wissen, und zwar aus dem angeführten Grunde, weil die Wörter aus griechischen Formen *ὕλη, ὗω, στῦλος* abstammen sollen. Wollte man nun behaupten, es sey hier von einem Lautunterschied *i* und *ü* die Rede, so widerlegt sich das aus der Bemerkung, daß der Kaiser Claudius, in seiner Verbesserung des Alphabets, einen Mittellaut zwischen *i* und *u*, der nur *ü* seyn konnte, bezeichnet wissen wollte, er aber für diesen Laut nicht das *y* verwenden konnte, offenbar, weil dieses schon völlig = *i* war, und sich daher in der Nothwendigkeit sah, ein neues Zeichen zu erfinden, worüber später. (Schneider, 1. 6.)

§. 7.

Wenn nun der Laut *i* die äußerste Verderbniß des griechischen *Y* ist, dieser Laut aber, der dem *iota* zukommt, nicht sein ursprünglicher Werth gewesen seyn kann, so werden wir dagegen überall auf ein früheres *ü* zurückgewiesen; denn daß *ü* ganz leicht und fast unvermerkt auf *i* überspringen kann, wissen wir am besten aus unserer deutschen Sprache, wenn wir es auch theoretisch nicht wüßten, daß beide Laute sich zunächst stehen. So ist es auch im Lateinischen unläugbar, daß zwischen dem spätern *i* und dem ursprünglichen *u* (in *q vo* = *fno* u. s. w.) das mittlere *ü* der geforderte Laut ist; und so ist es der gleiche Fall im Griechischen selbst, wo das *i* des heutigen Griechen

mit dem theoretisch-geforderten *u* des Alphabets auf einen Uebergang des *Y* aus *u* durch *ü* ins *i* weisen muß.

§. 8.

Den offenbarsten Beweis für die ganze Lehre, den wir absichtlich noch nicht berührt haben, liefert aber erst die Geschichte der Diphthonge. Wie hätte denn der Diphthong *αυ* seine ursprüngliche Geltung = *au* oder *aw* durchs Lateinische hindurch in fast allen europäischen Sprachen erhalten können; wie könnten wir heute noch *centaure*, *pause* sagen, wenn dieser Diphthong vom Anfang an ein *αυ* = *ai* oder *aï* gewesen wäre? Daß noch nie ein *i* aus *ü* oder gar *u* regelmäßig entstanden ist, während der umgekehrte Fall alle Tage geschieht, wissen wir so ziemlich ohne Theorie. Ebenso der Diphthong *ευ* bei dem Römer *eu* und *ev*, neugriechisch *ew*, in den Südsprachen und Nordsprachen wie *eu* oder *ew* gesprochen, im Englischen *iu*, nur im Französischen und Deutschen durch Mißverständniß mit einheimischen Doppellautern verwechselt, kann ursprünglich nicht = *eü* und niemals = *ei* gewesen seyn. Endlich der Diphthong *ου*, der im Neugriechischen, im Lateinischen und durch ganz Europa = *u* gilt; wie wäre das möglich, wenn das Element des negativen Vocals nicht ursprünglich in ihm enthalten gewesen wäre? Nach unserer Schultheorie müßte *ου* = *oü* und dieses = *u* gelten, was nur ein physiologischer Wahnsinn rechtfertigen können wollen wird.

§. 9.

Unser einfacher theoretischer Schluß lautet also so: *Y* ist *i* geworden, dieses *i* erweist sich aber als ein unursprüngliches und die Abstammung führt von der positiven Reihe auf die Zwischenreihe. Nach allen Aeußerungen der spätern Römer muß *Y* schon in der spätern Blüthezeit der griechischen Sprache einen von *u* verschiedenen Laut gehabt haben, den man lateinisch durch ein geschwänztes *v* oder *y* zu bezeichnen suchte (dem griechischen *Y* aufs neue nachgemacht). Dieses *ü* selbst aber ist, wie wir wissen, in keiner Sprache ursprünglich, sondern überall aus *u* umgelautet, und hier ist der Fall darum unzweifelhaft, weil diese Metamorphose des *Y* in *ü* nur theilweise, nicht aber in den Diphthongen vor sich ging, indem jenem *v* = *y* zum Trotz dennoch *αυ*, *ευ*, *ου* stets = *au*, *eu* und *u* blieben. Die beiden Fragen aber: wann wurde *Y* zu *ü*? und war es ein wirkliches reines *ü*? weisen wir noch ab und wenden uns zu unserm griechischen alten Vocalsystem.

§. 10. Vom *H* und *Ω*.

A E I O Y entsprechen also ursprünglich und nothwendig den 5 Hauptvocalen *a*, *e*, *i*, *o*, *u*. Die griechische Schrift blieb aber bei dieser Fünftheiligkeit noch nicht stehen. Die ältere Schrift besaß ein Zeichen *H* als Spiritus, besonders um den Spiritus asper

zu bezeichnen (Buttmann I. 97 oben und II. 376 unten), wie dieses Zeichen in dieser Function auch bei den Römern und in unsern Sprachen fortdauerte. Die spätern Griechen aber vertheilten dieß Zeichen in zwei Hälften, um ihre beiden Spiritus mit zu bezeichnen (woraus nach und nach die Cursivzeichen ᾽ und ᾽ entstanden), und nun, da man zugleich das Bedürfniß fühlte, mehr Vocalzeichen zu haben, wurde das *H* für ein doppeltes, d. h. langes *E* gebraucht. Dieß geschah ziemlich spät, in Athen erst zu Sokrates Zeit (Buttmann I. 96 Note); und als man den Vortheil dieser Neuerung einsah, wollte man auch auf der negativen Seite ein Zeichen gewinnen, und ließ dieses geradezu aus dem doppeltgeschriebenen *O* entstehen, wie die Figur ω offenbar nichts Anderes ist, und das Zeichen Ω nur eine etwas abbrevirte Gestalt derselben Verbindung. (Buttmann II. 377 oben.) Ω war das doppelte, das heißt lange *O*.

§. 11.

Wenn es nun nach diesem klar scheint, daß η und ω nur Abkürzungen statt der früher gebrauchten εε und οο sind, wofür man ursprünglich aber ε und ο schrieb, so zeigt sich daraus, daß diese neuen Zeichen nur der Differenz der Quantität gelten; η ist langes, ε kurzes *e*, ω langes, ο kurzes *o*. Nun muß aber nothwendig die Frage entstehen: Sind denn die andern Vocale *A, I, Y* nicht auch zuweilen lang? Unbezweifelt. Hat sich nun aus ihnen auch ein *aa, ii, vv* und aus diesen Verbindungen ein neues Zeichen entwickelt? Niemals. Kann also, nach aller Analogie zu schließen, der Grund jener neueingeführten Buchstaben allein auf der Quantität beruhen? Ganz unmöglich. Der Grieche mußte also in der Qualität dieser Laute eine Differenz hören, die ihn veranlaßte, neue Zeichen zu schaffen, denn das Alphabet ist das Symbol der Qualität, nicht der Quantität. Die Frage wird sich von unserm Standpunkt leicht lösen. Denn wo die Fünftheiligkeit des Vocalschema's in Siebentheiligkeit übertritt, da ist das Schema nach unserer theoretischen Aufstellung erschöpft, das heißt die Gebiete des *ä* und *å* müssen in Erwägung kommen. Die Sache ist diese: die früheren *E* und *O* füllten die Gebiete des *ä* bis *e* und des *å* bis *o* noch als Indifferenzen, wie dieß bei *e* und *o* im Lateinischen und in der Mehrzahl unserer Sprachen bis heute noch der Fall ist. Der feinhörige Grieche bemerkte aber, daß die Laute *e* und *o*, wenn sie gedehnt werden, die Tendenz nach der Höhe, oder die reine Mitte ihrer Reihe verfolgen, mit Einem Wort, daß sie unserm theoretischen *é* und *ó* nachstreben. Diese Tendenz ist allen abgeschliffenen Idiomen eigen, wiewohl sie sich selten so consequent ausbildet; dem Engländer z. B. ist jedes *a* = *e* ein reines *é*, während die kurzen *a* und *e* sich in der Sphäre des *ä* bewegen; dem Franzosen tendirt auch das *è* zum reinen *e*, und das lange *o*, *au* ist immer rein *ó*; im Deutschen wird kein lang *å* und in sehr eleganter Aussprache kaum mehr ein langes

ä geduldet, sondern der Tendenz zum *é* nachgegeben. Dem Holländer gelten geschärfte *e*, *o* constant = *ä*, *å*, während *é*, *ó* in der Länge regelmäßig rein sind, wie wir auch im Lateinlesen lang *e é*, kurz *e* aber *ä* präsumiren. Endlich aber, wenn alle diese Analogien auch nicht beweisen könnten, so ist doch ein Factum, das meine Behauptung außer allen Zweifel setzt. Für Ulphilas war im 4ten Jahrhundert *ε* und *η*, *o* und *ω* so gänzlich verschieden, daß er die langen *η* und *ω* durch lang *é* und *ó*, dagegen jene kurzen *ε* und *o* sogar durch ganz unbequeme Doppellaute *ai* und *au* bezeichnet, nur um die Qualität völlig von jenem Fall zu trennen, und was noch schlimmer scheint, diese *ai*, *au*, die das *ε* und *o* vertreten, fallen ihm nun mit den griechischen wahren Diphthongen *αι*, *αυ* zusammen. Hier beleuchtet ein Idiom das andere. Die absolut kurzen *ε*, *o* und absolut langen *αι*, *αυ* können, wenn sie von *é*, *ó* verschieden seyn sollen, nur in den Lauten *ä*, *å* zusammentreffen. Ein weiteres Zeugniß gibt das Neugriechische ab. Das lange reine *é* (*η*) ist endlich aus dieser Region vollends in die Hyperbel *i* vorgeschritten, wie es noch heute gesprochen wird. Dagegen ist *ε* = *ä*. Denn das ist wohl klar, sobald sich einmal das lange *η* im reinen *é* fixirt, so mußte schon der Gegensatz, wenigstens theoretisch, das frühere indifferente *ε* herunter drücken, wie der Neugriechе noch heute *ε* = *ä* spricht. Wäre *η* von *ε* bloß quantitätisch verschieden gewesen, so wären sie bei der Auflösung der Quantität in Einen Laut zusammengefallen, wie das kurze und lange *α*, *ι* oder *υ* auch wirklich gethan haben. Sie waren aber damals schon qualitätisch getrennt, daher fiel das *η* mit dem langen *ι*, das *ε* aber vielmehr mit dem frühern Diphthong *αι* in den Laut des *ä* zusammen.

§. 12.

Ich behaupte also: das griechische Vocalsystem wurde siebenstufig, als der Grieche die Differenz von *ä* zu *e* fühlte und sie durch die Zeichen *ε* und *η* trennte, welche Trennung allerdings nebenher dann der Quantität mitgalt, bis auf die Zeit, wo die Quantität unterging, wo sofort nur die qualitätische Differenz der Laute fortgeführt wurde. Die Analogie fordert nun, daß nach dem Vorgang der positiven Seite auch die negative beurtheilt werde. Es folgt also, daß das indifferente frühere *o* zwischen *å* und *o* schwankt, das lange *ω* aber sich im reinen *ó* fixirte, wodurch das kurze *o* ins Gebiet des *å* heruntergedrückt werden mußte. Hier blieb, bei der Auflösung der Quantität, freilich die Entwicklung der negativen Seite hinter der positiven Seite zurück; das heißt, nach der Analogie hätte das lange reine *ó* (*ω*) sich bis ins *ä* erheben sollen und mit *ov* (*ϑ*) identisch werden; dieses ist aber nicht erfolgt, sondern es ist im *ó* verharrt, und dann bei Auflösung der Quantität mit dem *o* identisch geworden. Der Grund ist kein anderer, als die geringere Perfectibilität der negativen Reihe.

§. 13.

Wir haben also das griechische Vocalschema auf die vollständige Entwicklung der Siebentheiligkeit zurückgeführt, die sich qualitätisch so verhält

A E H I O Ω Y, welche äquivaliren

unsern *a ä e i å o u*

in Hinsicht der Quantität aber so zu betrachten sind, daß die drei *A, I, Y* (Indifferenz und Hyperbel) sowohl kurz als lang, *E* und *O* (Erniedrigung) aber immer kurz, so wie *H* und *Ω* (Mittellaute) immer lang gebraucht werden. Es sind folglich fünf kurze Vocale *α, ε, ι, ο, υ*, und fünf lange gleichnamige *α, η, ι, ω, υ* in der griechischen Sprache vorhanden.

§. 14.

Vom griechischen Zwischenlaut.

Nun bleibt uns nur noch die nähere Betrachtung des griechischen aus *Y* entwickelten Zwischenlauts übrig. Daß auf der negativen Reihe unseres Systems sich eine Inclination zur Zwischenreihe zeigt, ist an sich ebenso naturgemäß, als daß diese Tendenz auf der Stufe der Hyperbel zum Ausbruch kommt. In der Hyperbel erscheint der Vocal in seiner kühnsten, individuellsten Persönlichkeit; daher ist er auf dieser Stufe auch mehr dem Falle ausgesetzt, als auf der noch bescheidenen Region des Mittellauts. Wenn dieser Satz auch nicht bündig genug seyn sollte, so werden uns doch eine Masse Analogien späterer Idiome, bei Isländern, Holländern, Franzosen, Deutschen dieselbe Erscheinung vorweisen. Dem *v = u = ü* analog erscheint also kein griechisches *o* oder *ω = ö* zur Seite (man müßte denn ganz sinnlos *τραγῳδία = tragoedia* citiren) und dieser Mangel beweis't nichts gegen die Haupterscheinung; das Element der Zwischenreihe ist von der Hyperbel nie bis in die Mittelregion der negativen Reihe vorgeschritten. Ein wichtiger Grund, der hierher gehört, ist aber denn doch der, daß, wie wir nachher sehen werden, das vom *υ* verlassene *U*-Gebiet unmittelbar von dem zerstörten Diphthong *ου* ausgefüllt werden konnte, wodurch auf dieser Seite die Kette sich wieder schloß, aber zum Schaden der analogen positiven Seite. Sehr zu bedenken ist nun freilich, daß das isolirte *Y* auf der Zwischenreihe diese gleichsam als Indifferenz derselben allein auszufüllen hat. Hier ist denn freilich nicht geradezu zu behaupten, das *Y* sey völlig unserm reinen *ü* gleich gewesen. Es könnte sich auch gegen das mittlere *ö* geneigt haben, wie wir dieß wissen aus dem elsäßischen *u = ü*, aus dem isländischen *u = ö* und dem holländischen kurzen *u = ö*. Dagegen sträubt sich indessen der spätere Uebergang des *y = i*, wiewohl einzelne Uebergänge ins *e* vorkommen (Schneider I. 45).

§. 15.

Was nun die schwierigste Frage betrifft, zu welcher Zeit mag das griechische Y angefangen haben, gegen *ü* zu declíniren, so möchte sie wohl unsere gelehrtesten Helleniſten in Verlegenheit setzen; um so weniger wird man mir die Entscheidung zumuthen. Einige Fingerzeige mögen folgende seyn: Wenn es zu erweisen wäre, daß Plautus noch nach seinem Gehör des Griechischen *Amphitruo, Suria* schrieb, und nicht vielmehr so schrieb, weil er den Laut des griechischen *v* = *ü* nicht zu bezeichnen wußte, weil das *y* noch nicht eingeführt oder durchgedrungen war, so hätten wir die wichtige Gewißheit, daß in der Blüthezeit der griechischen Literatur das Y seiner ursprünglichen Stellung getreu blieb. Man müßte ferner vergleichen, aus welcher Periode die Angaben der Römer sind, wo sie das griechische *Y* als einen Laut bezeichnen, der dem römischen Alphabet fremd sey, und zu welcher Zeit endlich die Schreibart *y* für griechisch *v* im Lateinischen allgemein ward. Ich glaube nicht, daß dieß weit über das Augusteische Zeitalter hinauf datirt werden kann; es müßten natürlich Inschriften entscheiden. Einige Dialekte, wie wir vom äolischen wissen, widerstanden beharrlich dieser Neuerung und behielten das *Y* = *u* (Buttmann I. 100), und in diese Fußstapfen, die wohl einem größern Theil des dorischen Sprachstammes angehört haben mögen, trat dann im Ganzen auch die sich entwickelnde Römerzunge, nur daß man in Wörtern, die man auf gelehrtem Wege von den Griechen entlehnte, später das geschwänzte *Y* oder *Y* schrieb. Man wird uns also nicht nur für Homer, sondern auch für Sophokles und selbst für Theokrit vorerst beweisen müssen, daß diese Veränderung wirklich eingetreten sey, ehe wir sie zugeben können, und für alle diese Epochen bleibt vorläufig das naturgemäße *Y* = *U* unangefochten.

II. Die Diphthonge.

§. 16.

Alle Sprachen, die sich in dem populären Element der Dialekte niedersetzen, entwickeln eine bunte Reihe von Diphthongen, die die Reihe der langen Vocale unterbrechen und ergänzen. Die griechische Sprache hat sich fast in allen Verbindungen, die dem ächten Diphthong möglich sind, sowohl diphthongisch als triphthongisch (das heißt mit producirtem Anlaut) versucht; die unächten Diphthonge sind nicht nachzuweisen, wohl aber der uns bekannte räthselhafte Bastard-Diphthong *eu*, er hier unsere Theorie zum erstenmal in Verlegenheit setzen wird.

§. 17.

Die griechischen Diphthonge theilen sich von selbst in die zwei Hauptclassen, positive und negative, das heißt, sie haben alle ent-

weder *i* oder *u* (*u*) zum Auslaut, der, als bei ächten, der Hauptlaut ist. Eigentliches Umlauten, so daß der Hauptlaut von der negativen Seite sich nach der positiven bewegte, läßt sich nicht nachweisen (Bewegung nach der Zwischenreihe kann erst zur Sprache kommen, als ein *ü* gebildet ist; ihm gerade aber widerstand, wie wir wissen, das organische Diphthong-Verhältniß), dagegen werden wir einige Erscheinungen haben, von denen es wahrscheinlich wird, daß sie den Anlaut des Diphthongs, ohne Rücksicht auf diese organische Einigung, die den Anlaut in seiner Function als Hülfslaut vor der Umwandlung schützen sollte, theils positiv, theils negativ weiter geführt haben. Es wird folglich den *a*-Anlaut betreffen. Was nun die Hauptlaute *i* und *u* betrifft, so sind sie offenbar bloß als Repräsentanten ihrer Reihe zu betrachten, denn in gewissen Verbindungen können sie im gemeinen Gebrauch nicht den Werth der Hyperbel, sondern nur den von *e* und *o* haben; in andern ist es wahrscheinlich, daß sie dem entsprechenden Spiranten gleich zu schätzen sind, der sich besonders zwischen Vocalen von selbst erzeugt. Ob die Diphthonge zum Theil selbst aus consonantischen Verbindungen erwachsen sind, liegt in den meisten Fällen jenseits der geschichtlichen Ueberlieferung; in andern ist es offenbar.

§. 18.

Das erste correspondirende Diphthongpaar sind die *A*-Diphthonge *ai* und *au*. Wir wissen, daß sie im populären Gebrauch, z. B. unserer Muttersprache, vom *A*-Anlaut nur zum Mittellaut der betreffenden Seite vorzuschreiten pflegen, also eigentlich *aë*, *ao* gelten (nicht aber *aë* und *au* [*ou*], wie viele deutsche Provinzen wieder unanalog sprechen). Diese Bezeichnung nun konnte freilich der Grieche nicht wählen, weil ihm sein rein *e* und *o* nur lange Zeichen waren (*η*, *ω*), dagegen *ε* und *o* im Gegensatze gegen jene herabgedrückt (*ä*, *å*) wurden. Jene Bezeichnung war also die nächste und beste; doch war den Alten die Dialektik dieser Zeichen schon vollkommen bewußt, wie wir daran sehen, daß Griechen und Römer ihr *αι* und *ae* gegenseitig als völlig identisch betrachten, welche Gleichgültigkeit gegen den positiven Nachlaut in der römischen Orthographie noch auffallender wird, wenn dem *ae* das analoge *au* oder *av* (anstatt *ao*) an die Seite gesetzt wird, das also der griechischen Bezeichnung näher blieb, während auf der andern Seite *ae* auch wieder gelegentlich mit *aï* und *aj* wechselte. Das *αι* und *αυ* in *παις* und *ταυρος* ist also völlig identisch mit den lateinischen Diphthongen in *aes* und *laus*, oder den hochdeutschen in K a i s e r und H a u p t. Da diese Geltung der beiden Diphthonge in der altgriechischen Zeit keinem Zweifel unterliegt, so sagen wir noch nichts von der spätern Auflösung derselben, die dem Mittelalter angehört.

§. 19.

Das zweite wichtige Diphthongpaar sind die correlaten *ει* und *ου*. Wie sie aus consonantischer Verbindung parallel entspringen, haben wir §. 47 2 *γ*. unserer Consonantenlehre nachgewiesen, sie gehen auch rein vocalisch, am liebsten aus zusammenstoßenden *εε* und *οο*, so wie aus *ε* und *ο* mit andern Vocalen, die diese bequeme Verbindung suchen, gar häufig hervor, und sind also gewissermaßen als Stellvertreter und Nebenlaute der gleichnamigen *η* und *ω* zu betrachten. Wir werden bei der Contraction sehen, daß der Gebrauch sie dem *η* und *ω* vorzieht, ja die ältere Sprache betrachtet die Diphthonge *ει* und *ου* geradezu als das verlängerte *ε* und *ο*, indem man diese Buchstaben im Alphabet unter den Namen *εἰ*, *οὖ* aufzählte, s. Buttmann I. 10 unten, f. II. 376 oben. Die Namen *ἒ ψιλόν* und *ὂ μικρόν* sind erst später entstanden. Was ihren sinnlichen Werth betrifft, so sind sie eigentlich als die reinsten und ächtesten Diphthonge zu betrachten, weil sie den Volllaut des gesteigerten Nach- oder Hauptlauts nie einbüßen. Die eigenthümliche Geltung des *ε* und *ο* als Erniedrigung, kommt ihrer Bezeichnung sehr zu Statten, denn aus der Verbindung *ει* und *ου* (kurz *αι* und *αυ* zu verstehen) erwächst am leichtesten und liebsten derjenige Doppellaut, auf den die Natur eigentlich dabei tendirt, und es ist dieß kein anderer, als der urlautige Diphthong, der hier in seiner wahren Bezeichnung *ᵊι* und *ᵊυ* heißen müßte. Man darf die Verbindungen *ει* und *ου* überhaupt nur rasch wegsprechen, um unfehlbar jene überall vorkommenden Doppellaute zu hören, die freilich nirgends besser bezeichnet wurden, weil man von dem Urlaute nirgends theoretisches Bewußtseyn hatte. Faßt man diese Natur des Lautes ins Auge, so wird es erst klar, wie die Analogie beider Verbindungen so ganz augenfällig ist, indem sie nun den Anlaut völlig gemein haben, was durch die Bezeichnung *ει* und *ου* nur verdunkelt ist, und wie sehr Rask recht hatte, wenn er gegen die Barbarei unsers Schulgebrauchs loszog, der den einen *ει* als Diphthong gelten läßt, den andern aber als langes oder gar kurzes *ι* darstellen will.

§. 20.

Nicht zu läugnen ist, daß den spätern Griechen in der Römerzeit das *ου* gleich *ῠ* war. Eben so gewiß war denselben aber auch schon *ει* mit dem langen *ῑ* völlig identisch. (Vergl. besonders Buttmann II. 379 zu S. 14 der Gramm.) Im ersten Falle stellte sich freilich die Reihe dadurch her, daß *υ* nun in die Zwischenreihe trat, und der frühere Diphthong *ου* dann seine Stelle ausfüllte, wofür die Figur *ϖ* besonders paßlich war (und das späterhin, einmal als einfacher Vocal betrachtet, selbst für kurz *ῠ* genommen wurde, wie im lateinischen *Ῥηγύλος* = *Regulus* u. s. f.

vergl. Schneider I. 37.); deſto unbequemer war aber die Miſchung des *ει* mit dem langen *ι*, daher die ſpätern Griechen die Gelegenheit ergriffen, durch *ει* überhaupt das lange *i* zu bezeichnen, um ſo aus der orthographiſchen Anomalie wenigſtens einen praktiſchen Nutzen zu ziehen. Daß nun aber dieſe Auflöſung des *ει* und *ου* in einfache Vocale nicht etwas Urſprüngliches ſeyn konnte, iſt durch dieſe Bezeichnung ſelbſt genug bewieſen (denn eine Sprache, die ſich ihre Schrift nach dem Gehöre ſchafft, hat keine Veranlaſſung, einen einfachen Laut durch ein Doppelzeichen darzuſtellen), wenn es auch nicht durch die Menge Etymologien zu beweiſen wäre, wo dieſe Diphthonge theils vocaliſch, theils conſonantiſch vor unſern Augen entſtehen. Die Frage iſt nur: wie konnte aus *ει*, *ου* denn *ί*, *ú* werden, da dieſes auf dem Naturwege rein unmöglich iſt. Vielleicht ſtellt ſich der Proceß offenbarer in einer Analogie des Lateiniſchen dar. Im älteſten Latein kommen zahlreiche *ei* vor, ſtatt deren ſpäter zuweilen *é*, meiſt aber *í* eintritt; ebenſo kommt ſtatt des langen *ú* in den älteſten Denkmälern zuweilen *ou* vor (Schneider I. 62 und 84). Daß dieß wahre Diphthonge ſind, iſt nicht zu bezweifeln, ſie ſtehen jenen griechiſchen völlig analog, nur vielleicht darin nicht, daß ſie aus *í* und *ú* entſtanden waren, durch vorgeſchlagenen Urlaut (wie im Deutſchen), was wenigſtens nicht auf die oben angeführten griechiſchen Fälle paßt, die aber auch nicht die einzigen ſind. Fragt man nun, wie iſt das lateiniſche *ei* und *ou* wieder ins *í* und *ú* zurückgetreten, da jeder Rücktritt, wie wir wiſſen, naturwidrig iſt, ſo bleibt die einzige Antwort: durch generiſche oder theoretiſche Störung. Vielleicht war *ei*, *ou* populäre Ausſprache des Römers; der Diphthong, was ein gewöhnlicher Fall iſt, mißfiel aber den feineren Ohren der gebildeten Welt, und wurde durch Theorie wieder unterdrückt. Dieß iſt in einer ariſtokratiſch gebildeten Sprache leicht geſchehen. In Griechenland muß die Störung eine generiſche geweſen ſeyn. Einige Dialekte ſprechen wirklich conſtant *ει* und *ου*; andere aber, die in den meiſten Fällen vielleicht nur *e* und *o* ſprachen, nahmen nach und nach die Neuerung in die Schrift auf, und die Theorie half ſpäter das *ει* mit dem *ī* identificiren (wiewohl das *ει* immer zwiſchen *i* und *e* geſchwankt hat, wie ſchon das lateiniſche beweiſ't, das ohne Conſequenz bald *Μηδεια* in *Medĕa*, bald *Δαρειος* in *Darius* verwandelt, ja ſogar in derſelben Wurzel bald *Polyclētus* bald *Heraclītus* ſchreibt), und endlich das *ου* für das verlorne *v* aufſparen, denn ſo viel iſt klar: die Veränderung des *v* und des *ου* muß ſich gleichzeitig operirt haben, denn wäre *v* ins *ü* getreten, und *ου* noch im Diphthong verharrt, ſo hätte die Sprache kein *u* (und doch ein *au*) gehabt, was nicht möglich, und wäre *ου* zu *u* geworden, ſo lang das lange *v* noch dieſelbe Function hatte, ſo hätte ſie der Gebrauch identificirt, und ſie hätten ſich ſpäter nicht wieder ſondern können (was doch heute noch bis zur Entfernung von *i* und *u* geſchieht).

Man kann aber dieß Moment hervorheben und sagen, die Trübung des *v* hat die Zerstörung des *ov* begünstigt, und die Analogie die Zerstörung des *ει* nach sich gezogen. Doch kann dieß nur secundär gewirkt haben, und der Hauptsatz bleibt: *ει* und *ov* waren nie durch alle Dialekte gedrungen, hinterher bekamen die Dissidenten die Oberhand, und der Sieg wurde durch die Theorie entschieden. Alles dieses kann aber nicht in der guten Zeit geschehen seyn, der man mit Recht den unverkümmerten Organismus gönnt, bis das Gegentheil erwiesen ist.

§. 21.

Nach diesen vier Hauptdiphthongen haben wir noch zwei andere zu betrachten, die man aber nicht geradezu Correlate nennen kann. Der erste ist *οι*, der zweite *ευ*. Was den ersten Laut betrifft, so ist er dem lateinischen *oe* (früher auch *oi*) analog; sein wahrer Werth scheint also *oé* zu seyn, es ist der bekannte Lateraldiphthong, und kann schon als solcher kein Correlat haben. Der Lateraldiphthong kann nur durch consonantische Auflösung, oder durch Zusammenziehung zweier Sylben, oder aus einem andern Diphthong kommen, d. h. er ist nie Brechung einer einfachen Länge (weil in ihm keine bedeutungslose Indifferenz vorkommt; sondern beide Seiten des Systems repräsentirt sind). Es fragt sich, wenn das *οι* ursprünglich ist, von welchem andern Doppellaute könnte es muthmaßlich abgeleitet werden? Man muß natürlich für diesen Behuf den Doppellaut desorganisiren, in seine Elemente auflösen; und dazu sind zwei Fälle denkbar. Einmal, das *ι* könnte aus *v* stammen. Dafür spricht ein vorkommender Dialektswechsel zwischen *ov* und *οι* (*ταττοισα* für *ταττουσα*, dorisch), so wie eine Analogie im Portugiesischen, wo *octo*, *oulo* in *oito* übergeht; dagegen spricht die oben behauptete Auflösung des *ov* in *ου*, die hier nicht durchgedrungen seyn müßte — denn aus *ου* ist kein *οι* weiter zu leiten — (im Portugiesischen ist derselbe Fall), noch mehr aber der Umstand, daß die Wendung des *v* ins *ι*, so geläufig sie auch der spätern Verderbniß wurde, doch in der guten Zeit etwas Unerhörtes ist. Die andere Ansicht ist diese: das *o* könnte aus *α* entsprungen seyn. Zwar finde ich keine Dialektsformen, wo *οι* mit *αι* variirte, aber der Uebergang des *α* in *o* ist nicht nur dialektisch, sondern auch als Ablaut der Verbalflexionen (*ἐτραπον*, *τροπη*) bekannt. Für diesen Uebergang spricht eine Analogie des schwäbischen und oberpfälzischen Dialekts (zwei = *zwai* = *zwoi*). Ich wage also die Hypothese: die *οι* sind eine Spaltung aus der Kategorie des *αι*, oder die *οι* sind eine *αι*-Classe aus früheren Perioden, die sich bei der Entwicklung des spätern *αι* diesen Ausweg fand.

§. 22.

Der andere Doppellaut ist nun das bedenkliche *ευ*, der einzige unter den griechischen, den man mit der Grazie des griechischen

Mundes nicht recht vereinigen kann. Wir wissen, daß der Laut nie völlig diphthongisch wirken kann, weil die Lage der Elemente dem ächten Diphthong, ja jeder wahren Doppellautung widerstrebt. Wegzuläugnen ist er darum nicht, denn er ist in lebenden Idiomen nachzuweisen. Die Portugiesen haben ihn (*eu*, *meu* aus *ego*, *meo* entstanden, und dem romanischen *io*, *mio* entsprechend). Die Dänen haben ihn (*hevn*, *nævne* = *hèun*, *nèune*, Umlaut von *navn* = *naun*, populär aber wird *hæun*, *nænnə* gesprochen). Die Schweizer haben ihn in einigen Districten (*glèub*, *χeuf* statt glaube, kaufe, Stalder S. 35.); so ist er auch im Lateinischen unläugbar (*seu*, *heus*), und in griechischen Namen (*Europa*) sprechen ihn Süd- und Nordsprachen. Alle schwanken zwischen der Lautung *èu*, *èo* oder *èw* (weil sich der Vocal namentlich vor Vocalen naturgemäß consonantisirt, denn dazu dient ihm seine Zwitternatur). Die Ursprünglichkeit dieses Doppellautes versteht sich von selbst. Es ist nun der einzige Ausweg, daß man nach dem Beispiele der germanischen Sprache das *ευ* aus *αυ* entstehen lasse (wie *nævne* von *navn*, *χeuf* von *kaufe*), denn eine andere Ansicht, auf die das dorische *ευ* statt *ου* führen könnte, scheint zu weit abgelegen, weil der Wechsel von *o* zu *e* erst durchs *a* vermittelt werden müßte (*τροπω* — *ἐτραπον* — *τροπη*), während dagegen der Uebergang des *a* in *e* nicht nur ganz naturgemäß, sondern in der griechischen Sprache der allerhäufigste ist, obgleich er häufiger die Längen als die Kürzen trifft. Es scheint mir wenig zweifelhaft, daß *ευ* eine Spaltung des *αυ*, oder vielleicht eine frühere Classe dieses Charakters ist, die durch Collision diesen Ausweg ergriffen hat. Hiemit ist denn auch der Kreis der griechischen einfachen Doppellaute geschlossen, denn ein hier zu suchendes *ιυ* ist als unächter Diphthong unbrauchbar, und auch das noch mögliche laterale *υι* (*ui*) kömmt, aus einem mir unbekannten Grund, in der griechischen Sprache nur als Triphthong (*uái*) vor, gehört also in die nächste Rubrik.

§. 23.

Triphthonge.

Triphthonge entstehen, wenn sich der erste Vocal des Doppellautes dehnt. Es sind, wie wir aus der Quantitätslehre wissen, erzwungene Verbindungen, da sie dem Sylbenrechte zu viel zumuthen, und sind daher leicht der Unterdrückung des Nachlautes ausgesetzt, was sich besonders im Griechischen bewährt hat. Die Sprache scheint aber diese monströsen Bildungen zu lieben, denn sie hat fast vollzählige Beispiele dafür aufzuweisen, nämlich

1) Der Laut *ái* wird durch das untergesetzte *ι* in der Currentschrift ᾳ bezeichnet (in der ältern Versalschrift, wie auf Inschriften zu sehen ist, stand das *ι* noch in der Reihe), z. B. ᾄδω (ἀιδω). Analog im holländischen *fraai* (*frái*).

2) Der Umlaut der vorigen ist das η = *ei*.

3) $\omega\iota$ = *öi*, so im holländischen *nooit* (*nóit*).

4) $\upsilon\iota$ wird nicht untergeschrieben, ist aber im Ganzen ein seltener griechischer Triphthong, der (nach Buttmann 1. 23) nur vor Vocalen zu stehen kommt, also wahrscheinlich in die consonantische Function eines *j* übertritt, denn wo die Abstammung ihn vorm Mitlauter verlangt, fällt das ι ab, und das lange υ tritt allein auf. Beim Uebertritt des υ ins *ü* hätte er sich im *u* halten können (wie es der populäre Gebrauch des Französischen thut), wenn nicht gerade die Dehnung des *u* die Umlautung begünstigen und den Nachlaut bald vernachläßigen mußte. Ueberhaupt nimmt man jetzt, aber doch zu voreilig, an, das *iota* der Triphthongen, besonders das subscribirte, sey schon in der guten Zeit ein bloßes Schreibzeichen gewesen, und nicht gesprochen worden. Dem widersprechen offenbar die Inschriften (vergl. besonders Buttmann I. 97 oben, wo sogar η, ω durch $\varepsilon\iota$, $o\iota$ ausgedrückt werden), und namentlich die Grammatiker selbst, wenn sie später das stumme ι subscriptum dem stummen ε im $\varepsilon\iota$ gleichsetzen (Buttmann II. 379 unten). Einen andern Beweis, wie sehr das ι subscriptum laut war, geben die lateinischen Formen *tragoedia*, *comoedia*, *citharoedus*, wo man aus Mangel anderer Zeichen das ω mit dem lateinischen Diphthong identificirte, obgleich man gegen die Analogie, und von derselben Wurzel $\omega\delta\eta$ (doch wohl etwas später) die Wörter *rhapsodus*, *prosodia*, *ode* bildete.

5) Wenden wir uns auf die negative Seite, so muß ich zuvörderst erklären, daß ich nicht begreife, warum die griechische Grammatik kein $\bar{\alpha}\upsilon$ mit langem α aufzuweisen hat, das dem holländischen *áu* in *blaauw* entspräche, da doch sein Umlaut $\eta\upsilon$ besteht. Es scheint, wo das gedehnte $\alpha\upsilon$ eintreten wollte, nahm man es zugleich in den Umlaut hinüber. Doch ist zu vergleichen, eine Nachricht bei Schneider, lat. Gramm. I. 58, nach welcher das α in manchen $\alpha\upsilon$ lang war; es wird das Beispiel $\grave{\alpha}\upsilon\rho\iota o\nu$ angeführt. Freilich aus später Zeit.

6) $\eta\upsilon$ = *éu* oder *éw*, der Nachlaut mag sich sobald verloren haben, als das ι subscriptum.

7) $o\upsilon$ = *ou* ist dem jonischen Dialekt eigen.

8) ein $\bar{\iota}\upsilon$ ist natürlich noch entbehrlicher, als das einfache $\iota\upsilon$.

§. 24.

Uebersicht.

Die Diphthonge und Triphthonge zusammengestellt, ergäbe also dieses Schema:

Diphthonge.		Triphthonge.	
Positiv	Negativ	Positiv	Negativ
1) αι	αυ	ᾳ	fehlt
2) ει	ου	ῃ	ωυ
3) οι	ευ	ῳ	ηυ
4) fehlt	fehlt	υι	fehlt

Diese Tabelle ergibt die zweimal sechs Diphthonge, die die griechischen Grammatiker (nach Buttmann I. 21) aufzuzählen pflegen. Sie stehen sich aber, wie man sieht, nicht durchaus correspondirend, denn dem einfachen Diphthong fehlt die Reihe, wo sich *υ* mit *ι* componiren sollte; die positive Reihe der Triphthonge ist die einzig vollständig durchgeführte, während ihrer negativen Reihe dagegen zwei Bildungen abgehen.

§. 25.

Wir wollen noch eine Erscheinung deutlicher ins Auge fassen. Sämmtliche Doppelgestalten schließen mit *ι* oder *υ*, *i* und *u*, die man bekanntlich überall für die Zwitter des Vocal- und Consonanten-Systems erkennt. Daß ein solcher Laut, je nachdem er zwischen Vocale oder Mitlauter gestellt wird, gerade sein hermaphrodites Wesen sich zu nutze macht, und nach dem Gesetze der Harmonie durch Heterogeneität (die Lautkette schließt sich dadurch ab) zu Mitlautern als Vocal, zu den Vocalen aber als Mitlauter tritt, das liegt ganz in der Natur der Sache. Man kann also nicht darüber streiten (wie Buttmann I. 23), ob in *Ἀγανῃ*, *Ἐναν*, *Ἀχαια*, *Τροια* das Ohr *agawe*, *ewwan*, *achajja*, *trojja*, oder ob es *agau-e*, *èu-an*, *achai-a*, *troi-a* hörte, denn dieses ist ein und dasselbe. Das Bewußtseyn glaubt diese Fälle trennen zu können, aber es ist Täuschung, und dem praktischen Ohr ist eines ganz wie das andere. Nur das ist immer im Auge zu behalten, daß das ursprüngliche Verhältniß des Diphthongs die Quantität bestimmt hat, und daß bei dieser Auflösung in die Mitlautersylbe folglich immer geminirte Mitlauter (*ww*, *jj*) anzunehmen sind, um die alte Quantität zu retten. Nur in den Endungen, wo ein Diphthong, auf den folgenden Vocal geschleift, zur Kürze wird, ist es nothwendig, den aus *ι* und *υ* entspringenden Consonanten einfach zu denken. Einige andere Fälle der Art werden unten beim Digamma erwähnt werden. Daß ferner die consonantische Auffassung die Differenz des lateinischen *Troja*, *Achaja*, *Majus* neben *Phaedrus*, *Cloelia* erzeugt hat, ja sogar die Inconsequenz von *Achae-us* neben *Achaja* und *Poeas* neben *Troja*, das ist richtig. Hätten die Römer *au*, *ao* und *av* getrennt, so würden wir auch zwischen *Agave*, *Evan* oder *Agaue*, *Euan* Differenzen finden, die freilich unsre deutsche Aussprache noch weiter auseinander gestellt hat. Ein Anderes ist es aber, wenn jene consonantische Fassung des Nachlauts auch vor Mitlautern einreißt, wie dieß vom *j* weniger als vom *w* glaublich

ist, denn es wird immer zweifelhaft bleiben, ob sich das störrige *εv* besser und leichter *èu*, *èo* oder *èw* sprechen lasse, und das letztere war auch dem alten Ohre schwerlich ganz fremd, daher die Erscheinung des neugriechischen *αw*, *ew*, *iw*, das vor harten Mitlautern sogar in die freilich nicht antiken Verbindungen *af*, *ef*, *if* sich erhärtet hat, z. B. *ἀντός = aftos*, auf den griechischen Inseln auch *ἀτός* gesprochen, welcher Ausfall des *v* dem antiken Systeme viel näher steht, so daß man auf die Vermuthung kommt, die Erhaltung des *v* als *w* und *f* sey vielleicht weniger populär, als durch Theorie erzwungen. Einen völlig verschiedenen Weg scheint das byzantinische Griechisch eingeschlagen zu haben, wie wir aus Ulphilas sehen werden. Dort werden *αι* und *αv* zu einfachen Vocalen, während *εv* consonantische Verbindung *èw* wird. Eine merkwürdige Erscheinung des Neugriechischen ist es endlich, daß sich einige *ω* der alten Sprache erst modern in den Diphthong *αv* verwandelt haben. Nämlich während bei Ulphilas *ἄντος* die Lautung *âtos*, *òtos* verlangte, wird hier aus dem alten *ὦον* (Ei) die Form *ἀνγόν* (*awgon*), aus *ὠτος* (Ohr) aber *ἀυτί* (*afti*) gebildet. Man kann diese moderne Brechung des *o* eine Reaction gegen die mittelalterliche Auflösung des Diphthongs nennen, und wenn die Erscheinung nicht zu isolirt wäre, so würde ich sie zu Gunsten meines nächsten §. citiren, wo die Ableitung des alten *αv* versucht wird.

§. 26.

Die sieben Längen.

Da die Diphthonge im Ganzen nichts Anderes seyn können, als Abweichungen aus gleichnamigen Längen entstanden, so müssen wir nun, da wir dieselben gewonnen haben, sie auch mit den wahren Längen zusammenhalten, und eine organische Reihe zu construiren suchen. Wir haben zwar oben das griechische Vocalsystem bereits unter eine Siebentheiligkeit gebracht; diese Siebentheiligkeit war aber doch mehr illusorisch, indem neben fünf Kürzen nur fünf Längen blieben. Nun verlangt aber die Vollständigkeit des Schema's sieben Längen, wie es die Analogie der meisten Sprachen ausgebildet hat. Es fragt sich folglich nur, wie läßt sich die übermäßig scheinende Zahl griechischer Längen auf die Siebentheiligkeit, das heißt auf unser Urschema *a*, *ä*, *é*, *í*, *å*, *ó* und *ú* zurückführen? Der Versuch folgt.

§. 27.

Dem *á* entspricht natürlich das lange *α*, dem *í* das lange *ι*, dem *ú* das lange *υ*. Ferner, da *η* aus *εε* (*ää*), *ω* aber aus *oo* (*åå*) entstanden ist, so sind sie aus dem langen *ä* und *å* hervorgegangen; wir haben also *η* aus *ä*, *ω* aus *å*; *αι* und *αv* als *aé*, *ao* betrachtet, entspringen in den germanischen Zungen aus

é, *ó* durch den Vorschlag der Indifferenz, demzufolge könnte auch *αι* aus *é*, *αυ* aus *ó* stammen. Damit wäre die Reihe geschlossen, und es bleibt zurück, den übrigen ihre untergeordnete Stelle anzuweisen. Was *οι* und *ευ* betrifft, so sind sie bereits hypothetisch aus *αι* und *αυ* deducirt. Das *ει* und *ου*, insofern sie aus *ε* und *ο* mit angehängten Nachlauten entstehen, haben wir schon dem *η* und *ω* subsumirt. Da es aber doch für uns nicht abzuläugnen ist, daß *ει* und *ου*, da wo sie uns als wurzelmäßig erscheinen, gleich dem altlateinischen *ei* und *ou* für das gewöhnliche *í*, *ú* oder dem neudeutschen *ei* und *au* statt des frühern *í*, *ú* aus einem langen *ι* und *υ* könnten hervorgegangen seyn, so daß sie nur eine Spaltung oder ältere Schichte neben dem organischen *ī* und *ū* bezeichneten, so wird man gerathener thun, die *ει* und *ου* beiden Längen, sowohl dem *η* und *ω*, als dem *ī* und *ū* gutzuschreiben, wodurch denn unser Schema diese Gestalt annimmt.

Urschema	*ă*	*ĭ*	*ĕ*	*ī*	*ă*	*ŏ*	*ū*
Hauptlaute	*ᾱ*	*η*	*αι*	*ī*	*ω*	*αυ*	*ū*
Nebenlaute	—	*ει*	*οι*	*ει*	*ου*	*ευ*	*ου*

Daß die Triphthonge endlich als Ableitungen betrachtet werden müssen, versteht sich von selbst. Sie sind zunächst überhaupt Erweiterungen der entsprechenden Diphthonge.

III. Physiologische Betrachtungen über die Vocale.

§. 28.

Unter diesem Titel müssen wir einige Erscheinungen durchgehen, die Buttmann unter der Rubrik „von Veränderung der Vocale" bringt (I. 96 bis 128), um zu versuchen, was sich an ihnen durch Hülfe theoretischer Hülfsmittel etwa über den bloß historischen Standpunkt gewinnen ließe. Es sind zwei Momente, die hierher gehören. Einmal der Dialektswechsel des Vocals, und zweitens die Aenderungen, die sich beim Zusammenstoßen zweier Vocale ereignen. Hier wird entweder der erste Vocal vom zweiten aufgezehrt (Elision), oder beide Vocale schmelzen in eine vocalische Länge zusammen (Contraction). Ein drittes Moment, das Buttmann hier zuerst berührt, nämlich der sogenannte Ablaut oder die Vocalwandlung in den Verbalflexionen, ist ein Motiv, auf das die Philologen erst durch die neueste Behandlung der germanischen Sprachen aufmerksamer geworden sind, weil es sich in den letztern vollkommener entwickelt vorfindet, das wir aber erst in unserm zweiten (angewandten oder teleologischen) Theil in seinem Zusammenhang ins Auge fassen können.

§. 29.

I. Dialektswechsel des Vocals.

Eine interessante Beobachtung ist es, daß die Kürzen ε und ο, wenn sie, besonders zur Unterstützung des metrischen Schwerpunkts, sich zur Verlängerung verstehen, in der Regel nicht ins η und ω übertreten, sondern jene Primitivdiphthonge vorziehen, welche schon im ältesten Alphabet den Namen für diese Zeichen hergegeben hatten. Es geschieht am liebsten vor liquiden Buchstaben (Hemmlauten, doch auch σ), und ist in manchen Wörtern, selbst in der jonischen Prosa gebräuchlich, z. B. ξεινος, κεινος, στεινος, ἐινεκα, ἐιρομαι, ἐιρωταω, νουσος, μουνος, ὀυνομα, ὀυλυμπος, κουρος, κουρη, ὀυρος, statt der entsprechenden Formen mit kurzem ε und ο; bei den Epikern geschieht dieß des Metrums wegen noch in vielen Wörtern, als ἐιν, ὑπειρ, θεμειλιος, πουλυς, ὀυλομενος, πειρας, woher, je nach Bedürfniß des Verses, die Formen ἀπειρεσιος und ἀπερεισιος gebildet werden, zum Beweis, daß diese Verlängerung nicht eine im Dialekte festgewurzelte, sondern gewissermaßen willkürliche war, so daß das Idiom sich der Gleichgeltung jener Kürzen und dieser Längen bewußt war, sie gewissermaßen identisch nahm und darin variiren konnte. Doch muß man diese Freiheit nur auf eine gewisse Classe dieser Kürzen ausdehnen und nicht glauben, jedes ε und ο des Dialekts sey *eo ipso* = ει und ου zu nehmen, denn in vielen gangbaren Formen findet sich dafür kein Beispiel.

§. 30.

Eine ähnliche Erscheinung ruht auf unserm bekannten Satze, daß ein Vocal vor dem andern unsichere Quantität hat, was man im Lateinischen durch die Regel vocalis ante vocalem brevis auszudrücken pflegt. Diese Regel ist sehr unsicher, und in der griechischen Poesie ist es hergebracht, jene unbestimmte Quantität besonders gern als Länge zu benützen. Dadurch werden nicht nur kurze ι zu langen (Buttmann I. 42), sondern das ε wird in diesem Falle in ει verwandelt, oder wie man hier eben so gut sagen kann, zwischen ε und den zweiten Vocal stellt sich ein bequemes *j* ein, das nachher mit ε den Diphthong constituirt. Eine schlagende Analogie (nebst vielen andern) wird uns das Portugiesische bieten (*idéa* = *ideia*). So entstehen die epischen Formen χρυσειος, σπειος, ἐιαρ, λειων, ἐιως.

§. 31.

Ein ähnliches angeschobenes *j* findet sich auch nach andern Vocalen, nämlich nach dem langen α, wo Folgendes der Beachtung werth ist; es sollte sich hier der Diphthong ᾱι bilden, der nach griechischer Orthographie ᾳ geschrieben werden müßte. Diese Schreib-

Schreibart, die am liebsten im Auslaute, zuweilen vor Consonanten gebraucht wird, weist schon für sich selbst auf die Vernachläßigung des ι hin; da aber im obigen Falle durch den *j*-Charakter des ι als Hülfslaut jene Vernachläßigung nicht eintreten kann, so nimmt die Sprache den andern Ausweg, daß sie das lange α verkürzt, so daß nun der einfache Diphthong αι hervorgehen kann. Beispiele sind ἀιστος und die Formen καιω, κλαιω, ἔλαια, welche später in der jonischen Form die attische verdrängten; ἀιει, ἀχαιικος schiebt das *j* auch nach kurzem α ein. Ebenso wird dem kurzen ο das *j* eingeschoben, ποιη (für ποα), ἀγνοιησας, ὁμοιιος, und die Duale auf οιιν.

§. 32.

Außer der Regel ist es nach dem Gesagten, wenn ε sich durch η (εε) dehnt; es findet sich in ἀητος, βασιληα, und in dem Fall, wo dem ει vorm Vocal das ε in η gedehnt wird, wo aus der Schreibart ἀγγηϊον, βασιληϊη (statt ἀγγειον, βασιλεια) die ι-Natur des ι sich deutlich zeigt. In κληῖς (für κλεις) und dem dorischen σαμηον (für σημειον) ist die Intention weniger verständlich. Eben so wider die Regel ist es nun, ο durch ω zu verlängern, wie in δυω, διωνυσος, häufiger im Dorischen, κωρος, ιωνος, ὠρεσι (Bergen). Wo das attische ου aus früherem ο hervorging, haben sie ω in δωλος, ὠν, ὠρανος, μωσα. Vor dem σ zeigt sich in diesem Fall ein seltsames οι, was nur aus ου durch die bekannte portugiesische Analogie bestätigt wird, als neben μωσα) μοισα, τυπτοισα, ἀκοισον (von ἀκουω). Noch seltsamer ist aber aus ᾱσ die Bildung αισ in παισα, τυψαις, θναισκω (für θνᾱσκω = θνησκω). Diese freilich isolirten und darum unbedeutenden Anomalien sind auf den §. 47 unserer Vocallehre zurückzuführen, wo die Hypothese eines Diphthongs aus Adhäsion aufgestellt wurde.

§. 33.

Wir haben nun die jenen Verlängerungen entsprechenden Verkürzungen zu betrachten. Hier findet sich selten ein poetisches (mithin auch dialektisches) ε statt η, z. B. ἐσσων, ξερος, ἀρεστα, ferner die Jonismen χερος, χερι (von χειρ), ἀγερεσθαι von ἀγειρω). Dann wird wieder in den Formen εως, εια das der gewöhnlichen Form ausgeworfen, z. B. ἐπιτηδος, τελος, δικα, jonisch ἀληθεη, dorisch ἀλαθια (für ἀληθεια). So steht auch jonisch ε statt ει in δεξω, δεδεχθαι, μεζων, κρεσσων; dorisch ἐσιδεν, ἐσιδες (in der Endung wie auch νυμφας, λυκος statt νυμφᾶς, λυκους). Ebenso verhält sich βολεσθαι zu βουλεσθαι. — Was endlich den äolischen Wechsel zwischen ο, υ und ου (oder ω) betrifft, so schreibt ihn Buttmann wohl mit Recht der spätern Zeit zu, wo die Eigenthümlichkeit dieses Dialekts, sich

der modernen Umlautung des *v* zu widersetzen, die Nothwendigkeit veranlaßte, das äolische dem attischen nicht mehr entsprechende *v* durch ein *o* oder *ov*, oder richtiger *u* (weil es auch den kurzen *u*-Laut vertreten muß) vom *v* = *ü* sofort abzuschneiden. Daher die Formen θουγατηρ, λιγουρος (*ου* statt *υ*).

§. 34.

Die Hauptdifferenz der griechischen Dialekte in Beziehung auf den Vocal zeigt sich in dem langen *a*, das als die bekannte Indifferenz mit seinem naturgemäßen Umlaut *é* variirt. Wo der eine Hauptstamm, der dorische, das ursprünglichere *á* hat, da hat der zweite, der jonische, das abgeleitete oder umgelautete *é*. Der attische Dialekt hält sich zwischen beiden, doch dem jonischen wohl um ein Gutes näher zugeneigt. Nur für gewisse poetische Zwecke, für den feierlichen Chorgesang des Theaters z. B., hielten auch die Attiker an der breitern, vollern, primitivern Aussprache der Indifferenz fest. Man sieht nun leicht, daß dieses Verhältniß ein ganz einfaches und naturgemäßes ist, das sich fast in allen Sprachen findet. Denn es wird kein Land geben, wo nicht die Volkssprache in irgend einer Provinz ein primitives *a* der feinern gebildetern Organisation des *e* entgegenstellt, und ganze Sprachen Eines Stammes stehen sich in dieser Differenz entgegen. Man vergleiche nur das englische *a* mit dem *a* der übrigen deutschen Idiome, so hat man das jonische Verhältniß neben dem dorischen. Wir stellen nach Buttmann folgende Formen zusammen.

Jonisch	Attisch	Dorisch
ἠλιος	ἥλιος	ἅλιος
νῆσος	νῆσος	νᾶσος
δῆμος	δῆμος	δᾶμος
πηγη	πηγη	παγᾶ
στηναι	στηναι	στάναι
ἠηρ	ἀὴρ	ἀὴρ
ἠερος	ἀέρος	ἀέρος
πρησσω	πράσσω	πράσσω
πρηγμα	πρᾶγμα	πρᾶγμα
ἰητρος	ἰατρός	ἰατρός
θωρηξ	θώρᾱξ	θωρᾱξ
σοφιη	σοφιᾱ	σοφιᾱ
Ποιητος	Ποιᾱτός	Ποιᾱτος
Ιησων	Ἰᾱσων	Ἰᾱσων
Στυμφηλος	Στυμφᾱλος	Στυμφᾱλος
Ἠλις	Ἦλις	Ἅλις
Ἀθηναι	Ἀθηναι	Ἀθᾱναι
Θησευς	Θησευς	Θᾱσευς
ἡμερη	ἡμερᾱ	ἁμερᾱ

§. 35.

Diese Differenz ist also nicht, wie die meisten früher genannten, eine Abweichung für einzelne Fälle, sondern sie ist durchgreifendes Gesetz, so daß man im Gegentheil nur den nicht eintretenden Umlaut als Abweichung und Ausnahme aufzählen muß. Denn gleichwie der Engländer bei seinem umgelauteten *a* doch einzelne Fälle sich reservirt, wo das *a* bald indifferent, bald sogar negativ wird, so findet sich auch zuweilen ein jonisches *ā*, wo man *e* erwarten sollte (μᾶλλον, Πᾶν, νᾶμα), und wieder ein dorisches *ē* (μη, θηρ, πημα, πηλος); so wird der Fall, wo *η* aus *ε* stammt, auch dorisch selten zu *α* (λιμην, λιμενος, ποιεω, ποιησω, doch φιλεω, φιλημα = φιλᾶμα). Ja, es kommen natürlich auch Reactionen vor, wo selbst der Dorier ein *η*, die Andern dagegen *ᾱ* haben, z. B. ὁρην, ἐρη, τολμητε (Buttmann I. 503. Anm. 12).

§. 36.

Ein anderer Fall ist es, wenn der jonische Dialekt zuweilen statt des langen *ē* der übrigen Dialekte (dem lang *a* zu Grund liegen muß) ein kurzes *a* entwickelt hat: παρη für πηρα, ἀμφισβατεω für ἀμφισβητεω, μεσαμβρια für μεσημβρια, λαξις für ληξις (dorisch λᾶξις). So hat auch der Engländer ein reines kurzes *a*, dessen Länge er vermeidet. Der umgekehrte Fall könnte es heißen, wenn einigemal der Jonier das kurze *a* der Diphthonge in lang *η* verwandelt, nämlich ναυς, γραυς in νηυς, γρηυς und die Dativ-Endungen αις, αισι in ης, ησι, folglich in Triphthonge.

§. 37.

Eine Eigenthümlichkeit des jonischen Dialekts ist noch der statt αυ einigemal eintretende Triphthong ωυ (ῶυ), nur in wenigen Fällen, nämlich θωυμα, θωυμαζω; ἐμεωυτον, σεωυτῳ, ἑωυτον; τρωυμα. Man möchte hier wieder an das Factum erinnern, daß der Engländer, der sein *a* positiv macht, doch in einigen Verbindungen (nach *l*, vor *L*) es negativ liebt (was die alte germanische Richtung war). Die Abweichung ist auffallend, aber naturgemäß; nur die Dehnung des *o* ist nicht befriedigend zu erklären. Eine andere Seltsamkeit des Jonismus ist der Wechsel der Verbindung *ao* (zweisylbig), die *ηο* sollte erwarten lassen, aber statt dessen εω wird, so daß gleichsam die Quantität beider Sylben variirt, und die Länge sich von der ersten Sylbe auf die zweite übergießt! Diese Formen wurden auch attisch. χραομαι = χρεωμαι; ναος (νηος) νεως; λαος (ληος) λεως; ἱλαος = ἱλεως; μετηορος = μετεωρος; γαογραφος = γεωγραφος. Dieser quantitätisch immer noch unerklärte Wechsel muß in der frühen Periode sich operirt haben, wo die Laute ε und *o* noch indifferente waren, d. h. noch nicht in *ă* und *e*, *ă* und *o* sich gespalten hatten; denn erst durch diese Spaltung wird die Anomalie auch qualitätisch fühlbar.

§. 38.

Endlich verweis't Buttmann mit Recht allen Wechsel der Kürzen *α*, *ε* und *ο* in den Dialekten als abhängig auf das Element des grammatischen Ablauts, und die einzelnen Fälle bedürfen hier keiner nähern Beleuchtung. Von unserm Standpunkt ist nur das festzuhalten, daß in solchem Fall immer die Indifferenz, das *α*, als der ursprüngliche Laut, die nach verschiedenen Seiten bald *ε*, bald *ο* entwickelten Nebenlaute aber als Ableitung und Umlautsformen zu betrachten sind. So müßte folglich der Wechsel des *ε* mit *ο* durch ein ursprüngliches *α* vermittelt gedacht werden, selbst wo dieses nicht mehr nachzuweisen wäre, wiewohl der Sprachgeist, der nach Analogien arbeitet, zuweilen selbst eine solche Form fingirt, die nie bestanden hat. So kann sich auch der Physiolog nicht einfallen lassen, jeden einzelnen Bocksprung, den einmal die Natur macht, erklären zu wollen, wie z. B. wenn gegen die griechische Analogie einmal ἑστιη mit ἑστια, ἑταρος mit ἑταιρος wechselt u. dergl. Wenn aber äolisch ἄνως, dorisch ἄως für ηως steht, und das epische *ευ* für *ε* in ὄρνυμαι, ἄλεύομαι, so ist dieß wohl nichts als ein eingeschobenes Digamma, das man freilich mit dem Vocal diphthongisch betrachtete, oder im metrischen Gebrauch es geschärft sprach, wodurch es aber zum Consonant wird.

§. 39.

2. Contraction der Vocale.

Ueber die Elision ist physiologisch nichts Bedeutendes anzumerken. Daß der kurze Schlußvocal eines Wortes vor einem folgenden Vocal verloren geht, ist ein so simples Phänomen, daß ihm eben der ganze Auflösungsproceß des Sprachstoffs lediglich zu Grunde liegt. Daß die gebrauchtesten Wörter wie Partikeln und Pronomen der Abschleifung zuerst ausgesetzt sind, versteht sich von selbst, und daß das einzige diese Tendenz hemmende Princip das eintretende Mißverständniß, also Undeutlichkeit ist, ebenso. Daß aber in der griechischen Sprache zuweilen die Endung *αι* elidirt wird, das beruht auf der Anomalie, daß die Laute *αι* und *οι* in den Endungen überhaupt als Kürzen angesehen werden, und da ein Diphthong keine Kürze seyn kann, so ist klar, daß sich schon früh, neben der alten Form in der Sprache des Umgangs, eine abgekürzte erzeugte, die vielleicht den Auslaut (*ι*) nicht hören ließ, oder was vielleicht wegen der Folge wahrscheinlicher werden möchte, von dem Diphthong (der bekanntlich = *aë*, *òë* ist), nur einen kurzen positiven Laut aus der Region des *é* hören ließ. Wir werden darauf zurückkommen.

§. 40.

Wenn wir die Lehre von der Elision hiemit beseitigt haben, so wird sich dagegen zeigen, daß auf dem Gebiete der zusammenstoßen-

den Vocale das Zusammenfließen derselben in einen langen oder Doppellaut eine der lehrreichsten Partien für den Physiologen abgibt, während natürlich die Fälle keiner Erläuterung bedürfen, wo die Laute sich leicht zusammen erhalten, oder wie man sich ausdrückt, keinen Hiatus, d. h. keinen zum Zusammenfluß tendirenden Uebergang bilden, wie z. B. beim vorgeschlagenen *ι*, das als sogenanntes *ι purum* in den Verbindungen *ια, ιο* u. s. w. keine Aenderung erleiden kann, als daß es die schnelle Aussprache in ein *j* verwandelt. Was man in der Grammatik unter dem Namen Krasis von der gewöhnlichen Zusammenziehung sondert, nämlich der Fall, wo die Contraction durch das Zusammenstoßen zweier getrennten Wörter herbeigerufen wird, das macht, physiologisch betrachtet, keine abgesonderte Erklärung nöthig.

§. 41.

Daß nun in den Dialekten bald die volle, bald die contrahirte Form den Vorzug erhielt, und namentlich der jonische die erstere, der attische Dialekt aber die contrahirten Formen vorzieht, jener also den Hiatus nicht scheut, dem der Attiker so gram ist, das kann auch noch voraus bemerkt werden. Daß den Dichtern gelegentlich die vollern Formen bequemer seyn werden als die zusammengezogenen, die immer Dehnung erzeugen, läßt sich denken. Daher für den Hexameter jenes, für den Jamb dieses Element das geeignete ist.

§. 42.

Sagt man aber, der jonische Dialekt löst zuweilen eine Länge in mehrere Kürzen auf, z. B. das gewöhnliche *τυπτη* in *τυπτεαι*, *ποιη* in *ποιεη* und dieses in *ποιεεαι*, so ist dieses sehr uneigentlich gesprochen. Von einer solchen Auflösung weiß die Natur nichts; ihr ist diese Form immer die ursprüngliche und mit Recht wird sie von ihrem Standpunkt die Contraction selbst, die sich local erzeugt hat, für die Auflösung der frühern Verbindung in einen Dehn- oder Doppellaut erklären. Dieß gilt auch von der jonischen Trennung der Diphthonge, als *παΐς* für *παις*, *κληΐς* für *κλεις*, *δΐομαι* für *διομαι* und der Partikel *ἐΰ* für *ἐυ* (also *ἐ-υ*), wie Buttmann 107 unten zeigt, daß namentlich bei letzterm die Ableitung vom zweisylbigen *ἐΰς* die Contraction außer Zweifel setzt. Nur läßt sich der Fall nicht ganz läugnen, daß die Poesie ein sonst gewöhnliches *δΐομαι* zur Bequemlichkeit des Metrikers auch einmal auf eine freilich etwas knittelversartige Weise als *δ-ϊ-ομαι* aufgefaßt haben kann. Ebenso bei *γρηΰς* (*grē-us*) für *γρηυς* (*gréus*).

§. 43.

Ein dem letztern Kunstgriff ähnlicher scheint auch der, wenn die epische Sprache zuweilen bloß zum Behuf des Metrums gewissermaßen verdoppelt, und zwar so, daß die ursprüngliche Form nicht

in Rücksicht kommt, z. B. statt ὁρᾷν, aus ὁραειν, sagen sie ὁραᾶν und statt ὁρω, aus ὁραω, ὁροω u. dergl. (Buttmann I. 497. Anm. 4). Man kann dieses nicht anders als ein metrisches Stammeln oder Stottern der Sprache nennen, die gleichsam eine Lücke des Verses durch Pausiren auszufüllen denkt. Aus einem ähnlichen Stammeln könnte das jonische eingeschobene ε in ἠέλιος, ἠε, ἐεικοσι, ἐελδομαι, ἐϊσην erklärt werden; in andern scheint dieses ε wurzelhaft; wie ἀδελφεος auch in der vollern Form ἀδελφειος erscheint. In einigen, wie κενεος und in der jonischen Prosa τοιτεον, ἀυτέων, ἑωυτεην (wo es immer nur vor langen Endungen steht) sind es Anomalien, die noch nicht hinlänglich erklärt sind. Daß hingegen die kurzen ε vor Längen in unsern Ausgaben der Epiker überall geschrieben werden, auch da, wo sie nach dem Metrum entweder gar nicht oder ohne Vocalwerth (als j) klingen können, ist bekannt. So zählt das ε nicht in den epischen Formen χρυσεην, τειχεων, ἑωρακα. Ueberhaupt ist es für uns schwierig, die Zusammenziehungen der Alten zu bestimmen, wo dieselben nicht in der Schrift bezeichnet wurden.

§. 44.

Die wichtigsten Contractionen, wie sie zunächst in dem Körper Eines Worts vorkommen, sind nun folgende:

1) Daß ein in zwei Sylben zusammenstoßendes εϊ sich leicht in den Diphthong ει vereinigt, ist wohl leicht zu begreifen. Aus der Flexion τειχε-ϊ wird τειχει. Ebenso in der Länge θρηϊσσα zu θρησσα.
2) Ebenso aus ἀιδο-ϊ ἀιδοι, aus λω-ϊστος λῳστος und beim ᾱ aus γηραϊ γηρᾳ.
3) Buttmann bemerkt, daß derselbe Fall beim zusammenstoßenden ου nicht eintrete, das doch ganz analog steht. Formen wie προ-υπαρχω, λεπτο-υφης (von ὑφαινω) sollten also immer mit οϋ geschrieben werden. Für die grammatische Ansicht mag das seine Richtigkeit haben; wenn man aber bedenkt, daß das ο dieser ersten Wurzeln kurz lautet, und das zweite Wort in der Verbindung den Spiritus ohne Rettung aufgeben muß, so werden solche Formen, in der gewöhnlichen Sprache einen Diphthong erzeugen, dem Sprechenden selbst unbewußt.
4) Daß aus εε auch ει entstehen kann, wissen wir längst. Aus ποιεε ποιει, aus ῥεεθρον ῥειθρον.
5) Ebenso aus οο ου; πλοος, πλους; μισθοομεν, μισθουμεν.
6) Wenn aus εα η werden soll, so ist der zweite Laut assimilirt, oder wenn man will, verdrängt und durch Dehnung des ersten compensirt: τειχεα, τειχη; κεαρ, κηρ.
7) Derselbe Fall, wenn aus οα und οη ω wird; ἀιδοα, ἀιδω; μισθοητε, μισθωτε; dieses ist besonders jonischer Dialekt, wo ἐβοησα, ἐβωσα; ἐνοησα, ἐνωσα; βοηθειν, βωθειν; ὀγδοηκοντα, ὀγδωκοντα wird.

8) Wenn *εο*, das, wie wir wissen, dem *ευ* in der Lautung begegnet, theils dieses wird, wie *σεο* und *σευ* dasselbe sind, theils endlich zum bequemern wahren Diphthong *ου* sich neigt, wie *τειχεος, τειχους; ποιεομεν, ποιουμεν*, so ist das eine Erscheinung, die wir schon mehr als Einmal besprochen haben. Auffallend ist nur das, daß sowohl Jonier als Dorier mit dem aus *εο* entwickelten *ευ* nicht bis ins *ου* vorschreiten, sondern auf jenem verharren; daher sagen sie *πλευνες* für *πλεονες, ποιευμενος* statt *ποιουμενος, ἐποιευν* statt *ἐποιουν* u. s. f. Ja die Jonier scheinen solche Vorliebe für den schlechten Diphthong *ευ* gefaßt zu haben, daß sie zuweilen solche Formen gegen die Regel aus Verben in *οω* bilden: *πληρευντες* von *πληρόω, ἐδικαιευν* von *δικαιοω* (Buttmann I. 502 oben). Diese Monstrositäten bedürfen keiner Erklärung. Jenem *ευ* statt *ου*, z. B. bei Theokrit, läge ein sehr bequemer Erklärungsgrund nahe, wenn man für sein spätes Zeitalter den Umlaut des *υ* in *ü* in Anspruch nehmen wollte, und das *ευ* nicht für ein widriges *èu*, sondern für ein freilich eleganteres *eü*, d. i. *aü* erklärte. Wir wollen uns aber sehr hüten, von dieser Auslegung Gebrauch zu machen.

9) Es bleiben uns jetzt einige weniger augenfällige (oder wohl ohrfällige) Fälle zu beleuchten, wo der attische Dialekt gegen die andern in naturgemäßer Entwicklung zurückzustehen scheint. Während nämlich der Dorier *ος* einfach durch Assimilation in *ω* auflöst, als *τροεντα τροφντα*, nimmt der Attiker den Diphthong *ου* zu Hülfe und sagt *τρουντα*; statt *ἀμισθος ἀμισθον* u. dergl. Wahrscheinlich lag dieser Bildung auch der Conatus zur Dehnung des *ο* zum Grund; da aber dem griechischen Ohr *ο* sich gleichgültig in *ο* und *ου* dehnte, so schlug die Dehnung nun in den Diphthong um.

10) Während ferner der Dorier *ao* und *αω* durch Assimilation in langes *α* gehen läßt: *ποσειδαων, ποσειδᾶν; ποσειδαονος, ποσειδᾶνος; τιμαομεν, τιμᾶμεν* u. s. f., so nimmt hier der Attiker das *ω* zu Hülfe und sagt *ποσειδων, ποσειδωνος, τιμωμεν* u. s. f. Man kann für diesen Wechsel nur anführen, daß wir früher den Diphthong *αυ* aus *ά* deducirt haben, *αω* und *αυ* ziemlich identisch stehen, und hier gewissermaßen eine reagirende Tendenz gegen jene Doppellautung den Indifferenzvorschlag wieder aufgezehrt habe. Denn aus *ao* ein mittleres *ά* zusammenfließen zu lassen (nach einer Hypothese: Diphthong durch Confluenz, des §. 44. unserer Vocalenlehre) und dann damit ins *ά* hinaufzurücken, ist immer ein weiter gewagter Umweg. Wenn aber einige dorische Formen *α* aus *οα* entwickeln, wie *θᾶκος, πρᾶτος* aus *θοακος, τροατος* statt des attischen *θωκος, πρωτος*, so sind dieß reine Monstrositäten.

11) Kurze Vocale assimiliren sich endlich überhaupt eine andere

Kürze, und dehnen sich dadurch, nach den frühern Beispielen; so wird aus dem jonischen ἀεθλος mit kurzem α das attische ἆθλος mit langem; aus τιμαε wird τιμᾶ; aus χιος χῖος; aus ἰφι, ἰφῖ; aus ἰχθυας und ἰχθυας, ἰχθῦς; der Jonier sagt statt ἱερος, ἶρος. Ein rein ausfallendes ε in φιλεω, φιλω ist kaum Contraction zu nennen, wohl aber das, wenn ein ohnedem langer Vocal einen ihm gleichen scheinbar auswirft, wie τιμηεντος, τιμητος; λᾶος, λᾶς; πλοοι, πλοι; μισθοουσι, μισθουσι.

12) Wenn endlich drei zusammen kommende Vocale eine Contraction erfahren sollen, so müssen die bereits gegebenen Regeln zur Grundlage dienen, und man hilft sich, wo der letzte Laut ι ist, falls es geht, für die Orthographie durch Subscription; so wird τυπτεαι, τυπτῃ; ἀειδω, ᾄδω; ἀοιδη, ᾠδή; τιμαει, τιμᾷ, selbst τιμαῃ, τιμᾷ. In μισθοειν, μισθουν; ὁποιος, ὁποῦς muß das ι ganz aufgegeben werden, und ebenso wird in der Form τιμαον das ν ganz ignorirt und die Contraction lautet τιμω.

13) Einige seltene Fälle, die nicht durch Analogien sich rechtfertigen, mögen noch hier stehen. In der Wortbildung wird αει in αι contrahirt, was an sich nichts Auffallendes hat, als ἀειρω, ἀιρω; ἀεικια, ἀικια. Aus δαΐς mit kurzem α wird δᾷς, wo die Verlängerung nicht gefordert wäre. Das zusammentreffende ῡι geht bald in ῦ, bald durch Assimilation in langes ν über, z. B. in Diminutiven wie ἰχθῦδιον und in den Optativen, wie λελῦτο (Buttmann I. 539). Seltene poetische Contractionen sind statt ηρηΐδος, ηρῇδος; statt ἡρωΐνη, ἡρῴνη; statt Θεοφραστος, Θουφραστος, während in längern Namen die Contraction stehend ist, wie in Θουκυδιδης.

§. 45.

Was nun die Contraction zwischen zwei Wörtern betrifft, so halte man sich die gegebenen Normen der inlautenden Contraction vor der Imagination gegenwärtig, und *experimentire* die Fälle, wo ein lebendiger Sprecher im Fluß der Rede etwa veranlaßt werden könnte, Laute in einander fließen zu lassen. Das Experiment ist hier um so unentbehrlicher, als uns die historischen Hülfsmittel häufig ganz ausgehen, denn da, wie sich von selbst versteht, solche Dinge im Gebrauch unendlich schwankend und wandelbar waren, so ließ sich die Schreibart in den meisten Fällen wohl gar nicht darauf ein, den wahren Laut zu fixiren, und nur die durch den Gebrauch nach und nach allgemein angenommenen Fälle wurden endlich Schriftgebrauch), während für uns größtentheils es das Erforderniß des Metrums ist, was einen Zusammenfluß verlangt; wo wir aber gar häufig viel besser wissen, *daß* contrahirt werden soll, als *wie* denn die Contraction geklungen habe. Ich werde also nach Buttmanns

Anleitung die einzelnen Fälle zusammenstellen, und die schwierigsten darunter mit wenigen Anmerkungen und Vermuthungen begleiten.

Getrennte Wörter.	Contraction.
τα ἐμα	τᾶμα
το ὀνομα	τουνομα
ὁ ἐμος	ὁυμος
το αὐτο	τουτο
το ἐργον	τουργον
του αὐτου	ταυτου
ὠ ἀνθρωπε	ὠνθρωπε
και ἐκεινος	κἀκεινος*)
και ἐγω	κἀγω
ἐγω οἰδα	ἐγῴδα
ἐγω οἰμαι	ἐγῳμαι
σοι ἐστιν	σουστιν*)
μοι ἐδοκει	μουδοκει
μοι ἐγκωμιον	μουγκωμιον
οἱ ἐμοι	ὁυμοι
οἱ ἀνδρες	ὠνδρες*)
και ἐπειτα	κἄπειτα
τῃ ἐμῃ	τημῃ*)
και εἰτα	κἄτα
το ἀληθες	τἀληθες**)
και ἀρετῃ	κἀρετῃ
του ἀνδρος	τἀνδρος***)
τα αλλα	τἄλλα***)
ὁυ ἑνεκα	ὁυνεκα
του ὀνοματος	τουνοματος
ὠ ἀναξ	ὠναξ
ὠ ἀγαθε	ὠγάθε
που ἐστιν	πουστιν
ἐι μῃ ἐχοιμι	ἐι μηχοιμι†)
ἐγω εν τοις	ἐγωντοις†)
μῃ ἑυρω	(?) μηυρω
τω ἐυβουλοιο	(?) τωυβουλοιο
τῃ ἐκκλησιᾳ	τηκκλησιᾳ

*) Das Schluß-ι des ersten Doppellauts (nicht des zweiten) geht immer verloren.

**) An dieser Contraction ᾳα = ᾱ möcht' ich zweifeln, weil sie unnatürlich ist, wie oben gezeigt wurde. Es könnte Elision seyn; die Grammatiker sprechen zwar von langem α, aber die Grammatiker können eine Regel auch einmal falsch anwenden.

***) Auch diese Fälle halt' ich wie den zuletzt genannten für falsch; τανδρος ist Elision, τἀλλα kann Contraction seyn, muß es aber nicht.

†) Es ist nicht der Mühe werth zu streiten, ob hier Elision oder Krasis statt finde. Die Grammatik will keinen Apostroph im Anlaut.

Getrennte Wörter.	Contraction.
τῳ ὀχλῳ	τωχλῳ
ἐδοξα ἐμαυτῳ	ἐδοξᾱμαυτῳ
τυχῃ ἀγαθῃ	τυχηγαθῃ
ἀχθομαι ἐγω	(?) ἀχθομᾱγω
μεντοι ἐγω	(?) μεντουγω
ἐπει οὐ	(??) ἐπηὐ
μη οὐκ	(??) μηυκ
ἡ οὐκ	(??) ἠυκ
ἐγω οὐ	(?) ἐγωυ
ἡ ἐισοκεν	(?) ἠισοκεν*)
δη οἰκτισιον	(??) δηκτισιον*)
ἀσβεστῳ οὐδε	(?) ἀσβεστωυδε*)
το αἰτιον	τᾱτιον
του οὐρανου	τουρανου**)
το ἀγαλμα	τωγαλμα***)
το ἀληθες	τωληθες
το ἀπο	τωπο
το ἀυτο	τωυτο
ὁ ἀνηρ	ὠνηρ
οἱ ἀνδρες	ὠνδρες
οἱ ἀνθρωποι	ὠνθρωποι
τω ἀλγεος	τωλγεος †)
τῳ ἀντρῳ	τωντρῳ
ὠ οἰζυρε	ὠζυρε
ὠ ἐυριπιδη	ὠυριπιδη
και οὐ	κου
και οὐχι	κουχι
και ἐι	κει
και ἐυδαιμων	κευδαιμων
ὁ ἐλαφος	ὡλαφος †)
ὁ ἐξ	ὡξ
και ἐγων	κηγών ††)
και ἐφα	κηφα
και ἐιπε	κηπε
και ἐαν	κην
προ ὀλιγου	προυλιγου
προ ἐργου	προυργου
προ ἐδωκα	προυδωκα

*) Aus Homer.

**) Scheint mir Elision.

***) Jonische Formen.

†) Dorische Formen.

††) In diesen Formen ist das α einem Umlaut preisgegeben, der vom zweiten Laut eindringt (?).

Getrennte Wörter.	Contraction.
τοι ἀν	τᾶν
τοι ἀρα	τᾶρα.

§. 46.

Man wird leicht bemerken, daß alle physiologisch schwierigen Fälle sich dadurch heben lassen, daß man Elision des ersten Lauts ganz oder theilweise eintreten läßt. Dagegen streitet nur, daß in vielen Fällen, wo der zweite Laut von Natur kurz ist, er nun als lang erscheint. Nun läßt sich allerdings denken, daß in Fällen der Position solche Längen eben grammatisches Vorurtheil waren, weil die Theoretiker sich einmal in den Kopf setzten, hier findet Krasis statt, folglich ist der Vocal lang. Es sind aber andere Fälle vorhanden, z. B. καγαθος. Nun läßt sich nur nicht einsehen, warum hier das Ohr vom Wort και mehr als nur das κ sollte haben hören dürfen, da es doch in καυτος, κουκ offenbar auch nicht weiter davon zu hören kriegt. Es ist also immer meine Ansicht, diese Dehnung des Vocals kann sehr früh durch falsche Theorie, d. h. selbst im praktischen Gebrauch durch eine vermeinte Krasis aufgekommen seyn, wo doch nach der richtigeren Anschauung wirklich nur Elision vorhanden gewesen ist. Ueberhaupt muß man im Griechischen wie in allen Volksidiomen einzelne Abschleifungen ganz gemeiner Wörter nicht auf strenge Analogien, sondern auf die allgemeine Zerstörbarkeit des Sprachstoffs in Rechnung bringen. Denn verloren gehen kann alles oder vielmehr will alles in der Sprache, so lang nicht Intention und Bewußtseyn dagegen ankämpft.

IV. Das Mitlautersystem.

§. 47.

Unsere Untersuchung über die griechischen Consonanten wird uns um ein Gutes erleichtert dadurch, daß wir in der allgemeinen Lautlehre das Consonantensystem nach dem Maßstab dieser Sprache abgehandelt haben. Wir erinnern also nur in der Kürze an jene Darstellung, und fügen das nähere hieher Gehörige an jene Sätze. Dahin gehört nun vor allem der Begriff des Spiritus lenis, die Entwicklung der Schlaglaute, welche wir im griechischen π τ κ als Indifferentlaute aufgestellt haben, aus denen einerseits die erhärteten und aufgelösten φ ϑ χ, andrerseits die erweichten β δ γ hervorgingen. Der erstern Reihe entspricht aber noch eine weitere Reihe, die man als das Digamma, das σ und den Spiritus asper aufzählen könnte. Hier bleibt aber doch Manches näher zu erörtern.

§. 48.

Wir haben früher ausgesprochen, daß wir uns die Entwicklung der Schlaglautreihen als eine schichtenweise Evolution vorstellen. Man denke sich, eine Reihe indifferenter (weder harter noch weicher) *π τ κ* entwickelt sich; ihr zur Seite erwächst eine gleiche zweite, dadurch soll die erste gedrängt werden, sich für die Härte oder Weichheit zu erklären; wir wollen den ersten Fall setzen, also *p t k*; jene Reihe entwickelt sich aber noch einmal, und die zweite Reihe entscheidet sich für *b d g*. Aber auch so können in der That alle drei Reihen nicht nebeneinander bestanden haben, weil die dritte indifferente Reihe gerade den Unterschied der beiden andern, ihre Differenz, die in der Energie der Lautung ruht, aufhebt, indifferenziirt. Nothwendig aber muß also die erste Reihe noch härter, die zweite noch weicher werden, als oben angegeben wurde; denn dann kann im ersten Fall sich die dritte Reihe für die harte, im zweiten aber für die weiche Seite erklären; oder aber, wenn jene Reihen in ihrer weitern Entwicklung beide gleichmäßig weiterschreiten und ein ihnen gefüges Element ausfindig machen, so könnte in diesem besten Fall die dritte Reihe ihre Indifferenz behaupten, und als der absolute Schlaglaut aller Differenz der Energie entsagen. Diese vollkommenste Entwicklung des Systems ist es, was ich für die Blüthezeit der griechischen Sprache behaupten möchte, wofür aber Beweise gefordert werden.

§. 49.

Den ersten Anstoß zu dieser Ansicht gab mir (wenn ich es recht weiß) die Terminologie, welche die alten Grammatiker diesen Lautreihen beilegen. Sie nennen die Aspirat-Reihe στοιχεια δασεα, rauhe, rauche, gleichsam haarige Buchstaben, wogegen die reinen Schlaglaute ψιλα dünne, kahle, gleichsam unbehaarte, nicht nur den richtigen Gegensatz angeben, sondern wodurch auch beide Lautclassen sehr sinnreich charakterisirt werden. Daß die lateinischen Grammatiker die erste Reihe litterae aspiratae nennen, beruht auch am nächsten auf einer Wahrnehmung der griechischen Grammatik, wo bekanntlich ein Schlaglaut mit einem Spiritus asper combinirt, diese aspirata producirt. Den Namen ψιλα übersetzten aber die Römer offenbar durch tenues, die dünnen. Nun tritt die dritte Reihe, welche auf jeden Fall den Charakter der Weichheit hat, bei den Griechen unter dem Namen μεσα auf, was die Römer buchstäblich durch mediae wiedergaben. Will man nicht kurz und gut sagen, diese Reihe wurde neben der andern die Zwischenreihe genannt, weil man sich nicht die Mühe geben mochte, sie besonders zu charakterisiren, so wird man mit der Definition nicht so leicht fertig werden. Nehmen wir nach der gewöhnlichen Ansicht, die auf jeden Fall für die lateinische Sprache bis jetzt unbestritten ist, an, daß diese Reihe unsern weichern Schlaglaut *b d g* entsprochen habe, so ist die Definition entschieden falsch. Zwischen dem rauhen *θ* und

dem kahlen *t* stände das weiche *d* in der Mitte? oder neben der aspirata *f* erschiene das *p* dünn, tenuis, das *d* aber zwischen beiden media? Jedes Ohr wird sagen: wenn *p t k* tenues sind, so sind *b d g* tennissimae, oder vielmehr sind jene diesen gegenüber die dicken Laute, wenn gleich nicht rauh und haarig wie die aspiratae. Wir können also vorweg behaupten, die lateinische Bezeichnung tenues und mediae ist der griechischen mechanisch nachgebildet und auf das lateinische Lautsystem, wie wir es verstehen, unanwendbar. Wie könnte aber das feine griechische Ohr für seine Bezeichnung μεσα doch gerettet werden?

§. 50.

Wenn wir für das römische System eigentlich kein bestimmteres Zeugniß haben, als die Lautung des heutigen Italieners, so wird es wohl der Nachkomme des Griechen auch verdienen, seine Stimme über ein Besitzthum seiner Ahnen zu fragen, deren Erbe er ist. Nun ist aber dem Griechen die Reihe β δ γ nichts weniger als identisch mit *b d g*; diese Laute vielmehr, als decidirt weiche betrachtet, besitzt er in seinem System gar nicht, und in fremden entlehnten Wörtern muß er sich für sie durch die Bezeichnung μπ, ντ, γκ helfen. Vielmehr ist ihm β = ω, *d* gleich dem weichen englischen *th*, kurzum dem von uns definirten delta, und γ bald *j*, bald ein eigner Laut, der dem *h* oder der weichen Aspiration des holländischen *g* am nächsten steht. Man sieht wohl, es ist auf die Reihe der Spiranten abgesehen. Am sichersten ist dieser Laut zu fassen auf der dentalen Reihe im delta, und jeder, der diesen Laut (wie er im englischen Artikel *the* gehört wird) rein zu sprechen weiß, wird der Definition beistimmen, welche diesen Laut neben dem kahlen, dünnen τ weniger dünn, vielmehr entschieden dicker finden wird, folglich in dieser Hinsicht dem ϑ verwandter als das τ, also in der Mitte, μεσον, media. Das erste Zeugniß für die Wahrheit dieses Systemes gibt also die alte Terminologie selbst ab.

§. 51.

Nun wirft man aber ein: Wenn hierin das griechische und das römische System divergiren, warum schweigen über diesen Umstand die alten Grammatiker? warum ist ihnen β und *b*, δ und *d*, γ und *g* durchaus identisch? Und ferner: Wenn nach unserm System die Spirantenreihe sich erst aus dem weichen Schlaglaut entwickelt, kann diese Entwicklung nicht erst in den spätern Zeiten der Verderbniß im Mittelalter vor sich gegangen seyn? Ich antworte darauf: Erstens: Allerdings war das griechische β nicht vom Anfang an dem lateinischen *v* oder unserm *w* identisch; für diesen Laut hatten die ältern Griechen ihr Digamma, allein daß β auch nicht dem römischen *b* gleich war, das zeigt der Umstand, daß in der guten Römerzeit zwar das griechische β durch *b* wiedergegeben wurde (weil die Römer dessen Laut, wie er von uns vorausgesetzt wird, gar nicht

kannten); dagegen das lateinische *v*, wenn es im Griechischen ausgedrückt werden soll, nach Aufgebung des Digamma's, aber noch in der römischen classischen Periode, im Griechischen, wo kein ganz adäquater Laut war, durch zwei aproximirende Zeichen variirend, bald durch *β*, bald durch das schon zu *u* gewordene *ου* ausgedrückt wird. Es sind also hier offenbar drei nah verwandte Laute im Spiel. Das griechische *β*, wie wir es in der Lautlehre definirt haben, ist ein Laut, der dem unkundigen Ohr wohl wie *w* klingen konnte (und auch bei den jetzigen Griechen vollends darein gefallen ist), die Differenz zwischen ihm und *ου* aber ist dieselbe, wie sie die englische Theorie zwischen *v* und *w* sucht, dieses ist das vocalisch vorschlagende *u* *), jenes ein *w*, das nicht mit den breiten Lippen, sondern zwischen Unterlippe und Oberzähnen gebildet wird. Zwischen beiden theoretisch englischen Lauten geht aber das gemeine *w* gewissermaßen als Indifferenz zwischen durch, und das war just der Fall des römischen *v*. Das frühere Digamma wurde immer entbehrlicher; einmal durch das in den verwandten Laut ausgebildete *β* (daher der Name *βαυ, fau, vau;* Buttmann I. 27) und später noch mehr, als *ου* für das breite *w* dienen konnte.

§. 52.

Was ferner das delta betrifft, so höre man es aus dem Munde eines Engländers oder Dänen, und frage sich, ob es dem Unkundigen nicht mit *d* zusammenfallen wird? Ferner das spirirte gamma, wenn es nicht gar zur weichen Aspiration wird, ist ein Laut, den selbst die Theorie vom *g* fern zu halten Mühe hat. Es wird von Norddeutschen zwischen zwei Vocalen (*lage, lage*) gern gesprochen, ist aber auf jeden Fall eine höchst minute Differenz vom reinen *g* **). So wird auch jenes dänische *d* nur vom Kopenhagner als wirkliches delta gesprochen, wiewohl ihn darum jeder Däne versteht, und sprechen doch so viele deutsche Provinzen unser inlautendes *b* wie *w*, nicht zu erwähnen, daß alle unsere mitteldeutschen Provinzen theils das in-, theils das auslautende *g* in eine wirkliche aspirata verwandeln, ohne dadurch den übrigen Deutschen unverständlich zu werden. Man denke sich nun ein ähnliches Verhältniß in Griechenland. *β δ γ* waren ursprünglich weiches *b d g*; bei diesem Charakter mag sich die gemein-griechische Aussprache, z. B. der weit

*) Diesem *u* analog steht eigentlich das griechische *ι* vor Vocalen, das im Anlaut beharrlich seine Vocalnatur behauptet, und nicht auf lateinische Art zum *j* wird; selbst im Neugriechischen, wo *j* lieber durch *γε, γι* ausgedrückt wird. Daß übrigens inlautende *j* sich hier, wie in jeder Sprache, aus allen positiven Vocalen, also hier *ε* und *ι* entwickeln, so wie *ο, υ* und später *α* die Geltung des *w* annehmen können, versteht sich von selbst. Vergl. Buttmann II. 391 oben.

**) Dieser Laut ist dem Ungeübten so schlüpfrig, daß er dem *R* ganz nahe Verwechslung damit veranlaßt, wie früher erwähnt ist.

verbreitete dorische Dialekt auch immer gehalten haben. Weichere Dialekte aber, wie es unbestritten der jonische war, und endlich der feingebildete attische, haben gewiß jene zarten Spiranten entwickelt, aus deren Natur dann die alexandrinischen Grammatiker jene theoretischen Kunstwörter abgezogen und selbst die heutigen Griechen ihre Spiranten geerbt haben. Denn in Zeiten der Verderbniß bekommen solche Trennungen nie ihren ersten Anstoß; im Gegentheil die Verderbniß hätte β und π nach unserm weniger ausgebildeten Systeme zusammengeworfen, und sie hätten nie wieder so weit auseinandertreten können, wie es jetzt ist. Was endlich die Römer betrifft, so war ihnen, denen der dorische und äolische der nächst verwandte war, von da aus freilich das härtere System adäquat, und wenn nachmals fein redende Attiker nach Rom kamen, um ihre Sprache zu lehren, so waren sie gewiß fein genug, den hochmüthigen römischen Zöglingen die feinen Differenzen durch eine dorische Derbheit zu verdecken, durch welche ihr attisches System dem römischen Organismus so sehr entfremdet worden wäre. Noch kann bemerkt werden, daß die (dorischen) Aeolier das sogenannte Digamma wohl darum länger cultivirten, als die jonischen Dialekte, weil ihnen das β die Stelle des ω nie ausfüllen konnte. Dieselben Dorier, denen $\beta\ \delta\ \gamma = b\ d\ g$ war, entbehrten nun auch den Vortheil, $\pi\ \tau\ \varkappa$ in der Indifferenz verharren lassen zu können, und mußten diese Laute, dem römischen System analog, als harte $p\ t\ k$ entwickeln. Endlich aber muß hier als ein nicht unwichtiger Grund unserer Ansicht der griechischen mediae aufgeführt werden, die völlig ungleiche Behandlung, die diese Laute und die tenues in der attischen Quantität bei Gelegenheit der schwachen Position (muta cum liquida) erfahren, wie wir dieß bereits §. 27 unserer Quantitätslehre ausgeführt haben. Wie wär' es zu begreifen, daß die Verbindungen $\pi\lambda$, $\varkappa\nu$, $\tau\mu$ keine Position machten, wohl aber die $\beta\lambda$, $\gamma\nu$, $\delta\mu$, wenn hier β, γ, δ nichts Anderes wäre, als das erweichte π, $\varkappa$, τ? Zuletzt ist zu bemerken, daß aus dem spirirten griechischen δ das ganz nahe lateinische L hervorging in $\text{Ὀδυσσεύς} = Ulysses$; $\delta\alpha\varkappa\rho\upsilon\mu\alpha = lacrima$. Vergl. unten das Spanische.

§. 53.

Wenden wir uns zur starken Lautreihe, so hat $\pi\ \tau\ \varkappa$ als Indifferenz dort, wie man hier selbst historisch verfolgen kann, durch angehängte Aspiration (d. h. h) die Aspirate $\varphi\ \vartheta\ \chi$ erzeugt. Denn aus $\grave{\varepsilon}\pi\grave{\iota}\ \eta\mu\varepsilon\rho\alpha$ wird $\grave{\varepsilon}\varphi\eta\mu\varepsilon\rho\circ\varsigma$, offenbar durch die Mittelglieder $\grave{\varepsilon}\pi\eta\mu\varepsilon\rho\circ\varsigma$ $\grave{\varepsilon}\pi\varphi\eta\mu\varepsilon\rho\circ\varsigma$ zu begreifen. Ebenso wird aus $\varkappa\alpha\tau\grave{\alpha}\ \grave{\varepsilon}\delta\rho\alpha$ durch die Zwischenglieder $\varkappa\alpha\theta\grave{\varepsilon}\delta\rho\alpha$ $\varkappa\alpha\tau\vartheta\grave{\varepsilon}\delta\rho\alpha$, endlich $\varkappa\alpha\vartheta\grave{\varepsilon}\delta\rho\alpha$ und endlich aus $\delta\varepsilon\varkappa\alpha\ \eta\mu\varepsilon\rho\alpha$ wird $\delta\varepsilon\varkappa\eta\mu\varepsilon\rho\circ\varsigma$, $\delta\varepsilon\chi\eta\mu\varepsilon\rho\circ\varsigma$, $\delta\varepsilon\chi\eta\mu\varepsilon\rho\circ\varsigma$. Dasselbe geschieht auch bei bloß zusammenstoßenden, nicht componirten Wörtern; nur die Jonier vernachlässigen die Aspiration, wie sie auch sonst häufig den Spiritus asper (das h) mit dem lenis ver-

tauſchen. Dieſer Proceß der Abſchleifung fällt freilich im Griechiſchen über die Entwicklung der Poeſie hinaus, weil φ ϑ χ für ſich nie mehr Poſition machen. Sollen die Aſpiraten verdoppelt werden, ſo werden ihnen die Schlaglaute vorgeſetzt, alſo *Σαπφω, Βακχος, Πιτθευς, Ματθαιος*, wie auch in andern Wörtern, als *βυτθον, τυτθος, τιτθη*. Hier war die alte Ausſprache natürlich auch *sapfo, bakχos, pitpeus, matpaios*, aber es iſt gewiß, daß ſchon in der guten Zeit die Abſchleifung erfolgte, und man nur ſcheute, die ſelten gedoppelten φ ϑ χ doppelt zu ſchreiben. Der Beweis liegt darin, daß wenn in der Poeſie *ὀχος, σχυφος* wegen des Metrums verdoppelt werden, *ὀχχος, σχυπφος* geſchrieben wird. Dieſe ganze Entwicklung der Schlaglaute durch das angehängte *h* in den Doppellaut und endliche Ablöſung des Anlauts findet ſeine klarſte Analogie in der Entwicklung der hochdeutſchen Sprache. Nur das iſt noch zu ſagen, daß die Ausſprache des χ, wie die des κ und des γ für die alte Zeit eine durchaus gleichmäßige geweſen ſeyn muß (wie es die Identität der Bezeichnung durchaus verlangt), und hierin zeigt ſich allerdings die Verſchleifung des modernen Idioms, wenn alle drei Laute im Neugriechiſchen vor poſitiven Vocalen ihre wahre Geltung verändern, das χ weniger guttural als palatal, das κ ein Doppellaut und das γ ein *j* wird. Dieſe Abſchleifung ſteht ganz analog der Wandlung des lateiniſchen *c* und *g* in die italieniſchen Quetſchlaute. Beide ſetzen aber eine ſchon zerſtörte Quantität voraus, denn die heutige Ausſprache von *ki, ci, gi* wie *kxi, tshi, dſhi* müßte ja Poſition erzeugen, wovon im Alterthum keine Spur zu erkennen iſt.

§. 54.

Was nun jene ſchon berührte Supplementreihe oder die drei noch zu erwähnenden Buchſtaben aus dem Gebiete der Schlaglaut-Familie betrifft, ſo haben wir das labiale Digamma ſchon gelegentlich beſprochen. Es war das urſprüngliche dem *u* entſprechende ϝ der griechiſchen Sprache (Buttmann II. 375 unten), das zur Zeit Homers auch dem joniſchen Dialekt eigen war, wie dieß neuere Entdeckungen unwiderleglich dargethan haben (vergl. Buttmann I. 27 und II. 381). Seine Figur war in der damals gebräuchlichen Uncialſchrift die des lateiniſchen (ſpätern) *F*, gleichſam zwei über einander geſetzte gamma (*Γ*), daher ſein Name. In der Uebertragung in die Currentſchrift dürfte man ſich daher wohl die Freiheit nehmen, es mit dem lateiniſchen *f* zu ſchreiben (und nicht ſo abgeſchmackt ὡϜον). Von den zahlreichen Wörtern, die bei Homer das Digamma haben, ſind manche auffallende Verwandte des Lateiniſchen, wie *ϝειδω = video; ϝεαρ = vêr; ϝεσθης = vestis; ϝις = vis; ϝοικος = vîcus; ϝοινος = vînum; ϝετος* wahrſcheinlich *= vetus*; es ſteht aber natürlich auch in der Mitte, daher *αἰϝων = aevum; βοϝες = boves; ὀϝις* (οϊς) *= ovis; ὠϝον = ovum* u. andere, bei Schneider I. 367. Bei Homer macht es auch für ſich Poſition, muß

muß also geminirt werden, z. B. *Μηνιν ἀποσσειπων*. Da es nun aber nicht bloß in solchen Wörtern vorkommt, die im spätern Griechisch den Spiritus lenis zum Anlaut bekommen, sondern auch in vielen, die dann den asper haben, wie *ἑσπερος*, lat. *vesperus, vespera*, so ist nicht zu glauben, daß ein Theil dieser Wörter beim Abfall des *w* willkürlich ein *h* könne angenommen haben, sondern es ist zuverläßig, daß in ihnen beide Anlaute ursprünglich vereinigt gewesen seyn müssen, und nach Abfall des *w* bloß der Spiritus zurückgeblieben ist. Dieß führt uns auf das germanische *hw*. Ferner, da diese Verbindung, wie sie dasteht, nicht eben bequem zu sprechen ist; da ich zeigen werde, daß das altgermanische *hw* = *χw* gewesen seyn muß, und endlich, da meine nächsten §§. zeigen werden, daß der griechische Spiritus asper wahrscheinlich eine ältere Classe des *χ* war und aus ihm hervorging (was sich schon aus unserer allgemeinen Lautlehre versteht), so wird deutlich, jener Anlaut kann kein anderer als das wohllautende und bequeme *χw* gewesen seyn, welche Verbindung das reine Analogon des spätern lateinischen *qu* ist. Homer sprach also wohl *χϝεσπερος*, das heißt *χωεσπερος*, und ebenso verhalten sich bei ihm alle Formen, die nachher den asper haben, wie *χϝαλις, χϝεκας, χϝεκαστος, χϝεκηλος, χϝεκητι, χϝεκυρος, χϝεκων, χϝελισσω, χϝεννυμι, χϝηδυς, χϝανδανω* und das Pronomen *χϝε* mit seinen Ableitungen. Buttmann bemerkt noch, daß einige spätere Denkmäler das ältere Digamma in der Gestalt des *υ* fortgeführt haben, was daraus ersichtlich ist, daß dieß *υ* mit dem vorgehenden Vocal nicht Diphthong macht, sondern diesen kurz läßt; so bei Pindar das Wort *ἀνατα* statt *ἄϝατα*, und die epischen Formen *κανἀξαις, ἐναδεν, ἀνιαχος*, die statt *κἀϝαξαις, ἐϝαδεν, ἀϝιαχος* stehen; ferner, daß schon Homer in einzelnen Wörtern das Digamma abwerfen konnte, so gut wie andere Buchstaben, und endlich, daß wenn äolische Formen, wie *ϝανηρ, ϝειρηνη*, bei Homer schon ohne Digamma vorkommen, daraus nichts folgt, als daß hier sein Dialekt es schon eingebüßt hatte. Ueber das Digamma vor *R*, im äolischen *ϝρηξις, ϝρατρα* statt *ῥηξις, ῥατρα*, vergl. Schneider I. 264, und das englische *wr* jetzt = *r*.

§. 55.

Als einen Supplementlaut der Lingual-Reihe kennen wir längst das griechische *σιγμα*, das die griechischen Grammatiker am liebsten nirgends einreihen, weil es Gefahr droht, die ganze reinliche Theorie der Aspirate in Unordnung zu bringen. Wir haben an einem andern Orte gezeigt, daß das *s* der flexibelste Aspirat, und zwar als Lingual-Aspirat, dem *θ* oder *φ* als Dental-Aspirat zur Seite steht. Auch es entspricht der muta *τ* und entspringt zum Theil sichtbar aus derselben, denn die Entstehung des *σσ* aus *ττ* in *ταττω* kann nur durch ein zwischenliegendes *ταγσω* endlich *ταξσω* begriffen werden. Ja, der Fall wird dadurch noch allgemeiner, daß keineswegs, wie man

sagt, bloß die geschärften ττ und σσ alterniren, daß vielmehr die Gemination dieser Buchstaben erst für den bestimmten Fall erfunden wurde, wo beide Laute wechseln, wie ganz klar ist aus den Fällen, wo diese Gemination nach langem Vocal steht. Die Wörter γλῶττα, πρᾶττω haben langen Vocal, und doch steht doppeltes τ dabei. Damit soll nichts gesagt werden, als dieses τ ist ein solches, das dialektisch in σ sich auflöst; also der Wahrheit gemäß lauten die Wörter γλωτα, πρᾶτω, dieses aspirirte sich durch γλωτϑα, πρᾶτϑω in γλωτσα, πρᾶτσω, und endlich entstand die Nebenform γλωσα, πρᾶσω, welche aber um jener Eigenthümlichkeit, um der Etymologie willen, ausgezeichneter Weise γλωσσα und πρασσω geschrieben wurde *). Was nun den wahren Laut des griechischen σιγμα betrifft, so behaupte ich, wie man sich erinnern wird, den heutigen neugriechischen, unser s' oder den Mittellaut zwischen dem deutschen sch und ß. Es ist so gar kein Grund, an dieser Ueberlieferung zu zweifeln, daß vielmehr alle Theorie es verlangt. Die alte Welt hatte nur Einen Lingual-Aspiraten, wo wir zwei haben, indem er bei uns in die Pole des scharfen ß und breiten sch sich zerschnitten. Daraus folgt von selbst, daß der Alte die noch ungetrennte Indifferenz hatte. Denn erst durch die Differenz des sh ist das neueuropäische s zu seiner feinen Schärfe gelangt. Daß die Römer hier wieder keiner Differenz Erwähnung thun, beweis't nur, daß ihr s dem griechischen, nicht unserm gleich war, wie ich dieß auch von den altgermanischen Dialekten behaupte; denn der spätere Romaner wie der Germane haben erst durch den Gegensatz das scharfe s erhalten. Dieß war das Product des neuen Europa; der isolirte Grieche aber, von seinen ursprünglichen Nachbarn, den Orientalen, immer enger eingeschlossen und von Europa immer mehr abgeschnitten, konnte an dieser modernen Entwicklung keinen Antheil nehmen, und er blieb bis heute in seinem indifferenten Laute verharren. Bekanntlich ist die polnische Sprache unter uns die einzige, die hier den Indifferenz-Laut mit den beiden Differenzen zu vereinigen gewußt hat. Nur von diesem Standpunkt aus läßt sich z. B. der Wechsel des griechischen σ mit ρ, im ορ, ρσ (ἀρήν und ἄρσην), so wie der Wechsel des griechischen Spiritus asper mit dem lateinischen s begreifen, und die Verbindungen σχ, σϑ, die den Europäern so hart und unaussprechlich vorkommen, werden eigentlich erst jetzt recht möglich.

§. 56.

Zum σ müssen nun auch die griechischen Doppelbuchstaben erwähnt werden. Die Alten erzählen, daß dem ursprünglichen griechischen Alphabet, wie es von den Semiten überkommen wurde, noch

*) Daß es nicht einige Wörter mit ττ ohne diese Eigenheit gegeben habe, ist damit nicht behauptet. S. Buttmann I. 84.

acht der spätern Buchstaben fehlten, deren Einführung sie, vier dem Palamedes, vier dem Simonides zuschrieben. Der erstere soll φ, ϑ, χ und das ξ eingeführt haben (Buttmann II. 368). Diese Nachricht wird von den drei Aspiraten begreiflich, wenn wir bedenken, daß die Semiten auch für Schlaglaut und Aspirat nur Ein Zeichen brauchen, indem z. B. der Hebräer nur durch die Differenz eines Punktes bestimmt, ob ein solcher Laut im Schlaglaut *p, t, k, b, d, g* verharren, oder eine Aspiration annehmen soll, wie *f, þ, χ, β, δ, γ*. Das ξ aber ward als Doppellaut für jünger gehalten. Simonides führte nach der Nachricht noch später die beiden Längen η, ω und die Doppelconsonanten ψ, ξ ein. Diese Nachricht ist außer Zweifel; denn wir haben schon angeführt, daß diese Neuerung in Athen erst zu Sokrates Zeit durchdrang; denn auf älteren atheniſchen Inschriften findet man noch das *H* als Hauchzeichen, ε und *o* für η und ω, so wie statt ψ und ξ auffallenderweise $\varphi\sigma$ und $\chi\sigma$. (Buttmann I. 87). Dabei ist zu bemerken, daß alle Laute der Reihe, die durch Flexion mit einem σ zusammenstoßen, gleich behandelt werden. Wie wir etwa den Vorderlaut in *flugs, luchs* und *mucksen* auch nicht unterscheiden und alle gleich *ks* sprechen, so scheint dieß auch bei dem Zusammenfluß von $\gamma\sigma$, $\chi\sigma$ und $\varkappa\sigma$ geschehen zu seyn; denn eben das bezweckte das gemeinschaftliche Zeichen ξ, das die Abstammung völlig ignorirte. Das ganz Analoge ist nun im Griechischen mit *ps* geschehen, das die Laute $\beta\sigma$, $\varphi\sigma$ und $\pi\sigma$ in einem gemeinschaftlichen ψ vereinigte. Der Werth war also gleich $\varkappa\sigma$ und $\pi\sigma$, d. h. *ks'* und *ps'*, wie die heutigen Griechen noch sprechen, und nicht mit unserm scharfen *s*. Was jene räthselhaften altattischen $\varphi\sigma$ und $\chi\sigma$ betrifft (z. B. $\chi\sigma\upsilon\nu$, $\mu\varepsilon\tau\alpha\chi\sigma\upsilon$, $\gamma\rho\upsilon\varphi\varsigma$ und $\varphi\sigma\varepsilon\varphi\iota\sigma\mu\alpha$ für $\psi\eta\varphi\iota\sigma\mu\alpha$), so ist es offenbar ein schlagendes Beispiel, wie die alte griechische Sprache ihre ihr eingeborne Consequenz besser verstand, als die spätere griechische Grammatik ihre Theorie. Daß hier ein φ selbst aus π und β, ein χ selbst aus $\varkappa$ und γ sich erzeugt, dem liegt das griechische Grundgesetz zu Grunde, daß jeder Schlaglaut dem folgenden Aspirat assimilirt; denn ohne Zweifel gilt hier das $\sigma\iota\gamma\mu\alpha$, wie es die Natur verlangt, als aspirata. Daß die Verbindungen durch andere Dialekte, vielleicht auch durch Theorie wieder abkamen, dem liegt eigentlich ein Naturgrund unter, der, wie wir anderwärts gezeigt haben, wieder über die griechische Theorie hinausgeht. Denn während diese, wahrscheinlich von dem Zusammentreten der tenues und mediae aus verführt, auch Verbindung und Assimilirung doppelter Aspirate verlangte, also durchgängige Homogeneität, so verlangt vielmehr die Natur, nach dem Zeugniß aller andern Sprachen, hier Heterogeneität, das heißt: das Zusammenstoßen zweier Aspirate wird in allen Idiomen anstatt gesucht, vielmehr vermieden. Wir können dieser attischen Dialektsform etwas einigermaßen Analoges an die Seite stellen. Die deutsche Verbindung *ks*, z. B. ging im hochdeutschen Mittelalter einer allgemeinen

Auflösung der Schlaglaute zufolge in ein *hs*, das ist χs über, z. B. *οχse*, *waχsen*. Diese Formen leben noch in der Schweiz, und die hochdeutsche Schrift hat sie bis heute beibehalten, obgleich wir jetzt den hochdeutschen Laut wieder mit dem platten *ks* vertauscht haben, bloß um der doppelten Aspiration oder der Homogeneität der Laute auszuweichen. Diese Rückkehr ist aber generische Störung vom Norden aus, wie es in Athen Rückkehr zur jonischen Nicht-Aspiration war. *)

§. 57.

Viel schwieriger als diese Untersuchung ist die über das ζ. Dieses ist keine sichtbare spätere Abkürzung wie ψ und ξ, ob es gleich wie diese ein Doppelbuchstab ist, denn wie sie macht es Position. Neben dem *ps* und *ks* könnte man freilich nach einem *τσ* fragen; aber ganz analog ist der Fall darum nicht; in jenen verbinden sich ein Labial- und Guttural-Schlaglaut mit dem Lingual-Aspiraten, also einem doppelt, nach Reih' und Stufe heterogenen Laut; in *τσ* soll sich der Lingual-Schlaglaut mit einem seiner eignen Aspirate vermählen, und dieses führt nach §. 53 nothwendig zu völliger Auflösung; denn wie *κατ-δρα* zu *καθ-δρα*, so führt auch das von uns §. 55 bereits ausgeführte griechische *τσ* in *ταττω*, *γλωττα* zu *τασσω*, *γλωσσα*. (Im Deutschen geschieht die Auflösung nur im Auslaut; aus *tál*, *grót* ist *zál*, *gróſs* geworden.) Wenn wir nun ein Zeugenverhör über die wahre Geltung des *ζητα* vornehmen, so muß dabei zur Basis dienen, daß die älteste griechische Prosodie immer einen Doppellaut verlangt. Die ältern Römer, die den griechischen Laut nur ungefähr mit ihrem weniger feinen Ohr auffaßten, nahmen ihn mit ihrem *s* identisch, sagten also *sélhus* statt des spätern *zethus* von *Ζηθος*, *Saguntum* machten sie aus *Ζακυνθος*, aus *μαζα massa*, *ὀβρυζα obrussa*, die Endung *ζω* wurde *sso*, *μυζω musso*, *πυτιζω pitisso*, *πατριαζω patrisso*, *κομαζω comissor*; ja, nach mehreren Nachrichten schrieb und sprach man zu Plautus Zeit noch allgemein *sona*, *samia*, *Senxis*, *trapesita* statt mit z (s. Schneider I. 376 und 384). Als aber die Römer das Griechische genauer lernten, nahmen sie auch den fremden Buchstaben und seinen Laut in ihr Alphabet auf, und die Grammatiker bezeichneten ihn durch *ds*. Erst in noch späterer Zeit wird ihm seine doppelte Natur abgeläugnet, und die Griechen bedienen sich seiner, um das σ an denjenigen Stellen zu bezeichnen, wo es zu dieser Zeit sich zum weichen Laut verändert hatte, namentlich vor μ, β, z. B. *Ζμυρνα*, *ζμαραγδος*

*) Nämlich, da der Jonier κ und π vor dem Spiritus asper vertrug so konnte er auch jene attische Aspiration durch σ nicht anerkennen, die später auch die Theorie verwarf. Es ist vielleicht nicht überflüssig darauf aufmerksam zu machen, ob in der griechischen Wortbildung nicht dennoch weitere Fälle vorkommen, wo das sigma Aspiration erzeugt hat, und die man folglich bis jetzt als Anomalien behandelt hätte?

ζβεννυμι, Αεζβια. Diese Aussprache wird bestätigt durch Ulfilas, der das z nach seinem griechischen Vorbilde nur als das erweichte s ansieht, und es so auf seine germanischen Wörter verwendet. Endlich haben die Neugriechen dem ζ einen einfachen, äußerst weichen und lispelnden Ton erhalten, der fast zwischen unserm *f* und unserm erweichten (spanischen) z in der Mitte stehen möchte. Neben dieser Entwicklung, die völlig naturgemäß ist, scheint es aber doch, daß in einzelnen Districten der Doppellaut des ζ länger sey festgehalten worden. So findet man in dem spätern Alterthum bei manchen Schriftstellern die Sylbe δι in ζ übergehen, z. B. so machte man aus δια ζα (offenbar *dfa*), aus *diaeta zeta*, aus *diabolus zabolus*, aus *diaconus zaconus*, und die letztere Auffassungsart hat offenbar das neuitalienische Idiom nachgeahmt, wenn es aus *medio mezzo* (sprich *medso*) mit weichem z gemacht hat. Der Italiener nahm nun auch das griechische z wie in *zefiro* u. s. w. mit diesem *df* auf, und endlich, da er in seinem Idiom eine Verbindung entwickelte, die jener analog, wiewohl viel härter war (indem aus *natione natsione* wurde), so nahm er für dieses *ts* auch das Zeichen z zu Hülfe, das nun bei ihm gedoppelt, bald weich, bald hart ist. Dieses harte z des Italieners ahmte dann der Hochdeutsche in seinem *ts* nach, während andere Völker, wie Franzosen, Engländer, von jenem andern Ableitungsstamm das z = *f* als einfachen weichen Laut fortführten. Die Spanier endlich gaben dem Laut z jene eigenthümliche orientalische Färbung, die wir kennen. Gehen wir nun zum alten Griechisch zurück und bemerken noch, daß das ζ dialektisch noch mit δ, δδ, und einem erst später zu besprechenden räthselhaften σδ wechselt, so stellt sich die Geschichte des Lautes ziemlich unzweifelhaft heraus. Das ζ, das sich theilweise durch angehängte Aspiration in diese auflöste, muß (wie unsre Principien verlangen), ursprünglich einen Schlaglaut involvirt haben, oder noch genauer, muß ursprünglich ein Schlaglaut gewesen seyn, der die Aspiration erst hinter sich erzeugte. Dieser Schlaglaut kann nach allen Zeugnissen nur unser *d* gewesen seyn; es war also ein *delta*, oder eine ältere Classe des *delta*, die sich von diesem in doppelter Hinsicht trennte, einmal durch die Entwicklung dieses *df* (den Entwicklungen der harten πφ, τσ, κχ analog, aber dauerhafter als diese), und dann dadurch, daß die zweite Classe des *delta* vom *d* ins ð erst übertrat, wenigstens in den weichern Dialekten, so daß also in jenem *df* zwei Laute enthalten sind, die dem Griechen in der That sonst beide fehlen. Hieraus begreift sich nun, wie einige Dialekte das ursprüngliche dorische δ = *d* statt ζ behielten, so wie daß die Auflösung ins *f*, *s* und alle ihre Nüancen ganz naturgemäß vor sich gehen. Daß aber die griechische Sprache auf der Dentalreihe einen Laut oder eine Verbindung erzeugte, die den andern Gebieten ohne Analogie ist, ist allein durch die größere Versatilität dieser Organreihe gerechtfertigt; daß das ζ aber im *f* einen Laut erzeugt, der vor-

her im Idiom nicht einfach und selbstständig vorkommt, ist bei Aspiraten überhaupt das Naturgemäße. In allen Sprachen entsteht *f* aus *pf*, χ aus *κχ*, ϑ aus *τϑ*, *s* aus *ts*, *sh* aus *tsh*, *ſh* aus *dſh* u. ſ. w. Das griechiſche ζ iſt alſo ein *dſ*, deſſen *ſ* man freilich ſo weich und vielleicht ſo zu mäßig ausſprechen mag, als es die Neugriechen zu verlangen ſcheinen. Nur iſt zu erinnern, daß man die Poſition nicht, wie meiſt geſchieht, für langen Vocal anſehe, denn das ζ hat in der Regel kurzen Vocal vor ſich.

§. 58.

Wir ſprechen endlich vom Spiritus asper oder dem griechiſchen *H*. Daß er dieſe letztere Geſtalt urſprünglich hatte, iſt ſchon erwähnt, da erſt ſpätere Theorie ſie zum Gebrauche der beiden Spiritus zerſchnitt, indem man |- nachher ῾ für den asper, -| nachher ᾽ für den lenis verwendete. Daß die Griechen den asper oder das *h* nur im Anlaute kannten, und ihn ſogar im Fluß der Rede von einem Worte zum andern ausfallen ließen, iſt früher aus unſerm analogen Gebrauche des lenis deutlich gemacht worden; es iſt einfache Abſchleifung, die freilich da nicht eintritt, wo der asper mit der vorgehenden tenuis zur aspirata wird. Hier ſollte aber auch der Spiritus wegfallen, weil er in jenen Aſpiraten mitſteckt und aufgezehrt iſt, z. B. κατ ἕναν = καϑ ἕναν, wogegen die Schreibart καϑ ἕναν pleonaſtiſch iſt. Es gibt nur einige Interjectionen, wo nach alten Zeugniſſen das *h* auch im Inlaut geſprochen ward, nämlich in den bacchiſchen Ausrufen ἐυοῖ! ἐυΐε, welche demnach *euhoi! euhie!* klangen; wie auch der Name des Gottes Εὔιος; daher die Lateiner dem Laut gemäß *euhoe*, *Euhius* ſchreiben. Ferner gehört noch hieher das barbariſche, wahrſcheinlich perſiſche Wort ταὼς, der Pfau, das *tahós* lautete, alſo den asper auf dem ω führte. Regelmäßig hört man alſo das griechiſche *h* nur im Beginne der Perioden, und im Verſe, da es nie Poſition macht, darf es bloß da geſprochen werden, wo es nicht Poſition erzeugen würde, alſo im Anfang des Verſes und zwiſchen Vocalen, wo es ja den Hiatus (die Homogeneität) aufhebt. Doch iſt wahrſcheinlich, daß ſich der asper im Satz- und Vers-Inlaut überhaupt bald völlig abſchliff, wie der lenis bei uns zu thun pflegt, und im Vers läßt ſich darum nur zu Anfang ein lautes *h* mit Sicherheit behaupten. Wenn endlich unſere Principien verlangen, das griechiſche *h* oder den Spiritus asper aus einer ältern Claſſe des χ zu erklären, ſo wird dieſe Anſicht noch weiter beſtätigt durch den Wechſel dieſes Lautes mit *s*; nicht nur ſind die Wörter ὗς und σῦς gleich gebräuchlich, und der lakoniſche Dialekt ſagte ſelbſt inlautend μωά, alſo *móha* ſtatt μωσα, μουσα, ſondern der griechiſche Spiritus entſpricht ſogar regelmäßig dem lateiniſchen *s*, als ὗς, *sus*; ἕξ, *sex*; ἑπτα, *septem*; ἁλς, *sal*; ἅλλομαι, *salio*; ἕζομαι, *sedeo*; ἡμι, *sémi*; ἕρπω, *serpo*; ἑρ-

πυλλον, serpyllum; ὕλη, äolisch ϝῦλϝα, sylva, silva; ἵστημι, sisto; ἥλιος, ἅλιος, sol; ὀραξ, sorex; ὑπο, sub; ὑπερ, super; ὄλκος, sulcus *). Diese ganze Erscheinung läßt sich physiologisch gar nicht begreifen, wenn man nicht den griechischen Spiritus aus einem frühern χ oder x' dem lateinischen $s = s'$ an die Seite stellt, wodurch der Uebergang ganz naturgemäß wird. Obgleich nun hier nach der Geschichte und nach der Theorie das griechische χ der ältere, das lateinische s' aber der abgeleitete Laut scheint, so läßt sich doch, durch generische Störung, auch das umgekehrte Verhältniß denken, welches Beispiel der gutturale castilische Dialekt liefert. Aus lateinischem *dixit*, *passer*, *capsa* haben wir die gemein romanischen Formen *disse*, *passaro*, *cassa*, woraus der Castilier, durch orientalisches Element abgeführt, die gutturalen *dixe*, *paχaro*, *caχa* entwickelt hat. Sehr bedenklich sind die Fälle, die wir oben dem digamma aspiratum zugetheilt haben, und die gleichwohl einem lateinischen *s* entsprechen; dahin gehört der Pronominalstamm ἑ, οὗ, ἑος, der lateinisch *se*, *sui*, *suus* lautet, und das Nomen ἑκυρος, *socer*. Die Formen $\chi\varepsilon$, $\chi\varepsilon o\varsigma$ u. s. w. werden dadurch sehr zweifelhaft, und man könnte eher auf den Verdacht gerathen, ob nicht jene Lehre vom Digamma zu weit ausgedehnt worden sey. Daß diese Pronomen bei Homer Hiatus machen, beweist wohl, daß ein Laut abgefallen, keineswegs aber, daß dieser in allen Fällen ein Digamma gewesen seyn muß. Man kann mit Recht fragen: sprach nicht Homer vielleicht noch $\chi\varepsilon$, $\chi ου$, $\chi εος$, indem die Aspiration an dem Pronomen sich privilegirter Weise erhielt, und dadurch wurde beim spätern Abfall der Hiatus? Oder wenn man lieber will: sprach er nicht gar hier doch das einfache *h*? Ich möchte es eher glauben, als daß die Formen $\chi\varepsilon$, $\chi ου$ durchs $\chi\varepsilon$, $\chi ου$ ins lateinische *se*, *sui* sollen übergegangen seyn. Eine merkwürdige Bestätigung dieses Uebergangs bietet indessen die schon erwähnte Form ἑκυρος, wenn man das homerische, und das lateinische *socer* mit dem gothischen *swèχra* (Schwager, Schwieger) zusammenhält. Da die deutsche Form das griechische *w* mit dem lateinischen *s* verbindet, sollte man ein älteres lateinisches *sveker* statt *socer* voraussetzen, mit dem das moderne italienische *snócero* freilich nur zufällig zusammenstimmt.

§. 59.

Was nun die Hemmlaute betrifft, so ist auf der nasalen Reihe die vollständige Entwicklung der Trias *m*, *n*, η zu bemerken, wovon *M*, *N* selbstständige Buchstaben sind, das η aber durch das ganz nahe gelegene *Γ* mit ausgedrückt wird, welches nasale γ den Römern ein *N* ist, was seine Natur hinreichend beweist. In der

*) Die Ableitungen lateinischer s aus dem Spiritus lenis müßten erst durch den asper hindurchgehen, sind aber durch kein klares Beispiel zu erweisen.

älteſten Schrift ſteht *N* im Inlaut für alle drei Laute, indem die Ausſprache ſich von ſelbſt ergab (wie in den polniſchen geſchwänzten Vocalen), und wie wir auch *nk* ſtatt *ηk* allgemein ſchreiben. Derſelbe Fall iſt es, wenn die Griechen jedes auslautende *N* dem folgenden Laut aſſimilirten, alſo *τομ πολεμον* und *τογ κεραννον*, wahrſcheinlich auch *τημ φυαιν*, *τογ χρονον*, *τημ βιαν*, *τογ γαμον* ſprachen, und doch in allen dieſen Fällen nur *N* ſchrieben. Daß man auch *γ* vor *μ* und *ν* ſo ſprach, werden wir ſpäter ſehen. Man ſieht an allen dieſen Fällen, daß das naſale *γ* immer im Sylbenauslaute ſtehen muß, darum auch in Wahrheit kein wirklich ſelbſtſtändiger Buchſtab iſt, und begreiflicherweiſe kein eigenes Zeichen erhielt. Daß das *γγ* ſich bis zum einfachen *ηη* abgeſchliffen hätte, wie in unſern germaniſchen Sprachen, dafür ſpricht kein Zeugniß, *ἔγγυς* lautete *eηgus* (nicht ganz wie *eηgus*), nicht aber *eηηus*. Daher ſprechen die heutigen Griechen *eηĭs* und *ἄγγελος* wie *aηĭelos*, wodurch freilich die Aſſimilation eigentlich verläugnet iſt. So ſpricht die alte Schreibart *Ἀγχισης* ganz unwiderſprechlich auf die gutturale Ausſprache des *γ* wie des *χ*; denn wenn man neugriechiſch auf deutſche Art *ang-chises*, oder gar wie unſer Schulgebrauch *an-chises* ſpricht, ſo iſt dort das organiſche *ηχ*, hier gar das *γ* völlig umgangen.

§. 60.

Ueber die Liquiden endlich bleibt wenig zu ſagen. Von der Duplicität des *L* ſcheinen die Griechen kein Bewußtſeyn gehabt zu haben; oder ſollte das unnöthig Verdoppelte in *μᾶλλον* auf einen Lamdacismus ſchließen laſſen, der ſich auf alle doppelten *L* ausgedehnt hätte? Die Vermuthung iſt zu ſehr gewagt, und könnte nur eine ſchwache Analogie finden im doppelten *R*, das zu Anfang der Wurzel und in der Mitte, da wo es zu dieſem Zwecke doppelt geſchrieben wurde, guttural (wie *rh*) klang, in den übrigen Fällen aber weich, d. h. lingual war. Eine ähnliche Duplicität haben wir in neuern Idiomen. Daß das anlautende *ῥ*, wenn ihm ein Vocal vorgeſchoben wird, *ῥεω*, *ἐῤῥευσα*, *πολυῤῥους*, gerade nur darum das Zeichen verdoppelte, um ſich den Gutturallaut zu erhalten, verſteht ſich von ſelbſt; obgleich die Poſition ſich an dieſem harten Laute feſthielt, wie ja *ῥ* ſelbſt im Anlaute Poſition bewirken kann (Buttmann I. 41). Die gutturale Ausſprache iſt durch die Bezeichnung des Spiritus asper hinlänglich gewiß, und daß man im Inlaute *ῤῥ* ſtatt *ῥῥ* ſchreibt, iſt ein orthographiſches Spielwerk des grammatiſchen Witzes, phyſiologiſch ohne Sinn. Einige Bedeutung könnte die Ausnahme haben, daß ein Wort, deſſen zwei erſte Sylben mit *R* anfangen, nur lenis bekäme, oder mit andern Worten, daß die zweierlei *ρ* nicht gern neben einander klingen, ſondern lieber das erſte ſich dem zweiten aſſimilirt, folglich nicht aſpirirt würde; der Fall iſt aber ſelten, z. B. *Ῥαριος*, oder vielmehr (da der lenis vol-

lends keinen Sinn hat) *Ραριος* (Buttmann I. 27). Ob man endlich dem jonischen Dialekt, der statt des attischen ῥ in ἀῤῥήν, κοῤῥή ein eigenthümliches ρσ entwickelt, darum einen einfachen Vibrationslaut zuschreiben dürfe, der uns aus dem slavischen *r/k* bekannt geworden ist, ist zweifelhaft. Wenigstens würden die Fälle Schwierigkeit machen, wo auch die andern Dialekte ρσ entwickeln, wie in *Ἅυρσος*, *Περσης*, bei denen der Doppellaut *rs'* unbestritten ist. Ist jene Hypothese nicht haltbar, so ist ῥῥ aus ρσ entstanden; sonst aber umgekehrt.

§. 61.

Zur Uebersicht der Consonanten.

Schlaglaute *Π. Τ. Κ* indifferent.
Dazu ' der Spiritus lenis.
Spiranten *Β. Δ. Γ* theoretisch bestimmt.
Spiranten der zweiten Classe *F* = *w*, veraltet.
Dazu ' der Spiritus asper = *h*.
Aspirate *Φ. Θ. Σ. Χ* = *f. þ. s'. χ*.
Nasale *Μ. Ν. Γ* = *m. n. η*.
Liquide *Λ. Ρ.* ῾*Ρ* = *l. r. rh*.
Doppellaute *Ψ.* (= *ΠΣ*) *Ζ* (= *dſ*) *Ξ* (= *ΚΣ*).

V. Physiologische Betrachtungen über die Consonanten.

§. 62.

Was im vorigen Capitel nicht vorweggenommen ist, wird hier zusammengetragen. Bekannt ist uns die Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache, harte Anlaute zu ertragen, die um so leichter auch inlauten. Wir erinnern, wie bei Verbindung zweier gleichartigen Laute verschiedener Reihen, der zweite nothwendig lingual seyn muß, also *πτ, κτ; βδ, γδ; φϑ, χϑ; μν* — Anlaute, die keine unsrer andern Sprachen ertrüge. Dreifache Anlaute sind nur mit dem privilegirten *σ* voran möglich; wir erinnern an das härteste griechische Wort *ὀπλαγχνον*. Im Gegensatz ist das Griechische im Auslaute difficiler, als alle andern Sprachen. Es will eigentlich regelmäßig mit Vocalen schließen, und nur einige Mitlauter sind für diese Function privilegirt; es sind die flexibeln Linguallaute, das privilegirte *σ* (wozu *ψ* und *ξ* gehören), das *ν* eigentlich als Repräsentant der ganzen Nasalclasse, indem es sich folgenden Lauten aus dem Schlaglautgebiet assimilirt, zuweilen sogar nur als Hülfslaut vor dem Vocal sich hält, vorm Mitlauter abfällt, im Uebrigen seinen eigenen Laut durchführt, und drittens das *ρ*; das analoge *λ* bleibt von der Function ausgeschlossen. Die Wörtchen *ἐκ* und *οὐκ* sind scheinbare Ausnahmen; stehen aber in dieser Gestalt nur im Satzinlaut.

§. 63.

Eine Eigenheit der Griechen ist es, daß jede Wurzel, die mit *Y* anfängt, den asper hat, das heißt, kein Wort lautet *u* an, sondern nur *hu*. Für diese Gewöhnung weiß ich weder Grund noch Analogie anzugeben, wenn nicht folgende dafür passiren mag. Im Französischen hat der Diphthong *ui* und im Castilischen der *ue* anlautend immer ein *h* vor sich, *huit*, *huître*, *huile*; *hueso*, *huelo*, *huevo*; gegen alle Etymologie (*octo*, *ostrea*, *olium*, *os*, *oleo*, *ovum*). Von diesen Wörtern wird wenigstens *huit* noch heute als aspiré behandelt, und die spanischen Theoretiker sprechen in diesem einzigen Falle von einer Aspiration in ihrer Sprache. Die Folge jener Eigenheit ist es, daß kein antikes Wort bei uns mit *Y* anfangen kann. Uebrigens fällt doch diese Regel im jonischen Dialekt, wo ὔμμιν statt ὑμῖν gesagt wird, weil die Jonier überhaupt den asper abwerfen, wie in den epischen Formen ἄλτο von ἅλλομαι, ἠέλιος für ἥλιος.

§. 64.

Zuweilen wechseln die Mitlauter Einer Stufe nach Reihen, welches als bloßes Naturspiel, ohne weitere Erklärung, aufgeführt werden muß. So wechseln z. B. aspiratae θλᾶν und φλᾶν, φλιβειν und θλιβειν, φηρ und θηρ, ὀρνῑθος und ὄρνῑχος. Die mediae γη und δᾶ, ὀβελος und ὀδελος; βλιχων und γλιχων; βλεφαρον und γλεφαρον; die tenues πεντε und πεμπε, ποτε und ποκα. Der Jonier sagt in den fragenden Pronomen κ für π, κου, κως für που, πως. Mit jenem stimmt das lateinische *quo*, *quis* u. s. w. Die liquidae μιν und νιν; κλιβανος und κριβανος; πνευμων und πλευμων; νιτρον und λιτρον. Dorisch gilt vor τ und θ, ν für λ, ἠνθον, ἐνθειν, βεντιστος, φιντατος. Mehr Ungenauigkeit oder Mißverständniß wird zum Grunde liegen, wo in derselben Reihe harte und weiche Laute wechseln, wie δαπις und ταπις, γναφευς und κναφευς u. s. w.

§. 65.

Ein wesentlicher Fall ist, wo der Jonier nach seiner Art die Aspiration vernachläßigt, folglich auch die durch eingeschobenes *H* alterirten Schlaglaute in ihrer ersten Reinheit bewahrt hat. Er sagt δεκομαι statt δεχομαι, ῥεγκειν statt ῥεγχειν, ἀυτις statt ἀυθις, σπονδυλος statt σφονδυλος, ἀσπαραγος statt ἀσφαραγος, σκινδαλμος statt σχινδαλμος, κεκαδησομαι statt κεχαδησομαι, τευκοντο statt τετυχοντο.

§. 66.

Wenn wir früher den Uebergang des *τ* ins *σ* bloß in der Beschränkung des Inlauts kennen gelernt haben, so zeigt er sich in den Dialekten noch ausgedehnter. Der Dorier hat noch ein ursprüngliches *ττ* (das lateinische *tt*) für *σσ*, ebenso πλᾶττιον für πλησιον;

Ποτειδαν für *Ποσειδων*. So haben die Attiker sogar Formen, wie *τευτλον*, *τυρβη*, *τηλια*, wo Jonier und andere Griechen das aufgelöste *σευτλον*, *συρβη*, *σηλια* zeigen, und neben dem attischen, offenbar von *ἡμερα* und *ἑτος* mit vorgeschlagenem Artikel gebildeten *τημερον*, *τητες* zeigen wieder die andern ein aufgelöstes *σημερον*, *σητες*. Wenn aber dorische Mundarten, besonders die Spartaner, statt des gemeingriechischen *θ* ein *σ* zeigen, statt *θεος*, *σιος*, statt *θειος*, *σειος*, statt *Ἀθηναι* *Ἀσᾶναι*, so sieht man klar, wie beiden Formen eine ältere *T*-Form zu Grunde liegt, die sich nur bei der Auflösung nach den beiden Seiten ihrer entsprechenden Aspirate wandte. Es ist unbegreiflich, wie die griechische Grammatik auch in solchen Fällen nicht die Aspiratnatur des *σιγμα* anerkennen will.

§. 67.

Auch *ρ* und *σ* wechseln in allen Endungen, *ας*, *ης*, *ος*, *ως* mit *αρ*, *ηρ*, *ορ*, *ωρ*; hier scheint also dem auslautenden *ρ* doch eine aspirirte Aussprache (*ῤ*) zuzukommen, um den Uebergang ins *σ* möglich zu machen. Ob der Wechsel des *ῤῥ* und *ρσ* ganz analog sey, haben wir oben bezweifelt. Von dem Wechsel des asper mit dem *s* ist auch gesprochen worden. Man hüte sich übrigens, jeden Wechsel in den Dialekten geradezu für physiologisch zu halten; so ist z. B. das von Buttmann angeführte dorische *τυπτομες* für *τυπτομεν* unmöglich Dialekt zu nennen, sondern eine ganz andere Flexion; denn wo in aller Welt könnte *N* zu *S* werden? (Auf orientalische Beispiele, in denen uns Alles noch Räthsel ist, laß' ich mich nicht ein.) Offenbare Monstrositäten sind es aber, wenn *μολις* und *μογις*, *κοειν* und *νοειν*, *κελαινη* und *μελαινα*, *ἁλις* und das lateinische *satis* wirklich verwandt sind.

§. 68.

Bei Verwandlung des Schlaglautes durch die Aspiration kommen hie und da auch kleine Anomalien und Monstrositäten vor. So wird die Aspiration vernachläßigt (das *h* fiel aus), in *ἀντηλιος*, *ἀπηλιωτης*, *Λευκιππος*, *Ἀλκιππος*, *Κρατιππος*, *κακομιλια*; sie wird wegen entstehenden Uebelklanges unterlassen in *ὑπ' Ἡφαιστου*, oder weil sie die Formen ganz unverständlich machen würde *ὀπ' ἐισαι* (von *ὀπα*); sie ergreift zuweilen einen Laut über einen andern weg, *τεθριππον* aus *τετρα* und *ἱππος*, *ἑοιμαιον* für *το ἱματιον*, *φρουδος* aus *προ* und *ὁδος*, *ταχχω* aus dem Stamme *παθω* (dem *πατω* zu Grunde liegt), mit der Endung *σκω* vereinigt. Für die Fälle *τεθριππον*, *φρουδος* wird ein Zweifel erregt, indem hie und da auch das *ρ* für sich die Kraft hat, den Nebenlaut mit in die Aspiration zu ziehen, z. B. *φροιμιον* für *προοιμιον* aus *προ* und *οἰμη* (lenis), und *θρασσω* contrahirt aus *ταρασσω* (wie wir das *σ* im *φσ* und *χσ* Aspiration zeugend fanden).

§. 69.

Einer der wichtigsten hierher gehörigen Fälle ist aber folgender. Buttmann sagt (I. 77) §. 18. „In der griechischen Sprache bemerkt man in Absicht der Aspirate ein Gesetz, das jedoch nicht ganz durchgedrungen ist, sondern nur über eine beschränkte Anzahl von Fällen und Wörtern sich erstreckt. Vermöge desselben geht, wenn zwei auf einander folgende Sylben mit Aspiraten anfangen sollten, die eine davon, gewöhnlich die erstere, in die Tenuis desselben Organs über." Daß aber nie in der Welt des Sprachlautes eine aspirata in eine tenuis übergegangen ist, ist uns hinlänglich bekannt. Das Gesetz muß also anders gefaßt werden.

§. 70.

Buttmann fährt fort: „Ohne Ausnahme findet dieß statt bei allen Reduplicationen, d. h. wenn in Flexion oder Wortbildung ein Consonant mit zwischen eintretendem Vocale wiederholt wird (wie in τεττφα, διδωμι, ἀγωγη). Wenn nämlich dieser eine aspirata ist, so steht das erstemal immer die verwandte tenuis, z. B. πεφιλημα, κεχωρηκα statt φεφιλημα, χεχωρηκα. Ebenso τιθημι von dem Stamme ΘΕΩ und von ἐχω, ὀχη, ὀχωχη." Der ursprüngliche Anlaut dieser Wurzeln ist vielmehr in der Reduplication selbst zu suchen; dem φιλεω, χωρεω geht ein πιλεω, κωρεω voran, und ihre Reduplicativformen sind πεπιλημα, κεκωρηκα. Als nun die Aspiration sich entwickelte, ergriff sie die einfachen Wurzeln, in der Reduplication aber nur den zweiten Laut, nach der Forderung der Heterogeneität, die der Natur gemäß ist. Der Stamm von τιθημι ist nicht ΘΕΩ sondern ΤΕΩ, und das Verbum lautete τιτημι; die Aspiration ergriff das zweite τ und erhielt das erste rein. Ἐχω entspringt aus ἑκω (vielmehr ἑκω, wovon gleich nachher). Die Ableitungen sind folglich ὀκη, ὀκωκη; bei der Aspiration blieb das eine κ verschont.

§. 71.

Ferner: „Außerdem wird in der Flexion und Ableitung dieses Gesetz nur in einigen wenigen Fällen beobachtet, wobei die Imperativendung θι das Eigene hat, daß sie nicht auf die vorhergehende Sylbe wirkt, sondern selbst in τι übergeht, z. B. τυφθητι."

Die Imperativendung ist ursprünglich τι.

§. 72.

Ferner: „Aus diesem Gesetz erklärt man sich die eigenthümliche Wandelbarkeit einiger Wortstämme, welche in ihren verschiedenen Formationen bald vorn eine aspirata haben und hinten eine tenuis, bald umgekehrt. Man setzt nämlich voraus, daß in der Wurzel eigentlich beide Aspirate waren, wovon aber die erste nach diesem Gesetze zur tenuis wurde. Sobald nun aus andern Formations-

gründen die zweite sich verändert, so tritt die erstere wieder hervor, z. B.

Wurzel *ΘΡΕΦ*, praes. *τρεφω*, fut. *θρεψω*, Ableitungen *τροφη*, *θρεπτηριον*, *θρεμμα*."

Man hätte voraussetzen sollen, beide Laute seyen ursprünglich tenues, die genannte Wurzel *ΤΡΕΠ*, und die abgeleiteten Formen *τρεπω*, *τρεπσω*, *τροπη*, *τρεπτηριον*, *τρεμμα*. Die Aspiration zeigte sich, wo die Heterogeneität nicht dagegen kämpfte.

§. 73.

„Und da jene Formationsgründe schon in der Hauptform, die als Stamm angeführt wird (Nominativ oder Präsens), eintreten können, so entsteht auch der jenem scheinbar entgegengesetzte Fall (*τρεφω*, *θρεψω*; *θριξ*, *τριχος*), der aber im wesentlichen derselbe ist:

Wurzel *ΘΡΙΧ*, nom. *θριξ*. gen. *τριχος*, dat. plur. *τριξιν*. Ableitung *τριχοω*. Zu diesen beiden Fällen gehören nur noch die Verba *θαπτω*, *θρυπτω*, *τρεχω*, *τυφω* und die Wurzel *ΘΑΦ*, so wie das Adjectiv *ταχυς* wegen des Comparativ *θασσων*."

Jene Wurzel ist *ΤΡΙΚ*, nom. *τρικς*, gen. *τρικος*, dat. plur. *τρικσιν*, Ableitung *τρικοω*. Die andern Verba *ταπιω*, *τρυπτω*, *τρεκω*, *τυκω*, der Stamm *ΤΑΠ* und das Adjectiv *τακυς*, *ταττων*. Wie die Aspiration vorschreite, ist einleuchtend. Im letzten Beispiel ist sie gegen das Gesetz doppelt (*θασσων*) eingetreten. *)

§. 74.

Buttmann führt (Anm. 2) noch einige hieher gehörige Dialektsfälle an: *χυτρα* lautet jonisch *κυθρη* (Wurzel *κυτρα*), *χιτων* jonisch *κιθων* (Wurzel *κιτων*), *χαλκηδων* neben *καλχηδων* setzt *καλκηδων* voraus; ebenso *ἐνθαυτα* und *ἐνταυθα* ein *ἐνταυτα*, *ἐνθευτεν* und *ἐντευθεν* ein *ἐντευτεν*. Ferner (Anm. 3) werden die Ausnahmen gegen das Gesetz aufgezählt. Die Passivendung *θην*, *θεις* wirkt nur auf die Verba *θυειν* und *θειναι* (*ἐτυθην*, *ἐτεθην*), dagegen wird in *ὠρθωθην*, *νοθευθηναι*, *ταφθεις*, *ἐθρεφθην*, *χυθεις* das Gesetz der Heterogeneität gröblich verletzt. Gegen den Fall des imperativischen *θι* oder *τι* kämpfen *φαθι*, *τεθναθι*. Unter den Compositionen fügen sich der Regel nur folgende (Ausnahmen!): *ἐκεχειρια* (*ἐχω*), *ἀμπεχω*, *ἀμπισχνουμαι* (*ἀμφι*), *ἐπαφη* (*ἀφη*), *ἀπεφθος* (*ἑφθος*). Dagegen sagt man *ἐφυφαινω*, *ἀμφιχυθεις*, *ἀνθοφορος*, *Κορινθοθι*, *πανταχοθεν*, *θεσθε*.

§. 75.

Daß sich jenes Gesetz der Aspirate auch auf den Fall der einfachen Aspiration, das *h* erstreckt, zeigt Buttmann an dem Stamm

*) In der nun folgenden Anm. 1 bei Buttmann ist dem wahren Verhältniß um einen Schritt näher getreten.

ἔχω, den er ϜΕΧ annimmt, und das praes. ἔχω, fut. ἕξω, wie die Ableitungen ἕκτικος, ὀχή deducirt. (Folglich für uns, da die einfache Aspiration nicht abgeleitet werden kann, sondern ursprünglich ist, oder X vorausſetzt, ϜΕΚ oder ΧΕΚ, praes. (κεκω) κεκω, ἑκω, ἑκχω, und um der Heterogeneität willen mit Abfall des Spiritus ἐχω, ὀχη, wogegen von der Form ἑκω regulär ἕξω und ἕκτικος hervorgingen.) Aus demſelben Geſetz erklärt Buttmann die Formen ὀφρα (ſtatt ὁφρα als Correlativ von τοφρα), ἐσθης von ἑσθης, von ἑννυμι, ἑστο (das folglich nach dem Digamma bei Homer und nach dem lateiniſchen vestis die Grundform χϝεστης vorausſetzt, woraus erſt ἑσθης, ἐσθης folgen), ferner ἦθος ſtatt ἤθος von ἧμαι; ἄθροος, das mit ἄθροος noch wechſelt, und das mit ἅπας, ἅπαξ, ἁπλους die erſte Wurzel gemein hat. In allen dieſen Fällen hat die Form ihren eigenthümlichen asper aufgegeben, wahrſcheinlich zu der Zeit, als der folgenden tenuis die aspirata erſt in der abſtracten Geſtalt des h ſich anhängte, wodurch die Heterogeneität zu ſehr compromittirt wurde. Doch iſt auch dieſes Geſetz nur verſucht worden und nie durchgedrungen, wie viele andere Fälle beweiſen, als ὄθεν, ὄθι, ἧχι, ὑφιημι, ἅφη, ὑφαινω u. ſ. w.

§. 76.

Zuſammenſtoßende vielfache Conſonanten werden im Griechiſchen gemildert durch Auswerfung oder Einſchiebung. Ein Geſetz ſagt: Drei Conſonanten können nie ſtehen, wenn nicht der erſte oder letzte (jener im In- dieſer im Anlaut) eine liquida iſt (σπλαγχνον, πεμφθεις). Folgt bei drei Mitlautern auf die liquida ein σ, ſo wird dieſes ausgeworfen. Statt ἐσφαλσθαι ſagt man ἐσφαλθαι. In der Zuſammenſetzung iſt etwas mehr Freiheit, ἀνσφθαρτος, ἐκ-πτωσις, ἐκ-ψυχω. Doch wird von ἐξ, λαξ das σ abgeworfen, ἐκ-πηχυς, λακ-πατειν. Zwei Laute, die ſich abſtoßen, werden gern durch einen naturgeforderten vermittelt, welche Einſchiebung allerdings Erleichterung iſt, ἀνερος, ἀνδρος; μεσημερια, μεσημβρια; μεμελητται, μεμβλεται. Für uns auffallend iſt die Erleichterung ἐσθλος ſtatt ἐσλος, ἱμασθλη von ἱμασσω (wo man faſt an ein θ = τ glauben ſollte, wie früher geſagt iſt). Manche Wörter zeigen ein vorgeſchlagenes Σ, das der Wurzel nicht weſentlich ſcheint, wie σμικρος neben μικρος; dieſe Erſcheinung iſt bis jetzt unerklärt, findet aber ihr volles Analogon im Deutſchen. Auch eingeſchobene σ in der Mitte ſind noch nicht hinlänglich erklärt (ὀπισθεν, μισγω).

§. 77.

Eine der griechiſchen Sprache in ſolchem Grade faſt einzig zukommende Freiheit, iſt die Verſetzung der Buchſtaben zur Vermeidung der Härte. Der Genitiv πυκνος ſetzt den Nominativ πυκνς voraus; da dieſer nicht auszuſprechen, lautet er πνυξ. So wird

besonders das *R* (wie in germanischen Fällen) gern versetzt, *περθω, πραθον; κραδιη, καρδια; δρατος, δαρτος: ἀταρπος, ἀτραπος; βραδιστος, βραδιστος.* Der Volkssprache sind freilich auch Versetzungen, wie *ἀριθμειν* statt *ἀριθμειν* immerhin möglich.

§. 78.

Das dem Griechen eigenthümliche Gesetz der Homogeneität zusammenstoßender Schlaglaute und ihrer Abkunft zeigt sich am klarsten in der Zusammenstellung

γραφω — γραπτος — γραβδην
πλεκω — πλεγδην — πλεχθεις
λεγω — λεκτος — λεχθεις

Ein veränderter Buchstabe zieht immer den andern nach sich, *ἑπτα, ὀκτω* wird *ἑβδομος, ὀγδοος; ἑπτα* und *ἡμερα* gibt *ἑφθημερος; νυκτα ὁλην — νυχθ' ολην* (nur ist es inconsequent, in letzterm Beispiele den Spiritus wieder zu schreiben, da er ja im *θ* aufgegangen ist).

§. 79.

Die Verdopplung ist aus uns bekannten Gründen im Griechischen selten; sie trifft fast nur liquidae, die Classe der *ττ* und die paar Wörter *ἱππος, παππος, κοκκος.* Den Dichtern ist oft fingirte Position um des Metrums wegen erwünscht, und so geminirt selbst, wie erwähnt wurde, das jetzt unsichtbare Digamma. Die Aeolier nahmen zuweilen Gemination zu Hülfe zur Verlängerung, was Andere durch Diphthong bewerkstelligten, wie *φαεννος, κτεννω, φθερρω, ἀμμες* statt *φαεινος, κτεινω, φθειρω, ἡμεις.*

§. 80.

Eine Buchstabenversetzung, wie wir sie oben wegen *R* berührten, kommt auch bei den Verbindungen *ψ* und *ξ* zur Sprache. Statt *ξιφος, ξενος, ψαλις, ψελλιον* soll äolisch gegolten haben *σκιφος, σκενος, σπαλις, σπελλιον.* Wahrscheinlich stehen die Formen *ξυν* (für *συν*) und *ξυνος* für ein älteres *σκυν, σκυνος* mit zugetretenem *σ*; denn auf die Form *κυν, κυνος* führt die Vergleichung mit dem lateinischen *cum* und dem gewöhnlichen *κοινος.* So ist *ψια = σπια*, zwischen beiden nothwendig *σπια.* Ja, *ἐξ* (wovon *ἐκ*) muß auch *ἐσκ* (*ἐσκι*) gelautet haben, weil *ἐσχατος* davon geleitet ist.

§. 81.

Daß nach einigen alten Nachrichten *ζ* aus *σδ* entstanden sey, wird gewöhnlich durch das Beispiel *Ἀθηνασδε = Ἀθηναζε* belegt. Wenn man aber nicht voraus wüßte, wie wenig auf die Etymologien der Alten zu geben ist, so ergibt sich (nach Buttmann II. 274) aus den Beispielen *Ὀλυμπιαζε, θυραζε, χαμαζε* u. s. w. unwidersprechlich, daß dieses *ζε* nur als eine Nebenform für das gewöhn-

lichere $\delta\varepsilon$ angesehen werden muß, was auch im Geringsten nichts Befremdendes hat. Wichtiger ist ein dorisches $\sigma\delta$, das inlautend, äolisch auch anlautend, die Stelle des ζ vertritt; hier ist offenbar eine Differenz der Aussprache angedeutet. Uebrigens ist $\sigma\delta$ an sich keine glaubliche Verbindung, und von einer so unbequemen Buchstabenversetzung kann keine Rede seyn, da das ζ durch Aspiration aus dem δ hervorging. Meine Hypothese für dieses dorische, besonders sicilische $\sigma\delta$ (z. B. bei Theokrit) geht dahin, dieses $\sigma\delta$ ist vielleicht durch einen eigenthümlich verschlungenen Schriftzug aus der Verbindung $\delta\sigma$ entstanden (solche orthographische Salto mortale sind in der Sprachgeschichte nicht unerhört; man vergleiche das altdeutsche *iu* und *ui*), und wenn wir im $\delta\sigma$ das dorische $\delta = d$ nehmen, so wird $\delta\sigma$, d. i. *ds'* ungefähr den Laut darstellen, den der spätere Italiener in *ge*, *gi* aufgenommen hat. Diese Verbindung ist naturgemäß, und neben dem ζ (*df*) als provinzielle Abweichung völlig begreiflich. So würde $\sigma\upsilon\varrho\iota\zeta\varepsilon\iota\nu$ dorisch $\sigma\upsilon\varrho\iota\sigma\delta\varepsilon\iota\nu = \sigma\upsilon\varrho\iota\delta\sigma\varepsilon\iota\nu$; $\mu\varepsilon\iota\zeta\omega\nu$ dorisch ($\mu\varepsilon\zeta\omega\nu$) $\mu\varepsilon\sigma\delta\omega\nu = \mu\varepsilon\delta\sigma\omega\nu$ gelautet haben. Unsere Ableitung des ζ aus δ enthält aber endlich ihre offenbarste Bestätigung durch das (dorisch) lakonische $\delta\delta$ statt ζ; $\vartheta\varepsilon\varrho\iota\zeta\varepsilon\iota\nu$ ist $\vartheta\varepsilon\varrho\iota\delta\delta\varepsilon\iota\nu$, $\mu\alpha\zeta\alpha$ $\mu\alpha\delta\delta\alpha$ (dorisch $\delta = d$), und selbst in der gewöhnlichen Sprache wechselt $\zeta o\varrho\xi$ mit $\delta o\varrho\xi$, und der Anlaut in $Z\varepsilon\upsilon\varsigma$, $\Delta\iota o\varsigma$ zeigt denselben Wechsel.

§. 82.

Da der Buchstabe μ ein wichtiges Flexionsmittel ist, so zeigt er auf die vorstehenden Mitlauter bedeutende Assimilationseinflüsse. Er verlangt nämlich vor sich bei Labialen und Gutturalen den entsprechenden Nasenlaut *m* und η, bei Lingualen aber, da *N* vor ihm nicht lauten will (der Dentale müßte, wie wir wissen, zurückstehen), nimmt er aus dieser Classe den fleribelsten Aspiraten, das linguale σ zu Hülfe. Diese drei völlig analogen Fälle sind also doch unter sich wieder für die Erscheinung sehr verschieden. Die Labialen sollen vor μ nasal werden, das heißt also, es erfolgt Confluenz, $\mu\mu$, also $\lambda\varepsilon\iota\pi\omega$, $\lambda\varepsilon\lambda\varepsilon\iota\mu\mu\alpha\iota$; $\tau\varrho\iota\beta\omega$, $\tau\varrho\iota\mu\mu\alpha$; $\gamma\varrho\alpha\varphi\omega$, $\gamma\varrho\alpha\mu\mu\eta$; die Lingualen nehmen σ zu Hülfe, das sich aus τ und δ natürlich entwickelt, und aus ϑ und ζ leicht zu begreifen ist, folglich $\dot{\varepsilon}\delta\omega$, $\dot{\varepsilon}\sigma\mu\alpha$; $\pi\varepsilon\iota\vartheta\omega$, $\pi\varepsilon\pi\varepsilon\iota\sigma\mu\alpha\iota$; $\psi\eta\varphi\iota\zeta\omega$, $\psi\eta\varphi\iota\sigma\mu\alpha$; die Gutturalen endlich, wo der erste Laut sich assimiliren kann, nehmen das darum nothwendig nasale γ, d. h. unser η zu Hülfe, als $\pi\lambda\varepsilon\kappa\omega$ $\pi\lambda\varepsilon\gamma\mu\alpha$, $\tau\varepsilon\upsilon\chi\omega$ $\tau\varepsilon\upsilon\gamma\mu\alpha$, $\sigma\varphi\iota\gamma\gamma\omega$ $\dot{\varepsilon}\sigma\varphi\iota\gamma\mu\alpha\iota$, $\dot{\varepsilon}\lambda\varepsilon\gamma\chi\omega$ $\dot{\varepsilon}\lambda\eta\lambda\varepsilon\gamma\mu\alpha\iota$. Dieser Fall ist besonders wichtig, weil er uns ein Beispiel gibt, wo das griechische nasale γ gewissermaßen selbstständig auftritt, das heißt, nicht bloß durch ein nachklingendes γ, $\varkappa$, χ gefordert, sondern durch Seinesgleichen assimilirt. Daß aber hier das γ nasal sey, findet seinen doppelten Beweis, einerseits durch die beiden letzten Beispiele, wo das erste (offenbar hier festzuhaltende) γ schon im Präsens

sens nasal ist *), und dann durch die Analogie der Labialen, wie dort aus $\beta\,\mu$, aus $\pi\,\mu$, aus $\varphi\,\mu$ wird, so kann hier aus $\varkappa$ und χ nichts Anderes als η werden, denn diese hätten ja gar nicht nöthig, sich überhaupt zu assimiliren, oder vielmehr, wenn γ hier nicht nasal wäre, so wäre auch keine Assimilation vorhanden, und die bloße Veränderung des $\varkappa$ χ ins γ wäre demnach (wie Buttmann S. 89 unten sehr richtig sagt) gar nicht physiologisch begründet. Denn außer den hier gegebenen verbalen Beispielen wird das Gesetz selbst in der allgemeinen Wortbildung nicht einmal immer angewendet; man sagt dort *ἰδμων, κευθμων, ποτμος*, so wie *ἀκμη, ἐχμα*; man könnte also eben so gut *πλεκμαι τετυκμαι* sagen, als *πλεγμαι, τετυγμαι*, wenn hier das γ nicht nasal wäre. Buttmann schließt nun mit Recht weiter, wenn in *πλεγμαι* das γ erwiesenermaßen nasal ist, so ist anzunehmen, daß jedes γ vor μ im Griechischen diesen Werth hat, denn sonst hätte die Orthographie die Fälle getrennt. Bedenkt man nun dazu die fast ätherisch durchsichtige Natur des griechischen Gamma, so wird man sich gestehen, daß es diese Stellung fast unmöglich behaupten konnte, ohne von der Nasalität afficirt und assimilirt zu werden. Buttmann geht noch weiter und schließt vom *γμ* auf die Verbindung *γν*, wo dieselben Elemente wirken; auch hier kommt die Analogie zu Hülfe, wenn von *σεβω* statt *σεβνος*, assimilirend *σεμνος* gemacht wird, so muß auch *στεγω* statt *στεγ-νος* assimilirend *στεγνος* mit η-Laut werden, und diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, da selbst im Lateinischen, wo doch *g* den viel härtern Schlaglaut hatte, nach der alten Tradition unsers Schulgebrauchs (die auch durch die romanische Entwicklung gewissermaßen gefordert ist) jedes *gn* wie *ηn* gesprochen wird, ganz ohne Rücksicht auf Abstammung, wie man an *magis, magnus, major, maximus* (*mag-simus*) sieht. Der Grieche sprach also *ἐγνων, γιγνωσκω* ebenso nasal, und wenn es unserm Organ etwas schwierig wird, im Inlaute zwischen Consonanten *ὀργμαι, ὀργμεθα, ὀργμην* von *ἀρχω* (was doch auch bei uns im bairischen Dialekte seine Analogie findet), so wie im Anlaut *γνωμη, γνωμα, γνωσις, γνωριζω* ebenso auszusprechen, so bedenke man nur, daß der ganz analoge Anlaut *μναω, μνησκω* uns eben so ungewöhnlich ist, und daß es endlich Sprachen gibt, wie die chinesische, wo der Laut η anlautet (*ηo*, ich). Ist aber diese Hypothese haltbar, so muß freilich der früher aufgestellte Grundsatz, das nasale γ könne im Griechischen nicht im Sylbenanlaute stehen, hier zurückgenommen werden. Das ganze Phänomen, und besonders der letzte auffallende Fall kann überhaupt nur dem unwahrscheinlich vorkommen, der den wahren Laut des griechischen Gamma nicht kennt; sonst

*) Eine sinnreiche Bemerkung über diesen Fall steht in Riemer's Handwörterbuch s. v. *φθεγγομαι*.

würde seinem Organ die oben geforderte Verbindung durch die Nasalität noch erleichtert.

§. 83.

Was die so eben kurz berührte Verwandlung aller Linguallaute ins σ betrifft, so muß sie noch einmal ins Auge gefaßt werden; es ist in Beziehung aufs τ betrachtet einfache Auflösung, die übrigens nicht so betrachtet werden muß, als ob sich die Sprache bei der Zwischenform τσ hier geraume Zeit werde verweilt haben, sie kann aus der bloßen Intention und dem Conatus dieser Verbindung unmittelbar aufs σ übergesprungen seyn. Beim ϑ ist es eigentlich nur der flexiblere Nachbarlaut, der für ihn eintritt, aus einer englischen Analogie uns bekannt, und hier um so natürlicher, da nach der Wahrheit nur aspirata mit aspirata wechselt. Beim ζ ist derselbe Fall nur noch begreiflicher als bei jenem τσ; den harten Laut verlangt aber eben der Zusammenstoß (das weiche ζ kann als solches nur vorm Vocal bestehen); und endlich beim δ kann man vom d aus mit dem τ zugleich ins σ springen, oder vom δ selbst aus, dessen natürlichste durch die Collision producirte Erhärtung im σ erkennen, denn daß der Spirant mit seinem Aspiraten in Wechselwirkung steht, ist bekannt genug. Dieser Uebergang nun erweist sich außer unserm σω auch in andern Fällen, wenn dem Linguallaut der Wurzel wieder ein ähnlicher der Flexion auf den Fuß tritt, so wird von ἡδω ἡσ-ϑην, von πειϑω πεισ-τεον gebildet, und vor einem flexiven σ fällt der erste Laut ganz aus, das heißt, es findet totale Confluenz statt; so von ἁδω ἆσω; von πειϑω πεισω; von σωματα der Dativ (anstatt σωματσιν) σωμασιν; von φραζω, φρασις. Endlich wird dieses die andern Lingualen in sich aufnehmende s in der germanischen Grammatik bedeutende Analogien darbieten.

§. 84.

Die Assimilation und Confluenz des ν vor andern Mitlautern haben wir in der Lautlehre weitläufig erörtert. Das ν, wo es μ und γ werden sollte, wird natürlich in der lebendigen Rede überall, wo die Stimme keinen Absatz macht, in der Schrift aber nur da nicht durchgeführt, wo es Mißverständnisse veranlassen könnte, und dieser letztere Grund wird auch wieder die Aussprache normirt haben (so schreibt man z. B. τονγε, ὁνπερ). Ueber das sich in vocalisches Element auflösende ν haben wir in der Lautlehre gesprochen. Bloße Wegwerfung, oder wenn man will, wirkungslose Confluenz findet sich vor σ: δαιμονες, δαιμοσι; μιμνες, μησιν. Ist aber das ν noch von einem Lingualen, δ, τ oder ϑ begleitet, so muß natürlich die frühere durch Position gewichtige Sylbe bei der Confluenz ihr Gewicht entweder auf Gemination, oder, wie hier geschieht, auf den Vocal entleeren und diesen dehnen. So wird aus παντες, anstatt παντσι, πᾶσι; aus τυψαντες, τυψᾶσιν; und, wie wir

wissen, erzeugen sich eigenthümliche consonantische Diphthonge, aus σπενδω (statt σπενδσω) σπεισω und aus ἐχοντες im Dativ (statt ἐχοντσιν) ἐχουσιν. *NS* gilt aber doch auch, nicht nur in der Zusammensetzung, sondern in einigen Flexionsfällen, als ἑλμινς, πεφανσαι, πεπανσις, welche Formen aber durchaus als Anomalien angesehen werden müssen. (Buttmann I. 91 Mitte.)

§. 85.

Das epheleystische oder paragogische *ν* ist uns auch hinlänglich bekannt. Es muß natürlich als ein gewissen Flexionen eigen angehöriges Element betrachtet werden, das vor Consonanten sich nach und nach abschliff, nicht aber nach der lächerlichen Ansicht mancher Metriker, als ein guter Lückenbüßer, um den Hiatus zu vermeiden. Es steht vielen (nicht allen) Flexionen auf *ι*, einer auf *ε* und einigen Partikeln auf *ιν*, *εν* und *ον* zu; Dichter brauchen es auch vor Mitlautern, um Position zu bewirken, aus welchem Gebrauch sich wieder jene verkehrte Ansicht widerlegt; die Jonier vernachläßigen es, wie den Hiatus überhaupt. Auch das *σ* kann zuweilen paragogisch heißen, wie in ὁυτω und ὁυτως; auch ist von den Partikeln ὁυκ und ἐκ zu merken, daß jene vor Mitlautern und am Ende des Satzes ὁυ, vor der Aspiration aber ὁυχ, diese vor Vocalen und am Schluß ihre volle Form ἐξ annimmt, niemals aber sein *κ* aspirirt oder assimilirt, wenigstens nach der Orthographie unserer Grammatiker; man schreibt ἐκγενεσθαι, ἐκφευγω u. s. w. gegen alle griechischen Principien, wiewohl der lebendige Gebrauch sich hieran schwerlich hielt, und man auf Inschriften ἐγδουναι, ἐγλεγειν u. dgl. findet. Wenn endlich einige Anlaute ihren Consonant zuweilen abwerfen, γαια, ἁια; λειβω, ἐιβω; μια, ἱα u. s. f., so ist dieß dialektische Anomalie.

VI. Quantität und Accent.

§. 86.

Das Quantitätische haben wir im theoretischen Theil hauptsächlich aus der griechischen Grammatik geschöpft, und können hier um so leichter jede Wiederholung vermeiden. Nur auf einzelne Freiheiten müssen wir nachträglich aufmerksam machen. Die Verskunst war zu allen Zeiten, selbst bei den Griechen, auch eine Arbeit, der man für die Anstrengung auch manche Nachläßigkeit zu gut halten mußte. So mißbrauchen die Dichter zuweilen die natürliche Quantität der Wörter, weil dieselben sonst ihrem Metrum absolut widerstreben würden. Die jonische Poesie hat zum Grundgesetz, jede Position gelten zu lassen, und doch scandirt sie ἀφροδιτη, πουτομαι, weil sonst diese Formen in keinen Hexameter passen würden. So kommen bei andern Dichtern Verkürzungen der offen-

barsten Position vor, z. B. ὕμνος, ἀιγύπτιη, ἱστιαια, ἡλέκτρωνος. So wird besonders Position, die ganz dem zweiten Wort angehört, vernachläßigt, z. B. ζακυνθος, σκαμανδρος steht mit der ersten Sylbe im Fußschluß, ohne den vorgehenden Vocal schwer zu machen. Andere Differenzen scheinen zugleich dialektisch, wie κάλος, ἴσος attisch kurz, episch lang, dagegen κορυνη, πλημμυρις (in der Mittelsylbe) episch kurz, attisch lang sind. Manche Wörter sind bei den Epikern ganz schwankend, wie ἀνηρ, ἀρης, μυρικη (in der Mittelsylbe), so daß Homer sogar ᾎρες! ἄρες! als Ausruf braucht; Theokrit sagt: μη κᾶλα κᾶλα und ἴσον κατω ἴσον ꝛc. Bei den Joniern kann ἀπολλωνος sein α verlängern, ἐλευσῖνιδαο sein ι verkürzen; hat ein Wort zu viel Kürzen für den Vers, wie ἀπονεεσθαι, so kann es das erste α verlängern; ebenso wird in ἀθανατος nicht nur bei den Epikern, sondern allen Dichtern das erste α gegen die Quantität immer lang genommen, weil das Wort sonst in keinen Vers ginge. Der Versanlaut muß andere Fälle entschuldigen; bei Homer Ἐπειδή, Φιλε, Κασιγνητε ꝛc. (Der alten Grammatiker kopflose Verse, ἀκεφαλοι.)

§. 87.

Eine andere Entschuldigung wird die durch Cäsur oder Arsis getragene Kürze, wie κασιγνητε̄ κομισαι oder βελος̄ ἐχεπευκες. Die Fälle des alten Digamma rechnete man früher auch dahin, wie ἐιπε̄ς ἐπος, wo jetzt ϝεπος gezählt wird. Auch sollen Arsis und schwache Position sich gegenseitig zur Länge verhelfen, wie ὅτι ῥᾰ̄ θνησκοντας ꝛc. Daß aber diese ganze Erklärung aus der Arsis eine Art Münchhausens-Streich ist, da die Arsis erst durch die Länge gezeugt werden soll, haben wir früher erklärt. Man kann hier nicht anders sagen, als der im Ohr schon angeschlagene Verstact führt auch über eine manke Stelle hinweg. Uebrigens haben die liquidae noch das Recht, sich ebenfalls gelegentlich gegen den rhythmischen Fluß als eine Schwere zu stemmen, und die Orthographie weiß dann den Ausweg, sie werden verdoppelt, z. B. ἦρι δε μαστιγι, lies δεμμ.; ἅμα δε νεφος, lies δεννεφος. Daß endlich das ρ für sich selbst Position mache, selbst bei den Attikern, ist uns schon vorgekommen (denn ῥ ist hartes r, und sofern mit ρρ identisch, das pleonastisch ῥῥ oder ῤῥ geschrieben wird). So bei Aristophanes του προσωπου τα|ῤῥακη. Und ἀνται δε|ῤῥινας ἐχουσιν. Eine Eigenheit Homers ist es noch, allen von dem Verbum δειω kommenden Wörtern die Kraft zu ertheilen, die vorstehende Sylbe zu dehnen. Das Wort hat also ursprünglich eine Position in sich getragen, und ohne Zweifel mit dem Digamma δϝειω gelautet, welche Verbindung freilich sonst nicht vorkommt (außer in dem später einsylbig gebrauchten δυο = δϝο). Derselbe Fall ist mit dem Homerischen δην (= δϝην) in μαλα|δδην ꝛc. Daß auch das Digamma sich für den Vers verdoppeln kann, wissen wir aus ἀποϝϝειπειν,

ἀνδρι ffικελη (von ἰκελος); wenn aber Buttmann andere Beispiele anführt, wo das digamma aspiratum statt findet, so hat man keine Verdopplung nöthig, da das χf so gut Position machen kann, als jenes δf; wie in φιλε χfεκυρε und die Versschlüsse mit dem Pronomen: θυγατερα χfην (ἣν) oder ποσεϊ χfῳ (ᾧ). Das ι vorm Vocal verlängert Homer gern (ἰλιου, ἀνεψιου), weßwegen wir an unsere Theorie der unächten Diphthonge erinnern.

§. 88.

Eine besondere Anomalie macht endlich noch die Verkürzung von Naturlängen vorm Vocal, selten in der Mitte des Worts; in gewissen Versarten hingegen regelmäßig im Auslaut. Buttmann hat wohl vollkommen Recht, wenn er hier in Ansehung der homogenen Längen auf wirkliche Verkürzung schließt, die nur in der Schrift aus etymologischer Rücksicht nicht eingetragen wurde. Wenn er aber rücksichtlich der Diphthonge behauptet, sie mögen in diesem Fall, nicht etwa wie dort, den zweiten Laut abgeworfen, sondern eben als kurze Doppellaute, diphthongisch, aber kürzer als sonst gesprochen worden seyn, so läßt er sich hier eine Schwachheit beikommen, die jede Theorie des Sprachlauts über den Haufen werfen würde. Ein kurzer Diphthong ist ein Unding. Buttmann hätte sich hier an das erinnern sollen, was er II, 391 oben so richtig über geschleifte Vocale erinnert, so wäre er gewiß auf die bessere hier einzig mögliche Ansicht gekommen. Wenn ein ι und υ auf den folgenden Vocal sich in j und ω schleift, so kann dieß offenbar auch im Diphthong selbst in Beziehung auf einen folgenden Vocal geschehen. Alle hieher gehörigen Beispiele lösen sich also auf folgende Weise ohne Schwierigkeit. In der Homerischen Verbindung σοφωτερῇ ἀλλων, wie in den Formen πρωην, ἥρως, αὐτῆϊ, wo ω, η als Kürze gezählt wird, ist gar kein Zweifel, daß der Epiker wirklich σοφωτερε᾽ ἀλλων, προην, ἥροος αὐτεϊ sprach (die Kleinigkeit, ob man das verkürzte η, ω mit ä- und ă-Laut sprach, ist offenbar nicht der Untersuchung werth), da aber, wo Diphthonge verkürzt werden, ist das auslautende ι oder υ als j und ω zu betrachten, indem der so aufgelöst'te Diphthong demzufolge seinen von Natur kurzen Anlaut als wirkliche Kürze gelten macht. So lautet ποιειν wie ποϳειν (wovon das j bald ausfiel, da man auf Inschriften wirklich ποειν findet, und das lateinische *poëta* dieselbe Form zeigt); ποιος, ὁῖος, τοιουτος wie ποϳος, ὁϳος, τοϳουτος; ὀιει (von ὀιομαι) wie ὀϳει; δειλαιος wie δειλᾰϳος; und besonders vor dem ι demonstrativum τουτοϋϊ, αὑταϊϊ wie τουτοωι, αὑταϳι; ἐπειη (für ἐπειδη) wie ἐπεϳη; ὀνειαρ wie ᾽ονεϳαρ; das Homerische ἐπλευ ἀοριστος wie ἐπλεϝαριστος; ἐσσεται ἀλγος wie ἐσσεταϳαλγος. Noch auffallender ist es freilich, wenn selbst der Triphthong diese Verkürzung erduldet, und in τουτῳϊ, ῾υιος treten eigentlich beide Hauptfälle verbunden ein, indem einmal der lange Vocal verkürzt,

dann noch das nachtönende ι in den Spiranten verschleift wird, also τουτοῖς, υἱος.

§. 89.

Daß ich die Vereinigung der griechischen Quantität mit den später eingeführten Accenten für ein Unding halte, hab' ich früher ausgesprochen; was Buttmann und andere griechische moderne Grammatiker über diesen Gegenstand vorbringen, hat mich noch keineswegs eines Andern belehrt; denn es liegt allen diesen schönen Theorien ein Spiel von Begriffen, aber keine reelle Anschauung zu Grund; und das ist immer der Fall, wo die Theorie sich von der Natur losreißen und auf eignen Füßen stehen will. Es ist dieß aber jetzt ein Gegenstand, an dessen Möglichkeit zu glauben (gerade wegen seiner anscheinenden Unmöglichkeit) es jetzt zum guten Ton gehört, und zugleich eine schöne Gelegenheit, absonderlich für junge Doctoren, seitdem die Quadratur des Cirkels gefunden ist, auch diesem Geheimniß auf die Spur zu kommen, oder doch den Verstand darüber zu verlieren.

§. 90.

Buttmann gibt zu, daß die (freilich alte) Betonung doch erst nach der guten Zeit (200 v. Chr.) angefangen habe bezeichnet zu werden; ferner, daß wir noch keineswegs in der Sache eine wirkliche Einsicht haben; und endlich, daß der Accent in späterer Zeit allerdings die Quantität untergraben habe, wie es das heutige Griechisch beweis't; er ist sogar der Meinung, so lange man beides nicht vereinigen könne, im Lesen der Quantität den Vorzug zu geben, im Schreiben aber ja die Accente zu honoriren, weil sie zu einem und andern kleinen Vortheilchen sich doch praktisch gebrauchen lassen. Fürwahr eine magere Belohnung für eine endlose, auch dem Fleißigsten das Studium dieser Sprache aufs niederträchtigste verkümmernde Mühsal. Wir wollen nachher zeigen, wie man mit den einfachsten Hülfsmitteln jene kleinen gelegentlichen Vortheile zehnfältig besser und consequent erreichen kann.

§. 91.

Nun sind die Accente folgende: der Acut (´) soll den scharfen Ton, der Gravis (`) den schweren bezeichnen; das soll mit unserer Vorstellung der betonten und unbetonten Sylben übereinkommen; denn gravis ist eigentlich jede Sylbe, die den Ton nicht hat, obgleich jenes Zeichen nicht drüber steht. Endlich der Circumfler (῀) — so lehren die Grammatiker — sey zu betrachten als aus Acut und Gravis zusammengesetzt, also statt όὸ jetzt ῶ, während dagegen die Verbindung ὸό die Betonung ώ erzeuge. Buttmann fügt hinzu: „Diese Theorie ist nöthig, um das System nach seiner innern Consequenz zu begreifen. Auch wird jeder einsehen, daß ein solcher Unterschied zwischen ώ und ῶ ausführbar ist; aber um den wirklichen Effect auf unser Ohr zu bekommen, müßten wir den Ton,

wie er im Munde der Alten u. s. w. Ohne uns anheischig zu machen, die Veränderung, die in δοῦλος, δοῦλον in Absicht des Tones vorgeht, sinnlich aufzufassen, begnügen wir uns hier u. s. w.“

Wohl hat man Ursache, sich hiemit zu begnügen. Was ist die innere Consequenz eines Systems, dem nichts in der ganzen Welt entspricht, Anderes, als die Naturgeschichte, die mit blindgebornen Augen die Natur beschreibt und einen Calcul da unterschiebt, wo ihr die Vorsehung den Sinn für die Sache mit Blindheit geschlagen hat? Daß die Entstehung der zweierlei langen Vocale ein kindisches Spielwerk ist, sieht man auf den ersten Blick, und etwas später werden wir sehen, daß diesen Phantomen nicht einmal die schlechteste, ihnen angepriesene Eigenschaft, die Consequenz, zukommt.

§. 92.

Buttmann sucht nun die Sache durch Beispiele zu erhärten. Er vergleicht die Betonung und Quantität von ἄνθρωπος mit dem deutschen *altväter*, *almösen*, in welchen Wörtern (Betonung 120) allerdings die erste Sylbe bei kurzem Vocal den Hauptton, die zweite bei langem den Nebenton hat. Der Grund dieser Lautaustheilung ist, daß im ersten Beispiel eine Composition vorliegt, davon jedes Wort seinen eignen Ton mitbringt, das zweite aber sich dem ersten subordinirt. Das zweite Beispiel ist hieher freilich schlau gestellt. Es ist eines jener wenigen mehrsylbigen antiken Worte (z. B. Oblate), die der deutsche Gebrauch bei der Lautaustheilung mit jenen Compositionen auf Eine Reihe gestellt hat, und die nun einen Nebenaccent genießen, zu dem sie freilich nicht berechtigt sind. Nach jenem griechischen Systeme müßte aber die zweite Sylbe in ἄνθρωπος gravis seyn, was sie doch, mit einem Nebenton versehen, unmöglich seyn kann. Ein anderes Beispiel ist Σωκράτης nach der alten Quantität *sōcratēs* mit kurzer Mittelsylbe. Wie hier diese Mittelsylbe das Gewicht an sich reißen soll, die beiden äußern Sylben graves machen, kurz bleiben und jenen ihre Länge lassen, kurzum nicht der Aussprache *sŏcrātēs* anheimfallen soll — das soll das Beispiel: *sō hál ēr*, beweisen. So spricht aber niemand; denn bekommt hier das Mittelwort wirklich den Hauptton, so verlieren die Encliticae ihre Länge, wie jeder weiß. Daß unsere Schulaussprache nicht λέγω und λῆγω, ὄνος und ὦνος unterscheidet, ist natürliche Folge des Accentes, denn es wird ja mit Recht verlangt, man soll hier nicht = *λεγγω*, *ὀννος* sprechen, um ὅτι und ὄττι, βάλε und βάλλε unterscheiden zu können. In unserer Schulaussprache ist es übrigens hergebracht, dreisylbige Formen, welche die erste betonen, meist mit kurzem Hauptvocal zu sprechen, wie ἕτερος = *ἑττερος*. *dominus*, *petere* = *domminus*, *pettere*, was wenigstens die Quantität des Vocals rettet, denn im andern Fall müßten wir *ἧτερος*, *dôminus*, *pêtere* sagen, gegen die Quantität. Slaven, manche Schweizer, selbst die Franzosen haben hier noch einen Vor-

sprung vor uns. Die französische Theorie hat doch eine Anschauung vor Augen, wenn sie sagt, in *abbé* werde nur Ein *B*, in *aller* aber beide *L* ausgesprochen; d. h. das erste *a* ist kurz, das zweite geschärft (keines von beiden gedehnt). Die Aussprache von σοφία mit dem Ton σοφία findet Buttmann selbst bedenklich; er erinnert aber ans kurze französische *fi!* und damit ist die Schwierigkeit gehoben. Daß es kurze Vocale gibt, wissen wir auch ohne dieses Beispiel; daß aber ein kurzer Vocal nicht als wirkliche Kürze auf einen in der Scale niedriger gestellten übergehen könne, wissen wir aus den Grundsätzen des falschen Diphthonges. Versucht man mit Buttmann σοφια mit dem Laut des französischen *fi* zu sprechen, so entsteht *sofi'a*, das heißt, der Spiritus lenis stellt sich ein auf eine höchst lächerliche Weise; und ich zweifle, ob Buttmann sich damit zufrieden gestellt hätte; für ein griechisches Ohr bin ich außer Zweifel; der Ton des *i* würde nach unserm Ohr sogar dem Spiritus Schärfung beimessen müssen, das unerhörte Ereigniß eines geminirten Spiritus: σοφι῾α, der nun natürlich Position machte, und so wäre die Kürze der Sylbe doch nicht gerettet. Das Geforderte ist also eine reine Unmöglichkeit; kein menschliches Organ wird ια mit kurzem betontem ι zu produciren im Stande seyn.

§. 93.

Das System besteht nun in folgenden Grundsätzen: Der Acut wird auf die letzte Sylbe, kurz oder lang, gesetzt (ob er gleich die Sylbe scharf, also kurz machen soll, wie man denn auch bei uns τετυφώς wie τετυφός spricht, dem Accent zu Ehren). Dieser Acut wird aber nur am Schluß der Rede so, sonst im Contert mit dem Graviszeichen geschrieben, weil da, wie man sagt, der Ton gar nicht gelte, ruhend bleibe, gleichsam ein Wort tonlos aufs andere übergleite. Der Acut steht dann auch auf der vorletzten Sylbe mit kurzem Vocal, die letzte mag lang oder kurz seyn, und ebenso auf der drittletzten, wo die dritte aber kurz seyn muß. Der Circumflex steht auf der letzten Sylbe, langen Vocals oder auf der vorletzten, aber nur, wo die letzte kurz ist. (Daß die Endungen αι, οι als Kürzen behandelt werden, schließt sich an eine schon erwähnte, auch metrische Anomalie, und daß εω für eine Sylbe zählt, beweis't die auch schon erwähnte *j*-Natur dieses ε oder seine gänzliche Auflösung.)

§. 94.

Um nun die innere Consequenz des Systems darzuthun, gibt Buttmann folgende Demonstration:

1) Man nehme eine fingirte Form ολολο, und stelle sich die Entwicklung des Accents vor aus zweien Richtungen hervorgehend, bald auf den Anlaut geworfen, bald aufs Ende getrieben: ὁλολο und ολολό. Im ersten Fall ist eine vierte Sylbe ὁλολολο unerlaubt, im letztern ist die Verlängerung gleichgültig: ολολολό. Diese Sätze sind nach unsern Principien begründet.

2) Wirft die Sprache den Ton auf die vorletzte Sylbe, so geschieht dieß zwar ohne weitere Rechtfertigung in einer ziemlich kleinen Anzahl von Wörtern; in den meisten Fällen ist es aber ein Zurückziehen des vorstehenden Tones gegen das Ende, und beruht auf den folgenden Grundsätzen.

3) Da die Länge gleich zwei Kürzen ist, $\omega = oo$, kann (nach 1) bei langer Endsylbe auf der dritten vom Ende kein Ton stehen, denn *ὁλολω* wäre = *ὁλολοο*, welches unmöglich ist. Ferner kein Circumflex auf der vorletzten Sylbe, denn *ὧλω* wäre = *ὁολοο*. Es kann aber nur *ὡλω* statuirt werden, weil dieses (nach der früher erhaltenen Versicherung) = *οὁλοο* ist. „Hiebei ist die einzige Besonderheit" sagt Buttmann, „daß wenn die Länge der letzten Stelle eine bloße Positions-Länge ist, sie nur den wirklichen Acut von der drittletzten Sylbe wegzieht, also nicht *ὁλολοψ*, sondern *ολόλοψ*, den aber, der im Circumflex der vorletzten Sylbe verborgen ist, verträgt, also *ὧλοψ*, obschon dieß gleich ist *ὁολοψ*." Hier haben wir die ganze schöne Erfindung aufs Trockne! „Endlich erhellet, warum auf der drittletzten kein Circumflex; denn *ὧλολο* wäre = *ὁολολο*. Endlich, daß *ωλο* = *οολο* den Circumflex fordert, geht aus dem Bestreben hervor, den Ton bis auf die drittletzte Sylbe vorzuschieben" (wogegen alle Wörter wie *ὀλίγος*, *καρκίνος* ꝛc. sich erklären).

4) Kommt aber vor die lange vorletzte Sylbe eine dritte *ολωλο*, so bricht das ganze System total den Hals, denn man betont *ὁλωλο*, das doch = *ὁλοολο*. Buttmann nennt dieß „eine hinzutretende Eigenheit, in dem Vorigen nicht recht begründet, und aus einem überwiegenden Streben hervorgegangen, den Ton rückwärts zu ziehen."

§. 95.

Man wird mir nicht zumuthen, ein solches Gemisch von Willkürlichkeiten und Absurditäten zu widerlegen, so lange gegentheils noch niemand ihnen eine wahrhafte Bedeutung hat beischreiben können. Nur vor einer Mißdeutung muß ich mich verwahren. Wenn ich allerdings der Ansicht bin, daß ich die Entwicklung des Accents in abnehmendes Verhältniß zur Quantität setze, so ist damit nicht gesagt, daß die Accent-Regeln sich aus der verlornen Quantität erklären lassen. Diese Accent-Regeln sind ganz sichtbar eine Spielerei in Bezeichnung des wahren Tons, der in der Wahl des Zeichens, ob er Strich oder Schnörkel machen soll, sich durch gewisse Conjuncturen der Buchstaben fesseln ließ, um sich ein gelehrtes bedeutendes Ansehen zu geben. Denn daß das erwähnte *δοῦλος* den Genitiv *δούλου* bildet, ist an sich quantitätisch und tonisch betrachtet gleich unbegründet, nur lag aber ein dunkles Gefühl dabei zu Grunde, daß im zweiten Fall die Länge des Hauptdiphthongs doch neben dem

flexionsdiphthong einigermaßen an Bedeutung einbüße, während im ersten Fall die tonlose zweite Sylbe der ersten langen durch Contrast zu Bedeutung und erhöhtem Effect verhilft. Wogegen ich die anomale Betonung in ἄνθρωπος, ἔναυλος, ὄλωλα, ἕλιπον und auch in ἄνθρωποι, τύπτομαι gar kein Bedenken trage für Anzeichen der verfallenden Quantität zu erklären, denn in allen diesen Fällen muß die tonlose lange Sylbe schon angefangen haben, in der Quantität zu schwanken, als sich jener dem System selbst völlig widersprechende Gebrauch ausbilden konnte. Auch wird man mir nicht die Meinung zuschreiben, als ob ich das modern-griechische Accentwesen überhaupt für etwas Schlechtes und Verwerfliches halte, weil ich in ihm den Antagonismus der alten Quantität erkenne. Ich verachte nur die kleinlichen Vorschriften, die mir in gewissen Fällen den langen Vocal schärfen und den kurzen auf eine kindische Weise einschlafen lassen wollen *), damit der Griffel das Vergnügen habe, diesen oder jenen Schnörkel über den Buchstaben anzubringen. Der Accent widerspricht der Quantität nur so, wie die Frucht der Blüthe; wenn die letzte welkt, drängt sich die erste vor; sie stehen folglich im umgekehrten Verhältnisse zu einander, und man erinnere sich, daß die Orange-Bäume nur in der unnatürlichen Temperatur unserer Treibhäuser Blüthe und Frucht nebeneinander zeigen.

§. 96.

Hier muß ich aber noch eine Bemerkung über Accent- und Spiritus-Zeichen nachbringen, die es für meine Principien unumstößlich darthun, daß beide nicht in dem Blüthenstand der griechischen Sprache erzeugt, sondern in ihrer nun festen Gestalt den Zeiten des Verderbnisses angehören. Wir wissen, was der Spiritus vor dem Vocal zu bedeuten hat, und daß er, anders gefaßt, in der Reihe der Buchstaben aufgestellt, nothwendig voranstehen müßte. Nun sagt aber die Regel: der Spiritus steht im Diphthong auf dem zweiten Vocal, als αἰ, εἰ, οἰ, οὐ. Ferner wissen wir, daß jeder wahre Diphthong einen Ton, einen Nachdruck auf den Vorschlag erzeugen muß. Dem ganz entgegen schreibt der Grieche αἰ, οἰ, αῖ. ja ηῦ, νῦ, wo der erste Laut lang, der zweite kurz seyn soll, nur ᾳ bewahrt sich nothwendig die wahre Stellung. Es ist sinnlos, auf den Diphthong überhaupt einen Circumflex zu setzen, da er aus zwei Kürzen besteht; es begreift sich aber von hieraus die Nothwendigkeit jener falschen Regel. Weil man den Diphthong einmal als Länge betrachtet, so hätte, richtig ausgetheilt, der Circumflex im αι, ει, αυ, ου, οι aufs kurze α, ε, ο fallen müssen, was doch gegen das Grundgesetz; auf ι und υ als ancipites hielt man ihn für leidlich, obgleich diese hier auch kurz sind. Diese Grundsätze

*) Buttmann I, 59. Anm. 5.

sind aller Vernunft entgegen. Die Schreibart *αὖθις, οἶδα, οὗτις, εἴδω* läßt sich theoretisch auf keine Weise rechtfertigen. Ja man kommt in Versuchung, diese Schreibart einer Zeit zuzumessen, wo schon alle Diphthonge in einfache Längen aufgelöst waren, denn wenn ich *οὗτις* und *εἴδω* als ein *ūtis, īdo* betrachte, *ει* und *ου* als Einheit, so kommt dann freilich der Spiritus und Accent, wenn man will, wieder an seine Stelle. Völlig außer allem Begriff ist man endlich, wenn Formen, wie *εὔαδεν, οἴομαι* in den Verkürzungen *ἐωαδεν, οἰομαι* auftreten sollen! Ja, die heutigen Griechen schreiben noch Spiritus und Accent auf das *υ*, das ihnen Consonant ist (*αὐτος, παύω*, wo sie doch *aftos, páwo* sprechen!) während es in den meisten Fällen freilich gleichgültig ist, auf welchen Theil des zerstörten Diphthongs sie den eben so bedeutungslosen Spiritus oder den Accent setzen; wiewohl sie, um einen fremden wahren Diphthong zu bezeichnen, mit richtigem Ohr *μάϊος, Βέϊμαρ* schreiben.

§. 97.

Eine anziehende Erscheinung des sich entwickelnden griechischen Tones ist dagegen das System der Enklitik. Aus dieser naturgemäßen Erscheinung möchte allein noch einiger Lichtstrahl in das Nebelmeer der ganzen Accentlehre hereinfallen. Der Grieche, sobald er anfing Wortaccente zu hören, hörte auch, daß es Wörter ohne ihn gibt, und diese Erscheinung, die die Grammatik auch fixirte, bestätigt jede lebende Sprache. Besonders die Erscheinung der sogenannten atona, nach Andern procliticae, die ihr Tongewicht dem folgenden sie beherrschenden Worte anheimstellen. Solche atona sind in allen Sprachen, wo sie bestehen, die Artikel, so auch im Griechischen *ὁ ἀνηρ, ἡ γυνη, οἱ ἀνδρες, αἱ γυναικες*, und es ist wieder ein klares Zeugniß von dem Werth der griechischen Accente, wenn man den Neutral-Accent *τὸ παιδιον, τὰ παιδία* geschrieben sieht. Denn was kann hier der Grund der Verschiedenheit zwischen *ὁ, ἡ* und *τὸ, οἱ, αἱ* und *τὰ* anders seyn, als weil jene Wörtchen durch den Spiritus schon mit einem Schnörkel verziert waren, der dem armen *το* abging? Es ist rein sinnlos, einen Artikel zu betonen. (Die Schlauheit der Verschiedenheit beruht auch darauf, daß man dem *ὁ, ἡ* keinen Acut geben konnte, um sie mit dem sogenannten articulus postpositivus *ὅ, ἥ* nicht zu verwechseln, welches Unglück beim *τὸ* neben *ὅ* glücklich vermieden war.) Nächst dem Artikel sind die Präpositionen der Enklitik ausgesetzt, und dieses wird fühlbarer, wenn sie einsylbig sind, daher im griechischen *ἐν, εἰς* (*ες*), *ἐξ* (*εκ*). Dieses Schicksal haben, so wie einige andere Partikeln, *οὐν* (*οὐκ*), *ὡς, ἐι*. Daß diese Wörtchen, wenn gegen die Gewohnheit doch ein Gewicht auf sie gelegt wird, dann ihren Accent erhalten, versteht sich.

§. 98.

Als eine andere Classe werden die betrachtet, die sich an ein vorgehendes Wort anschließen. Dieses Verhältniß trifft zunächst die Personalpronomen, welche in diesem Fall in den romanischen Sprachen mit dem Wort zusammengeschrieben werden, z. B. italienisch *richinarsi*, *richinomi*, spanisch *desvanecerse;* die Portugiesen trennen es richtiger durch den Verbindungsstrich *ver-se*, *vendo-se*, *meteo-se*, *ve-lo*, *vendo-la*, *deo-se-lhe* (man gab ihm) u. dergl. Im Deutschen wird dasselbe System anerkannt, wenn man Reime wie *vater*, *bat er; billig*, *will ich* passiren läßt, wiewohl die Theoretiker nicht ganz der Meinung sind, während es im Ganzen derselbe Fall, nur einen Schritt weiter geführt ist, wenn wir *hat es* in *hat's* zusammenziehen. Erst in unsern Volksdialekten hat die Enklitik ihre volle Entwicklung erfahren. Denn hier werden nicht nur die Wörter auf diese Weise in Masse aneinander gehängt, sondern die Pronominalformen verändern sich qualitätisch, indem von den meisten eine orthotonirte und eine enklitische, oder gar drei Formen nebeneinander vorkommen, und alles dieses treffen wir auch in den romanischen Sprachen wie bei den Griechen. Die Lehre gehört in dieser Rücksicht in den teleologischen Theil der Grammatik.

§. 99.

Es ist hier nur anzumerken, daß außer den Personal-Pronomen im Griechischen auch jene den Fragpartikeln entsprechenden unbestimmten Partikeln und Pronomen τις, του, τῳ, πως, πῃ, που, ποθι, ποθεν, ποτε nebst einigen andern Partikeln und sogar die Präsensformen von εἰμι und φημι sich der Enklisis unterziehen. Ueber die Schreibart sind nun eine Menge Regeln und Regelchen. Man setzt den Accent des Nebenworts auf die Schlußsylbe des vorstehenden, dessen Ton dadurch neutralisirt oder vielleicht aufgehoben wird, oder fließt der Accent beider Wörter zusammen; als: ἄνθρωπός ἐστι; σῶμά μου; εἴ τις; ἀνήρ τις; καί σοι; φιλῶ σε, γυναικῶν τινων; ἔνδρα τε; λέγεις τι; ἵνά σφι; ἔνθά τε. Das Enklitikon braucht sich keineswegs an das Wort anzuschließen, von dem es grammatisch abhängig ist, sondern es hängt sich in der Verbindung ans nächste beste ihm unmittelbar vorgehende, und dieß ist naturgemäß, weil die Enklitik eine rein physiologische, keine teleologische Erscheinung ist.

VII. Ueber den praktischen Werth dieser Untersuchungen.

§. 100.

Es fragt sich, welche Anwendung soll von diesen Entdeckungen gemacht werden? Unsere in den lebendigen Gebrauch übergegange-

nen griechischen Wörter haben wir sämmtlich durch das Medium der lateinischen erhalten; ihre Erscheinung nimmt daher an der Umbildung Theil, die dieses Idiom erfahren hat, wir sagen lateinisch-germanisirt: Tyrann, Muse, Scholastik, Cithäron, Europa u. s. w. Dabei muß es auch verbleiben, denn solche Wörter und Namen sind europäisches Gemeingut, und ein einzelner Stamm kann sich dieser Convenienz nicht entziehen, wenn auch noch so gewichtige gelehrte Gründe vorlägen. Ich halt' es also für inconsequent, wenn man vom Griechischen entlehnte Wörter der antiken Gestalt näher bringen will, und z. B. *kaleidoscop* schreibt, neben *idyll*, das doch vom selben Stamm ist, oder wenn man *homoiopath* zu sagen affectirt, und so lacht man auch über die Pedanterie, wenn Einer Kimon, Alkibiades, oder gar Aischilos sagt. Ebenso inconsequent ist übrigens die Schreibart Kodrus neben Cimon (wenn einmal das griechische κ latinisirt ist, so sey es das auch durchaus). Man nimmt mit Recht den Fall aus, wenn man aus dem Griechischen übersetzt, wenigstens Poesie. Hier bleibt man gerne der alten Gestalt der Eigennamen etwas näher, läßt das *k* bestehen, wiewohl man die Diphthonge nach dem einmal eingerissenen Mißverständniß zum Theil latinisirt, wie *u*, *ae*, *oe* und die letztern dann wieder germanisirt in *ä*, *ö*, wozu die deutsch verstandenen Doppellaute *au*, *eu* und wohl auch *ei* kommen, wo man dann dem *ö* und *eü* gegenüber auch *ü* eine Stelle im *y* sucht (freilich mit besserm Recht als jene zwei behaupten).

§. 101.

Was nun den eigentlichen Schulgebrauch beim Griechisch-Lesen betrifft, so ist diese Frage von der vorigen sehr zu scheiden. Wenn man im Latein recht hat, von der durch Tradition überkommenen romanisirten Aussprache sich nicht mehr entfernen zu wollen, weil diese Sprache immer noch in gewissem Sinn eine halblebende genannt werden kann, so ist im Griechischen nicht derselbe Fall. Ich lernte zuerst griechisch nach der sogenannten Reuchlinischen Aussprache, die im Vocalsystem vom heutigen Griechisch ausgeht; später wurde die Erasmische, auf jeden Fall die allerthümlichere, in den Schulgebrauch gebracht. Es fragt sich, ob ein Grund sey, auf dieser nun einmal künstlich hergestellten Bahn sich willkürlich zu fixiren, oder ob man neueren Entdeckungen über den wahren Bestand des alten Idioms, sobald sie außer Zweifel gestellt seyn werden, auf dem Fuße nachrücken soll. Wenn es erlaubt ist zu sagen, der eingeschlagene Weg, das Princip verlangt es allerdings. Und der praktische Vortheil ist auch wohl unläugbar, wenn z. B. das Ohr die strenge Analogie der Diphthonge *ει* und *ου* auch gleich lebendig auffaßte und nicht erst durch begriff- und anschauungslose Regeln zu der Einsicht dieser Analogie gelangen müßte. Demzufolge müßte aber auch das *υ* in sein wahres Recht hergestellt werden, das es jetzt

nur isolirt im αυ genießt. Nur beim ευ denkt sich der Deutsche im praktischen Vortheil, und das kann ihm nicht bestritten werden. Mit dem η ist man, nachdem ι aufgegeben war, ins andere Extrem ä verfallen, was es nie gewesen, und zur strengen Scheidung von ε unbequem ist, weil dieses, in der geschärften Sylbe eben so lautet. Dasselbe Mißverständniß hat Einige mit dem ω ins ŏ geführt, wo sie wieder das wahre Verhältniß umkehren. Ueberhaupt ist für die Vocale kein Heil zu hoffen, bis sich der Schulgebrauch entschließt, den Accent fahren zu lassen, die ε, η, ο, ω vor allem streng nach der Quantität zu lesen und — ich weiß kein anderes Mittel — für die langen α, ι, υ ein Längezeichen (ᾱ, ῑ, ῡ) einführt, das uns für die verlornen Accente hundertfältig entschädigen würde. Es wäre ein gewiß in keiner Hinsicht undankbares Unternehmen, wenn uns jemand einen Homer, einen Sophokles und Aristophanes schenkte, der ohne Accente (vielleicht auch ohne die nutzlosen Spiritus in der Mitte des Verses, wo sie nicht gelten) dagegen mit jenen Längezeichen (und etwa einem entsprechenden Kürzezeichen ᾰ, ῐ, ῠ für den Fall der positio debilis) beschenken wollte. Ich weiß wohl, die Philologen hören das nicht gerne, aber die Herren sollten bedenken, daß wir nicht mehr in der Zeit sind, wo griechische und lateinische Verse die gelehrte Bildung ausmachten, daß man auch seine Muttersprache und tausend andere Dinge jetzt zu studiren hat, und wo man auf jeden Fall dem eifrigen Schüler mit jeder möglichen Bequemlichkeit zuvorzukommen verpflichtet und gezwungen ist.

§. 102.

Diese Herstellung des Alten und Wahren findet freilich ihre Gränzen in der nationalen Beschränkung des Individuums. Unsere Schüler mögen sich nicht anstrengen, für eine todte Sprache erst neue Laute zu lernen; man accommodirt sich; und doch wäre das andere Verfahren praktisch auch für das Erlernen moderner Sprachen. Im Mitlautersystem ist es besonders die Aspirat-Reihe, die unter uns nur der Grieche selbst noch rein darstellt; dem Engländer klingt ϑ als aspirata, χ als tenuis; dem Deutschen χ als aspirata ϑ aber als tenuis; dem Franzosen und Italiener klingen sowohl ϑ als χ wie tenues, und es wäre ihm fast zu wünschen, daß er consequent das φ = π nähme (wie der Scythe bei Aristophanes, Thesmophor.). Durch diese Mängel wird die ganze physiologische Ansicht des Idioms von Jugend auf verkehrt, unbegriffen und willkürlich. Der deutsche Schüler weiß sich nicht zu denken, warum er statt τ da und dort einmal ϑ schreiben soll, das doch nichts mehr und nichts weniger gilt als wieder = τ. Fast möcht' ich rathen, das ϑ wie ein deutsches ſch lesen zu lassen, das wäre doch wenigstens eine Aspiration. (Der Wahrheit näher wäre freilich σ = ſch und ϑ = ß aber das Herkommen würde zu sehr in Unordnung gebracht.) Sehr übel klingt auch der Anlaut χ nach deutscher Sitte mit dem palata

len x in den Anlauten $\chi\alpha$, $\chi\lambda$, $\chi\nu$ u. s. w.; daher man im Deutschen Wörter wie Chaos, Charakter, Chloe, Chlor, Chronik, Cholera, Chor viel richtiger mit dem k-Laut spricht. Was die Spirantenreihe betrifft, so würde der Engländer oder Däne das δ in seinem Organ antreffen, das β, wenn man es ins nahe w fallen läßt, jedes Idiom; desto schwieriger aber ist das wahre γ zu treffen, und man thut sicherlich im Praktischen am besten, es bei der Tradition der lateinischen mediae (also der dorischen Aussprache) zu lassen, wobei nur zu bedauern ist, wenn so viele unserer Provinzen das γ mit dem g zur aspirata machen. Dadurch entsteht neue, schlimmere Verwirrung fast als mit der tenuis ϑ. Buttmann gibt mit Recht den Laut des französischen *ga*, *gné* als den richtigeren an. Die Doppelbuchstaben machen uns keine Schwierigkeit; nur dem Franzosen und Engländer das ζ, das nach seiner Aussprache die Position nicht deutlich macht. Ueber die Spiritus ist nichts zu sagen, als daß man mitten im Vers den asper da nicht sollte laut werden lassen, wo er durch Position das Metrum zerstört.

§. 103.

Höher als die Praxis des Lebens und der Schule steht aber der Kunstwerth dieser Untersuchungen. Wer es für gleichgültig und überflüssig hält, die Poesien des alten Griechenlands in ihrer lebendigen Wahrheit für das Ohr wieder herzustellen, der ist ein Barbar; denn eine Poesie, die nur für das gelehrte Auge da ist, die nicht mehr laut werden darf, ist eine Malerei, die die Farbe eingebüßt hat. Die Zeichnung ist freilich mehr werth, aber erst mit der Farbe hat das Bild seine Vollendung. Wenn wir also die Aussicht haben, uns die alte Kunst auch für das Ohr wieder herzustellen, so dürfen wir unserer Entdeckung ohne Uebertreibung den Werth eines Firnisses beimessen, der farblose Bilder einer entschwundenen classischen Zeit in den ersten Stand ihrer Blüthe wieder zurückzuzaubern vermöchte. Die Frage kann also nur seyn, ob der Versuch geglückt ist.

Bemerkung für die Probstücke.

Der Werth des griechischen Alphabets (nach attischem Dialekt) läßt sich nun in folgender Zusammenstellung übersehen:

1. *alfa.*	9. *iôta.*	17. *rhô.*
2. *βéta.*	10. *kappa.*	18. *ṣiɳma.*
3. *γamma.*	11. *lamβδa.*	19. *táu.*
4. *δèlta.*	12. *mû.*	20. *upṣílòn.*
5. *èpṣílòn.*	13. *nû.*	21. *fî.*
6. *dṣêta.*	14. *kṣî.*	22. *χî.*
7. *êta.*	15. *òmîkròn.*	23. *pṣî.*
8. *pêta.*	16. *pî.*	24. *ômèγa.*

Das Zeichen ṣ vertritt jetzt die Stelle unsres theoretischen *s'*.

Probstücke griechischer Orthoepie.

I.

Die jonische Heldenpoesie.

Odysseus Abenteuer mit Polyphem.

Aus Odyssee, Ges. 9. V. 181 ff.

Bemerkungen.

1) Die linke Seite stellt den Text vor, wie ich ihn zweckmäßig geschrieben und gedruckt wünschte.
2) Die rechte Seite stellt denselben vor, wie er gelesen werden muß; die Zeichen sind uns bekannt; die tenues hat man hier den lateinischen identisch genommen, weil die Abweichung unmerklich ist; die mediae hat man aus der griechischen Schrift beibehalten, weil es keine andern bequemen Zeichen gibt; von den Aspiraten mußte *s'* durch ein einfaches Zeichen gegeben werden, wofür wir das *ş* gewählt haben. Daß zur Bildung der Diphthonge *ει* und *ου* das verkehrte *e* (*ə*) als Urlaut verwendet wurde, ist auch gerechtfertigt worden. Alles Uebrige wird durch sich selbst klar seyn; z. B. der fehlende Spiritus, wenn ein vorgehendes *j* geschleift werden muß; daß *è* und *ò* kurze *ä* und *å* sind u. s. w. Nur das *rh* ist noch ein unbequemes Doppelzeichen geblieben.

Ἀλλ' οτε δη τον χωρον αφικομεθ', εγγυς εοντα,
ἐνθα δ' επ' εσχατιη σπεος ειδομεν, αγχι θαλασσης,
ὑψηλον, δαφνησι κατηρεφες· ενθα δε πολλα
μηλ' οϊες τε και αιγες ιαυεσκον· περι δ' αυλη
ὑψηλη δεδμητο κατωρυχεεσσι λιθοισι,
μακρησιν τε πιτυσσιν, ιδε δρυσιν υψικομοισιν.
ἐνθα δ' ανηρ ενιαυε πελωριος, ος ῥα τε μηλα
οἶος ποιμαινεσκεν αποπροθεν· ουδε μετ' αλλους
πωλειτ' αλλ' απανευθεν εων αθεμιστια ἠδη.
και γαρ θαυμ' ετετυκτο πελωριον· ουδε ἐοικει
ἀνδρι γε σιτοφαγῳ, αλλα ῥιφ ὕληεντι
ὑψηλων ορεων, οτε φαινεται οιον απ' αλλων.
Δη τοτε τους αλλους κελομην εριηρας εταιρους
αὐτου παρ νηϊ τε μενειν, και νηα ἐρυσθαι·
αὐταρ εγω κρῖνας εταρων δυοκαιδεκ' αριστους
βην· αταρ αιγεον ασκον ἐχον μελανος οινοιο,
ἡδεος —

v. 213.

ἀυτικα γαρ μοι οϊσσατο θῡμος αγηνωρ
ἀνδρ' επελευσεσθαι μεγαλην επιειμενον αλκην,
ἀγριον, ουτε δικᾶς ευ ἰδοτα, ὀυτε θεμιστας.
Καρπαλιμως δ' εις αντρον αφικομεθ', ουδε μιν ενδον
ἐυρομεν, αλλ' ενομευε νομον κατα πῖονα μηλα.
ἐλθοντες δ' εις αντρον εθηευμεσθα ἑκαστα.
ταρσοι μεν τῡρων βρῖθον, στεινοντο δε σηκοι
ἀρνων ηδ' εριφων· διακεκριμεναι δε ἑκασται
ἐρχατο. χωρις μεν προγονοι, χωρις δε μετασσαι,
χωρις δ' αυθ' ερσαι· ναιον δ' ορῳ αγγεα παντα,
γαυλοι τε, σκαφιδες τε, τετυγμενα, τοις ενημελγεν.
ἐνθ' εμε μεν πρωτισθ' εταροι λισσοντ' επεεσσι
τῡρων αινυμενους ιεναι παλιν· αυταρ επειτα
καρπαλιμως επι νηα θοην εριφους τε και αρνας
σηκων εξελασαντας επιπλειν αλμυρον ὕδωρ·
ἀλλ' εγω ὀυ πιθομην, ητ' αν πολυ κερδιον ην,
ὀφρ' αυτον τε ἰδοιμι, και ει μοι ξεινια δοιη·
ὀυδ' αρ' εμελλ' εταροισι φανεις ερατεινος εσεσθαι.
Ἐνθα δε πῦρ κειαντες εθῡσαμεν· ηδε και αυτοι
τῡρων αινυμενοι φαγομεν· μενομεν τε μιν ενδον
ἥμενοι, εως επηλθε νεμων· φερε δ' οβριμον αχθος
ὕλης αζαλεης, ινα ὁι ποτιδορπιον ειη.
ἐκτοσθεν δ' αντροιο βαλων ορυμαγδον εθηκεν·
ἥμεις δε δεισαντες απεσσυμεθ' ες μυχον αντρου.
αὐταρ ογ' εις ευρυ σπεος ηλασε πῖονα μηλα,
παντα μαλ' οσσ' ημελγε· τα δ' αρσενα λειπε θυρῃφιν,
ἀρνειους τε, τραγους τε, βαθειης εκτοθεν αυλης.

all òtè δé tòŋ χόròn afikomeþ èŋγuṣ èònta
ènpa δ' èp èsχatiéi ṣpèòṣ əiδòmèn, aŋχi þalaṣṣéṣ
hupṣélòn, δafnéiṣi katérefèṣ; ènpa δè pòlla
méĭ' òièṣ tè kaj aiγès iauèṣkòm; pèri δ' aulé
hupṣélé δèδmétò katóruχèèṣṣi lipòiṣi,
makréiṣin tè pituṣṣin, iδè δruṣin upṣikòmoiṣin.
enpa δ' anér èniauè pèlóriòṣ, òṣ rha tè méla
òièṣ pòimainèṣkèn apòpròpèn; əuδè mèt' allənus
pólaĭt' all' apanèuþèn èón apèmiṣtia éiδé.
kai γar þaum' ètètuktò pèlóriòn; əuδè éóikəi
*anδri γè ṣítòfagój, alla rrhiój úléènti *)*
hupṣélón òrèón, òtè fainètai òiòn ap' allón.
δé tòtè təuṣ alləuṣ kèlòmén èriéraṣ ètairəuṣ
autəu par néĭ tè mènəiŋ, kai néa èruṣþai;
autar èγó krínaṣ ètarón δuòkaiδèk' ariṣtəuṣ
βén· atar aiγèòn aṣkòn èχòm mèlanòs òinòiò,
héδèòṣ —

autika γar mòj òïṣṣatò þúmòṣ aγénór
anδr' èpèlèuṣèṣþai mèγalén èpiəimènòn alkén,
aγriòn, əutè δikâṣ èu əiδòta, əutè þèmiṣtaṣ
karpalimóṣ δ' əis antròn afikòmèþ', əutè min ènδòn
hèuròmèn, all' ènòmèuè nòmòŋ kata píona méla.
èlþòntèṣ δ' əiṣ antròn èþéèumèṣþa hèkaṣta.
tarṣòi mèn túróm βrípon, ṣtəinòntò δè ṣékòi
arnón éδ' èrifón; δiakèkrimènai δè hèkaṣtai
èrχatò; χóriṣ mèm pròγònòi, χóriṣ δè mètaṣṣai,
χóriṣ δ' aup' èrṣai; naiòn δ' òroj aŋγèa panta,
γaulòi tè, ṣkafiδèṣ tè, tètuŋmèna, tòis ènamèlγèn.
ènþ' èmè mèm prôtiṣþ' ètaroi liṣṣònt' èpèèṣṣi
túron ainumènəuṣ ïènai palin; autar èpəita
karpalimóṣ èpi néa þóén èrifəuṣ tè kaj arnaṣ
ṣékón èkṣèlaṣantaṣ èpiplain almuròn úδór;
all èγó əu pipòmén, él' am pòlu kèrδiòn éèn,
òfr' autòn tè iδoimi, kaj əi mòi kṣəinia δòié;
əuδ' ar' èmèll' ètaròisi fanəiṣ èratəinòṣ èsèṣþai,
ènpa δè púr kəiantèṣ èpúṣamèn; éδè kaj autòi
túrón ainumènòi faγòmèm; mènòmèn tè min ènδòn
hémènòj jóṣ èpélpè nèmóm; fèrè δ' òβrimòn aχpòṣ
húléṣ adfalééṣ, ina hòi pòtiδorpiòn əié.
èktòṣþèn δ' antròiò βalón òrumaγδòn èpékèn;
hémòiṣ δè δδəiṣantèṣ apèṣṣumèþ' èṣ muχòn antrəu.
autar òγ' əiṣ èuru ṣpèòṣ élaṣè píona méla,
panta maĭ' òṣṣ' émèlγè; ta δ' arṣèna ləipè þuréifin,
arnəiəuṣ tè, traγəuṣ tè, βaþəiéṣ èktòpèn aulés.

ἂυταρ ἐπειτ' ἐπέθηκε θυρεον μεγαν υψοσ' αειρας,
ὀβριμον· ουκ αν τον γε δυω και εικοσ' αμαξαι
ἐσθλαι, τετρακυκλοι, απ' ουδεος οχλισσειαν·
τοσσην ηλιβατον πετρην επέθηκε θυρησιν.
ἑζομενος δ' ημελγεν οϊς και μηκαδας αιγας,
παντα κατα μοιραν, και υπ' εμβρυον ηκεν εκαστη.
ἀυτικα δ' ημισυ μεν θρεψας λευκοιο γαλακτος
πλεκτοις εν ταλαροισιν αμησαμενος κατεθηκεν·
ἡμισυ δ' αυτ' εστησεν εν αγγεσιν, οφρα οἱ ειη
πῖνειν δαινυμενῳ, και οἱ ποτιδορπιον ειη.
ἀυταρ επειδη σπευσε πονησαμενος τα ἑ εργα,
και τοτε πῦρ ανεκαιε, και εισιδεν, ευρετο δ' ημεας·
Ὦ ξεινοι, τινες εστε; ποθεν πλειθ' ὑγρα κελευθα;
ἠ τι κατα πρηξιν, η μαψιδιως αλαλησθε,
ὁια τε λῃϊστηρες υπειρ' ἁλα, τοι τ' αλοωνται
ψῡχᾶς παρθεμενοι, κακον αλλοδαποισι φεροντες;
Ὡς εφαθ'· ημιν δ' αυτε κατεκλασθη φιλον ητορ,
δεισαντων φθογγον τε βαρυν, αυτον τε πελωρον·
ἀλλα και ως μιν επεσσιν αμειβομενος προσεειπον·
Ἡμεις τοι Τροιηθεν αποπλαγχθεντες Αχαιοι
παντοιοις ανεμοισιν υπερ μεγα λαιτμα θαλασσης
ὁικαδε ἱεμενοι, αλλην οδον, αλλα κελευθα
ἠλθομεν· ουτω που Ζευς ηθελε μητιασασθαι.
λᾶοι ὅ Ατρειδεω Αγαμεμνονος ευχομεθ' ειναι,
του δη νυν γε μεγιστον υπουρανιον κλεος εστι·
τοσσην γαρ διεπερσε πολιν, και απωλεσε λᾶους
πολλους· ημεις δ' αυτε κιχᾶνομενοι τα σα γουνα
ἱκομεθ', ει τι ποροις ξεινηϊον, ηε και αλλως
δωρῃς δωτινην, ητε ξεινων θεμις εστιν.
ἀλλ' αιδοιο, φεριστε, θεους· ικεται δε τοι ειμεν.
Ζευς δ' επιτῑμητωρ ικετᾶων τε, ξεινων τε,
ξεινιος, ος ξεινοισιν αμ' αιδοιοισιν οπηδει.
Ὡς εφαμην· ο δε μ' αυτις αμειβετο νηλεϊ θῡμῳ·
νηπιος εις, ω ξειν', η τηλοθεν ειληλουθας,
ὅς με θεους κελευαι η δειδιμεν, η ἀλεασθαι.
ὀυ γαρ Κυκλωπες Διος αιγιοχου αλεγουσιν,
ὀυδε θεων μακαρων· επειη πολυ φερτερον ειμεν,
ὀυδ' αν εγω Διος εχθος αλευαμενος πεφιδοιμην
ὀυτε σευ, ουθ' εταρων, ει μη θῡμος με κελευει.
ἀλλα μοι ειφ', οπῃ εσχες ιων ευεργεα νηα·
ἠ που επ' εσχατιης, η και σχεδον, οφρα δαειω.
Ὡς φατο πειραζων· εμε δ' ου λαθεν ειδοτα πολλα·
ἀλλα μιν αψορρον προσεφην δολιοις επεεσσι·
Νεα μεν μοι κατεαξε Ποσειδαων ενοσιχθων,
προς πετρῃσι βαλων, ὁρμης επι πειρασι γαιης,
ἀκρῃ προσπελασας· ανεμος δ' εκ ποντου ενεικεν·

autar èpəit' èpèpékè puròm mèγan upṣòṣ aəiraṣ.
òβrimòn; əuk an tòη γè δuổ kaj əikòṣ' amakṣai
èṣplai, tètrakukloj ap' əuδèòṣ òχliṣṣəian
tòṣṣén éliβatòm pètrén èpèpékè purêiṣin.
hèdʃómènòṣ δ' émèlγèn òìṣ kai mékaδaṣ aiγaṣ,
panta kata mmòiraη, kaj up' èmβruòn ékèn èkaṣtéi.
autika δ' émiṣu mèn prèpṣaṣ lèukòiò γalaktòṣ
plèktòiṣ èn talaròiṣin amêṣamènòṣ katèpékèn;
hémiṣu δ' aut' èstéṣèn èn aηγèṣin, òʃra hój əié
pínəin δainumènổi, kai hòi pòtiδòrpiòn əié.
autar èpəiδé ṣpènṣè pònéṣamènòṣ ta ha èrγa,
kai pòtè púr anèkaiè, kaj əiṣiδèn, èurètò δ' émjaṣ;
ổ kṣəinòi, tinèṣ èṣtè? pòpèm plaip' úγra kèlèupa?
ê ti kata prékṣin, ê mapṣiδiṓṣ alalésþè,
hòia tè léïṣtérèṣ upəir ala, tòi t' alòóntai
pṣűχáṣ parpèmènòi, kakòn allòδapòiṣi fèròntèṣ?
hṓṣ èfap'; émin δ' autè katèklaṣþé filòn étòr,
δəiṣantổn ʃpòηγòn tè βarum, autòn tè pèlòròn;
alla kaj ṓṣ min èpèṣṣin amaiβòmènòṣ pròṣèaipòn:
hémaiṣ tòi tròiépèn apòplaηχþèntès aχaiòi
pantòiòiṣ anèmòiṣin upèr mèγa laitma palaṣṣèṣ,
òikaδè hîèmènòi, allén òδòn, alla kèlèupa
elpòmèn; autổ pəu dʃèuṣ épèlè métiaaṣpai.
láoi rh' atrəiδjó aγamèmnònòs èuχòmèp' əinai,
təu δé nuη γè mèγiṣtòn upəuraniòη klèòṣ èṣti,
tòṣṣéη γar δiepèrṣè pòliη kaj apólèṣè láəuṣ
pòlləuṣ; émaiṣ δ' autè kiχánòmènòi ta ṣa γəuna
hîkomèp', əi ti pòròiṣ kṣəinéïòn, éè kaj allós
δóiés δótúnén, étè kṣəinón pèmiṣ èṣtin.
all' aiδòiò, fèriṣtè, pèəuṣ; ikètai δè tòi əimèn.
dʃèuṣ δ' èpitúmétór ikètáón tè, kṣəinón tè,
kṣəinioṣ, òṣ kṣəinòiṣin am' aiδòiòiṣin òpéδəi.
hós èfamen, ò δe m' autiṣ aməiβètò nélei púmói;
népiòṣ əiṣ, ổ kṣəin', ê télòpèn əiléləupaṣ,
hòṣ mè pèəuṣ kèlèuai ê δəiδimèn, ê aléaṣpai.
əu γar kuklópès δiòṣ aiγiοχəu alèγəuṣin,
əuδè peổm makarón; èpèje pòlu fèrtèron əimèn.
əuδ' an èγổ δiòṣ èχpòṣ alèuamènòṣ pefiδoimén
əutè ṣèu, əup' étarón, əi mè púmòṣ mè kèlèuəi,
alla mòi əif', òπéj èṣχèṣ iốn èuèryèa néa;
ê pəu èp' èṣχatiés, ê kai ṣχèδòn, ofra δaəiổ.
hós fatò pəiradʃón; èmè δ' əu lapèn əiδòta polla.
alla min apṣòrrhòn pròṣèfén δòliois èpèèṣṣi:
nèa mèm mòi katèakṣè pòṣəiδáón ènòsiχþón,
pròṣ pètréïṣi βalón, úmés èpi pəiraṣi yaiés,
akréï pròṣpèlaṣaṣ; anèmòṣ δ' èk pòntow ènəiken;

ἀνταρ ἐγω σιν τοισδε ὑπεκφυγον αἰπυν ὀλεθρον.
Ὡς εφαμην· ὁ δε μ' ουδεν αμειβετο νηλεϊ θῡμῳ·
ἀλλ' ογ' αναΐξας εταροις επι χειρας ιαλλε·
συν δε δυω μαρψας, ωστε σκυλακας ποτι γαιῃ
κοπτ'· εκ δ' εγκεφαλος χαμαδις ῥεε, δευε δε γαιαν.
τους δε διαμελεϊστι ταμων ωπλισσατο δορπον·
ἠσθιε δ', ωστε λεων ορεσιτροφος, ουδ' απελειπεν
ἐγκατα τε, σαρκας τε, και οστεα μυελοεντα.
ἡμεις δε κλαιοντες ανεσχεθομεν Δι χειρας,
σχετλια ἐργ' οροωντες· αμηχανιη δ' εχε θῡμον.
ἀνταρ επει κυκλωψ μεγαλην εμπλησατο νηδυν,
ἀνδρομεα κρε' εδων, και επ' ακρητον γαλα πῑνων,
κειτ' εντοσθ' αντροιο τανυσσαμενος δια μηλων.
τον μεν εγω βουλευσα κατα μεγαλητορα θῡμον,
ἄσσον ιων, ξιφος οξυ ἐρυσσαμενος παρα μηρου,
ὀυταμεναι προς στηθος, οθι φρενες ηπαρ εχουσι,
χειρ' επιμασσαμενος· ετερος δε με θῡμος ερῡκεν·
ἀυτου γαρ κε και αμμες απωλομεθ' αἰπυν ὀλεθρον·
ὀυ γαρ κεν δυναμεσθα θυρᾱων ὑψηλᾱων
χερσιν απωσασθαι λιθον οβριμον, ον προσεθηκεν.
ὡς τοτε μεν στεναχοντες εμειναμεν Ηω δῖαν.
Ἠμος δ' ηριγενεια φανη ῥοδοδακτυλος Ηως,
και τοτε πῦρ ανεκαιε, και ημελγε κλυτα μηλα,
παντα κατα μοιραν, και υπ' εμβρυον ηκεν εκασιῃ.
ἀνταρ επειδη σπευσε πονησαμενος τα ἁ εργα,
συν δ' ογε δ' αυτε δυω μαρψας ωπλισσατο δορπον.
δειπνησας δ' αντρου ἐξηλασε πῑονα μηλα,
ῥηϊδιως αφελων θυρεον μεγαν· ανταρ επειτα
ἀψ επεθηχ', ως ειτε φαρετρῃ πωμ' επιθειη,
πολλῃ δε ῥοιζῳ προς ορος τρεπε πῑονα μηλα
κυκλωψ· ανταρ εγω λιπομην κακα βυσσοδομευων,
ἐιπως τῑσαιμην, δοιη δε μοι ευχος Αθηνη.
ἡδε δε μοι κατα θῡμον αριστη φαινετο βουλη·
κυκλωπος γαρ εκειτο μεγα ῥοπαλον παρα σηκῳ,
χλωρον, ελαϊνεον· το μεν εκταμεν, οφρα φοροιη
ἀυανθεν· το μεν αμμες εϊσκομεν εισοροωντες
ὁσσον θ' ιστον νηος ἐικοσοροιο μελαινης,
φορτιδος, ευρειης, ητ' εκπερᾳ μεγα λαιτμα·
τοσσον εην μηκος, τοσσον παχος εισοραασθαι.
του μεν οσον τ' οργῡιαν εγων απεκοψα παραστᾶς,
και παρεθηχ' εταροισιν, αποξῡναι δ' εκελευσα.
οἱ δ' ομαλον ποιησαν· εγω δ' εθοωσα παραστᾶς
ἀκρον, αφαρ δε λαβων επυρακτεον εν πυρι κηλεῳ.
και το μεν ευ κατεθηκα κατακρυψας υπο κοπρῳ,
ἣ ῥα κατα σπειους κεχυτο μεγαλ' ηλιθα πολλη.
ἀνταρ τους αλλους κληρῳ πεπαλαχθαι ανωγον,

autar ἐγὼ ϛun tòiϛδὲ hupèkfuγòn aipun òlèpròn.
hὸϛ èfamến; ò δe m' ǝuδèn ameiβètò nếlεï pὐmὸi,
all' òγ' ana-ikϛấϛ ètaròiϛ èpi χǝiraϛ iallè;
ϛun δὲ δuὸ marpϛaϛ, ὅϛtὲ ϛkulakaϛ pòti γaiếi
kòpt'; èk δ' èηkèfalòϛ χamaδiϛ rhèe, δeuè δὲ γaian.
tǝuϛ δὲ δiamèlèïϛti tamὸn ὅplisϛatò δòrpòn.
éϛpiè δ', ὅϛtὲ lèὸn òrèsitròfòϛ, ǝuδ' apèlǝipèn
eηkata tὲ, ϛarkaϛ tὲ, kaj òϛtèa muèlòènta.
hémǝiϛ δὲ klaiòntèϛ anèϛχèpòmèn δii χǝiraϛ,
ϛχètlia èrγ' òròòntèϛ; amέχaniế δ' èχὲ pὐmὸn.
autar èpǝi kuklὅpϛ mèγalến èmplέϛatò néδun,
anδrὸmèa krè' èδὅη kaj èp' akrétòη γala pinὸn,
kǝiť èntòϛp' antròiò tanuϛϛamènòϛ δia mélὸn.
tòm mèn èγὸ βǝulèuϛa kata mèγalétòra pὐmὸn,
áϛòn iὅη, hϛifòϛ òhϛu èruϛϛamènòϛ para mérǝu,
ǝutamènai pròϛ ϛtépòϛ, òli frènèϛ épar èχǝuϛi,
χǝir' èpimaϛϛamènòϛ; èteròϛ δὲ mè pὐmoϛ eruken;
autǝu γar kè kaj ammèϛ apὅlòmèp' aipun òlèpròn;
ǝu γar kèn δunamèϛpa puráὅn upϛélάὅn
χèrϛin apόϛaϛpai lipòn òβrimòn, òn pròϛèpékèn.
hὸϛ tòtè mèn ϛtènaχontèϛ èmǝinamèn éὅ δían.
émoϛ δ' ériγènǝia fané rhòδòδaktulòϛ éὅϛ,
kai tòtè pὐr anèkaiè, kaj émèlγè kluta mέla,
panta kata mòiran, kaj up' èmβruòn élèn èkaϛtéi.
autar èpǝiδế ϛpèuϛè pònéϛamènòϛ ta ha èrγa,
ϛun δ' òγè δ' autè δuὸ marpϛaϛ ὅplisϛatò δòrpòn.
δǝipnêϛaϛ δ' antrǝu èkϛélaϛè pίona méla,
rhéïδiὅϛ afèlὅn purèòm mèγan; autar èpǝita
apϛ èpèpέχ', ὅϛ ǝitè farètrέi pὅm' èpipǝié.
pòlléi δè rhòidϛὅi pròϛ òròϛ trèpè pίona méla
kuklὅpϛ; autar èγὸ lipòmέη kaka βuϛϛòδòmèuὸn,
ǝipὅϛ tίϛaimέn, δòié δὲ mòi èuχòϛ apénế.
hέδè δὲ mòi kata pὐmòn ariϛtế faiнètò βǝulế:
kuklὅpòϛ γar èkǝitò mèγa rrhòpalòm para sékὅi,
χlὅròn, èlaïnèòn; tò mèn èktamèn, òfra fòròié
auanpèn; tò mèn ammèϛ èïϛkòmèn ǝiϛòròὅntèϛ
hòϛϛòn p' iϛtòn néὅϛ èǝikòϛòròiò mèlainές,
fòrtiδὸϛ, èurǝiές, éť' èkpèraάi mèγa laitmą;
tòϛϛòn één mékòϛ, tòϛϛòm paχòϛ ǝiϛòraaϛpai.
tǝu mèn òϛòn t' òrγuian èγὸn apèkòpϛa paraϛtấϛ,
kai parèpέχ' ètaròiϛin, apòkϛúnai δ' èkèlèuϛa,
hòi δ' òmalòm pòiéϛan; èγὸ δ' èpòὅϛa paraϛtấϛ
akron, afar δὲ laβὸn èpurahtèòn em puri kéljói.
kai tò mèn èu katèpéka katakrupϛaϛ upò kòprói,
hé rha kata ϛpǝiǝuϛ kexutò mèγaľ élipa pòllế.
autar tǝuϛ allǝuϛ klérὅi pèpalaχpai anὅγòn,

ὅστις τολμησειεν εμοι συν μοχλον αειρας
τριψαι εν οφθαλμῳ, οτε τον γλυκυς υπνος ικάνοι.
οἱ δ' ελαχον, τους αν κε και ηθελον αὐτος ελεσθαι,
τεσσαρες, αυταρ εγω πεμπτος μετα τοισιν ελεγμην.
Ἑσπεριος δ' ηλθεν καλλιτριχα μηλα νομευων·
αὐτικα δ' εις ευρυ σπεος ηλασε πῖονα μηλα,
παντα μαλ'· ουδε τι λειπε βαθειης εκτοθεν αυλης,
ἠ τι οϊσσαμενος, η και θεος ως εκελευσεν.
αὐταρ επειτ' επεθηκε θυρεον μεγαν υψοσ' αειρας,
ἑξομενος δ' ημελγεν οϊς και μηκαδας αιγας,
παντα κατα μοιραν, και υπ' εμβρυον ηκεν εκαστη.
αὐταρ επειδη σπευσε πονησαμενος τα ἁ εργα,
συν δ' ογε δ' αυτε δυω μαρψας ωπλισσατο δορπον.
και τοτ' εγω κυκλωπα προσηυδων αγχι παραστᾶς,
κισσυβιον μετα χερσιν εχων μελανος οινοιο·

Κυκλωψ, τη, πιε οινον, επει φαγες ανδρομεα κρεα·
ὁφρ' ειδῃς, οιον τι ποτον τοδε νηυς εκεκευθει
ἡμετερη· σοι δ' αν λοιβην φερον, ει μ' ελεησας
οἰκαδε πεμψειας· συ δε μαινεαι ουκ ετ' ανεκτως.
σχετλιε, πως κεν τις σε και υστερον αλλος ικοιτο
ἀνθρωπων πολεων; επει ου κατα μοιραν ερεξας.
ὡς εφαμην· ο δ' εδεκτο και εκπιεν· ησατο δ' αινως
ἡδυ ποτον πινων· και μ' ητεε δευτερον αυτις·

Διος μοι ετι προφρων, και μοι τεον ουνομα ειπε
αὐτικα νῦν, ινα τοι δω ξεινιον, ῳ κε συ χαιροις.
και γαρ κυκλωπεσσι φερει ζειδωρος αρουρα
οἰνον εριστταφυλον, και σφιν Διος ομβρος αεξει·
ἀλλα τοδ' αμβροσιης και νεκταρος εστιν απορρωξ.
Ὡς εφατ'· αυταρ οι αυτις εγω πορον αιθοπα οινον·
τρις μεν εδωκα φερων, τρις δ' εκπιεν αφραδιῃσιν.
αὐταρ επει κυκλωπα περι φρενας ηλυθεν οινος,
και τοτε δη μιν επεσσι προσηυδων μειλιχιοισι·

Κυκλωψ, ειρωτᾳς μ' ονομα κλυτον; αυταρ εγω τοι
ἐξερεω· συ δε μοι δος ξεινιον, ως περ υπεστης·
Ὄυτις εμοιγ' ονομ' εστ'. Ὄυτιν δε με κικλησκουσι
μητηρ ηδε πατηρ, ηδ' αλλοι παντες εταιροι.
Ὡς εφαμην· ο δε μ' αυτις αμειβετο νηλεϊ θῡμῳ·
Ὄυτιν εγω πυματον εδομαι μετα οἷς εταροισι,
τους δ' αλλους προσθεν· τοδε τοι ξεινηϊον εσται.
Ἦ, και ανακλινθεις πεσεν υπτιος· αυταρ επειτα
κειτ' αποδοχμωσας παχυν αυχενα· καδδε μιν υπνος
ἡρει πανδαματωρ· φαρυγος δ' εξεσσυτο οινος,
ψωμοι τ' ανδρομεοι· ο δ' ερευγετο οινοβαρειων.
και τοτ' εγω τον μοχλον υπο σποδου ηλασα πολλης,
ἑιως θειμαινοιτο· ἐπεσσι δε παντας εταιρους
θαρσῡνον, μη τις μοι υποδδεισας αναδῡῃ.

hòstiṣ tolmḗṣəièn èmòi ṣum mòχlòn aəiraṣ
tripṣai èn òftalmṓj, òtè tòn ylukuṣ upnoṣ ikanòi.
hòi δ' èlaχòn, təuṣ aŋ kè kaj épèlòn autòṣ èleṣpai,
tèṣṣarèṣ, autar èγó pèmptòṣ mèta tòiṣin èlèŋmen.
hèṣpèriòṣ δ' élpèŋ kallitriχa méla nòmèuṓn;
autika δ' əiṣ èuru ṣpèòṣ élaṣè píona méla,
panta maí'; əuδè ti ləipè βaβəiéṣ èktòpèn aulḗṣ,
é ti òïṣṣamènòṣ, é kai pèòṣ ṓṣ èkèlèuṣèn,
autar èpəiť' èpèpékè puròm mèγan upṣòṣ' aəiraṣ,
hèdʃòmènòṣ δ' émèlγèn òïṣ kai mékaδaṣ aiγaṣ,
panta kata mòiraŋ, kaj up' èmβruòn ékèn èkaṣtéi.
autar èpəiδḗ ṣpèuṣè pònḗṣamènòṣ ta ha èrγa,
ṣun δ' òγè δ' autè δuó marpṣaṣ ṓpliṣṣatò δòrpòn.
kai tòť' èγó kuklṓpa pròṣéuδṓn aŋχi paraṣtáṣ,
kiṣṣuβìom mèta χèrṣin èγṓm mèlanòṣ òinòiò;
kuklòpṣ, tḗ, piè òinòn, èpəi faγèṣ anδròmèa krá;
òfr' əiδéiṣ, òiòn ti pòtòn tòδè néuṣ èkèkèuβai
hémètèré; ṣòi δ' au lòiβém fèròn, əi m' èlèéṣaṣ
δikaδè pèmpṣəiaṣ; ṣu δè mainèai, əuk èť' anéktóṣ.
ṣχètliè, pṓṣ kèn tiṣ ṣè kaj uṣtèròn allòṣ ikòitò
anpṓpṓm pòlèṓn? èpèj əu kata mòiran èrèkṣaṣ,
hṓṣ èfamḗn; ò δ' èδèktò kaj èkpièn; éṣatò δ' ainóṣ
hèdu pòtòm pínṓŋ, kai m' éitèè δèutèròn autiṣ;
δòṣ mòj èti pròʃrṓŋ kai mòi tèòn əunòma əipè
autika nún, ina tòi δṓ kṣəiniòn, ói kè ṣu χairòiṣ.
kai γar kuklṓpèṣṣi fèrəi dʃəiδṓròṣ araura
òinòn èriṣtafulòŋ, kai ṣfin δiòṣ òmβròṣ aèkṣəi;
alla tòδ' amβròṣiéṣ kai nèktaròṣ èṣtin apòrrhṓkṣ.
hṓṣ èfať; autar òj autiṣ èγó pòròn aipòpa òinòn;
triṣ mèn èδṓka fèrṓn, triṣ δ' ékpièn afraδiéíṣin.
autar èpəi kuklṓpa pèri frènaṣ élupèn òinòṣ,
kai tòtè δḗ min èpèṣṣi pròṣéuδṓn məiliχìòiṣi:
kuklṓpṣ, əiróṭáiṣ m' ònòma klutòn? autar èγó tòi
èkṣèrèṓ; ṣu δè mòi δòṣ kṣəiniòn, ṓṣ pèr upèṣtéṣ;
əutiṣ èmòiγ' ònòm' èṣť; əutin δè mè kikléṣkəuṣi
métér éδè patér, éδ' allòṣ pantès ètairòi.
hṓṣ èfamḗn; ò δè m' autiṣ aməiβètò nélèï púmṓi;
əutin èγó pumatòn èδòmai mèta hòiṣ ètaròiṣi,
təuṣ δ' alləuṣ pròṣpèn; tòδè tòi kṣəinéïòn èṣtai.
é, kaj anaklinpəiṣ pèsèn uptiòṣ; autar èpəita
kəiť' apòδòχmṓṣaṣ paχun auχèna; kaδδè min upnòṣ
héirai panδamatór; farugòṣ δ' èkṣèṣṣntò òinòṣ,
pṣómòi t' anδròmèoj; ò δ' èreuγètò òinòβarəión.
kai tòť' èγó tòm mòχlòn upò spòδòw élaṣa polleṣ,
həiṓṣ pèrmainòitò; èpèṣṣi δè pantaṣ ètairəuṣ
parṣúnòn, mḗ tiṣ mòj upòδδəiṣaṣ anaδúéi.

ἀλλ᾽ οτε δη ταχ᾽ ο μοχλος ελαϊνος εν πυρι μελλεν
ἁψασθαι, χλωρος περ εων, διεφαινετο δ᾽ αινως,
και τοτ᾽ εγων ἄσσον φερον εκ πυρος, αμφι δ᾽ εταιροι
ἱσταντ᾽· ἀυταρ θαρσος ενεπνευσεν μεγα δαιμων.
οἱ μεν, μοχλον ελοντες ελαϊνον, οξυν επ᾽ ακρῳ,
ὀφθαλμῳ ἐνερεισαν· εγω δ᾽ εφυπερθεν ερυσσεις
δῖνεον· ως οτε τις τρυπᾳ δορυ νηϊον ἀνηρ
τρυπανῳ, οι δε τ᾽ ενερθεν υποσσειουσιν ἱμαντι
ἁψαμενοι ἑκατερθε, το δε τρεχει εμμενες αιει·
ὡς του εν ὀφθαλμῳ πυρινεον μοχλον ελοντες
δῖνεομεν, τον δ᾽ αιμα περιῤῥεε θερμον εοντα.
παντα δε οἱ βλεφαρ᾽ αμφι και ὀφρυας ευσεν αὔτμη
γλῆνης καιομενης· σφαραγευντο δε οἱ πυρι ῥιζαι.
ὡς δ᾽ οτ᾽ ανηρ χαλκευς πελεκυν μεγαν, ηε σκεπαρνον
ἐν υδατι ψυχρῳ βαπτῃ μεγαλα ιαχοντα,
φρομασσων· το γαρ αὐτε σιδηρου τε κρατος εστιν·
ὡς του σιζ᾽ ὀφθαλμὸς ελαϊνεῳ περι μοχλῳ.
σμερδαλεον δε μεγ᾽ ὠμωξεν· περι δ᾽ ἴαχε πετρη.
ἡμεις δε δεισαντες απεσσυμεθ᾽· αυταρ ο μοχλον
ἐξερυσ᾽ ὀφθαλμοιο πεφυρμενον αιματι πολλῳ·
τον μεν επειτ᾽ ἐρριψεν απο ὀ χερσιν αλυων.
ἀυταρ ο κυκλωπας μεγαλ᾽ ηὐτυν, οι ῥα μιν αμφις
ᾠκεον εν σπηεσσι δι᾽ ακριας ηνεμοεσσας·
οἱ δε βοης ἀϊοντες εφοιτων αλλοθεν ἀλλος·
ἱσταμενοι δ᾽ ειροντο περι σπεος, οττι ἑ κηδοι·
Τιπτε τοσον, Πολυφημ᾽, ἀρημενος ωδ᾽ εβοησας
νυκτα δι᾽ αμβροσιην, και ἀϋπνους αμμε τιθησθα;
ἦ μη τις σευ μηλα βροτων ἀεκοντος ελαυνει;
ἦ μη τις σ᾽ αυτον κτεινῃ δολῳ, ηε βιῃφι;
Τους δ᾽ αυτ᾽ ἐξ αντρου προσεφη κρατερος Πολυφημος·
Ὦ φιλοι, ουτις με κτεινει δολῳ, ουδε βιηφιν.
Οἱ δ᾽ απαμειβομενοι επεα πτεροεντ᾽ ἀγορευον·
Εἰ μεν δη μητις σε βιαζεται, οιον εοντα,
νουσον γ᾽ ουπως εστι Διος μεγαλου ἀλεασθαι.
ἀλλα συ γ᾽ ευχεο πατρι Ποσειδαωνι ἀνακτι.

Anm. Ich hab' es nicht für nöthig gehalten, in dieſem Probſtück das vielbeſprochene Digamma in Anwendung zu bringen, obgleich es dafür nicht an Gelegenheit fehlte, wie z. B. mehrmals in Anſehung der Wurzel *δειω, δδειω, δϝειω*. Die ganze Lehre iſt noch problematiſch, und darum die Unterſuchung noch nicht für geſchloſſen anzuſehen. Mit einzelnem Nachflicken iſt hier überhaupt nicht geholfen, da es doch einmal auf der Hand liegt, daß das Digamma derjenigen Redaction nicht mehr zukommt, in der wir den Homer beſitzen.

all' ótè dè taχ' ò mòχlòs èlâïnòs èm puri mèllèn
hapsaspai, χlóros pèr eón, diefainètò d' ainós,
kai tòt' eyón âsòm fèròn èk puròs, amfi d' ètairoi
histant'; autar parsòs ènèpnèusèm mèya daimón.
hòi mèm, mòχlòn èlòntes èlâïnón, òksun èp' akrói,
òfpalmói ènèrèisan; èyó d' èfupèrpèn aèrpais
dínèòn; ós ótè tis trúpói doru néïòn ánér
trúpanoj, òi dè t' ènèrpèn upossèiausin imanti
hapsamènòi hèkatèrpè, tò dè trèχèj èmmènès aisi:
hós tòw èn òfpalmói puriékea mòχlòn èlòntes
dúnèòmèn, tòn d' aima pèrirrhèè pèrmòn èònta.
panta dè hòi βlèfar' amfi kaj òfruas èusèn autné,
yléné kaiòmènés; sfarayèuntò dè hòi puri rhedfai.
hós d' òt' anér χalkèus pèlèkum mèyan, èè skèparnon
ain uδati psuχrói βaptéi mèyala iayònta,
farmassón; to yar autè siδérau tè kratòs èstin;
hós tau sidf' òfpalmòs èlâïnèói pèri mòχlói.
smèrδalèon dè mey' óimókèm; pèri d' iayè pétré.
hémais dè δδaisantès apessumèp'; autar ò mòχlon
èksèrus' òfpalmòio pèfurmènòn aimati pòllói;
tòm mèn èpait' èrrhipsèn apò hhèò χèrsin alúón.
autar ò kuklópas mèyal' épuèn, òi rha mèn amfis
óikèòn èn spéèssi δí' akrias énèmòèssas;
hòi dè βòés aïòntès èfoitón allòpèn allòs;
histamènòi d' airòntò pèri spèòs, òtti hè kéδòi:
tiptè tòsòm, pòlufém', árêmènòs ód' èβòésas
nukta δí' amβrósiéj, kaj aúpnaus ammè tipêspa?
é mé tis sèu méla βrótón aèkòntòs èlaunei?
é mé tis s' autòj ktéinéi δòloj, éè βiéfi?
taus d' aut' èks autrau pròsèfé kratèròs pòlufémos:
ó filòj, autis mè ktéinei δòloj, audè βiéfin.
hòi d' apameiβòmènòi èpèa ptèròèntʼ agòrèuòn:
ai mèn dé métis sè βiadfètaj, òiòn èònta,
nausòj y' aupós èsti δíòs mèyalau alèaspai.
alla su y' èuχèò patri pòsaiδáóni anakti.

---

*) Der oben ausgezeichnete Vers gibt zu mehrfacher Erläuterung Anlaß. In der Endung *ἄλλα ὁιῳ Ὀλῆνιι* macht einmal das *R* Position. Dann müßte der Schluß, vollständig gesprochen, so lauten: *rhioi hùleènti.* Nun soll sich aber *φ* vor dem Vocal verkürzen. Daraus folgt, daß der Spiritus asper aus dem Spiele bleibt, weil sonst nicht Vocal folgte, und auf dem Zusammenfließen der Vocale beruht ja die ganze Verkürzung. Nun zu lesen mit Verkürzung *rhio' ûl.* scheint mir aber doch wieder unbegründet, weil dann nicht begreiflich wird, warum der Hiatus nicht durch das wurzelhafte *h* vermieden wird. Am besten scheint es also, dem *φ* das *o* zu verkürzen, das *i* aber zu schleifen, also *rhio jûl.* zu lesen.

II.

Die attische Theaterpoesie.

Aus den Acharnern des Aristophanes

sind folgende Bruchstücke gezogen, die sämmtlich am Schlusse des zweiten Acts zwischen V. 496 und 717 zu finden sind.

I. Ein Beispiel des Trimeter, oder des gemeinen dialogischen Verses.

II. Ein Beispiel des leidenschaftlicheren, halblyrischen vierfüßigen Doppeltrochäus; Tetrameter.

III. Ein Beispiel der im höchsten Schwung auftretenden Anapästenverse.

Auf die freie Construction rein lyrischer Maße kann man sich hier nicht einlassen.

Ueber die attische Poesie ist nur zu merken, daß sie nicht so strengen Gesetzen unterworfen ist, wie die epische, besonders im komischen Vers. Hier tritt die Freiheit der positio debilis ein, wie sie oben bestimmt wurde, die Thesis schließt sich überzählige Kürzen an, eine Länge kann neben der andern als Kürze zählen, und, was das Eigenthümlichste ist, selbst die Arsis kann ihre Länge in zwei Kürzen auflösen, und selbst in dem Fall, wo sie von zwei Längen eingeschlossen ist, die an Kürzestellen stehen. Weitere Anomalien finden sich im Trimeter kaum, im Tetrameter eher, in den Anapästen aber häufig.

I.

Μη μοι φθονησητ', ανδρες οι θεωμενοι,
ει πτωχος ων, επειτ' εν Αθηναιοις λεγειν
μελλω περι της πολεως, τρυγωδιαν ποιων.
το γαρ δικαιον οιδε χ' η τρυγωδια.
εγω δε λεξω δεινα μεν, δικαια δε.
ου γαρ με και νυν διαβαλει Κλεων, οτι
ξενων παροντων την πολιν κακως λεγω.
αυτοι γαρ εσμεν, ουπι Ληναιῳ τ' αγων.
κουπω ξενοι παρεισιν· ουτε γαρ φοροι
ηκουσιν, ουτ' εκ των πολεων οι ξυμμαχοι.
αλλ' εσμεν αυτοι νυν γε περιεπτισμενοι·
τους γαρ μετοικους αχυρα των αστων λεγω.
Εγωγε μισω μεν Λακεδαιμονιους σφοδρα·
καυτος ο Ποσειδων, ουπι Ταιναρῳ θεος,
σεισας απασιν εμβαλοι τας οικιας·
καμοι γαρ εστιν αμπελια κεκομμενα.
αταρ, φιλοι γαρ οι παροντες εν λογῳ,
τι ταυτα τους Λακωνας αιτιωμεθα;
ημων γαρ, ανδρες (ουχι την πολιν λεγω·
μεμνησθε τουθ', οτι ουχι την πολιν λεγω·)
αλλ' ανδραρια μοχθηρα, παρακεκομμενα,
ατιμα, και παρασημα, και παραξενα,
εσοκοφαντει Μεγαρεων τα χλανισκια·
κει που σικυον ιδοιεν, η λαγωδιον,
η χοιριδιον, η σκοροδον, η χονδρους αλος,
ταυτ' ην μεγαρικα, καπεπρατ' αυθημερον.
και ταυτα μεν δη σμικρα καπιχωρια.
πορνην δε Σιμαιθαν ιοντες Μεγαραδε
νεανιαι κλεπτουσι μεθυσοκοτταβοι·
κᾀθ' οι Μεγαρης οδυναις πεφυσιγγωμενοι
αντεξεκλεψαν Ασπασιας πορνα δυο·
καντευθεν αρχη του πολεμου κατερραγη
Ελλησι πασιν εκ τριων λαικαστριων.
εντευθεν οργη Περικλεης ουλυμπιος
ηστραπτεν, εβροντα, ξυνεκυκα την Ελλαδα,
ετιθει νομους, ωσπερ σκολια γεγραμμενους,
ως χρη Μεγαρεας μητε γῃ, μητ' εν αγορᾳ,
μητ' εν θαλαττῃ, μητ' εν ηπειρῳ μενειν.
εντευθεν οι Μεγαρης, οτε δη πειτων βαδην,
Λακεδαιμονιων εδεοντο, το ψηφισι' οπως
μεταστραφειη, το δια τας λαικαστριας·
κουκ ηθελομεν ημεις δεομενων πολλακις.
καντευθεν ηδη παταγος ην των ασπιδων.
ερει τις; ου χρην. αλλα τι χρην; ειπατε.

I.

mé mòi fpònéṣét', anδrès òi pèómènòi,
əi ptóχòṣ ón, èpəit' èn apénaiòiṣ lèγəin
mèllő pèri tés pòlèós, truγóiδiam pòión.
tò γar δikaiòn òiδè χ' é truγóiδia.
èγó δè lèkṣó δəina mèn, δikaia δè.
əu γar mè kai nún δiaβaləi klèón, òti
kṣènóm paròntón tèm pòliη kakóṣ lèγó.
autòi γar èṣmèn, əupi lénaiói t' aγón.
kəupó kṣènòi parəiṣin; əutè γar fòròi
hékəuṣin, əut' èk tóm pòlèón òi kṣummaχòi.
all' èṣmèn núη γè pèrièptiṣmènòi;
təuṣ γar mètòikəuṣ aχura tón aṣtón lèγó.
èγóγè míṣó mèn lakèδaimòniəuṣ ṣfòδra;
kautòṣ ò pòsəiδón, əupi tainarói pèòṣ,
ṣəiṣaṣ apáṣin èmβalòi tás òikiáṣ!
kámòi γar èṣtin ampèla kèkòmmèna.
atar, filòi γar òi paròntès èn lòγói,
ti tauta təuṣ lakónaṣ aitióméθa?
hémőη γar, anδrès (əuχi tém pòlin lèγó;
mèmnéṣθè təuθ', òti əuχi tém pòlin lèγó)
all' anδraria moχθéra, parakèkòmmèna.
atíma, kai paraṣéma, kai parakṣèna,
èṣúkòfantəi mèγarèón tă γlăniṣkia;
kəi pəu ṣikuòn iδòièn, é laγóδiòn,
é χòiriδiòn, é ṣkòròδòn, é χòndrəuṣ alòṣ,
tauť én mèγărika, kápèpráť auβémèròn.
kai tauta mèn δé ṣmíkra kápiχória.
pòrnén δè ṣímaiβan iòntès mèγărăδè
nèániai klèptəuṣı mèpuṣòkòttaβòi;
káiβ' òi mèγaréiṣ òδunaiṣ pèfuṣiηγómènòi
antèkṣèklèpṣan aspaṣiaṣ pòrna δuó;
kántèupèn aryé təu pòlèməu katèrrhaγé
hèllési páṣin èk triőn laikaṣtriőn,
èntèupèn òryči pèriklèés əulumpiòṣ
éṣtraptèn, èβrònta, kṣunèkăkă tén èlla δa,
ètipəi nòməuṣ, óṣpèr ṣkòlĭă γèγrammènəuṣ,
hős χré mèγărèaṣ mélè γéi, mét' èn ăγòrái,
mét' èn palattéi, mét' èn épəirói mènəin.
èntèupèn òi mèγaréis, òtè δé pəinóm βaδén,
lakèδaimòniőn èδèòntò, tò pṣéfiṣm' òpős
mètaṣtrafəié, tò δia taṣ laikaṣtriaṣ;
kəuk épèlòmèn émaiṣ δèòmènóm pòllakiṣ.
kántèupèn édé pataγòṣ én tón aspiδón.
èrəi tiṣ? əu χrén; alla tí χrén? əipatè.

φερ', ει Λακεδαιμονιων τις, εκπλευσας σκαφει,
ἀπεδοτο φηνας κυνιδιον Σερῖφιων,
ἐκαθησθ' αν εν δομοισιν; η πολλου γε δει·
και καρτα μεν τ' αν ευθεως καθειλκετε
τριακοσιᾶς ναυς· ην δ' αν η πόλις πλεα
θορυβου στρατιωτων, περι τριηραρχου βοης,
μισθου δεδομενου, παλλαδιων χρῡσουμενων,
στοᾶς στεναχουσης, σῖτιων μετρουμενων,
ἀσκων, τροπωτηρων. καδους ωνουμενων,
σκοροδων, ελᾶων, κρομμυων εν δικτυοις,
στεφανων, τριχιδων, αυλητριδων, υπωπιων·
το νεωριον δ' αυ κωπεων πλατουμενων,
τυλων ψοφουντων, θαλαμιων τροπουμενων,
ἀυλων, κελευστων, νιγλαρων, συριγματων.
ταυτ' οιδ' οτι αν εδρᾶτε· — —

II.

ὁι γεροντες, οι παλαιοι, μεμφομεσθα τῃ πολει.
ὀυ γαρ αξιως εκεινων, ων εναυμαχησαμεν,
γηροβοσκουμεσθ' υφ' ὑμων, αλλα δεινα πασχομεν,
ὁιτινες γεροντας ανδρας εμβαλοντες ες γραφας,
ὑπο νεᾱνισκων εᾶτε καταγελᾶσθαι ῥητορων,
ὀυδεν οντας, αλλα κωφους, και παρεξηνλημενους,
ὁις Ποσειδων Ασφαλειος εστιν η βακτηρια·
τονθορυζοντες δε γηρᾳ τῳ λιθῳ προσεσταμεν,
ὀυχ ορωντες ουδεν, ει μη τις δικης την ηλυγην.
ὁ δε νεᾱνιᾶς εαυτῳ σπουδασας ξυνηγορειν,
ἐς ταχος παιει, ξυναπτων στρογγυλοις τοις ῥημασι·
κᾶτ' ανελκυσᾶς ερωτᾳ, σκανδαλῃθρ' ιστας επων,
ἀνδρα Τῑθωνον σπαραττων, και ταραττων, και κυκων.
ὁ δ' υπο γηρως μασταρυζει, κᾶτ' οφλων απερχεται·
ἐιτα λυζει, και δακρῡει, και λεγει προς τους φιλους·
Ὀυ μ' εχρην σορον πριασθαι, τουτ' οφλων απερχομαι.

Τῳ γαρ εικος ανδρα κῡφον, ηλικον Θουκυδιδην,
ἐξολεσθαι, ξυμπλακεντα τῃ Σκυθων ερημιᾳ.
τῳδε τῳ Κηφῑσοδημῳ, τῳ λαλῳ ξυνηγορῳ:
ὡστ' εγω μεν ηλεησα, κᾶπομορξαμην, ιδων
ἀνδρα πρεσβυτην υπ' ανδρος τοξοτου κυκωμενον,
ὁς, μα την Δημητρ', εκεινος ηνικ' ην Θουκυδιδης,
ὀυδ' αν αυτην την Αχαιαν ῥᾳδιως ηνεσχετο·
ἀλλα κατεπαλαισεν αν μεν πρωτον Ευαθλους δεκα,·
κατεβησε δ' αν κεκρᾱγως τοξοτᾶς τρισχιλιους,
περιετοξευσεν δ' αν αυτου του πατρος τους ξυγγενεις.
ἀλλ' επειδη τους γεροντας ουκ εᾶθ' υπνου τυχειν,

fèr, əi lakèδaimòniôn tiṣ, èkplèuṣaṣ ṣkafəi,
apèδòtò fénaṣ kunïδiòn ṣèrífiôn,
èkapèṣp' an èn δòmòiṣin? ê pòlləu yè δəi;
kai karta mèn t' an èupèôṣ kapəilkètè
triăkòṣiâṣ nauṣ; ên δ' an ê pòliṣ plèa
pòrûβəu ṣtratiôtôm, pèri triérarχəu βóéṣ,
miṣpəu δèδòmènəu, palladiôη χrûṣəumènôn,
ṣtòâṣ ṣtènăχəuṣéṣ, ṣítiôm metrəumènôn,
aṣkôn, tròpôtérôη, kaδəuṣ ôuəumènôn,
ṣkòròδôn, èlâôη, kròmmuôn èn δiktuòiṣ,
ṣtèfanôn, triχiδôn, aulétriδôn, upópiôn;
tò nèôrion δ' au kópèôm platəumènôn,
tulôm pṣòfəuntôn, palamiôn tròpəumènôn.
aulôη kélèuṣtôn, niχlarôn, ṣuriηmatôn.
taut' òiδ' òti an èδrâtè. —

II.

hòi yèròntèṣ, òi palaiòi, mèmfòmèṣpa téi pòlei.
əu yar akṣiôṣ èkəinôn, ôn ènaumaχéṣamèn,
yéròβòṣkəumèṣp' uf' úmôn, alla δəina paṣχòmèn,
hòitinèṣ yèròntaṣ anδraṣ èmβalòntèṣ èṣ γrafaṣ.
hŭpò nèánikôn èâtè katayèlaṣpai rhétòrôn,
əuδèn òntaṣ, alla kófəuṣ, kai parèkṣéulémènəuṣ,
hòis poṣəiδôn aṣfaləios èṣtin ê βaktéria;
tònsòrndfòntèṣ δè yérâi tôi lipôi pròṣèṣtamèn.
əuχ òrôntèṣ əuδèn, əi mê téṣ δikéṣ tén élηyén.
hò δè nèánias èautôi ṣpənδaṣaṣ kṣunéyòrəin.
èṣ taχòṣ paiəi, kṣunaptôn ṣtròηyulòiṣ tòiṣ rhêmaṣi;
kâit' anèlkuṣâṣ èrôtâi, ṣkanδalèpr' iṣtaṣ èpôn,
anδra tipónòn ṣparattôη, kai tarattôη, kai kukón.
hò δ' ŭpò yérôṣ maṣtarudfəi, kâit' òflôn apèryètai;
əita ludfəi, kai δakrûəi, kai lèyəi pròṣ tənṣ fileuṣ:
hən m' èxrên sòròm priaṣpai, tənt' òflôn apèryòmai.

---

tôi yar əikòṣ anδra kúfòn, élikòn pəukuδiδén,
èkṣòlèṣpai, kṣumplakènta téi ṣkupôn èrémiâi.
tôiδè tôi kéfiṣòδémòi, tôi lalôi kṣunéyòrôi?
hôṣt' èyô mèn élèéṣa, kápòmòrkṣamén, iδôn
anδra prèṣβutén up' anδrôṣ tòkṣòtəu kukômènòn,
hòs, ma tén δémétr', èkəinòṣ énik' én pəukuδiδéṣ,
əuδ' an autén tén ayaian rhâiδiôs ênèsyètò;
alla katèpălaisèn an mèm prôtòn ènapləuṣ δèka,
katèβóéṣè δ' aη kèkrâyôs tòkṣòtâṣ trisχiliəuṣ,
pèrìètòkṣèuṣèn δ' an autən təu patròṣ təuṣ ksuηyènəiṣ.
all' èpəiδé təuṣ yèròntaṣ əuk èâp' upnəu tuχəin,

ψηφισασθε χωρις ειναι τᾶς γραφᾶς, οπως αν η
τῳ γεροντι μεν γερων και νωδος ο ξυνηγορος·
τοις νεοισι δ' ευρυπρωκτος, και λαλος, χὠ Κλεινιου.
κἄξελαυνειν χρη τολοιπον· κην φυγη τις, ζημιουν
τον γεροντα τῳ γεροντι, τον νεον δε τῳ νεῳ.

III.

ὡνηρ νῑκᾷ, τοισι λογοισιν, και τον δημον μεταπειθει
περι των σπονδων, αλλ' αποδυντες τους αναπαιστους επιωμεν.
ἐξ ου γε χοροισιν εφεστηκεν τρυγικοις ο διδασκαλος ημων,
ὁυπω παρεβη προς το θεατρον λεξων, ως δεξιος εστι·
διαβαλλομενος δ' υπο των εχθρων εν Αθηναιοις ταχυβουλοις,
ὡς κωμῳδει την πολιν ημων, και τον δημον καθυβριζει,
ἀποκρῑνεσθαι δειται νῡνῑ προς Αθηναιους μεταβουλους,
φησιν δ' ειναι πολλων αγαθων αιτιος ῡμῖν ο ποιητης,
παυσᾶς ῡμᾶς ξενικοισι λογοις μη λῖαν εξαπατᾶσθαι,
μηθ' ηδεσθαι θωπευομενους, μητ' ειναι χαυνοπολῖτᾶς.
προτερον δ' ῡμᾶς οι πρεσβεις απο των πολεων εξαπατωντες,
πρωτον μεν ιοστεφανους εκαλουν· κἄπειδαν τουτο τις ειπῃ,
ἐυθυς δια τους στεφανους επ' ακρων των πῡγιδιων εκαθησθε.
ἐι δε τις, ῡμᾶς υποθωπευσας, λιπαρᾶς καλεσειεν Αθηνᾶς,
ἑυρετο πᾶν αν δια τᾶς λιπαρᾶς, αφυων τῖμην περιαψας.
ταυτα ποιησας, πολλων αγαθων αιτιος ῡμῖν γεγενηται,
και τους δημους εν ταις πολεσιν δειξᾶς, ως δημοκρατουνται.
τοιγαρτοι νῡν εκ των πολεων τον φορον ῡμῖν απαγοντες
ἠξουσιν, ιδειν επιθῡμουντες τον ποιητην τον αριστον,
ὁστις παρεκινδῡνευσεν Αθηναιοις ειπειν τα δικαια.
ὁυτω δ' αυτου περι της τολμης ηδη πορρῳ κλεος ηκει,
ὁτε και βασιλευς, Λακεδαιμονιων την πρεσβειαν βασανιζων,
ἠρωτησεν πρωτα μεν αυτους, ποτεροι ταις ναυσι κρατουσιν·
ἐιτα δε τουτον τον ποιητην, ποτερους ειποι κακα πολλα.
τουτους γαρ εφη τους ανθρωπους πολυ βελτιους γεγενησθαι,
και τῳ πολεμῳ πολυ νῑκησειν, τουτον ξυμβουλον εχοντας.
δια τουθ' ῡμᾶς Λακεδαιμονιοι την ειρηνην προκαλουνται,
και την Αιγῖναν απαιτουσιν· και της νησου μεν εκεινης
ὀυ φροντιζουσ', αλλ' ινα τουτον τον ποιητην αφελωνται.
ἀλλ' ῡμεις μη ποτε δεισηθ', ως κωμῳδησει τα δικαια·
φησιν δ' ῡμᾶς πολλα διδαξειν αγαθ', ως ευδαιμονας ειναι,
ὀυ θωπευων, ουθ' υποτεινων μισθους, ουτ' εξαπατυλλων,
ὀυτε πᾶνουργων, ουτε καταρδων, αλλα τα βελτιστα διδασκων.

pṣéfiṣaṣþè χűriṣ əinai tâṣ γrafâṣ, òpőṣ an éi
tőí yeròntι mèι γèrőι kai nőδòṣ ò kṣunéγòròṣ ;
tòiṣ nèòiṣι δ' euruprőktoṣ kai lalòṣ, χő klәiniәu.
kâkṣèlaunәin χré tòlòipòι ; kém fuγéi tiṣ, dſémiәun
tòι γèrònta tőí γèrònti, tòn nèòn δè tőí nèőι.

III.

hűnér nîkâι, tòiṣι lòγòiṣιι kai tòn δémòm mètapәipәi
pèri tőn ṣpònδőn, all' apòδunteṣ tәuṣ anapaiṣtәuṣ èpiőmèn,
èkṣ әu γè χòròiṣin èfèṣtékèn truγikòiṣ ò δiδaṣkalòṣ émőn,
әupő parèβé pròṣ tò þèatròn lèkṣőn, őṣ δèkṣiòṣ èṣti ;
δiaβallòmènòṣ δ' upò tőn èχþrőn èn apénaiòis taχuβәulòiṣ,
hős kőmőiδәi tém pòlin émőι, kai tòn δémòι kapuβridſәi,
apòkrínèṣþai δәitai núní pròṣ apénaiәuṣ mètaβәuleuṣ.
féṣin δ' әinai pòllőn ayapőn aitiòṣ úmín ò pòiétéṣ,
pauṣâṣ úmâṣ kṣènikòiṣι lòγòiṣ mé lían èkṣapatâṣþai,
mép' édèṣþai pőpèuòmènәuṣ, mét' әinai χaunòpòlítâṣ.
pròtèròn δ' úmâṣ òi prèṣβәiṣ apò tőm pòlèőn èkṣapatőntèṣ
prőtòm mèn ïòṣtèfanәuṣ èkaleun ; kápәiδan tәutò tiṣ әipéi,
ènpuṣ δia tәuṣ ṣtèfanәuṣ èp' ákrón tőm pűγiδiőn èkapéṣþè.
әi δè tiṣ, úmâṣ upòþőpèuṣaṣ, liparâṣ kalèṣәièn apénâṣ,
hèurètò pán an δia tâṣ liparâṣ, afuőn tímém pèriapṣaṣ.
tauta pòiéṣaṣ, pòllőn ayapőn aitiòṣ úmín yèγènétai,
kai tәuṣ δémәuṣ èn taiṣ pòlèṣin δәikṣâṣ, őṣ δémòkratәuntai.
tòiγartòi nún èk tőm pòlèőn tòm fòròn úmín apaγòntèṣ
hèkṣәuṣin iδәin èpiþúmәuntèṣ tòm pòiétén tòn ariṣtòn.
hòṣtiṣ parèkinδúnèuṣèn apénaiòiṣ әipәin ta δikaia.
hәutő δ' autәu pèri téṣ tòlmêṣ édé pòrrhő klèòṣ ékәi,
hòtè kai βaṣilèuṣ, lakèδaimòniőn tém prèṣβәiam βaṣanidſőn,
érőtéṣèm prőta mèn autәuṣ, pòtèròi taiṣ nauṣi kratәuṣin ;
әita δè tәutòn tòm pòiétém, pòtèròiṣ әipòi kaka pòlla.
tәutәuṣ γar èfé tәuṣ anprőpәuṣ pòlu βèltíәuṣ yèγènéṣþai,
kai tőí pòlèmőí pòlu nîkéṣәin, tәutòι kṣumβәulòn èχòntaṣ.
δia tәuþ' úmâṣ lakèδaimòniòi tén әiréném pròkalәuntai,
kai tén aiγînan apaitәuṣin ; kai téṣ néṣәu mèn èkәinéṣ
әu fròntidſәuṣ' all' ina tәutòn tòm pòiétén afèlőntai.
all' úmәiṣ mé pòtè δәiṣép', őṣ hőmőiδéṣәi ta δikaia ;
féṣin δ' úmâṣ pòllà δiδakṣәin ayap', őṣ èuδaimònaṣ әinai,
әu þőpèuőn, eup' upòtәinőm miṣþәuṣ, әut' èkṣapatullőn,
әutè pánәuryőn, әutè katarδőn, alla ta βèltiṣta δiδaṣkőn.

III.

Die dorische Idyllpoesie.

Theokrits erstes Idyll. Anfang.

Der (spätere) dorische Dialekt kann, der gebildeten attischen Schriftsprache gegenüber, die eigentliche Volkssprache heißen; sie erscheint darum nicht an einzelne Localitäten gebunden. Es war die Sprache Siciliens und Großgriechenlands, wie Aegyptens und Kleinasiens; ja, wenn Aristophanes Peloponnesier, oder athenische Nachbarn aus Megaris und Böotien auftreten läßt, so sprechen sie eine Art Dorisch, wie wir sagen würden, einen platten Dialekt. In diesem Element haben sich Theokrit und seine Nachfolger bewegt.

Das Charakteristische der Mundart ist früher erwähnt; wir erinnern nur an unsere Hypothesen, die Reihe der mediae hier dem römischen und modernen System zu accommodiren und die räthselhafte Verbindung σδ durch Umstellung zu erklären, wodurch sie so ziemlich dem Laut des italienischen gi entspricht.

ἅδυ τι το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς, αιπολε, τηνα,
ἁ ποτι ταις πᾶγαισι μελισδεται· ἁδυ δε και τυ
σῦρισδες· μετα Πᾶνα το δευτερον ἆθλον αποισῃ.
αἰκᾶ τηνος ελῃ κεραον τραγον, αιγα τυ λαψῃ·
αἰκᾶ δ' αιγα λαβῃ τηνος γερας, ες τε καταῤῥει
ἁ χιμαρος. χιμαρῳ δε καλον κρεας, εστε κ' αμελξῃς.

ἅδιον, ω ποιμᾶν, το τεον μελος, η το κατᾶχες
τηνᾰ απο τᾶς πετρᾶς καταλειβεται υψοθεν ὕδωρ.
αἰκᾶ ταί Μωσαι τᾶν οιδα δωρον αγωνται,
ἆρνα τυ σᾶκῖταν λαψῃ γερας· αι δε κ' αρεσκῃ
τηναις αρνα λαβειν, τυ δε τᾶν οἴν υστερον ἀξῃ.

λῃς, ποτι τᾶν νυμφᾶν, λῃς, αιπολε, τᾷδε καθιξας,
ὡς το καταντες τουτο γεωλοφον, αι τε μυρῖκαι,
σῦρισδεν; τας δ' αιγας εγων εν τῳδε νομευσῳ.

οὐ θεμις, ω ποιμᾶν, το μεσᾶμβρινον, ου θεμις αμμιν
σῦρισδεν· τον Πᾶνα δεδοικαμες· η γαρ απ' αγρᾶς
τᾶνικα κεκμᾶκως αμπαυεται· εντι δε πικρος,
και ὅι αει δρῖμεια χολᾶ ποτι ῥῖνι καθηται,
ἄλλα (τυ γαρ δη, Θυρσι, τα Δαφνιδος αλγεα ειδες,
και τᾶς βωκολικᾶς επι το πλεον ἴκεο μωσας,)
δευρ', υπο τᾶν πτελεᾶν εσδωμεθα, τω τε Πριηπω
και τᾶν Κρᾶνιαδων κατεναντιον, ᾗπερ ο θωκος
τηνος ο ποιμενικος και ται δρυες, αι δε κ' αεισῃς,
ὡς ποκα τον Λιβυᾶθε ποτι Χρομιν ᾆσας ἐρισδων,
αἰγα τε τοι δωσω διδυμᾶτοκον ες τρις αμελξαι,
ἁ, δυ' εχοισ' εριφως, ποταμελξεται ες δυο πελλας,
και βαθυ κισσυβιον, κεκλυσμενον ἁδεῖ κᾶρῳ,
ἀμφωες, νεοτευχες, ετι γλυφανοιο ποτοσδον·
τω περι μεν χειλη μαρῦεται υψοθι κισσος,
κισσος ελιχρῦσῳ κεκονισμενος· ἁ δε κατ' αυτον
καρπῳ ελιξ ειλειται αγαλλομενα κροκοεντι.
ἐντοσθεν δε γυνᾶ τι θεων δαιδαλμα τετυκται,
ἀσκητᾶ πεπλῳ τε και αμπυκι· παρ δε ὅι ανδρες
κᾶλον εθειραζοντες αμοιβαδις αλλοθεν αλλος
νεικειουσ' επεεσσι· τα δ' ου φρενος απτεται αυτᾶς.
ἄλλοκα μεν τηνον ποτιδερκεται ανδρα γελευσα,
ἄλλοκα δ' αυ ποτι τον ῥῖπτει νοον, οι δ' υπ' ερωτος
δηθα κυλοιδιοωντες ετωσια μοχθιζοντι.
τοις δε μετα γρῖπευς τε γερων, πετρᾶ τε τετυκται
λεπρας, εφ' ᾗ σπευδων μεγα δικτυον ες βολον ελκει

hâdu ti tò psiƥurisma kaj â pituş, aipòlè, tênα,
hâ pòti taiş pâgaisi mèlidʃhètai; hâdu dè kai tu
şûridʃhès; mèta pâna tò dèutèròn âplòn apòisêi.
aikâ tênòş èlêi kèraòn tragòn, aiga tu lapşêi.
aikâ d' aiga labêi tênoş gèraş, ès tè katarrhai
hâ χimaròş; χimarôi dè kalòη krèas, èstè k' amèlkşêiş.

---

hâdion, ô pòimân, tò tèòm mèlòş, è tò katâχès
tên' apò tâş pètrâş kataləibètaj upsòpèn ûdôr.
aikâ tai môşai tân òiida dôròn agôntai,
arna tu şâkîtan lapşêi gèraş; ai dè k' arèşkêi
ténais arna labəin, tu dè tân òin uştèròn akşêi.

---

lêiş, pòti tân numfân, lêiş, aipòlè, tâide kapikşaş,
hôş tò katantès təutò gèôlòfon, ai dè murîkai,
şûridʃhèn? taş d' aigaş ègôn èn tôidè nòmèuşôi.

əu pèmiş, ô pòimân, tò mèsâmbrinòn, əu pemis ammin
şûridʃhèn; tòm pâna dèdòikamès; è gar âp' agrâş
tânika kèkmâkôş ampauètai; èntì dè pikròş,
kai hòj aəi drîməia χolâ pòti rhûni kapêtai.
alla (tu gar dê, purşi, ta dafnidòş algèa əidès,
kai tâş bôkòlikâş èpi tò plèòn îhèò môşâş,)
dèur', upò tâm ptèlèân èdʃhômèpa. tô tè priêpô
kai tâη krâniadôη katènantiòn, âipèr o pôkòş
ténòş ò pòimèníkòş kai tai druès, ai dè k' aəişêis,
hôş pòka tòn libuâpè pòti χrômin âişâş èridʃhôn,
aiga tè tòi dôşô didumâtòkòn ès triş amèlksai,
hâ, du' èχòiş' èrifôş, pòtamèlkşètai ès duò pèllaş,
kai bapu kişşubiòη, kèkluşmènòn âdèï kârôi,
amfóès nèòtèuχès, èti glufanòiò pòtòdʃhòn;
tô pèri mèη χəilê maruètaj upşòpi kişşòş,
kişşòş èliχrûşôi kèkònişmènòş; hâ dè kat' autòn
karpoj èliks əiləitaj agallòmèna kròkòènti.
èntòşpèn dè gunâ ti pèôn daidalma tètuktai,
aşkêtâ pèplôi tè kaj ampuki; par dè hòj andrès.
kâlòn èpəiradʃòntès amòibadis allòpèn allòş
nəikəiəuş' èpèèşşi; ta d' əu frènòş aptètai autâş.
allòka mèn ténòm pòtidèrkètaj andra gèlèuşa,
allòka d' au pòti tòn rhiptəi nòòn; òi d' up' èrótòş
dépa kulòidiòóntès ètôşia mòχpidʃònti.
tòiş dè mèta grípèus tè gèrôm, pètrâ tè tetuktai
lèpraş, èf' âi şpèudôm mèga diktuòn ès bòlòn èlkəi

ὁ πρεσβυς, καμινονει το καρτερον ανδρι εοικως.
φαιης κεν γυιων νιν οσον σθενος ελλοπιευειν·
ωδε οι ορθοκαντι και ανχενα πανιοθεν ῖνες,
και πολιω περ εοντι· το δε σθενος αξιον ᾱβας.
τυτθον δ' οσσον απωθεν αλιρυτοιο γεροντος
πυρναιαις σταφυλαισι καλον βεβριθεν αλωα·
τᾶν ολιγος τις κωρος εφ' αιμασιαισι φυλασσει
ῆμενος· αμφι δε μιν δυ' αλωπεκες, ᾱ μεν αν' ορχως
φοιτη σινομεναι τον τρυξιμον, ᾱ δ' επι πηραν
πανια δολον ιευχοισα, το παιδιον ου πριν ανησειν
φᾱτι, πριν ι ακραιτον επι ξηροισι καθιξη.
αντᾱρ ογ' αντερικεσσι καλαν πλεκει ακριδοθηραν,
σχοινῳ εφαρμοσσᾱς· μελεται δε οι ουτε τι πηρας,
ουτε φυτων τοσσηνον, οσον περι πλεγματι γᾱθει.
παντᾱ δ' αμφι δεμας περιεστραται ὕγρος ακανθος,
αιολικον τι θαλλᾰ· τερας κε τυ θῡμον ατυξαι.
τω μεν εγω τορθησι Καλυδωνιῳ αιγα τ' εδωκα
ὦνον, και τυροεντα μεγαν λευκοιο γαλακτος·
δυδ' ετι πᾶ ποτι χειλος εμον θιγεν, αλλ' ετι κειται
ἀχραντον. τῳ κεν τυ μαλα προφρων αρεσαιμᾱν,
αἰκεν μοι τυ φιλος τον εφῑμερον υμνον αεισῃς.
κου τοι τι φθονεω. ποταγ' ω γαθε· ιᾶν γαρ αιοιδαν
ουτι πᾶ εις Αΐδαν γε τον εκλελαθοντα φυλαξεις.

ἀρχετε βωκολικᾶς, Μωσαι φιλαι, αρχετ' αοιδᾶς.
Θυρσις οδ' ὡξ Αιτνᾶς, και Θυρσιδος ᾱδ' ᾱ φωνᾱ.
πᾶ ποκ' αρ' ηθ', οκα Δαφνις ετᾶκετο, πᾶ ποκα, νυμφαι;
ᾐ κατα Πηνειω καλα τεμπεα, ᾐ κατα Πινδω;
ου γαρ δη ποταμω γε μεγαν ῥοον ειχετ' Ανᾶπω,
ουδ' Αιτνᾶς σκοπιαν, ουδ' Ακιδος ἱερον ὕδωρ.
τηνον μᾶν θωες, ιηνον λυκοι ωρῡσαντο,
τηνον χὠκ δρῡμοιο λεων ανεκλαυσε θανοντα.
πολλαι δι παρ ποσσι βοες, πολλοι δε τε ταυροι,
πολλαι δ' αυ δαμαλαι και πορτιες ωδῡραντο.
ηνθ' Ερμᾶς πρᾶτιστος απ' ωρεος, ειπε δε, Δαφνι,
τις τυ καταιρυχει; τινος, ω γαθε, τοσσον ερασσαι;
ἦνθον τοι βωται, τοι ποιμενες, ὁρπολοι ηνθον εις.

---

hò prèsβuṣ, kamnòntì tò kartèròn andrì èòikóṣ.
faiéṣ kèη gúiόn nin òṣòn ṣpènòṣ èllòpiεuəin;
hódè hòj óidékanti kat' auχèna pantòpèn ínèṣ,
kai pòliói pèr èòntì; tò dè ṣpènòṣ akṣiòn ábaṣ.
tuppòn d' òṣṣòn apóρèn alitrutòiò gèròntòṣ
purnaiaiṣ ṣtafulaiṣi kalòm bébrίρèn alóa;
tán òligòṣ tis kóròṣ èf' aimaṣiaiṣi fulaṣṣəi
hémènòṣ; amfi dè min dư' alópèkèṣ, á mèn an' òrχóṣ
ʃòitéi ṣinòmèná tán trókṣimòn, á d' epi péran
panta dòlòn tènχòiṣa, tò paidiòn əu prin anéṣəin
fáti, prin é akratiṣtòn èpi kṣéròiṣi kapikṣéi;
autar òg' anpèrikèṣṣi kalam plèkəi akridópéran,
ṣχòino' èfarmòdʃhón: mèlètai dè hòj əutè ti péraṣ,
əutè futón tòṣṣénòn, òṣòm pèri plèηmati gápəi.
ηantá d' amfi dèpaṣ péripèptataj úgròṣ akanpòṣ,
aiòlikòn ti paéma; tèraṣ kè tu púmòn atukṣai.
tói mèn ègó porpməi kaludónioj aiga t' èdóka
ónòη, kai turòènta mègan lèukòiò galaktòṣ;
əuđ' èti pá pòti χəilòṣ èmòn pigèn, all' èti kəitai
aχrantòn; tói kèn tu mala pròfrón arèṣaimán,
aïkèn mòi tu filòṣ tòn èfúmèròn umnòn aəiṣéiṣ.
kəu tòi ti ʃpònèó; pòtag' ó 'gapè; táη gar aòidán
əuti pa' əiṣ aïdaη gè tòn èklèlaṗònta fulakṣəiṣ.

---

arχètè bókòlikáṣ, móṣai filai, arχèt' aòidáṣ.
purṣiṣ òđ' óks aitnáṣ, kai purṣidòṣ áđ' á fóná.
pá pòk' ar' ép', òka dafniṣ ètákètò, pá pòka numfai?
é kata pénəió kala tèmpèa, é kala pindó?
əu gar dé pòtamó gè mègan rhòòn əiχèt' anápó,
əuđ' aitnáṣ ṣkòpian, euđ' ákidòṣ ïèròn údór.
ténòn mán póès, ténòn lúkòj órúṣantò,
ténòn χók drúmòiò lèón anèklauṣè panònta.
pòllai hòi par pòṣṣi bòès, pòllòi dè ti tauròi,
pòllai d' au damalai kai pòrtièṣ ódúrantò.
énp' èrmáṣ prátiṣtòṣ ap' óréòṣ, əipè dè, dafni,
tis tu katatruχəi? tinòṣ, ó 'gapè, tòṣṣòn èraṣṣai?
énpòn tòi bótai, tòi pòimènèṣ, óipòlòj énpòn etc.

Anmerkung.

Wenn ein Philolog vom Fach in diesen Probstücken kleine Verstöße gegen die Prosodie finden sollte, so mag er sich dabei erinnern lassen, wie wenig noch gethan ist, um dem Laien zu dieser Einsicht zu verhelfen, und wie sehr uns ein griechisches quantitirendes Wörterbuch noththut. Für unsern Zweck war, wie man sieht, die Quantität das untergeordnete Moment; in ihr war nichts neues hier nachzuweisen.

III. Latein.

Ein eignes Werk über die Physiologie des lateinischen Idioms ist: Konr. Leop. Schneider ausführliche Grammatik der lat. Sprache. Erste Abtheilung: Elementarlehre. I. Berlin 1819. II. 1821.

§. 1.

Die Entwicklung der italischen Mundart geschah auf eine von der griechischen sehr abweichende Weise. Während dort eine Vielheit verwandter Stämme sich gleichzeitig in der Schrift und Poesie versuchte, und die Sprache selbst von Anfang als ein Vielgestaltiges auftreten mußte, so ist hier von der ersten Zeit Eine Stadt der Mittelpunkt alles Lebens und aller Bildung, ja es scheint, daß nahgelegene Stämme selbst völlig abweichende Mundarten hatten, also von den Römern unterschieden waren, wie man von der oscischen, tuscischen, etruriſchen Sprache behauptet. Unteritalien und Sicilien war damals von griechischen Colonien bedeckt, und hieß Großgriechenland. Es scheint also, die eigentliche Römersprache, das Lateinische oder Latein, sey ursprünglich in der That auf einen engen Bezirk, Latium, eingeschränkt gewesen, wenigstens müssen seine nähern Verwandten nicht in der Nähe gewohnt haben. Erst mit dem politischen Wachsthum der Stadt wurde die Römersprache mehr und mehr die italische, endlich die von halb Europa. Unter den griechischen Dialekten steht ihr der dorische oder, wie man es noch näher bestimmen will, die äolische Abart desselben am nächsten. Neben dem dorischen *a* soll nämlich der äolische Dialekt den Umlaut des *u* ins *ü* nicht zugelassen, bei dem später entwickelten Accent ferner, die Vorschiebung des Accents, von der Schlußsylbe weggeleitet, zuweilen die Aspiration unterlassen haben, u. dergl., in welchen Dingen das Latein seiner Einrichtung analog sich entwickelte. Man hat diesen Zusammenhang häufig so dargestellt, als ob das Verhältniß des Latein zu den griechischen Dialekten nicht viel mehr als eine etwas fern gerückte provinzielle Entwicklung dieser Stammsprache sey; welche Vorstellung aber eine sehr verkehrte ist. Wenn man abrechnet, daß einmal durch die geographische Nähe und den steten Verkehr freilich vieles Griechische einzeln vom Anfang an ins Latein sich einschlich, und daß zweitens das in beiden Einstimmige in syntaktischer und quantitätischer Hinsicht nicht sowohl dem Stamm

als der Zeit angehört, so wird man gestehen müssen, im Organismus selbst betrachtet ist das Latein dem Griechischen nicht näher verwandt, als etwa das Germanische mit diesem oder jenem verwandt ist, und wenn in einzelnen Partien jener Fall sich aufzudringen scheint, so stehen andere entgegen, wo das Germanische bald dem Griechischen, bald dem Latein viel näher steht, als diese zwei unter sich, was in der Formenlehre und Syntax sich darstellen wird.

§. 2.

Das Wesentliche ist also, daß das Latein eine aristokratisch gebildete, eine Centralsprache ist, während die griechische eine demokratische, eine Dialektsprache, zu heißen verdient. Der Grieche schrieb, wie er sprach und hörte; der Römer, wie er sah und gelehrt wurde, nach dem Herkommen. Daher wir im Latein äußerst wenige Spuren von dem haben, was man abweichenden Dialekt, Volks- oder Bauernsprache nennen kann; am meisten noch bei den Alten, wie Plautus, wie einiges Wenige, was die spätern räsonnirenden Schriftsteller und Grammatiker anekdotenweise oder als curiosa anführen. Aus den ältesten Inschriften läßt sich noch am meisten auf den noch nicht conventionell zugestutzten frühern Zustand des Idioms schließen. Was die lateinischen Buchstaben betrifft, so sind sie in der ältesten Zeit von den Griechen entlehnt, aber man kann sagen, daß die Lateiner mit diesem System so willkürlich und selbständig verfuhren, als die Griechen mit dem phönizischen; ja der Römer ließ sogar die semitisch-griechischen Namen der Zeichen fahren, und führte jene einfachern Lautnamen ein, die jetzt für ganz Europa gelten; namentlich ist die deutsche Aussprache dem System der alten Grammatiker identisch, wenn man ausnimmt, daß *ge* und *ce* noch reine Schlaglaute waren, *i* und *j*, *u* und *v* (d. i. *w*) noch für Ein Zeichen gelten, und nur durch den Beisatz vocalis, consonans geschieden wurden. Das *V* wird von Einigen, nach semitisch-griechischer Weise, *vau* genannt; beim *ha* ist das *a* unsicher; das griechische *z* behält den griechischen Namen, wie das *y*. Was die Zeichen betrifft, nämlich die alten oder Uncialzeichen, so sieht man, daß *C* und *Q* vom Griechischen abweichen, übrigens semitisch sind; sie könnten die umgekehrten hebräischen *kaph* und *kuph* heißen. *D* ist aus *δ* gemacht, *F* ist das digamma (von *w* übergesprungen) *H* war, wie wir wissen, auch im ältesten Griechisch Aspirationszeichen; die Figur des *L* ist aus *Λ* durch Wendung zu begreifen; das *P* ist aus *r* zu *p* geworden und wieder durch einen Beistrich zu *R*; *S* gehört dem griechischen kleinen Alphabet (wie oben *δ*); daß *V* und *Y* beide aus dem *Y* hervorgehen, wissen wir auch, und daß das überflüssige griechische *X* hier für den Doppellaut verwendet wurde, ist leicht zu erkennen. In später Zeit wollte Kaiser Claudius dem römischen Alphabet drei neue Buchstaben aufdringen,

nämlich ein *w*, ein *ps* (ψ) und einen Vocal für ö oder ü, worüber später gesprochen wird.

I. Die Vocale.

§. 3.

Die römische Theorie ging darauf aus, nur die streng geschiedenen leicht vernehmlichen Lautstufen zu bezeichnen, und der Vocalkreis schloß sich vom Anfang in die Fünftheiligkeit ab. Differenzen für die Quantität wurden in der guten Zeit nicht statuirt. Es ist diesem Umstand zum Theil zuzuschreiben, daß wir über die lateinische Quantität so viel besser belehrt sind, als über die griechische; denn die Philologen haben sich vom Anfang angelegen seyn lassen, sich die Quantität der Vocale zu merken, und nicht nur der Gradus ad Parnassum, jedes bessere Wörterbuch belehrt uns über lateinische Quantität. Es ist aber auch damit noch nicht alles geleistet, und es wäre sehr zu wünschen, daß römische Classiker, namentlich Dichter, mit Bezeichnung der Quantität gedruckt würden, in der Weise, wie es jetzt in den grammatischen Werken der germanischen Zunge, des Sanskrit u. s. w. allgemein eingeführt ist, also mit Bezeichnung der Naturlängen *á, é, í, ó, ú*. Wir werden uns zum Gesetz machen, so zu schreiben, weil wir es, bei der unquantitätischen Praxis das Latein zu lesen, für unsere Ohren für doppelt nothwendig halten.

§. 4.

In der ältesten Gestalt der Inschriften erscheint das System der Kürzen noch in der Entwicklung aus der elementarischen Dreitheiligkeit in die Fünftheiligkeit begriffen. Daher dort häufig für späteres *i* und *u* noch das indifferente *e* und *o* steht, und diese Erniedrigung greift selbst noch in die Längen ein. So findet man *návebos* für *návibus; exémet, cépet, ornávet, fuel, debet, mereto, hec, amécus, magestrátos, exfocionf* (*effugiunt*), *consol, prúmos, captom, consentiont, filios, consolere, publicod, tabolam, colpam* u. s. w. Ein hievon zu trennender Fall ist der, daß man da, wo das sterivische *u* (das übrigens als *o* in seiner Uebereinstimmung mit dem griechischen zu bemerken ist) in der ältern Schrift sich für den Fall im *o* erhielt, wo es mit einem consonantischen *u* oder *v* zusammenstieß. So hat man im Plautus (namentlich Bothe), die Formen *servom, servos* wieder vorgezogen; die Bequemlichkeit ist vielleicht nicht bloß orthographisch, indem *serums, sermum* unbequem aussieht, sondern jene Formen sind vielleicht auch bequemer zu sprechen. Wegen der Endung *om, um* ist aber später die Nasalität nachzusehen. Daß das kurze *u*, in gewissen Fällen selbst *i*, sich in späterer Zeit nach der

Zwischenreihe, doch mit Unsicherheit bewegte, muß noch besonders betrachtet werden. Hier muß an dem Princip festgehalten werden, daß der Römer nur die decidirten Hauptlaute begünstigte. Ferner sind *i* und *u* schon in der ältesten Gestalt zugleich Consonanten, *j* und *v* (= *w*), ohne daß die Schrift den Unterschied bezeichnet. Der Beweis dafür liegt in der Quantität, weil beide Laute in diesem Fall keinen Vocalzeitwerth, dagegen positionelle Kraft ausüben, mit einigen Ausnahmen beim *v*. Auch kann noch gesagt werden, daß unsere moderne Aussprache des *e*, die in der Position *è*, im Sylbenschluß aber *é* zu seyn pflegt, auf jeden Fall im alten Idiom willkürlich erscheint. Man kann sich denken, daß der Römer, falls er, wie wir, *mollès, tennès* gesprochen hat, er auch wird *mollè, tennè* (nicht *mollê, tenuê*) oder im andern Fall auch *mollés, tenués* gesagt haben.

§. 5.

Für die Längen wird *á, é, í, ó, ú* festgehalten, und eine Trennung des *e* und *o* ist nur vielleicht darin versucht, daß beiden Lauten ein Diphthong *ae, au* an der Seite steht, der aber, wie mir scheint, nie zur vollständigen Entwicklung gekommen ist, denn die Fälle sind zu selten. Vielleicht waren die reinen *é* dem *ae* bestimmt, ohne, wie gesagt, darin durchzudringen; dadurch wären die frühern *ä* ins *é* nachgerückt. Auf negativer Seite war vielleicht die reine *ó*-Classe dem *au* bestimmt, aber wieder nicht vollständig entwickelt; dadurch rückten die ursprünglichen *å* ins *ó*, für welches letztere die neuromanischen Sprachen einerseits *ne* oder *no*, andrerseits aber ein mittelreihiges *ö* entwickeln. Auf der positiven Seite entwickelt sich aus dem zweiten *é* häufig *ie* und anderwärts *oi, oa*. Für *í* und *ú* finden sich in der ältesten Gestalt zuweilen Abweichungen in *ei* und *ou* nach griechischer Weise; aber auch diese sind nicht durchgedrungen, vielmehr später wieder völlig verdrängt worden. Endlich ist noch ein räthselhafter Diphthong *oe* vorhanden, und einige Mal kommt *eu, ui* vor.

§. 6.

Diphthonge.

Ueber die wahre Geltung aller dieser Diphthonge kann kaum ein Streit seyn. Denn daß eine so selbständig entwickelte Orthographie, wie die römische, mit zwei Vocalen, die Eine Sylbe bilden, einen wahren Diphthong bezeichnen wollte, muß so lang angenommen werden, bis das Gegentheil erwiesen ist. Folglich ist *ae* = *a* + *e*, also *aé*, das mit unserm gemeinen *ai* zusammenfällt. Griechisch *αι* und lateinisch *ae* gelten für identisch; übrigens war *ai* selbst ältere römische Schreibart, wie auf Inschriften noch *aidilis, quaistor, aiquom, Aimilius, aiternus, Mûsaius, Caisar* zu lesen ist. Die Figur æ, als Combination, gehört dem spätern Cursiv-Alphabet an, widerspricht aber dem Diphthong so wenig, daß die heutigen Is-

länder für den Diphthong *ai* ausdrücklich dieſes Zeichen gebrauchen. In ſpäterer Römerzeit, als die Diphthonge durch die Volksſprache, in der ſie theilweiſe nie aufgekommen waren, vielleicht auch durch Theorie und Mode wieder in Abgang kamen, trat an die Stelle des *ae* wieder ſein urſprünglicher gleichnamiger Laut, das lange *é*, und in dieſer Form hat ſich auch das lateiniſche *ae* in die neuromaniſchen Sprachen vererbt. Als im Mittelalter die hochdeutſche Grammatik ihre Buchſtaben den römiſchen nachbildete, hatte ſie einen flexiviſchen Umlaut ihres *á*, der ins Poſitive fiel, zu bezeichnen, und glaubte, dieſe Eigenſchaft ſchicklich durch die Combination æ darzuſtellen, in welcher der Wurzellaut *a* mit dem Flexionslaut *é* oder *è* gewiſſermaßen combinirt erſchien. Später trat das *e* dann über das *a*, und endlich, in neuſter Zeit, wurde dieſes *a* + *e* gar durch das Zeichen *ä* abgelöſ't. Von dieſem hochdeutſchen *ä* = *è* aus erzeugte ſich endlich die falſche Theorie, das lateiniſche *ae* gleich *ä* oder *è* zu nehmen, während die Schultradition bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts conſtant das *ae* wie *é* ſprach. (Es geſchieht noch gewöhnlich in der modern-unbetonten Sylbe wie Präſident u. dergl.) Ein letzter Beweis für die Doppellautung des *ae* iſt es, daß Dichter das dreiſylbige *Phaethon* zuweilen zweiſylbig, folglich diphthongiſch brauchen. Zuweilen findet man ſogar die Flexion *ae* in ein zweiſylbiges *aï* aufgelöſ't: *aulaï*, *auraï*, *pictaï*, *aquaï* bei Virgil. (Schneiders Formenlehre S. 22) *terraï frúgiferaï* bei Martial. Hier iſt nothwendig *áï* anzunehmen, denn die Zweiſylbigkeit iſt ja mehr als Triphthong. Dieſe unnatürliche Auflöſung tadelt Quintilian mit Recht (Schneider, I. 52.).

§. 7.

Auf dem Land, alſo dialektiſch, ſprach man *ê* für *ae*, die ältere Form. Varro ſagt: in latiô rûrê *hêdus*, quod in urbê, ut in multeis, a additô haedus. In manchen Fällen war der Gebrauch unentſchieden, wie in *faenus*, *fénus*. Auch in *caetra*, *caespes*, *glaeba*, *taeda*, *taeter* iſt der Gebrauch unentſchieden; in *aescula*, *caepa*, *caerimônia*, *caestus*, *gaesum*, *saeculum*, *saepes*, *saepio*, *Cnaeus* gilt *ae* für richtiger. Selbſt aus dem griechiſchen *η* bildete ſich zuweilen ein diphthongiſches *ae*, wie man *scaena*, *scaeptrum* findet. Für *faenum*, *haedus*, *caecus*, *caeruleus*, *caesius*, *maereo*, *maestus* findet ſich auch eine Nebenform *foenum*, *hoedus*, *coecus*, *coeruleus*, *coesius*, *moereo*, *moestus*, die nichts Befremdendes hat, da der Lateraldiphthong *oe* allgemein unmittelbar aus *ae* hervorgeht. In *coelum*, *coelebs*, *coena*, *proelium*, *coenum*, *coepi* ſcheint *oe* beſſer zu ſtehen, als *ae*. Zwiſchen zwei Vocalen ließ die römiſche Orthographie zuweilen *ai* beſtehen, weil hier das *i* durch Ueberſchleifen auf den nächſten Buchſtaben aus *j* ſtreifte. Daß alſo in *aio*, *maior*, *Maius* wirklicher Diphthong ſtattfand, und die Schreibart *ajo* falſch iſt, werde ich bei Gelegenheit des *j* beweiſen, in Verbindung mit den analogen Fällen, in *eius*, *cuius*, *Troia*.

§. 8.

Dem *ae* sollte offenbar *ao* entsprechen. Aber ein isolirtes *Aorélius* (Schneider I. 62) abgerechnet, findet sich durchaus nur *au*, dem griechischen *αυ* völlig entsprechend. Auffallend unterscheidet ein alter Grammatiker (Terentianus Maurus, bei Schneider I. 58) ein langes *a* im *au* von *áurum*, *áuspices*, von einem kurzen in *aut*, *Auruncí*, und führt sogar ein analoges griechisches langes *a* in *ἄυριον*, neben dem kurzen in *ἄν*, *ἄυτας* an. Wenn diese Angabe nicht aus so später Zeit käme, so wäre damit ein Triphthong für das Latein bewiesen, wovon sonst nichts gemeldet wird. Die Entstehung des *au* ist handgreiflich in den Contractionen *favitor*, *fautor*; *návita*, *nauta*; *avis*, *aucupo*. In Flexionen, wie *gávisus*, *gaudeo*, ist unsere deutsche Aussprache besonders widersinnig. Daß *au* mit einem volksthümlichen, ältern und später wieder aufgekommenen *ó* wechselt, ist natürlich. Neben *faux* gilt *suffóco*; neben *dehaurio*, *dehório*; neben *plaudo*, *plódo*; aus *si audes* wird *sódes* contrahirt (also *ódes* populär); neben *caupo*, *cópo*. Bei der Bildung des *au* wurden manche ergriffen, die später zurückkehrten, daher die alten Formen *ausculum*, *aula*, *aululária*, *austrum* statt der Formen mit *ó*; und *aurichalcum* (griechisch *ὀρειχάλκος*), weil man an *aurum* dachte. Festus nennt *órum* Volksform von *aurum*. In den Ableitungen *óráta* von *aurum* und *óricula* von *auris* erhielt sich das *ó*. So wird *óspicor* für *auspicor*, *cólles* für *caules* und *plóstrum*, *plostellum* für *plaustrum* gefunden, so wie *lótus* für *lautus*, *códex* neben *candex*, *caulis* und *cólis*, *Caurus* und *Córus* (obgleich die Bedeutungen oft etwas differiren). Ebenso *clóstrum* für *claustrum*, *pollus* für *paullus*; *ródus* neben *raudus*, *Plótus* neben *Plautus*, *Clódius* und *Claudius*. Auch gehört eine Anekdote aus Sueton. Vespas. 22 hierher. Mestrium Flórum consulárem, admonitus ab eó *plaustra* potius quam *plóstra* dicenda, posteró die *Flaurum* salútávit. Bei Cicero de divinatione II. 40. versteht einer den Ausruf „*cauneas*“ (Feigen) als böses Omen für *cave ne eas*. Namen wie *Láomedon* werden (Schneider I. 62) durch Contraction zu *Laumedon*. Was die neuromanischen Sprachen betrifft, so hat offenbar die französische den sichersten Weg eingeschlagen, indem sie alle *au* dem aus *ae* entsprungenen *é* analog wie rein *ó* spricht, während die andern in den populären Wörtern als *óro*, *póco*, *códa*, *cósa* wirklich *o* schreiben, in andern aber wie *auróra*, *plausíbile* u. s. w. das *au* völlig gelten lassen, welches *au* jetzt nur dem seltenen alten *ai*, wie in *maio* analog steht. Viele deutsche Provinzen sprechen das lateinische *au* nach ihrer Mundart des Deutschen dem *ou* gleich, was nicht zu loben ist; eigentlich ist die Aussprache *ao* die richtige, weil das Correlat *ae* (*aé*) ist. Einen weitern schlagenden Beweis für die wahre Aussprache des *ae*, *oe* und *au* wird derjenige führen, der sich die Mühe nimmt, die Plautinischen Alliterationen durch-

durchzugehen, wo sich zeigen wird, daß dort constant Wörter, wie *áger*, *aetas*, *augustus* zusammen auf *A*, Wörter wie *ónus*, *óestrus* aber zusammen auf *O* alliteriren.

§. 9.

Das zweite Diphthong-Paar des Römers sind die obsoleten *ei* und *ou* statt der später allgemeinen *í* und *ú*. Die Geltung kann nur die naturgemäßen *ɔi*, *ɔu* betreffen; der Versuch war noch weniger glücklich als im griechischen *ει* und *ου*, wiewohl das spätere *ou* für lang *ú* ganz denselben Gang zeigt. Es ist zu bemerken, daß *ei* auch für späteres *é* vorkommt, und hier überhaupt der Wechsel zwischen *e* und *i* in Betracht kommt, wiewohl ein aus *é* entwickeltes *ei* den Grundsätzen gar nicht zuwider ist, und nur gegen die Analogie des *ó* stößt. Beispiele sind *castreis*, *socieis*, *claseis* (für *classis*), *nâveis* (*nâves*), *quei*, *foederâtei*, *virei*, *sibei*, *eeis*, *vôbeis*, *sei*, *nisei*, *ibei*, *ubei*, *utei*, *ceivis*, *preivâtod*, *deicerent*, *exdeicâtis*, *exdeicendum*, *inceiderétis*, *virtútei*; *loumen*, *nountius*, *abdoucit*, *conjouráse*, *noundinum*, *joudicâre*, *jousérunt*, *injouria*; man findet einige Mal dieses *ou* für kurz *u*, als *nâvebous* (auf der columna rostrata, hier ist das *o* mit dem *u* in einen Zug vereinigt, ganz dem griechischen *ϖ* ähnlich), ebenso *joubeâtis* für *jubeâtis* und einige Mal *souus* statt *suus*, es sind vielleicht Schreibfehler. So findet sich auch ein *no* für *ú* in *senâtuos* und *prômagistrâtuo*; man darf von diesen paar Fällen nicht auf einen unächten Diphthong schließen. Das *ei* in *eius*, *peior* s. unten im *j*.

§. 10.

Dem Griechischen folgend hätten wir jetzt das dritte Paar *oi* und *eu* zu betrachten. Das letztere ist aber äußerst selten, und seine Entstehung liegt fast durchaus zu Tage. Außer *cèu* und den Ausrufen *hèu*, *ehèu*, *hèus* kommt *sèu* durch Abkürzung von *sîve*, wie *nèu* von *néve*; daß also das aufgelöst'te *v* wie *u* oder gar wie *w* selbst klingen muß, versteht sich. (Man lese also *hewu*, *hewu*, *sewu*, *newu* oder *hèu* u. s. w.) In den weitern Zusammensetzungen mit *né* fließt *ne* mit dem Vocal in Eine Sylbe zusammen, als *uter*, *nĕ-ŭter*; *ŭtiquam*, *nĕ-ŭtiquam*; *utique* (*nĕ-ŭtique*; es versteht sich von selbst, daß man weder an ein deutsches noch französisches *eu* dabei denken muß). In andern Fällen wird das *e* der Partikel abgeworfen, wie in *nunquam*, *nusquam*, *nullus*, bei den Komikern *nutiquam*, oder das *e* verschlingt den folgenden Vocal, wie *némo* statt *ne-homo*.

§. 11.

Den schwierigsten Fall bietet das lateinische *oi*, das, dem *ai*, *ae* gemäß, später in *oe* übergeht. Die Fälle, wo es mit *ae* collidirt, aus dem es hervorgegangen zu seyn scheint, sind schon erwähnt, als *proelium*, *coelebs*, *coecus*, *coepi*, *poenitet*; in *coelum* ent-

spricht es dem griechischen κοιλον, in *coena* dem κοινη, in *poena* dem ποινη; in *comoedus*, *tragoedus*, *auloedus*, *citharoedus* ist es aus dem griechischen Triphthong ῳ entstanden. Alte Schreibarten sind *Oinone*, *Coilius*, *coiperit*; in *coetus* liegt *co-itus* zum Grund. (Streng genommen, da *co-itus* = *cum-itus* und *cum* = *cō* ist, eigentlich mit Nasaldiphthong *cōitus*, worüber später.) Endlich steht *oe* in *moenia*, *amoenis*, *foedus*, *foederis* und *foedus*, *foedī*. Es kann nach allem Bisherigen kein Zweifel seyn, daß der Werth *oi*, d. h. das naturgeforderte ὸε ist, und die Abstammung scheint dem Griechischen analog aus *ae*. Nun kommt aber eine äußerst auffallende Erscheinung hinzu. In den ältesten Denkmalen zeigt sich ein *oi* für späteres langes *u*; z. B. *ploirume* für *plūrimi*, *comoinem* für *commūnem*, *oinvorsei* für *ūniversi*, *oino* für *ūnum*, *moinicipio* für *mūnicipio*, *oitile* statt *ūtile*, *oitier* statt *ūti*, *oisus* für *ūsus*, *loidos* für *lūdos*, *coirāre* für *cūrāre*, *moerus* für *mūrus*, *moenio* für *mūnio*. Neben diesen alterthümlichen Formen besteht aber zur vollen Bestätigung des Uebergangs noch in der spätern Sprache ein solcher Umlaut, indem *moenia* und *mūnire*, *poena* und *pūnīre*, *impūne*; *poenus* und *pūnicus*, *poeniceus* neben *pūniceus* theils gleichbedeutige, theils stammgenössische Wörter sind. Wenn man nun bedenkt, daß viele jener langen aus *oi* entstandenen *u* in den verwandten Sprachen positive Vocale zeigen, als *plūrimi*, *ploirimi*, πλειονες; *commūnis*, *comoinis* deutsch *ge-mein* (gothisch *gamāns*), *ūnus* griechisch ἑις, ἑνος für ἑνς, deutsch *ên*, *ein* (gothisch *ān*), so wie, daß *pūnicus* vom ältern *poenicus* = *phoenīcius*, phönicisch, stammt, so kann man nicht zweifelhaft seyn, eine Classe des lateinischen *ū* hat sich aus einem *ae*, *ei*, *ē*, kurzum aus der positiven Seite ins *oi* bewegt, und von da wahrscheinlich durch Abschleifung des *i* und Steigerung des *o* ins *u* zum langen *u* entwickelt. Dieses Element hat selbst aus *prōvidens*, *proidens*, *proedens* endlich *prūdens* entwickelt.*) Man muß nicht dagegen anführen, daß manche griechische *oi* im Lateinischen zu *ī* geworden, wie namentlich die Endung *oi* zu *ī*, die Wurzeln ὀιχος, ὀινος zu *vīcus*, *vīnum*. Diese Vergleichungen gehören zu der schon gerügten Voraussetzung, das Lateinische sey ein griechischer Dialekt. Wie diese beiden Idiome zusammenhängen, ist aber für uns ein Geheimniß, und keine Regel daher abzuleiten. Wenn freilich nach Festus (Schneider I. 82) alte Formen *loebesum* und *loebertatem* statt *lĭberum* und *lĭbertātem* und *foedus* (*foederis*) und *fidus* (*fides*) verwandt seyn sollen, so bin ich weit entfernt, dieses erklären zu wollen. Es sind isolirte Fälle, vielleicht auch unrichtige Angaben. In spätern Zeiten des Verderbnisses, nachdem *oe* mit *ae* so vielfach verwechselt war, nahm man

*) Hier aus holländische *oe* = *û* zu erinnern, hilft wenig, denn es wäre erst zu beweisen, daß dieses *oe* jemals ein Diphthong war, und dieser Beweis möchte schwerer seyn, als der erste.

sie beide in den Urvocal *é* zurück, und so gelten sie jetzt nach der Tradition durch ganz Europa; nur die Hochdeutschen haben den Buchstab *oe* für ihr in *ö* umlautendes *o* verwendet und hiemit verwechselt, woran freilich kein römisches Ohr je gedacht haben kann. Das einzige scheinbare Zeugniß wären ein paar Stellen, die Schneider I. 84 erwähnt hat, in denen *oe* mit dem *y* (griechischen *υ* = *ü*) zusammengebracht wird, indem der Name *Hylas* durch *Hoelas* wieder gegeben werden soll, und die beiden Provinzen *Moesia* und *Mysia* zuweilen verwechselt werden, nebst einigen ähnlichen Curiositäten; solche aber beweisen nichts, wo alle Sprachentwicklung widerspricht.

§. 12.

Von dem Lateraldiphthong *ui* ist die Interjection *hui* das einzige wahre Beispiel; denn wenn *cui*, *huic* und ähnliche Wörter einsylbig gebraucht werden, so ist dieß Contraction und gehört nicht hieher. Endlich kommt dem griechischen *υι* gemäß einige Mal der Diphthong *yi* vor, der also *üi* zu gelten hätte; z. B. *Harpyia*. Ueber diesen Diphthong wie über *oi* und *ui* in *Troia*, *cuius* siehe beim *j*.

§. 13.

Spuren der Zwischenreihe.

Daß die klare Durchsichtigkeit des römischen Ohrs diesen Tönen entgegenkämpfte, ist gesagt. Doch konnten sie den Versuch nicht ganz ferne halten. Einmal von griechischer Seite; daß in der ältesten Zeit griechisch *υ* und lateinisch *u* völlig zusammenstimmen, wie *φυω*, *fuo*; *φυγη*, *fuga*, ist gesagt. Weiter neigte sich das griechische *υ* zur Zwischenreihe, doch mit Ausnahme des äolischen Dialekts und mit Ausnahme der Diphthonge. Ob Plautus noch *sucophanta*, *sumbolum* schrieb oder mit *ü sycophanta*, *symbolum*, ist zweifelhaft. Dieses ist die Schreibart der guten Zeit, und das neue Zeichen ist offenbar erfunden, um einen neuen Laut zu bezeichnen. Daher *y* und *z* zwei unrömische griechische Zeichen (und Laute) heißen, und dem römischen Alphabet hinten angefügt wurden (*ü*, *dſ*). Aber bald scheint man das *y* mit *i* identificirt zu haben, was sich von der ungebildeten Sprache von selbst versteht, da ihr *ü* fremd war. Daher man stritt, ob der Etymologie wegen *stylus*, *sylva*, *Ulysses* oder nach dem gemeinen Gebrauch *stilus*, *silva*, *Ulixes* zu schreiben sey. Auffallender ist, wenn aus den ältern Formen *clupeus*, *inclutus*, *lacruma*, weiterhin *clypeus*, *inclytus*, *lacryma* und endlich auch *clipeus*, *inclitus*, *lacrima* vorkommen. Auch hier liegen griechische Formen zu Grunde; und die einfachste Erklärung scheint die zu seyn, die ersten Formen sind der altgriechischen (äolischen) Sprache, die zweiten der spätern griechischen (mit *ü*) gemäß, aus welcher endlich die dritte, gemeinrömische, sich entwickelte. Besonders zu beachten ist Folgendes: Von den ältesten Zeiten an findet sich im Lateinischen

ein Wechsel zwischen kurzem *u* und *i*, wie bekanntlich *maxumus* und *maximus*, *artubus* und *artibus*, *lubet* und *libet*, *aucupium* und *aucipium* vorkommt; hier ist aber um so mehr bloßer Umlaut des *u* in *i* zu vermuthen, und der geringste Zweifel, ob das kurze *u* nicht möchte *ü* gelautet haben, so gewisser abzuweisen, als diese Eigenheit sich nie jener griechischen Entwicklung gleichstellt, denn nicht ein einzig Mal hat man versucht, *maxymus*, *artybus*, *lybet*, *aucypium* zu schreiben, was doch sonst zuverläßig hätte geschehen müssen. Ueberhaupt muß in einer Sprache, die sich ihre Orthographie selbst schafft, immer präsumirt werden, die Sprache hat so viel Laute als Zeichen, denn das Abweichende kann nur in Zeiten des Verfalls und der entlehnten Schreibart vorkommen.

§. 14.

Wenn wir nun für die gute Zeit des Latein alle Zwischenlaute auf Rechnung griechischer Einfuhr geschrieben, und den Wechsel des *u* und *i* für dialektischen Umlaut, ohne Mittelglied, erklärt haben, so ist der Fall doch anders in Zeiten spätern Verfalls. Kaiser Claudius (ums J. 40 nach Chr.) führte ein neues Vocalzeichen ein unter der Figur ⅎ, das einen Nebenlaut des *i* bezeichnen sollte, wofür die Beispiele *vir* und *virtus* angeführt werden. Das *R* hat die Kraft, die Vocale zu degeneriren; und es wäre nicht unmöglich, daß in dieser spätern Zeit, vielleicht auch durch Mischung mit barbarischen Elementen, die Sprache diese Richtung genommen und manche Laute der Art getrübt hat, daß statt des frühern *i* ein Zwischenlaut, sey es mehr *ü* oder mehr *ö* sich einschlich (man vergleiche in den spätern romanischen Sprachen das französische *vertu*, das spanische Augmentativ von *vir* — *varón*). Daß dieser Fall vom Griechischen ganz verschieden ist, ist schon darum klar, daß man ein neues Zeichen brauchte, offenbar, weil *y* nur noch Schreibzeichen und = *i* war. Erst Donat und Priscian (also im 6ten Jahrh. Schneider I. 19) wollen den Mittelton von *i* und *u* angewendet wissen auf Wörter, wo *i* auf *v* folge, wie *video*, *vim*, *virtus*, *vitium*, *vix*. Ja sie sagen ausdrücklich: i et u vocâlis quando mediae sunt alternos inter sè sonòs videntur confundere, i ut *vir*, u ut *optumus*, so daß man nicht zweifeln kann, jenes *i* und dieses *u* trafen in einem dritten Laut *ü* zusammen. Aber was beweisen diese modernen Barbarismen gegen die alte Römersprache? Die Grammatiker sollten doch nicht alles, was man „die Alten" zu nennen beliebt, über Einen Leisten schlagen. Es ist hier dasselbe Mißverständniß wie mit dem Accent, den uns Priscian für die Sprache eines Horaz oder Plautus lehren soll. Gerade als ob wir heutigen Deutschen eo ipso auch über gothische und althochdeutsche Sprachverhältnisse ein Urtheil hätten!

§. 15.

Nasalvocale.

Daß die lateinischen Endungen *am, em, im, om, um* wirkliche Vocale sind, das ergibt sich aus der Prosodie, indem dieselben Elision machen. Diese *m* sind also vom Consonanten *m* völlig zu trennen. Die Stellen der Alten darüber sind folgende. (Schneider I. 300 ff.) Priscian: M obscûrum in extrêmitâte dictiônum sonat, ut templum, apertum in principio, ut *magnus;* mediocre in mediis, ut *umbra.* (Sollte in letzterm Fall, vielleicht vor weichen Consonanten, sich auch schon inlautender Nasal versucht haben? läßt sich aus spätern Analogien fragen; das Zeugniß ist aber für die gute Zeit zu spät.) Quintilian: Quid quod plèraque nôs illâ quasi mûgiente littera clûdimus M, quâ nullum graece verbum cadit; at illi N jûcundam et in finê praecipue quasi tinnientem illius loco pônunt, quae est apud nôs rârissima in clausulis. (Quintilian urtheilt offenbar bloß aus der Orthographie und hat keinen Begriff vom Nasalvocal.) Daß das *M* am Ende überhaupt kein *m* war, beweis't der Grammatiker Verrius Flaccus, der in diesem Fall nur ein halbes *M*, also *Λ* geschrieben wissen wollte. Der weitere Fragpunkt ist nur, ob dieses Schluß-*M*, wenn es mit einem folgenden Vocal zusammenstößt, alle Wirkung verlieren soll. In Prosa sprach man wohl ohne Elision, so daß der Nasalvocal mit dem folgenden Hiatus machte; doch erzeugte sich in gangbaren Verbindungen die Elision durch den Gebrauch, wie aus *animum adverto animadverto*, aus *vênum eo vêneo* wurde. Bei Plautus wird noch *bonum est* in *bonum'st* gezogen, später sagte man *bon' est* eleganter.

§. 16.

Nun ist vor allem der Zweifel zu berühren, ob diese Nasalaussprache nicht erst im Verlauf der Zeiten aus einem wirklichen *M* entstanden sey. Dieses ist aber unmöglich. Einmal, wäre *M* erlaubter Auslaut im Lateinischen, so würden sich auch Nominalwurzeln der Art finden, wie mit den andern liquidae, als *fûr, mel, splên.* Es sind aber durchaus nur Flexionen und Partikeln, die auf *M* schließen. Das früher entwickelte Griechisch hat in allen diesen Fällen *N*; stände diesem ein römisches *M* analog, so müßte das römische älter, ursprünglicher seyn; weil *N* aus *M* entsteht, nie umgekehrt. *M* ist aber nie griechische Endung und ist auch in der ältesten Zeit nicht lateinisch gewesen; denn gerade auf den ältesten Inschriften wird der Nasalvocal, den man vom reinen Vocal noch nicht zu scheiden wußte, bloß durch diesen bezeichnet, z. B. *Samnio* für *Sammium, oino* für *ûnum, duonoro optumo viro* statt *bonôrum optimum virum, Antioco* für *Antiochum.**) Also erst später, als

*) Vergl. Rask's Preisschrift. S. 191 des Orginals.

das Bewußtseyn der Differenz zwischen dem reinen und nasalen Vocal erwachte, entschloß man sich den letzten durch ein angefügtes *M* auszudrücken, wohl aus dem einzigen Grunde, weil *M* in seinem eignen Werth nie zum Schluß zu stehen kam, also ein disponibles Zeichen war. Denn von dem hier concurrirenden *N* als Nasalzeichen konnte man keinen Gebrauch machen, weil der Römer allerdings das *N* am Ende (wiewohl seltner als der Grieche) vertrug, und zwar in ungeschwächter Geltung (es macht nie Elision). Das römische Schluß-*M* ist also der griechischen Einrichtung mit *N* nicht voraus-, sondern nachgeschritten, es hat sich aus *N* der Nasenvocal entwickelt, wie wir später viele Analogien werden aufweisen können, und die Frage könnte nur seyn, ob dieses Final-*M* nicht etwa ein gutturales *η* könnte gewesen seyn (wie im ältern Französisch). Dieser Zweifel wird aber gerade einestheils durch die älteste Schreibart ohne *M* (mit bloßem Vocal) widerlegt, anderntheils auch noch durch den Organismus des römischen Nasalsystems selbst, der streng auf die Oekonomie unserer theoretischen Nasallaute berechnet ist, wie man sehen wird.

§. 17.

Auf der Indifferenz entspricht dem griechischen *αν* ein römisches *am*, das völlig unzweifelhaft unserm theoretischen *ã* entsprechen muß. Auf positiver Reihe stehen *em* und *im*, wie es scheint, ziemlich parallel, doch mit offenbarer Begünstigung des ersten Lauts. Will man nun positive Nasale trennen, so wird *im* unser *ẽ* einnehmen, wodurch *em* ins nasale *ä* heruntergedrängt wird. Jener Laut gilt für widrig und unelegant, wie wir aus dem Französischen wissen, daher der letztere begünstigt wird. Das *im* wird gleichsam nur ausnahmsweise, nämlich in wenigen Accusativen *vim*, *sitim*, einigen Conjunctiv-Formen *sim*, *amâverim* und einigen Partikelbildungen *enim*, *praesertim* verwendet. Endlich werden *om* und *um* völlig identificirt, das heißt jenes ist nur eine obsolete Form für dieses. Der Grund ist uns bekannt; auf der negativen Reihe läßt sich die Trennung nicht mit Sicherheit durchführen, obgleich die Portugiesen es versuchen. Es ist beides unser *õ*. Daß die Nasalendungen immer quantitätisch lang sind, ist eine theoretische Forderung, der erst moderner Zwang der französischen Theorie sich zu widersetzen wagt. Priscian (nach Schneider I. 153) nennt den Vocal der *M*-Endungen kurz. Deutet dieß auf eine ähnliche Abschleifung im spätern Latein? Man vergleiche übrigens über die ganze Erscheinung der Nasalendungen das analoge portugiesische System, wo der Nasal für lang und der Elision unfähig gilt.

§. 18.

In allen neuromanischen Sprachen sind diese Schluß-*M* des Lateinischen bis auf die letzte Spur geschwunden, das heißt, der reine Vocal hat die Stelle eingenommen. Einen einzigen Zweifel

gegen ihre Annahme könnten einige lateinische Flexionen machen, wenn man erwägt, daß von *amem, amémus, sim, símus, amárem amárêmus, legeram, legerámus;* so wie von *decem, decimus, septem, septimus* zunächst zu kommen scheint, allein die Vergleichung mit dem Griechischen zeigt, daß von ἑπτα ἑβδομος mit demselben *M* unabhängig von der Wurzel stammen kann, wie der Plural τυπτομεν im Singular τυπτω kein *M* hat, und ἐντπτομεν vielmehr in ἐντπτον ein, freilich aus *M* deducirbares *N* weist, was gerade auf das richtige Verhältniß hinzeigt, daß dem römischen Nasallaut zunächst ein *N* wird vorangegangen seyn, nicht aber *M*, aus dem sich der Nasalvocal nicht direct entwickelt.

§. 19.

Wichtig in dieser Materie ist die Geschichte der Präposition *cum*. Wir haben früher gesehen, daß die älteste griechische Form des Wortes nicht sowohl ξυν als σχυν zu seyn scheint, und dieses mit abgeworfenem *s* scheint dem lateinischen *cum* oder *con* zu entsprechen. Die letztere Gestalt hat sich in der Composition vor den meisten Consonanten erhalten, nur vor Labialen wird es in *com* assimilirt. In der absoluten Stellung trat die Nasalendung ein; und weil *om* überhaupt abkam, schrieb man *cum*, d. i. *cũ*. Der Unterschied zwischen dem assimilirten *com* und dem nasalvocalischen *cum* ist also nicht zu übersehen. Auffallend ist, daß man in der Composition vor Vocalen das *m* fallen ließ, und *coeo, coíre, coëgi, coactus, coerceo* und contrahirt *cógo, cógito* schrieb; offenbar wollte man durch die Schreibart *cumíre* nicht den falschen Schein erregen, als wäre hier (im Inlaut) ein wirkliches *M* vorhanden, daher man wahrscheinlich zur ältesten, ungenauen Bezeichnung zurückkehrte, die den Nasallaut unbezeichnet ließ, durch welche Praxis er freilich dann allgemach unterging. Ganz allgemein scheint aber doch diese Schreibart nicht gewesen zu seyn, da man bei Plutarch für *coíre* die Form κομιρε findet, wo er offenbar ein lateinisches *comíre* oder *cumíre* vor Augen hatte, was freilich im Griechischen den lateinischen Laut nicht ausdrückte. (Ulphilas schreibt *praitoriaun*, d. i. *prätórion* für πραιτωριον, das lateinische *praetorium*, was er gewiß, da er sicher Lateinisch verstand, mit *M* geschrieben hätte, wenn er so hörte; den Nasenlaut wußte aber auch seine Mundart nicht zu zeichnen.) Auffallend ist, daß im Lateinischen bei *circum* der Gebrauch in der Composition schwankt und neben *circueo, circuitus circumago, circumeo* vorkommt. Offenbar war hier die Nasalität noch zu herrschend, und man griff zu der oben vermiedenen Doppelsinnigkeit des *M*. Das Wort *comitia* muß nicht von *cum ire*, sondern von *comes* und dieses von *cum meáre* geleitet werden (?); einigen Zweifel erregt die Form *comedo* falls *cum edo* (und weiter nichts) zu Grunde liegen soll. Ich weiß dieser Erscheinung nichts Aufklärendes beizubringen. (Ist es bloße Schreibart statt *coedo, cõ-*

edo?)*) Wegen *coetus* aus *coitus* ist schon erwähnt, daß wahrscheinlich ein Nasaldiphthong *cōitus* in der Mitte lag.

§. 20.

Von einsylbigen Wörtern, wie *cum*, *nam*, *jam*, *tum*, *tam*, *sum*, *sim*, ist bekannt, daß ihr Vocal in der Regel nicht elidirt wird, um nicht unverständlich zu werden; sie wurden darum doch nasal gesprochen; in Compositionen trat freilich auch wohl die Urform mit *N* (und deren Assimilation) ein. Von *tam*, d. i. *tã*, ursprünglich *tan* blieb *tantum*, von *quam*, *quã*, *quantum* zurück; von *num*, *nõ*, *nunquam*, d. i. *nunquã*; von *eum*, *eõ*, *eundem*; von *hum*, *hõ*, *hunc* (*hunc*); von *clam*, *clã*, *clandestínus*; *quoniam* aus *quom jam* u. s. w. (Daß *cum nóbis* wie *connóbis* oder *cunnóbis* lautete (ohne *M*), beweis't eine Stelle bei Cicero, orat. 45, 154. Schn. 313.) Aus *quamsi* (*quãsi*) scheint *quasi* entstanden. Steht aber inlautend *M* außer vor Labialen, so ist zuverläßig der Nasallaut gemeint, z. B. wenn neben der Form *duntaxat* auch *dumtaxat* vorkommt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß letzteres *dõtaxat* lauten soll. Wenn aber Schneider I. 309 aus Priscian eine Form *samguis* anführt (vergl. oben *umbra*), so ist klar, daß in späterer Zeit der Nasal auch den Inlaut zu ergreifen droht, wie im heutigen Französisch. Für die gute Zeit bleibt der Grundsatz: Es bestehen vier Nasallaute, die überall da eintreten, wo ein Vocal mit *M* den Wortauslaut bildet (*am*, *em*, *im* und *um*) und die auf Compositionen auch im Sylbenanlaut anwendbar sind, falls nicht ein nachfolgender Labiallaut die Assimilation des *M* gedenkbar macht. Dann bleiben wenige Ausnahmen, wie das erwähnte *circum* noch isolirt zurück.

§. 21.

Zur Uebersicht

1) Indifferenz-Nasal: *am* = *ã*.
   bonam lies *bonã*
   mensam — *mensã*
   tam — *tã*
   jam — *jã*
   legam — *legã*
   amáveram — *amáverã*.
2) Positiver erniedrigter Nasal: *em* = *ẽ*. Wir wollen es historisch *ẽ* bezeichnen.

*) Sollte demzufolge das populäre spanische Wort *comér* (essen) auf einem theoretischen Mißverständniß beruhen? Eher würde man mich überzeugen — so gewagt es auch scheinen mag — *edo* und *comedo* seyen ganz unverwandte Wörter, und das letztere vielmehr *co-medo* zu theilen. Wenn man will, kann man aus gothische *matjan*, essen, denken, neben *itan* = *edere*.

tenuem lies *tenuẽ*
návem — *návẽ*
spem — *spẽ*
decem — *decẽ*
amem — *amẽ*
amávissem — *amávissẽ.*

3) Positiver hoher Nasal: *im* = *ẽ* (historisch *ĩ*).
sitim lies *sitĩ*
vim — *vĩ*
undecim — *undecĩ*
enim — *enĩ*
sim — *sĩ*
amáverim — *amáverĩ.*

4) Negativer Nasal: *um* = *õ* (historisch *ũ*),
bonum lies *bonũ*
damnum — *damnũ*
tum — *tũ*
cum — *cũ*
omnium — *omniũ*
bonórum — *bonorũ* u. s. w.

§. 22.

Die sieben Längen.

Diese ergeben sich, so weit sie durchzuführen sind, von selbst, sie sind aber, wie wir wissen, nie zur völligen Ausbildung durchgedrungen. Das Schema wäre:

Urschema	*á*	*ä*	*é*	*í*	*å*	*ó*	*ú*
Hauptlaute	*á*	*é*	*é*	*í*	*ó*	*ó*	*ú*
Nebenlaute			*ae*	*ei*		*au*	*ou.*

Beide *é* und *ó* mußten sich weiterhin vermischen, weil die Diphthonge nicht zur vollen Entwicklung kamen, *ei* und *ou* traten ebenso wieder ab; *oe* wäre noch dem *ae* beizuschreiben; *eu* kann nicht eingetragen werden.

§. 23.

Physiologisches.

Unter die Rubrik der Dialektsdifferenzen läßt sich Weniges fassen, wenn man nicht noch einmal an die Erscheinungen erinnern will, daß die Diphthonge *ae* (nebst *oe*) und *au* in der Volkssprache im *é* und *ó* verharrten, daher auch später dahin zurückkehrten, umgekehrt die beiden *ei* und *ou* von der Volkssprache aus sich nicht bis zur theoretischen Anerkennung hervorarbeiten konnten, also gleichfalls durch theoretische Störung wieder untergingen. Ob das alte *oi* neben *ú* Dialekt genannt werden mag, ist zu bedenken; der Wechsel der *e* und *i*, *o* und *u* verdient vielmehr der Unentwicklung bei-

gezählt zu werden (wiewohl der Bauernsprache die Formen *vca*, *vella*, *spéca*, *amécus* statt der *i*-Formen verblieben — Schn. 15.), wohin auch der Fall gehört, daß in der ältern Sprache statt der Verbindung *vu* (*uu*) durchaus *vo* steht, als *volgus*, *voltus*, *volpes*, *volnus*, *volcanus*, wie inlautend in *servos*, *servom* (im letztern Fall macht die Nasalität beide Schreibarten identisch). Völlig verschieden aber und nach meiner Ansicht wirklicher Dialekt der Stadt Rom in der mittlern Zeit und dem etymologischen Organismus des Idioms wie der Volkssprache zuwider, ist die Neigung, den Anlaut *vo* in *ve* zu verwandeln. So hat Plautus noch *voster*, wo man in der guten Zeit *vester* schrieb, während doch die Etymologie *vos* und das Correlat *nos*, *noster* aufs strengste widerspricht. Daß aber diese Dialektsform nie national wurde, beweist der Umstand, daß alle abgeleiteten Sprachen nur die *O*-Form und ihre Abkömmlinge *vostro*, *vostre*, *votre*, *vosso*, *vueso*, *vuestro* kennen. Ebenso scheint mir das lateinische *velle* vom Präsens *volo* anstatt *volere* (wo anomal der zweite Laut in den ersten confluirt); diese war gewiß die Volksform; daher die romanischen Sprachen nur *volére*, *vouloir* kennen. Aus derselben Anomalie wurden die ältern Formen *vorto*, *vorsus*, *vortex*, *vortumnus* später mit *ve* gebildet; das Verbum *vello* hat noch *vulsi*, scheint also aus *vollo*, *vullo* entstanden, und von *velo* hat Plautus *votitus*. Außer diesen scheinen *e* aus *o* entstanden, in *bonus*, *bene*, *benignus*, *bellus* (*benulus*). *Tego*, *toga*; *terra*, *extorris* sind auffallende Umlaute; aus *audio* ist *obédio* gemacht; wegen *pejero* aus *jûro* nachher.

§. 24.

Unter die Kategorie des Ablauts sind im Latein manche Vocalwechsel zu rechnen, die darum in die Verbal-Formenlehre gehören, wie *ago*, *égi*; *fallo*, *fefelli*; *caedo*, *cecídi*; *pello*, *pepuli* (falls das letztere nicht wie *tulo*, *tetuli*; *cello*, *culi* dem obigen Wechsel des *o* und *e* analog aus *pullo* verderbt ist). Dem lateinischen Idiom aber ganz eigenthümlich ist es, daß solche Vocalwechsel bei der Composition besonders verlangt werden, wofür wir hier die wichtigsten Beispiele anführen.

1) *a* Umlaut *e* (Schneider I. 9):

carpo	—	*discerpo*
fallo	—	*refello*
farcio	—	*confercio*
spargo	—	*respergo*
cano	—	*tubicen*
ars	—	*iners*
annus	—	*perennis*
barba	—	*imberbis*
aptus	—	*ineptus*
castus	—	*incestus*

fastus — *profestus*
hâlo — *anhélo.*

Doch ist das Gesetz nicht völlig durchgedrungen. Ohne Consequenz wird von *fastus*, *nefastus* und *profestus* gebildet; *retracto* und *retrecto*, *impartio* und *impertio* gelten nebeneinander.

2) Dasselbe *a* mit dem Umlaut *i* (Schneider I. 10):

ago — *subigo*
cado — *incido*
fateor — *confiteor*
tango — *contingo*
ratus — *irritus*
laxus — *prolixus*
amícus — *inimícus.*

3) Endlich *a* mit dem Umlaut *u* (Schn. 11):

calco — *conculco*
salsus — *insulsus*
taberna — *contubernium*
as, assis — *decussis*
scalpo — *sculpo*
quatio — *concutio.*

Das vorletzte Beispiel zeigt abweichende Bedeutung beim Umlaut; das letzte ist unsicher, weil hier eben so gut oder noch wahrscheinlicher das *u* durch Verdrängung des *a* entstanden seyn kann (zumal das *u* kurz ist).

4) *e* in *i* umlautend (Schn. 14). Theoretisch bloße Steigerung zu nennen.

egeo — *indigeo*
teneo — *retineo*
lego — *diligo*
tenax — *pertinax*
decem — *undecim* (nasal)
ante — *antistes*
tenus — *protinus*
téla — *subtílis*
lénio — *delínio.*

(Aehnlich ist der Wechsel von *deus*, *dii*, *mê dius*, *fidius*; *meus* für *mins* Vocativ *mi*, romanisch *mio.*)

5) *o* in *i* ist selten und unsicher (Schn. 18):

in loco — *illico*
vôx — *convícium*
nótus — *cognitus.*

6) *u* in *i* in Ableitungen (Schn. 18):

simul — *similis*
facultas — *facilis*
famulus — *familia*

consulo — consilium
stupesco — obstipui (alt).

Daß von *dies*, *bíduum* kommt, scheint Reaction dieses Umlauts. Die andern Fälle des Wechsels zwischen *u* und *i* in *maxumus*, *maximus*; *portubus*, *portibus*; *manubiae*, *manibiae*; *lubído*, *libído*; *mancupium*, *mancipium*; *volumus* statt *volimus*, *monumentum* und *monimentum*, *existimo* und *existumo* ist schon früher bei der Frage erwähnt, ob sich daraus auf einen Zwischenlaut schließen lasse, was sich hier als völlig grundlos darstellt.

7) *o* in *u* bei Compositionen (Schn. 28). Ist Steigerung.
colo (*cultum*) — *occulo*
hoc — adhuc
solum — exsul, *exul*
olesco — adultus.

8) Der Diphthong *ae* hat den Umlaut *í* (Schneider I. 56). Daß die drei von hier an genannten nur Umlaute im historischen, nicht im theoretischen Sinne sind, versteht sich; aus *é* wird *í*, aus *ó* — *ú* durch Steigerung, aus *é*, *ó* aber *ae*, *au* durch Brechung in den ächten Diphthong.
aequus — iníquus
caedo — occído
laedo — collído
quaero — inquíro
aestimo — exístimo.

9) Der Diphthong *au* hat seinen Umlaut in *ú* (Schneider I. 62):
causa — accúso
frauda — defrúdo
claudo — conclúdo.

Aus diesen wenigen Resten bewährt sich die Parallele des *ae* und *au* in ihren Umlauten *í* und *ú* als Bewegung aus ursprünglichen *é* und *ó* einerseits in den Diphthong, andrerseits in die Hyperbel.

10) Daß endlich *oe* seinen Umlaut in *ú* hat:
poena — púnio
moenia — múnio
poenus — púnicus
ist oben mit einer allgemeinern Erscheinung zusammengehalten worden, verdient aber hier doch auch in seine Stelle gerückt zu werden.

§. 25.

Unter die Rubrik der Contraction fallen einmal alle inlautend zusammenstoßenden Doppelvocale, welche die Licenz des Dichters einsylbig gebraucht. Daraus entstehen eventuelle Diphthonge aller Art, über deren Lautung sich im Einzelnen nichts bestimmen läßt; der Mund muß sie sich mundgerecht machen, so gut er kann, das heißt, sie müssen sich in die nächst gelegenen gangbaren Verbindungen

fügen. So entstehen Diphthonge in *Phaethon*, *deinde*, *ei*, *eis*, *aureis*, *Pompei*, *rei*, *diei*, *deus*, *coitus*, *proinde*, *prout*, *quousque*, *cui*, *huic*, *fuit*, *fuisse*.

§. 26.

Was sich dieser Art nicht auf die gangbaren Diphthonge zurückführen läßt (und unsern unächten fallenden Diphthongen anheimfallen müßte) wird von Schneider (I. 90 ff.) unter der Rubrik Synäresis zusammengefaßt. So kommen bei den Dichtern folgende einzelne Beispiele der Zusammenziehung vor: *beátus*, *torreat*, *ostrea*, *eadem*, *eam*, *meam*, *ea*, *queas*, *deorsum*, *seorsum*, *alveo*, *eódem*, *saxeo*, *quia*, *via*, *omnia*, *fiat*, *lién*, *scies*, *quiéto*, *viétis*, *prior*, *scio*, *prius*, *sciunt*, *diu*, *quoad*, *puellam*, *puerities*. Bei den Komikern wird sogar, wie im Griechischen, ein Vocal mit einem Doppellaut einsylbig gebraucht, z. B. *deae*, *meae*, *praeoptáres*, *praeustus*, *praeut*. In den letztern wird das *e* ausfallen; über die erstern läßt sich nur rathen. Soll *i* und *u* mit dem folgenden Vocal in eine Sylbe zusammengezogen werden, so ist immer zu untersuchen, ob in solchen Fällen der Dichter nicht diese Laute als *j* und *v* verwendet, worüber die Prosodie entscheiden muß; so kommt *consiljum*, *arjetis*, *genva*, *tenvis*, *argvo*, *svo*, *perdvelles*, *dvodecies*, *tvam* u. s. w. vor. Nur muß man nicht auf diese Art Contractionen versuchen, die dem römischen Ohr unmöglich würden, wie *pvellam*, *fvat*, *scjunt*, *prjor*; selbst *dju*, *ljén* will Schneider nicht gelten lassen, weil das römische Idiom kein Beispiel liefert, wo *j* überhaupt im Sylbeninlaut stände.

§. 27.

Viele Contractionen entstehen durch ausgeworfenes *v*, worauf die Vocale zusammenrücken und dann auf jeden Fall langen Vocal produciren, wie *audívisti*, *audísti*; *déléveram*, *déléram* u. s. w. So wird auch *h* ausgestoßen: *nihil*, *níl*; *mihi*, *mí*; aus *tíbiicen* wird *tíbícen*; aus *aliius*, *alíus*; aus *gratiis*, *gratís*; aus *sí vís*, *sís*; *vehemens*, *vémens*; *prehendo*, *prendo*; *cohors*, *cors*; aus *nehomo* oder *nehemo*, *némo*; aus *deemo* oder *deimo*, *démo*. Durch ausgestoßenes *v* sind von *versus* oder *vorsus* die Formen *prórsus*, *quórsum*, *aliórsum*, *retrórsum*, *istórsum*, *dextrórsum* entstanden. Aus *misisti*, *accessisti* findet sich *misti*, *accesti*. Hier ist die Verlängerung des Vocals zweifelhafter, und *ní* von *nisi* zu leiten, noch bedenklicher. Dichter brauchen die Formen von *deesse*, als *deest* u. s. w. auch von *deerrare* mit einem langen *é*, wo dieses besser geschrieben würde. Von *coopertus* wird *cópertus*. Auf Inschriften statt *fíliis*, *fílis*; statt *ingenuus*, *ingenûs*.

§. 28.

Auch verschieden lautende Vocale schmelzen zusammen: *amávérunt*, *amárunt*; *mávelim*, *málim*; *amávísse*, *amásse*. Aus

deïgo, *praehibeo*, *dehibeo*, *dehibilis* iſt *dégo*, *praebeo*, *débeo*, *débilis* entſtanden. *Dii* wird *dí*; *ne volo* wurde *nólo* (mit Einwirkung des *v*, *ne-uolo*); aus *reversus* ebenſo *rúrsus*; aus *filie*, *fílí*; aus *síveris* (ohne *v*) *síris*; *audíre* iſt aus *audiere* zuſammengezogen, wie man aus *audiébam* ſieht und aus *fieri*, *fiébam*. Aus *bijuga* wurde *bíga*; ebenſo *quadríga*, *tríga*; aus *coagito*, *cógito*; *coigo*, *cógo*. Aus *nóvérunt*, *nórunt*. Aus der älteſten Form *novendinae* (*noven* ſpäter *novem*) wurde mit Ausfall des *e novndinae*, *noundinae* (d. i. *nəundinae*); endlich, da das *ou* abkam, *nündinae*, vielleicht zuletzt *nundinae*. Aus *nóvisti*, *nósti*; aus *movimentum*, *mómentum*; aus *jovipater*, *júpiter*; aus *bovibus*, *bóbus*, *búbus*; *bovicula*, *búcula*; *juvenior* wurde *júnior*; *pullus* ſcheint aus *puellus*; *sursum* mag aus *subversum* entſtehen; in der vierten und fünften Declination ſind *ú* und *é* meiſt aus *ui*, *ei* zuſammengezogen. Aus *quáre* ſcheint *cúr*.

§. 29.

Die Eliſion wird im Latein nicht wie im Griechiſchen durch den Apoſtroph fürs Auge bezeichnet; ſie iſt aber im Vers um ſo conſtanter anzunehmen, und die Ausnahmen, wo ſie nicht eintritt, ſind nur ſeltene Anomalien. Am liebſten wird ein kurzer Schlußvocal vom folgenden Vocal verſchlungen. *Namque erit* lautet *namquĕrit*; doch auch der lange *Ultro Asiam* lautet *ultrăsiam*. Das *h* lautet im Inlaut nicht und hindert alſo auch die Eliſion nicht: *tollere humŏ* lies *tollerŭmŏ*. Aber ein anderer Vocal vorm elidirten bleibt ungekränkt: *lília ut* lies *líliŭt*; auch ein einſylbiges Wort kann ſeinen Vocal verlieren: *tú alios* wird *t'alios*, vielleicht auch *tvalios*; *aequum mĭ animum* lies *mânimum*. Zuweilen wird der Diphthong *ae* elidirt *conversae acies* lies *conversăcies*, bei Virgil. Doch nimmt man in ſolchen Fällen lieber Kraſis an, wenn nämlich ein langer Vocal producirt wird, was meiſt geſchieht. Was für Doppellaute hier entſtehen können, bleibt der Vergleichung mit dem Griechiſchen und dem Verſuch überlaſſen. Bei den ältern Dichtern wird ſogar ein dreifacher Vocal confluirt, z. B. aus *quia a* wird *quĭă* und dieſes *quiă* einſylbig gebraucht. Ebenſo *scio absurde* lies *sciabs.* einſylbig. Statt *mea haec* ſogar einſylbig *meaec*. Ja *atque ei ut* wollen Einige zweiſylbig; *meam ipse*, *meipse*; *meam uxórem*, *meuxórem*. Das *ei* und *eu* einſylbig; und *peperisse eam audívi* ſoll *peperiss'e'audívi* (Schneider I. 139), vielleicht genauer *peperiss'eă'udívi* lauten.

§. 30.

Einſylbige Interjectionen als *ah*, *ha*, *vah*, *o*, *au*, *eu*, *heu*, *hei* können nicht elidirt werden, weil ſie ſonſt vernichtet würden; denn ſie beſtehen bloß aus dem Vocal. Andere einſylbige Wörter haben zuweilen das Recht, ſich der Eliſion ſo weit hinzugeben, daß ihr langer Vocal nur als kurz gilt, was im Griechiſchen Regel iſt,

z. B. *quĭ amant* gilt *quĭ a.*; *tĕ amíce* = *tĕ am.*; *mĕ amas* = *mĕ a.*; *quae amāra* wird mit kurzem Diphthong wahrscheinlich *quăjamára*; *sĭ ut* wird *sĭ ut*; *quŏ eam* = *quō eam*. Andere nehmen in diesen Fällen Krasis an, daß also *quĭ amant*, *tĕ amíce* gleichsam diphthongisch oder triphthongisch lauten, aber einsylbig. Selten erhält der lange Endvocal seine Länge vorm Vocal wie bei Virgil *spé inimícă*.

§. 31.

Auffallend ist, daß dem Römer die Nasalendungen am strengsten den Hiatus zu meiden scheinen. So *dícam equidem* lies *dikĕquidem*; *ferrum acuunt* l. *ferrăcuunt*; *néquidquam humeris* l. *néquidquumeris*; selbst bei einsylbigen; Virgil sagt: *Nec sum adeo informis*; *nuper mĕ in littore vídi* lies *necsădĕinformis*, *nupermin*; Horaz: *haec dum agit*, *ecce* lies *haecdăgit*. Catull: *nam tum Helenae* lies *nam tĕlenae*. Virgil: *omnium egénŏs* lies *omniĕgénŏs*; *abluam et extrémus* l. *abluĕt*; *monstrum horrendum ingens* l. *monstrorrendingens*. Ausnahmsweise wird aber der Nasal doch auch nicht elidirt, bei Lucrez in *dum abest, cum eo*; selbst einmal bei Horaz: *coctō num adest honor ídem* (Serm. 2, 2, 28.); häufiger bei den Komikern.

II. Die Consonanten.

§. 32.

Indem wir die Differenz des römischen Mitlautersystems vom griechischen angeben, haben wir zugleich das System aller neuern Dialekte mitzuerörtern, indem dem griechischen nur der zusammengeschmolzene Rest dieses Stamms allein treu geblieben ist. Das Wesentliche ist, daß der Begriff der griechischen mediae hier aus dem Spiel bleibt und die Doppelentwicklung der Schlaglaute als harte und weiche Seite in dieser quantitativen Differenz begriffen bleibt; doch ist die Erscheinung mit einigen zweifelanregenden Nebenumständen verknüpft. Einmal ist nach Schneider (I. 216) der Wechsel des *b* mit *v* häufig; doch, sagt er, mehr in spätern Zeiten, wo also Auflösung dieses Schlaglauts denkbar wird. Zweitens ist das *d* paragogicum zu bedenken, das in den ältesten Monumenten jeden Vocalschluß, ohne Rücksicht auf Hiatus-Vermeidung zu schließen scheint, wie die Schreibarten *pucnandod*, *marid*, *dictātŏred*, *altod*, *naváled*, *praedad*, *sententiad*, *oquoltod*, *poblicod*, *preivátod*, *extrad*, *suprad*, *conventiŏnid*, *ead*, *facilumed*, *gnaivod* beweisen. Dazu kommt, daß bei Plautus, wie es scheint, dieses *d* als wirkliches Hiatusmittel, bloß vor Vocalen vorzukommen scheint, wie *méd*, *téd* für *mĕ*, *tĕ*. Dasselbe *d* will man in den Partikeln

sed, haud, vielleicht auch in den Neutralformen *id, quid, quod, illud, istud* finden; ferner wieder als Hiatusmittel in *sédeo, séditio* von *sé* und *eo*, und endlich unzweifelhaft in den Formen *redeo, redimo, redarguo, redigo, redordior* (nicht in *reassumo*), *prŏdigo, prŏdigus, prŏdes, prŏdest, prŏdesse* (während es in *prósum, prófuit* nicht eintritt). Es ist somit klar, dieses *d*, das doch für ein ursprüngliches gehalten werden muß (denn wie sollte es entstanden seyn), wurde bei seinem Untergang im einzelnen Fall als paragogicum oder Hiatusmittel benützt, und die Frage könnte noch gethan werden, war der Untergang dieses *d* nicht durch ein delta vermittelt, was übrigens durch die erhaltenen Fälle nicht bestätigt wird, denn die alten Grammatiker lehren ausdrücklich (Schneider I. 251), das Schluß=*d* habe völlig den Werth eines *T*.

§. 33.

Der dritte Umstand, der hier Erwähnung verdient, ist der, daß das *g* in dem römischen Alphabet sich als ursprüngliches darstellt, das heißt, die ältesten Monumente identificiren es mit *C*, aus dessen Figur es denn auch als Modification *G* und zwar erst ziemlich spät hervorging. So steht auf der columna rostrata: *leciónes, macestrátos, exfocíont, pucnandod, Cartácinienses;* bei andern Gelegenheiten findet sich *Cabínus, léce, acna, acetáre* (*agit.*), *quincentum* (regelmäßig von *centum* statt des später unorganisch erweichten *quingentum*); ebenso wechselt *vícésimus, trícésimus* mit *víg., trig.* Die beiden Namen *Gaius* und *Gnaeus* wurden sogar in der Abbreviatur *C.* und *Cn.* nach alter Orthographie auch in späterer Zeit noch beibehalten. Hier ist die Ansicht, als ob die Trennung des *g* vom *c*, welche zur Zeit des zweiten punischen Krieges erfolgte, nicht allein für die Schrift, sondern auch für die Sprache selbst sich operirt habe, unbedingt zurückzuweisen; denn ein solches Motiv erzeugt sich nicht willkürlich in einer Mundart; eine Differenz muß ursprünglich da gewesen seyn, jetzt erst aber wurde sie von den feiner gebildeten Ohren gehört und in der Schrift bezeichnet. Aber auch dieser Umstand, wie der oben wegen $d = t$ erwähnte, beweis't die Schlaglaut=Natur der römischen media mehr als genügend.

§. 34.

Wir kommen endlich auf die Hauptfrage, wie kann eine Sprache im Naturstand, ohne Theorie und Bewußtseyn bloß quantitative Laut=Differenzen entwickelt haben, während doch heute keine einzige Volksmundart in Europa (oder in der Welt) jene Differenz zwischen harten und weichen Lauten geschieden zu halten vermag, wenn nicht das theoretische Bewußtseyn nachhilft? Die Antwort hierauf wird uns wieder das Volk geben können. Was thut das ungebildete Organ, wenn es *de* und *te* unterscheiden will? Es wird die quantitätische Differenz wieder durch eine Qualität zu unterstützen suchen, und

und wenn ihm eigne Laute dafür abgehen, so hilft es sich durch Lautcomposition, d. h. man nimmt die sogenannte Aspiration oder den Buchstaben *h* zu Hülfe, und wenn das *de* den Indifferenzlaut *τe* einnimmt, so muß *te* durch die Composition *τhe* ausgedrückt werden. Dieß thut das ungebildete Organ unter allen Zonen, und so werdens auch die ältesten Römer und Germanen schon gemacht haben. Das *h* ist, wie wir auch schon früher eingeräumt haben, der einzige nach unserm System von außen hereingenommene Consonant, den wir historisch werden sehen, und auf dieser Eigenheit, ein *h* zu produciren, beruht ja unsere ganze Theorie des Aspirats.

§. 35.

Es bleibt für uns nur Ein Zweifel zurück. Dieses angefügte *h* läßt sich freilich im Anlaut, vorm Vocal, leicht hören, und *de*, *te* sind auf diese Weise leicht zu unterscheiden. Uns möchte aber schwer werden dieselbe Unterscheidung vor Consonanten, wie in *dre*, *tre* oder gar im Auslaut, wie in *ed*, *et* mit demselben Anhänglaut also *thre*, *eth* mit deutlichem *h* zu sprechen und zu hören. Wir haben uns freilich gewöhnt, das *h* nur im Anlaut und vor Vocalen zu sprechen, und es scheint uns dieß auch theoretische Forderung. Meine Ansicht ist aber: In der Urzeit waren überhaupt die Consonanten keineswegs so eng zusammengerückt, wie sie in unserer heutigen Sprache erscheinen, jeder Mitlauter hatte vielmehr als seinen Träger ein leichtes Schewa, einen Urlaut hinter sich, und auf diesem konnte nun auch der erwähnte Hülfsconsonant füglich ausruhen, so daß jenes *tre* füglich wie ein *thərê* und jenes *eth* wie ein *ethə* laut werden, und von dem *dərê*, *edə* sich gehörig getrennt halten konnte, ohne die feine Distinction unsers modernen *d* und *t* überhaupt zu Hülfe nehmen zu müssen. Aus jener Ansicht des vocalischen Hülfslauts sind auch manche Erscheinungen der Sprachgeschichte, namentlich die, später oft durch Tongewicht in wirklichen Vocal gefärbten Hülfsvocale einzig zu begreifen. Daß dieser allen Sprachen anfänglich inwohnende Hülfsvocal erst nach und nach, durch den sich entwickelnden Sylben-Begriff, zerstört und verdrängt werden mußte, ist die nothwendige Folge der Annahme.

§. 36.

Wir wollen nun bei dieser Vorstellung über die Natur der römischen Schlaglaute verweilen und uns denken, daß eine erste Reihe *π τ κ* durch jene angewachsene Aspiration sich durch *πh*, *τh*, *κh* zum *πf*, *τs*, *κχ*, endlich *κh* bewegte, und zuletzt die Reihe *f*, *s*, *h* (statt *χ*) erzeugte, während eine zweite Schichte *p*, *t*, *c* auf der Stufe *πh*, *τh*, *κh* verweilte, bis das Bewußtseyn die dritte letzte und jüngste Reihe *b*, *d*, *g* endlich theoretisch nicht mehr als *π*, *τ*, *κ*, sondern als weiche Laute in ihrer modernen Gestalt auffaßte, wodurch die Reihe *p*, *t*, *c* Raum gewann, den *h*-Laut abzulegen, und

als einfache harte Consonanten zu erscheinen. Dieß ist gewiß die einfachste und naturgemäßeste Vorstellung über die Entwicklung dieses Lautgebiets, und wir wollen sie uns noch einmal als Muster empfehlen für alle noch zu betrachtenden Idiome romanischer und germanischer Zunge.

§. 37.

Ueber die einzelnen Laute ist nun noch Einiges zu erinnern. *B* wäre sofort mit dem dorisch-äolischen *β* wie mit dem deutschen *b* identisch, und seine Verwechslung mit *v* späterer Zerstörung zuzuschreiben; daß es vielmehr bei Zusammenstoßen mit harten Lauten zu *p* wurde, sagen die Grammatiker ausdrücklich (Schneider I. 217) und ist ersichtlich aus der Vergleichung von *sub*, *supra*, *scribo*, *scripsi*, *scriptum* u. s. w. Eine räthselhafte Erscheinung ist aber das *b*, das aus früherem *dv* entspringt und das wir unten beim *v* betrachten wollen. Das *p* wäre ebenso unserm *p* identisch; über *ph* werden wir beim *h* sprechen. Das *d* ist auch gehörig beleuchtet; vom *T* ist nichts mehr zu merken, als daß seine constante Natur festzuhalten ist, und die moderne Abweichung ins deutsche *Z* einer modernen Verderbniß beizuschreiben, die beim *C* näher ins Auge gefaßt werden muß. Vom *th* wird wieder beim *h* gehandelt werden. Wir wollen für jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das in mehrfacher Hinsicht interessante Palatal-Gebiet wenden; auch die Aspirate später zusammen vornehmen.

§. 38.

Das *C* ist (nach Schneider I. 231) auch im altgriechischen Alphabet statt *k* nicht unerhört, obgleich dasselbe Zeichen in späterer Zeit auch für *Σ* gebraucht wurde. Im Latein war *K* in der ältesten Zeit auch eingedrungen, und wurde später besonders als Abbreviatur in einigen Wörtern, wie *K.* für *Caeso* und *kal.* für *calendae* beibehalten, vielleicht weil *C* in demselben Sinne noch für *G* galt. Der Buchstabe wurde aber bald als überflüssig aufgegeben. Glücklicher war ein drittes Zeichen des Gutturalgebiets, das *Q*. Die Differenz des *C* und *Q* beruht ursprünglich auf zwei orientalischen Buchstaben, die im Hebräischen *kaph* und *kuph* heißen, und wahrscheinlich nach der Stufe der Aspirations-Entwicklung differirten. Ins Griechische waren beide Zeichen unter dem Namen *καππα* und *κοππα* übergegangen; da aber das letztere im Alphabet entbehrlich war, erhielt es sich bloß als Zahlzeichen. Im Lateinischen hießen die Zeichen abgekürzt *ka* (*ca*) und *ku* (*qu*). Aus dieser Abstammung erklärt sich, warum die Römer das *K*, wo sie es brauchten, nur in der Sylbe *ca* anwendeten, wie *Kaeso*, *kalendae*, *Karthago*, so auch *kaput*, *kalumnia* u. s. w. (Schneider I. 293), während das *q* ausschließlich vor *u* gebraucht wurde, so schrieben Viele (Schneider I. 325) *qúra*, *qurvus*, *laqus*, *úniqus* u. s. w., während man später, als auch hier das *c* Eingang fand, das *q* für einen besondern

Fall beibehielt, nämlich da, wo ihm ein *u* consonans oder ein deutsches *w* nachzufolgen hatte, folglich nach römischer Ansicht dem *u* ein zweiter Vocal folgte.

§. 39.

Der überflüssige Gebrauch des römischen *Q* im Alphabet ist bedingt durch den Mangel eines eigenthümlichen Zeichens des *u* consonans oder des *w*. Die Verbindung *ui* hätte dem Römer immer die Gestalt eines Diphthonges geboten, wenn er *cuí* statt *quí* geschrieben hätte und das ganze Schreibsystem hatte kein Auskunftsmittel, um gerade das Wörtchen *cuí* im Dativ von *quí* im Nominativ zu unterscheiden, wenn man nicht *Q* beibehalten hätte. Freilich wäre ein eignes *v* neben *u* besser gewesen; da aber einmal diese Trennung keine hergebrachte war, wie jene, so blieb es dabei, und man kann sagen, die Unterscheidung dieser beiden Pronominalformen machte den Buchstaben *Q* dem Römer zu einem unentbehrlichen. Doch kommen schon auf alten Monumenten abweichende Schreibarten, wie *acuae*, *cuó* (Schneider I. 328) und sogar *qué* für *cuí* (327) wirklich vor, was bei der Identität des Lauts nicht zu verwundern ist.

§. 40.

Nun ist aber zu betrachten die moderne Degeneration der lateinischen Guttural-Schlaglaute. Die ursprüngliche Identität des *c* und *g*-Lauts in allen Stellungen, und vor allen Vocalen ist durch die Schrift selbst hinlänglich am Tage, die Sylben *ca*, *ce*, *ci*, *co*, *cu*; *ga*, *ge*, *gi*, *go*, *gu* können, wie sie dastehen, auch nur einen und eben denselben Anlaut gehabt haben, wie man auch immer über die Lautung *ka*, *kha*, *ga* u. s. w. differiren mag. Das nächste Zeugniß gibt auch das antwortende System der Griechen, denen *κα*, *κε*, *κι*, *κο*, *κυ*; *γα*, *γε*, *γι*, *γο*, *γυ* auch identisch galten, und in diesem Idiom hat sich unsere Schultradition auf der Identität behauptet, was übrigens in der neugriechischen lebendigen Tradition keineswegs der Fall ist. Auf römischem Gebiete dagegen, hat die Schultradition dem lebenden Gebrauche der abstammenden Idiome, weil diese uns näher standen, im Mittelalter nachgegeben, und die Lingual-Attraction anerkannt, so daß vor allen positiven Vocalen, nämlich *e*, *i* und *y*, und wegen der Auflösung der Diphthonge auch *ae* und *oe* (die = *e* galten) allgemein wenigstens das *c* ins Lingualgebiet übertritt, das *g* entweder eben diese Richtung nimmt (wie im usus der Italiener selbst, der Franzosen, Portugiesen und Engländer), oder in eine Guttural-Aspiration umschlägt, wie nach dem castilischen, nordischen und theilweise deutschen usus, während im letztern Land der Conflict mit dem einheimischen *g* die Confusion noch gemehrt, dem *g* übrigens theilweise seinen ursprünglichen Laut inconsequent erhalten hat.

§. 41.

Daß die lateinischen Sylben *ce, ci* nicht nach italienisch-deutschem Gebrauch *tshe, tshi* oder *tse, tsi*, sondern wie *qe, qi* oder *ke, ki* gelautet haben, hat Scheller in seiner ausführlichen Grammatik (s. Schneider I. 244) mit schauerlicher Gründlichkeit dargethan *), obgleich er das wichtigste Argument, das alle andern überflüssig macht, nämlich die Prosodie vergessen hat; denn wenn *ce* = *tse* wäre, so sieht jeder, daß Position vorhanden ist, und wie wollte man nun den Hexameter

Cēdo facit cessī, cecidī cadō, caedo cecīdī

ferner scandiren, wenn es bei deutscher Aussprache diese Quantität nach sich zöge:

tsēdo fātsīt tsēssī tsētsidī kadō, tsādō tsētsīdī —?

Daß alles für *ce, ci* Angeführte nicht minder für *ge, gi* gilt, versteht sich von selbst. Wegen Degeneration der Verbindung *gn* s. die Hemmlaute (*η*), und wegen *ch* die Aspiration (*h*).

§. 42.

Nur Einen hieher gehörigen Fall hält man für bedenklicher. Schon in den ältesten Manuscripten findet sich ein gewisses Schwanken zwischen der Orthographie der Endsylben *ci* und *ti*, wenn ein anderer Vocal folgt, so daß man nicht ganz sicher ist, ob *conditio, suspicio, convicium, nuntius, ōtium, indūciae, infitior, concio* wirklich die bessern Schreibarten sind, weil in allen *ci* und *ti* wechselt; ebenso in den Endungen *patricius, aedīlicius* und den Eigennamen *Fabricius, Mauricius, Mūcius, Sulpicius* und *Accius* oder *Attius* u. s. w. Es folgt aus diesem Schwanken, daß schon im Alterthum das *ci* in die Lingual-Attraction gezogen zu seyn scheint, so daß *ci* vielleicht in *tj* überschlug und so den Zischlaut *ts* vorbereitete, das aber folgt keineswegs, daß hier wirklich schon ein deutsches *zi* vorhanden war. Verderbniß also bleibt es auf jeden Fall und der ältesten und besten Zeit durchaus zuwider; das Alter unserer Handschriften ist überhaupt nicht sicher genug, um daher viel zu beweisen. Es ist wahrscheinlich, daß die Aspiration erst durch den Accent gezeugt wurde, indem die *i*-Sylbe dadurch an Gewicht ein-

*) Die Argumente sind:
1) Das griechische *Κικερων, Σκιπιων, πριγκιπια.*
2) Das römische *Cimon* für *Κιμων.*
3) Die alte Schreibart *leces, macister.*
4) Die deutschen lateinischen Wörter Kaiser, Keller, Kerker, Kirsche, Kiste, mager, Kicher aus *Caesar, cella, carcer, cerasum, cista, macer, cicer.*
5) Der Wechsel von *decimus* und *decumus, coqui* und *coci, squilla* und *scilla.*
6) Die Ableitung *decem, decuria; docco, docui; capio, cepi, accipio; parcus, parci; pax, pacis.*
7) Die Contraction *doctus* statt *docitus.*

büßte, daher es gegen die Forderung ist, wenn man die betonte Sylbe, wie in *tótius* dieser Art verunstaltet, auch die Vortonsylbe, wie *tiára*, wird nicht so genommen, so wie aus euphonischen Gründen auch ein vorgehendes *s* die Aspiration nicht zugelassen hat, wie in *gestio*, *mixtio*, wo unsere Tradition, wie alle romanischen Idiome reines *T* sprechen. Auch das *tt* in *Attius*, *Brattii*, *mittier* wird ausgenommen, nach Einigen auch *quatier* für *quati*; griechische Wörter sind aber nicht ausgenommen, wie *Boeótia*, *Aegyptius* (italienisch *Beozia*, *Egizio*); und wenn Einige *Miltiades* ausnehmen, so ist mehr der Ton schuld.

§. 43.

Daß das *F* nicht identisch mit dem griechischen *Φ* gewesen sey, soll durch eine Anekdote bei Quintilian (Schneider I. 265) bewiesen werden, nach welcher ein Grieche, der für den Fundanius Zeugniß abgelegt hatte, von Cicero darüber aufgezogen worden seyn soll, daß er ja jenen Namen nicht einmal aussprechen können, denn er habe das *F* wie *Φ* gesprochen. An einer andern Stelle klagt Quintilian über die harte Aussprache des römischen *F*, welches paene nôn hûmânâ vôcê, vel omninò nôn vôcê potius, inter discrimina dentium efflanda est. Solche Geschichtchen und Klagen beweisen mehr die Identität der Buchstaben als ihre Differenz; denn daß die Griechen zu dieser Zeit ihr *φ* zu einem weichlichen Laute herabgestimmt hatten gegenüber der überhaupt noch rauhern und jugendlichern Römerzunge, das ist leicht zu glauben; aber an eine qualitative Differenz ist darum nicht zu denken, da sie in diesem Gebiete nicht möglich ist, und heutiges Tages Neugriechen, Italiener und Deutsche ihren Labial-Aspiraten völlig identisch erhalten haben. Ueber das Mißverständniß des deutschen Vau sprechen wir später.

§. 44.

Ueber die Identität des lateinischen *s* mit dem griechischen *σιγμα* sind alle Alten einstimmig, und wir stehen um so weniger an, dem lateinischen *s* gleich dem *σιγμα* jenen Indifferenz-Laut unseres *ß* zuzuschreiben, da ja die Differenz des heutigen Italieners sich erst im Gegensatz des scharfen *s* zum breiten *ce*, *sce* begreift, und die germanische Zunge dieselbe Erscheinung darbieten wird. Einen andern Grund werden wir aus seinem Uebergang in *R* erfahren. Hier können zugleich die mit *s* componirten Doppelbuchstaben zur Sprache kommen. *X* ist ganz wie im Griechischen, sowohl aus *gs*, als *cs*, als *hs* hervorgegangen, weil *h* auf früheres *χ* hinweis't, daher *rex* statt *regs*, *régis*; *pax* statt *pacs*, *pácis* und *vexi* statt *vehsi* = *vexsi* = *vecsi* neben *veho*, *vectum*. Die Analogie hätte auch ein dem griechischen *Ψ* entsprechendes *ps* erfordert, und diesem Mangel wollte Kaiser Claudius durch sein Antisigma in der Gestalt)(abhelfen, das aber nie durchgedrungen ist. Daß aber die Analogie mit

x richtig gedacht war, erhellt aus den Schreibarten *scribo, scripsi; nubo, nupsi* u. s. w., neben welchen inconsequent *plebs, plebis; urbs, urbis; arabs, arabis; chalybs, chalybis* stehen geblieben war; doch findet man auf Inschriften häufig sogar *apsens, opses, apstinere* u. s. w. (Schneider I. 219); *grȳps, grȳphis* bietet ein auffallendes Beispiel griechischer Bildung, zumal da dort nur der Genitiv γρῦπος vorkommt. Endlich wurde auch das z aus dem Griechischen aufgenommen; daß die ältesten Römer dafür s schrieben und sprachen, ist schon erwähnt; später als man sich mit griechischer Sprache ernstlicher zu beschäftigen anfing, bemühte man sich wohl auch, die fremden Laute des umgelauteten υ (das ü) und das feine ζ (= *dſ*) in entlehnten Wörtern nachzustammeln, was freilich den ungewohnten Organen des Volks schwerlich gelungen seyn mag; daher wir bald die Erscheinung sehen, daß y mit *i*, z aber mit *s* zusammenfällt, wie des Claudius neuer Buchstab für ü und die Schreibart *Zmyrna, zmaragdus* beweisen. (Schneider I. 381.)

§. 45.

Daß das römische *h* gleich dem griechischen Spiritus asper mit dem es identisch ist, ein aus χ (folglich aus *q*) hervorgegangener, übrigens beweglicher (durch Position auflösbarer) Consonant ist, folgt aus unserer Ansicht, und stellt sich am klarsten aus den Beispielen von *traho, traxi, tractum; veho, vexi, vectum* (Wurzel *traχo, traco; veχo, veco*) heraus. Die Nachrichten der Alten, daß *h* bei ihren Vorfahren theils ungebührlich gebraucht, theils vernachläßigt worden sey, sind, falls sie überhaupt Glauben verdienen, aus jener Auflösbarkeit leicht zu begreifen. Ebendaher erklär' ich mir die im Ganzen zu seltne Anwendung dieses radicalen Lautzeichens. Auffallender ist, daß Catull eine Affectation seiner Zeit persiflirt, ein *h* den Wörtern anzufügen, wofür er die Beispiele *hinsidiae, hiónii* anführt *), nebst *chommoda*, welches letztere ein *kh* voraussetzt, das in das Capitel der Schlaglaut-Schärfung gehört. Bei manchen Wörtern ist Streit, ob ihnen *h* gebühre, wie in *Adria, aruspex*; daß es in *vehemens, prehendo, mihi, nihil* gern ausfällt und einen langen Vocal producirt, ist ganz in der Ordnung; lächerlich aber die Ansicht, es sey in jenen Formen eingeschoben. In den Interjectionen *ah, oh* scheint das *h* fast deutsches Dehnungszeichen, wiewohl es ursprünglich *aχ, oχ* gewesen seyn könnte. Wenn aber nach einer Nachricht (Schneider I. 195) *h* mit *f* wechselt, so daß ältere, wie es heißt, sabinische Formen vorkommen: *fariolus* statt *hariolus, faséna* statt *haréna, fédus* statt *haedus, fircus* statt *hircus, folus* statt *holus, fordeum* statt *hordeum, fostia* statt *hostia,*

*) Es könnte auffallen, warum Catull in diesen Fällen die hier nothwendige Position durch *H* nicht berücksichtigt. Er wollte aber durch die barbarisch klingenden Verse den Mißbrauch jener Aussprache persifliren.

fostis ſtatt *hostis*; nach Andern umgekehrt *haba* ſtatt *faba*, *hanula* ſtatt *fanula*, *hebris* ſtatt *febris* u. ſ. w., ſo beweiſ't dieß nur um ſo mehr die frühere χ-Natur des *h*, damit es mit *F* variiren konnte, ſo wie der Wechſel des griechiſchen Spiritus asper mit lateiniſchem *S*, in ἑξ, ἑπτα, *sex*, *septem* die χ-Natur des Spiritus beweiſ't.

§. 46.

Nun ſind noch die ſogenannten griechiſchen Aſpirationen *ph*, *th* und *ch* zu erwähnen. Es iſt ſchon geſagt, daß in den älteſten Zeiten das griechiſche φ und römiſche *f* identiſch ſind, wie φερω, *fero*; φυω, *fuo* u. ſ. w.; ſpäter, als die Römer anfingen, das Griechiſche aus der Schrift zu lernen, pflegten ſie φ durch ihr *p* zu erſetzen, wofür man noch ſpäter *ph* ſchrieb, um die Differenz von π zu bezeichnen. Deſſen ungeachtet las man *p*. Dieß kann ich bei Plautus aus einer zufälligen nähern Bekanntſchaft mit dem Dichter und ſeiner Alliterations-Weiſe erweiſen. In dem Stück *Amphitruo* wird dieſer Name, der 51mal genannt wird, der Ausſprache *AM-PI-TRVO* gemäß, 19mal auf *A* und 19mal auf *P* alliterirt, 17mal ſteht der Name außer der Alliteration, und iſt nur einmal neben die Alliteration *F* geſtellt, wo er folglich nicht mitzählt. Schlagendere Beiſpiele liefert das Stück *Mostellaria*, wo die Eigennamen mit *Ph* folgende Alliterationen darbieten.

v. 162 *placére — Philolachí — patrónó*
v. 239 *pendere — prae — Philolaché*
v. 247 *peculi — Philématium*
v. 279 *Philolachem — placére*
v. 288 *Philématium — pótóre*
v. 339 *perisse — Philolachétem*
v. 354 *Philolaches — periimus*
v. 364 *pater — peregré — Philolachae — pater*
v. 387 *prímum — Philématium*
v. 556 *Philolaches — potuisti*
v. 596 *Philolachétem — pellat*
v. 616—17 *Philolaches — patrissat*
v. 840 *Philolaches — público — porticus*
v. 927 *pótáre — Philolachem*
v. 933 *Philolaches — pater*
v. 1034 *profecto — Philolachí*
v. 1074 *Philolaches = peregré — patrem.*

§. 47.

Daſſelbe Factum beſtätigt ſich aus den lateiniſchen Formen *Proserpina* (Περσεφονη), *purpura* (πορφυρα), *pinicus*, *poenicus* (φοινικεος) u. ſ. w., und aus den bei Schneider I. 200 angeführten Schreibarten aus Inſchriften: *spaera*, *Epapra* (*phra*), *Pilargurus* (*Philargyr.*), *Pilumenai* (*Ph.*), *Posphorus* (*Ph.*), *Trupera* (*yph.*),

lauter offenbar alte Formen. Es ist also klar, das *h* war in diesen Fällen bloß gelehrte Orthographie fürs Auge, ohne Bedeutung, und daß dieses Verhältniß selbst zu Cicero's Zeit noch so bestand, bezeugt der Umstand, daß dieser (Schneider, 201 oben) sich beklagt, der Mode seiner Zeitgenossen nachgeben und statt, wie bisher *triumpus*, nun *triumphus* schreiben zu müssen. Ein Lautwechsel kann hier nicht verstanden seyn; wenn aber hier gesagt wird, die Aspiration des Anlauts in θριαμβος werde hier im *ph* nachgeholt, so ist dieß einem Modernen zu verzeihen, in dessen Gehirn griechische und lateinische Sprachregeln durcheinander wohnen, einem Römer müßte diese Erörterung wahnsinnig gelautet haben. (Ein ähnliches Mißverständniß hat βοσπορος in *bosporus* und *bosphorus* verwandelt; aus τροπαιον, *tropaeum* scheinen erst die Modernen *trofeo* gemacht zu haben.) Allerdings aber mußte später, wo Italien von Griechen überschwemmt wurde, und jeder Gebildete diese Sprache lernte und hörte, die Anschauung wieder überwiegen, und das griechische φ mit dem lateinischen *f* identificirt werden, und aus dieser dritten Periode schreiben sich ohne Zweifel die Schreibarten (Schneider, 201 unten) wo *ph* und *f* alterniren.

§. 48.

Wenn nun wegen *ph* überhaupt ein Zweifel in dieser Hinsicht möglich war, so ist dagegen keiner möglich wegen *th* und *ch*. Kein Franzose wird in den Namen *Rossbach* und *Höchstädt* das *ch* auf deutsche Weise sprechen, und kein Deutscher, so lang er deutsch spricht, englische Namen, wie *Macbeth*, *Thurston*, mit dem englischen Laut des *th*; d. h. ein Laut, der einem nationalen Organ völlig unbekannt ist, kann auch durch einzelne aufgenommene Wörter oder Namen nicht in die fremde Sprache übergehen; man nimmt statt des Lautes einen nahe liegenden, man assimilirt ihn. Wie also das griechische φυω lateinisch *fuo* lautet, und so lauten würde, wenn das φ auch wirklich abweichend gesprochen werden könnte, so ist χορτος in *hortus* übergegangen, χειμας in *hiems*, χηρος in *heres*, χυμος in *humor* u. s. w. Zumal da *h* selbst erst χ war, und es möchte nur das auffallen, daß aus den Zeiten des lebendigen Verkehrs nie θ in *s* übergegangen scheint (falls die Fälle nicht übersehen worden). In der gelehrten Periode löst man wieder θ in seine Elemente *th* auf, und χ in *ch*, statt deren aber auch einzelne Schreibarten ohne *h* vorkommen, wie *menta* (μινθα), *tus* (θυος), *Antiocus*, *bacánália*, *brácium* u. s. w. Auch das kann unsere Ansicht nicht verdächtig machen, daß Plutarch den Namen *Pulcher* durch Πουλχερ wiedergibt; er hielt sich an die römische Orthographie seiner Zeit, in der man χ und *ch* etymologisch identisch nahm, und so muß es angesehen werden, als eine Wirkung der Schreib-Mode, wenn, je später die Zeiten sind, desto mehr unnütze *h* sich in die römische Schrift eingeschlichen haben (so erwähnt Quintilian *prae-*

chónes, *chenturiónes* Schn. 206), und selbst für die Zeit, wo römisch *ph* = *f* war, ist unbedingt zu behaupten, sämmtliche *th* und *ch*, sie mögen sich nun in griechischen Namen oder in entlehnten Appellativen oder endlich gar in rein lateinischen Wörtern vorfinden, galten dem römischen Ohr und Mund doch als reine tenues = *t* und *k*, zumal da die heutigen romanischen Sprachen noch alle so sprechen. Wäre dem Römer in *Bacchus* eine Aspirate *Baχus* oder *Baχχus* enthalten gewesen, wie würde denn der heutige Italiener *per Bacco!* sagen, und hätte *brâchium* wie *braχium* gelautet, wie hätte das *T* in *braccio* = *bratshio* sich entwickeln sollen? Es ist also deutsches Mißverständniß, wenn wir im Lateinischen unsere beiden deutschen *ch* verwenden wollen, und der Aussprache nach sollte es immer heißen: *carta*, *brákium*, *mákina*, *coclea*, *coclear*, *Antiocus*, *Baccus*, *caos*, *incoo*, *pulker*, *sepulcrum*, *Graccus*. (Dieser Name nahm erst später vielleicht in Nachahmung des griechischen *Bacchus* das *h* an. Schneider, 208.) Ebenso ist *léthum*, *canthus*, wenn das *h* auch richtig ist, nicht auf englische Art zu sprechen und die Schreibart *authors* ein Mißbrauch, den sich die englische Sprache zu Nutze gemacht hat. Auch *Carthágo* heißt auf den alten Inschriften richtiger *Cartágo*.

§. 49.

Auch beim *sch* wie in *scheda* (neben *scida*), *schedula* (*scidula*), *schéma*, *schisma*, *schistos*, *schoenum*, *schola*, *scholion* und Namen wie *Aeschylus* hätte Schneider 214 sich den Zweifel ersparen können, mit welchem der beiden deutschen *ch* die Verbindung wohl zu sprechen sey; denn hier kann von keiner andern Geltung die Rede seyn als *sk* (genau *ṣq*), also *skeda*, *skedula*, *skéma*, *skisma*, *skistos*, *skoenum* (*ṣqoenŏ*), *skola*, *skolion*, *Aeskylus* (*aiṣqūluṣ*, *aiṣqiluṣ*).

§. 50.

Ich komme auf die Spiranten. Da wir das *h* schon bei den Aspiraten mitgenommen haben, aus denen es hervorgegangen ist, so bleiben uns nur noch die beiden Vocal-Consonanten *v* und *j* zu betrachten. Ihre Entstehung ist ganz im Dunkeln; ob sie eine frühere aus Schlaglauten (*b*, *g*) erweichte Reihe darstellen, oder wie das griechische *ι* im Anlaut, ursprünglich nur vocalischer Vorschlag waren (folglich ursprünglich eine eigne Sylbe ausmachten), darüber liegt uns kein Entscheidungsgrund mehr vor. Für uns hat das Latein von Anfang an zwei wahre Consonanten im *v* und *j*, obgleich die antike Schrift sie vom *u* und *i* niemals getrennt hat, und die Grammatiker sie durch den Beisatz vocalis, consonans unterscheiden. Der Kaiser Claudius führte für das *v* ein verkehrtes *F*, also Ⅎ ein, das sich aber nicht erhielt. (Schneider 5.) Die Identität mit unserm *w* und *j* ist unbestritten, ersteres hat sich durch die romanische, das zweite durch germanische Tradition und durchs italienische Zeichen

selbst rein erhalten, wie wir sehen werden. Einige Schwierigkeiten bieten die Laute einzig in ihrer Stellung als Inlaut dar.

§. 51.

Das *v* nämlich kommt inlautend vor in den Verbindungen *qv* anstatt *cv* (gewöhnlich *qu* nach alter Sitte geschrieben), dann im *gv* (*gu*), doch nur in der Position *ngv* (mit einziger Ausnahme der seltnen Form *urgveo* neben *urgeo*); ferner in *sv* (*su*) und endlich in einem alterthümlichen *dv* (*du*). Daß in allen diesen Fällen der Consonant *v* und nicht der Vocal gemeint ist, erweis't sich unwiderleglich aus der Quantität; denn wenn in *quirites*, *aqua* das *u* Vocal wäre, so müßten *ui*, *ua* Diphthonge bilden, folglich die Sylbe lang seyn, was sie nicht ist. Nun ist aber ein neuer Zweifel: wenn in *aqua* das *u* Consonant ist, so muß das erste *a* positione lang werden; nun sind aber beide *a* kurz, und die Prosodie betrachtet das *u* als gar nicht vorhanden. Die Erklärung des Phänomens ist bereits in unserm theoretischen Theile gegeben worden, und stützt sich auf den Satz muta cum liquidâ gibt positio debilis. Da nämlich theoretisch *L* sich in *V* verflüchtigen kann, so ist *V* minus *L*, und wo *L* nicht zählt, kann es *V* noch weniger. Wenigstens liegt dieses Gesetz im Hintergrund, obgleich *v* sonst stets Position macht. Das *ngu*, wie in *sanguis*, *lingua* macht natürlich schon ohne *v* Position. Beim *su* ist auffallend, wenn Schneider (330 unten) sagt, es sey ungewiß, ob es Position mache, da man doch denken sollte, aus den häufigen Formen *suâdeo*, *suâvis*, *suesco* müßten sich Fälle zur Entscheidung darbieten. Wegen des *dv* ist (Schneider 228) zu sagen, daß es in der spätern Sprache, wo es sich erhalten hat, immer in der consonantischen Auflösung *du* vorkommt, wie *dŭ-ellum* für *bellum*, sogar *dŭellus* für *bellus* und in einer Inschrift *duonórum* für *bonórum*; im letztern Fall zuverläßig *dvonórum*, und Schneider führt auch aus Lucrez noch *dvellicus* als Dactylus an. Auch ist *bis* alt *dvis*, *bidens* aus *dvidens*, wie man denken sollte beide aus *duo* gemacht; auch *Duilius* wird *Duellius* und *Bellius* genannt. Die ganze Erscheinung ist äußerst räthselhaft. Ist auch *dv* aus *du* contrahirt, so ist der Uebergang ins *B* dadurch nicht begreiflich, denn soll das *D* abfallen, so kann doch darum *V* nicht zu *B* werden, und sollte *B* in der Wurzel vom Anfang an gewesen seyn, so müßte ein unmögliches *DB* angenommen werden. Ich gestehe, daß mir der Fall noch gar nicht erklärt scheint, und bemerke nur das, daß das *u* auch sonst in *v* corripirt wird, wie eben in der Wurzel *duo* die Komiker *dvo*, *dvae*, auch spätere Dichter *genva*, *tenvis* gebrauchen, und daß umgekehrt das *v* jener Positionsfälle auch wieder in der Auflösung *u* vorkommt, wo man denn jetzt *antĭcuus*, *relicuus* zu schreiben pflegt. Es wird beides als poetische Licenz erklärt, die Abweichung mag aber in der Volkssprache begründet gewesen seyn. So kommt auch *dissoluo*, *siluae*, *lârua* (für *larva*) vor, und in den wechselnden Formen *néve*

und *neu; sive, seu; caveo, cautus; nâvis, nauta; gaudeo, gâvîsus; solvo, solûtus; volvo, volûtus* ist der Uebergang deutlich; auch *parum* neben *parvum* kann erwähnt werden.

§. 52.

Warum man nun, als im siebenzehnten Jahrhundert die Trennung von *u* und *v* aufkam, nicht auch *qv, gv, sv, dv* geschrieben habe, davon liegt der Grund in Eigenheiten der neuern Idiome; der Franzose und Spanier bediente sich des *qu*, um den *k*-Laut vor positiven Vocalen festzuhalten, und nahm das *u* für stummes Hülfszeichen; der Deutsche und Holländer ihrerseits nahmen das *v* für ein *f* und konnten ihr *w* nicht ins lateinische Alphabet einflicken. Nur die Dänen und Schweden haben in neuerer Zeit mit Recht das *qu* mit *qv* vertauscht. Auch hat die neueste spanische Orthographie das *qu*, wo es noch *qv* gilt, mit *cu* vertauscht, wie wir sehen werden.

§. 53.

Vom *v* ist hier noch zu erinnern, daß es das Latein gerne ausstößt, wie in *amâsti, amârunt, délésti, délérunt, nôsti, audîsti, sîris* (*siveris*), *mâlim, nôlo, mômentum, bôbus* (*bûbus*), *prûdens, nûdus, dîtior, jûnior, prôrsus; sîs, sûltis* (*si vis, si vultis*). In manchen mag sich der Vocal später gekürzt haben. In *audîi, audîérunt, bonum, dênuo* (aus *de novo*) ist reiner Ausfall ohne Contraction. Bei den Komikern finden sich Formen wie *nâvis, boves, levi, novus, Davus* einsylbig, wahrscheinlich mit Ausfall des *v* und Contraction der Vocale. — Der Verdopplung ist eigentlich *v* nicht unterworfen; doch findet sich einigemal die Assimilation *ovvertit, ovvius, suvvertit, suvvolvit* (Schneider 360) statt *obv., subv.*, welches freilich in der alten Orthographie unklar aussieht, aber theoretisch nichts gegen sich hat. Ein anderer Umstand gehört noch hieher: Eine Nachricht (365) sagt, *v* sey Consonant im Inlaut, wo der Diphthong *aurum* citirt wird, welches demnach *avrum* genommen würde, was theoretisch unnöthig erscheint; zunächst wird aber aus griechischen Fällen *evangelium* citirt. Wir haben früher erwähnt, daß die alte Schreibart *Agaue, nauarchus* für das Ohr identisch sey mit der Lautung *Agawwe, nawwarchus*, folgern aber daraus, daß die jetzt eingeführte Schreibart *Agave, navarchus* völlig falsch ist; denn wenn der alte Diphthong verlassen wird, so muß doch das *a* kurz bleiben und die Bezeichnung muß sich durch Gemination ins Gleiche setzen. Man müßte also wo nicht *u*, jetzt *vv* — *Agavve, navvarchus* setzen. Ebenso ist bei dem griechischen *eu* in *euoe, Euander, euangelium* die Schreibart *ev* zu tadeln. Denn da das griechische *ε* doch unmöglich eine Länge darstellt, so muß entweder der Diphthong bewahrt werden, oder, hier gewiß in der Aussprache, und dann auch in der Schrift *evvoe, Evvander, evvangelium* vorgezogen werden. Schreibarten dieser Art citirt Schneider (367) aus Inschriften *Evénus*,

εὐοδό, euodia (Ἕυηνοι, ἐυοδῳ). Ein lateinisches Wort, wo *au* durch *auv* bezeichnet wurde, wird nicht genannt; erläutert sich vielleicht auch durch das häufige Ausfallen dieses Buchstaben, der ihn für das römische Alphabet als einen sehr weichen charakterisirt, während wir sehen werden, daß sein Correlat, das *j*, sich kräftiger erweist, und im Alterthum eine Gemination wirklich in Anspruch nimmt.

§. 54.

Die Untersuchung über das inlautende *j* hat noch auffallendere Mißbräuche aufzudecken. Nach vielen einstimmigen Zeugnissen (Schneider 277) wurde das *j*, das heißt *i*, zwischen zwei Vocalen als ein doppeltes, das erste zur vorhergehenden, das zweite zur folgenden Sylbe gehöriges ausgesprochen, und demnach, besonders in ältern Zeiten, von Vielen, namentlich von Cicero, auch doppelt geschrieben. Die Fälle sind *ai, ei, oi, ui, yi* heutzutage allgemein *aj, ej, oj, uj, yj* geschrieben, und zwar mit dem merkwürdigen Umstand, daß der Vocal vor dem *j* in allen quantitirenden Wörterbüchern mit dem Längezeichen versehen wird. Daß aber dieses falsch ist, zeigt sich z. B. klar aus dem griechischen *Τροια*, das nicht *Trója* gelten kann; so folgt aus *mägis, mägior* auch *mäjor*, und ein Grammatiker (280 unten) sagt ausdrücklich, in *Maja, pejor, jejünium*, selbst in *Harpyja* (gegen den griechischen Gebrauch) sey der Vocal vor *j* kurz; (*äis, ĕi* bei Schneider, kann für *ajo, ejus* hier nicht beweisen, weil vocâlis ante vocâlem stattfindet.)

§. 55.

Wir haben aber in der That neben dem Zeugniß Cicero's kein weiteres vonnöthen. Schrieb er in der classischen Zeit *aiio, eiius, Troiia, cuiius*, so kann einmal die erwähnte Regel gelten, daß ein *i* zur ersten Sylbe, das andere zur zweiten gehört, folglich *ai-io, ei-ius, Troi-ia, cui-ius* entsteht. Hier wären *ai, oi, ui* offenbare Diphthonge (an Triphthonge wird man hoffentlich nicht denken, da der Römer davon gar nichts weiß, und *Τροια* keinen hat) und das *i*, das den Anlaut der nächsten Sylbe bildet, kann, wie es auch genannt wird, nur *i* consonans oder *j* seyn. Folglich wäre die Aussprache *ai-jo, Troi-ja, cui-jus*. Man hat auch nicht Grund zu klagen, hier sey ein unorganisches *j* eingeschoben, gegen den Gebrauch von *Τροια*, denn dieses Schleifen des *i* auf einen folgenden Vocal producirt sich ganz unwillkürlich (wie man im deutschen Mittelalter und im Holländischen noch heute *meijen, frouwen* schreibt), zählt also theoretisch so viel wie gar nichts. Nur das *ei* ist etwas schwieriger zu beurtheilen. Würde hier ein Diphthong verlangt, in *eius, peior* oder *ei-jus, pei-jor*, so stände nur *ɔi* zu Gebot, *ɔijus, pɔijor*. Die römische Volkssprache sagte auch zuverläßig so; aber dem gebildeten Ohr mußte diese Umkehrung des *e* in den Urlaut doch anstößig seyn. Ich wende mich daher zur zweiten möglichen Ansicht,

durch die Doppelung des *J* meinte Cicero und seine Zeitgenossen am besten die Schärfung des Vocals vor dem *i* anzudeuten, der nach unserer Gewohnheit durch die Gemination *jj* bezeichnet werden müßte. So wird er hier *ejjus, pejjor* gesprochen haben, so daß die Schwere der Sylbe nicht, wie unsere Wörterbücher meinen, durch Naturlänge, sondern im Gegentheil positiône, das heißt durch die Schein-Position der Gemination bewerkstelligt wird, wie im *LL, SS* u. s. w. Alles zusammengefaßt, entscheide ich, Cicero und seine Zeitgenossen schrieben *JJ* mit Bewußtseyn der Doppelsinnigkeit dieses Zeichens, welches sich gelegentlich dem Diphthong vocalisch hingab, gelegentlich aber auch für Position gelten konnte, und ich ziehe nun die praktische Folgerung, der Vocal vor *j* ist im lateinischen Inlaut durchaus kurz, folglich die Schreibart *ājo, ējus, Trōja, cūjus* gänzlich zu verwerfen (falls dadurch *âjo* u. s. w. ausgedrückt werden soll, und nicht, wie im Gradus ad Parnassum, nur die Prosodie gemeint wird, wo dann alle Positionssylben das Längezeichen bekommen) und für unsere heutige Schreibart, wo einmal *j* vom *i* verschieden seyn soll, bleibt nur die Wahl, ob man *aijo, eijus* (*eïjus?*). *Troija, cuijus* oder einfacher *aio, eius* (*eïus*), *Troia, cuius* schreiben will, niemals aber *ajo, ejus, Troja, cujus.*

§. 56.

Neben diesen unzweifelhaften Thatsachen sind nur einige Bemerkungen nöthig. Für einige Namen ist es zweifelhaft, ob nicht der Vocal vor *i* lang war; denn neben *Achaia, Gaius* kommen die Auflösungen *Achâïa, Gâïus* vor (ein Fall, der nicht ganz beweis't, wenn man bedenkt, daß selbst das einsylbige *ae* in poetischer Auflösung *aï* wird, wo doch *a*, da es eine Sylbe machen soll, nicht anders als lang lauten kann, und daß Plautus *larva*, das doch wohl positionell geschärftes *a* hat, in *lârua* auflös't). Ferner die Vocative *Gâï, Mâï, Pompêï* (wieder mit jenem *aï* zu vergleichen) und eine griechische Schreibart *Πομπηΐος, Βηΐοι* für *Pompejus. Veji*, für die aber das bemerkt werden muß, daß der alte Grieche sich wohl jener Theilungspunkte nicht bediente, und daß ihm folglich, falls er *Pompe-jjus, Ve-jji* sprechen hörte, kein anderes Mittel übrig blieb, als sein *η*, weil ihm *αι* seinen, vom römischen gebildeten Ohr vermiedenen Diphthong *ai* geboten hätte. Um dieser Zweifelsfälle willen wäre freilich die Schreibart mit einfachem *i* aufs neue zu empfehlen.

§. 57.

Eine zweite Bemerkung gebührt den Fällen, wo *j* nicht radical, sondern durch Composition zwischen zwei Vocale zu stehen kommt. In den Compositionen mit *jugum* ist der vorgehende Vocal kurz *bĭjugus, quadrĭjugus* u. s. w. Ebenso *sēmĭjugerum, jūrĕjūrandō*; in *ējectus* ist das *e* von Natur lang; in *rējicio* aber wäre ein *rejji-*

cio allerdings denkbar, und im Ganzen nach derselben Anomalie, wie man nach Schneider (S. 600) auch *rettuli*, *repperi*, *reccidi* sagte, während in *pejjero*, *peïero* wirkliche Assimilation aus *perjûro* stattfindet, wie Schneider 279 für *conjicit*, *conjux* die Formen *cojjicit*, *cojjux* anführt. So scheinen die Grammatiker die Fälle *dijûdico*, *prôjicio*, *sêjungo* für identisch zu nehmen mit jenen radicalen *jj*. Hierdurch, wenn die Anomalie auch durchgedrungen ist, entsteht wenigstens keine praktische Absurdität, da die Partikeln doch ursprünglich lang gewesen sind, während die Schreibart *âjo* u. s. w. etwas ganz Sinnloses hat, da dieß *a* nie lang war. — Endlich muß hier noch gesagt werden, was schon sonst zur Sprache kam, daß die römische Schreibart *Aiax*, *Maia*, *Troia*, wofür man consequenter *Aeax*, *Maea*, *Troea* erwarten könnte, sich vollkommen rechtfertigt durch den oben berührten Schleiflaut, den das *i* zwischen Vocalen neben seiner diphthongischen Function immer mit sich führt.

§. 58.

Das lateinische *j* fällt aus in *Pompeï*, *Gaï*, wenn man nicht lieber sagen will, *j* und *i* fließen hier zusammen; ferner in Versen *eïcit* anstatt *éjicit*; ebenso *abîcit*, *adîcit*, *obîci*, *reïcit*. Zuweilen wird von den Dichtern *j* in den Vocal zerflößt *iûle* für *Iûle* (Schneider 286); bei Plautus *nunc iam* statt *jam* (wie *etiam* = *et iam*; *quoniam* = *quom iam*); zuweilen wird auch *i* inlautend zu *j*: *abjeté*, *arjeté*, *parjetibus*, *fluvjôrum*, *abjegní*, *Hesperjô*, *Parrhasjô* wodurch sich nothwendige Position erzeugt.

§. 59.

Gegen das Mittelalter hin, als die vocalische Natur der anlautenden *v* und *j* immer mehr verwischt wurde, scheint die Neigung, vielleicht mehr eine conventionelle Mode, sich eingestellt zu haben, diese Spiranten durch anklingende Aspiration zu färben und zu materialisiren. Deutsche Analogien sind, daß in der Provinz Kursachsen gebildete Laute sich scheuen, ein reines *j* zu sprechen, und an dessen Stelle sich der Aspiration *x* bedienen (als *xahr*, *xung*), während andrerseits die Berliner die Eigenheit entwickelt haben, das anlautende *w* mit Einwirkung der Zähne in ein leichtes *f* umzuwandeln (etwa *vasser*, *vind*), welches ebenso für eine Schönheit gelten soll. Der heutige Italiener spricht zwar die Zeichen *v* und *j* wieder rein; allein was das *j* betrifft, so hat er an dessen Stelle, wie alle romanischen Sprachen größtentheils eine Aspiration entwickelt, und aus der Aspiration des *v* ist einestheils eine Neigung der Franzosen zu dem eben beschriebenen Halb-*f* daraus erwachsen, was sich in den Endungen wie *nerves*, *serve* für das Ohr so ziemlich und in *nerf*, *cerf*, *actif* u. s. w. selbst für das Auge in *f* verwandelt hat, welcher Fall im Englischen wieder eintritt. Endlich schreibt sich aber aus diesem Mißverständniß des *F*-artigen das altdeutsche, holländi-

sche und zum Theil noch hochdeutsche *v*, so wie die Aussprache dieses Lauts nach der Schultradition des Lateinischen, wo es mit *f* völlig identisch geworden ist. Merkwürdig könnte man die Analogie nennen, nach welcher die Römer die Gestalt des griechischen *w* oder Digamma *F* (von dem eine Neigung gegen *f* freilich auch nicht gemeldet wird) in ihrer Sprache zum *f* mißbraucht haben, und vicè versâ ihr eignes *F* oder *V* von den ihnen in der Cultur nachrückenden Germanen wieder zur Bezeichnung des *f*-Lauts ist mißbraucht orden.

§. 60.

Was nun die Hemmlaute betrifft, so ist beim *M* nur aufs neue zu erinnern, daß man davon das Vocalzeichen *M* aufs strengste absondere. Dieses fällt rein dem Wortauslaut zu, wie wir gesehen haben, und bildet mit dem ihm vorgehenden Vocal Einen Laut; kommt der Fall durch Composition in die Mitte zu stehen, so erfolgt entweder Abwerfung beider Buchstaben, wie in *animadverto*, oder Aufgeben der Nasalität, wie in *coeo* (wogegen die Anomalie mit *circum* zu erwähnen) oder ist die Nasalität (des *M*) überhaupt nicht eingetreten, sondern das ursprüngliche *N* assimilirt sich dem folgenden Laut, wie in *compos*, *consul*, *concors* (*conçors*). Zweifelhaft war der Fall im Inlaut, wo Priscian dem Wort *umbra* weder den *M*-Laut, noch den Nasal, sondern einen Mittellaut, ebenso dem Wort *sanguis* den Werth *samguis*, und ein anderer Grammatiker, dem *M* vor Labialen, wie *sambyx*, *Lycambes*, *Ampelus* einen Mittellaut zwischen *M* und *N* zuschreibt. Es ist zu merken, daß alle Idiome, die einmal zum Bewußtseyn der Schluß-Nasale kommen, diese Laute gelegentlich, besonders in der Volkssprache, auch inlautend verwenden, wie wir beim portugiesischen und in den süddeutschen Dialekten finden werden, und wie es im französischen System endlich durchgedrungen ist. So ist wahrscheinlich in dieser spätern Periode eine Aussprache *ũbra*, *sãguis*, *sũbyx*, *Lycũbes*, *ãpelus* in der Sprache ziemlich durchgedrungen, das kann aber für die gute classische Zeit nichts beweisen. Am meisten möchte man für die harte Form *hiems* (obgleich *hiemis* und *χειμων* das reine *M* angeben) doch eine frühe Abschleifung in *hiẽs* vermuthen, wenn nicht einige Grammatiker die harte Aussprache durch die Schreibart *hiemps* festhielten. (Schn. 467 unten.) Wenn einige Grammatiker von einer Unart des Mytacismus sprechen und das Beispiel anführen: mammam ipsam amo quasi meam animam — so kann sich die Meinung gewiß nicht auf die reinen *M*-Laute, sondern nur auf den vierfachen *ã*-Schluß beziehen; bewiese aber in diesem Fall, daß die Nasal-Endungen in der gewöhnlichen Rede doch nicht durchaus elidirt wurden, wie man, freilich lächerlich genug, sich gewöhnlich vorstellt.

§. 61.

Das *n* hat dem Römer nie als Nasalvocal gedient; es macht nie Hiatus oder Elision, und Priscian sagt hier ausdrücklich (Schn. 315) N plênior in primis sonat *et in ultimis* partibus syllabàrum, ut *nômen*, stàmen; exîlior in mediis (?) ut amnis, damnum. Aber vor allen Gutturalzeichen, also *c*, *ch*, *g*, *q*, *x* wurde das *N* assimilirt, und ein Grammatiker (Schn. 316) nennt das *N* in diesem Fall nòn vêrum, sed adulterinum, also unser *η*, oder das griechische Nasal-*γ*, wie die frühern Römer ebenfalls (Schn. 317) *Agchîses*, *agceps*, *aggulus*, *agguilla*, *iggerunt* geschrieben haben. Das letzte Beispiel zeigt, wie auch die Composition diesem Wechsel unterliegt, und das ist neben *impius* ganz consequent. Das *ng* ist dem Deutschen nicht so weit identisch, daß es in *ηη* zusammenflösse, sondern nur in *ηg*. Es ist doppelt falsch, wenn wir lateinisch *Anchîses*, *inchoo*, wie *an-chîses*, *in-choo* und nicht *aη-qîses*, *iη-coo* sprechen. Daß sich die Partikeln *an*, *ên*, *in*, *nôn* auch in der freien Wortstellung bald in *am*, *êm*, *im*, *nôm* (aber nicht mit Nasal-*M*), bald in *aη*, *êη*, *iη*, *nôη* assimiliren mußten, versteht sich von selbst. Zu merken ist noch als eine Eigenheit, daß die Labialen *v* und *f* gleichwohl *n* vor sich haben, z. B. *convolvo*, *conficio* gegen den griechischen Gebrauch, worüber im theoretischen Theil gesprochen wurde.

§. 62.

Nun ist aber noch ein zweites *η* zu erwähnen, das unsere Schultradition und entlehnte Wörter unserer Sprache dem lateinischen *g* vor *n* zuschreiben. Vergleicht man die Etymologie *magnus* von *magis*, *magior* = *maior*, *magsimus* = *maximus*, so sieht man wohl, daß das *g* in *magnus* ein ursprünglich reines war. Eben so ist von *gnôtus*, *gnârus*, *ignôrus*, *ignârus* offenbar mit Abfall des *n* im *in* gebildet, denn daß der Anlaut *gn* nicht nach griechischer Weise = *ηn* seyn kann, ist anzunehmen, weil aus der reinen media sich jener Nasal nicht so unwillkürlich entwickelt, wie aus dem griechischen *γαμμα*. Auch die Diminutive *signum*, *sigillum* sprechen dagegen, noch mehr aber die alte Schreibart *acna* statt *agna*. Der Hauptbeweis liegt aber in dem gänzlichen Stillschweigen aller Grammatiker über die Differenz des *g* in diesen Stellungen, und über seine hier geforderte Identität mit dem *N* adulterinum, dessen sie sich sonst, als Abweichung vom reinen *N*, doch so klar bewußt waren. Der guten Zeit ist also diese Anomalie abzusprechen. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß diese Nasal-Assimilation in Wörtern, wie *magnus*, *segnis*, *ignis*, *pugna* etwas sehr Einleuchtendes hat, und die harte Verbindung in eine weiche überseţt, so daß die Volkssprache früh auf diese Anomalie gekommen seyn kann. Sie wurde aber erst im Mittelalter

alter allgemein, und hat gewissermaßen die neuromanische Aussprache *nj* vorbereitet. Dabei ist zu merken, daß für das analoge *gm* in *fragmentum*, *segmentum*, *pigmentum* unsere Schul-Tradition nichts Analoges entwickelt, eben so wenig die romanischen Dialekte, und einer griechischen Analogie ungeachtet, dürfen wir doch nicht über den Buchstaben der Tradition hinausschließen.

§. 62.

Wegen des *L* findet sich (Schn. 297) eine Angabe des Priscian, nach Plinius, wo diesem Laute der Charakter exilis zugeschrieben wird in den Beispielen *ille*, *Metellus*, was zu unserm positiven *L* richtig stimmt; für den volleren Laut citirt er richtig *sól*, aber unpassend *silva*, und stellt das *L* in der Position *flávus*, *clárus* auf die gleiche Reihe; dieses ließe sich begreifen (namentlich wenn *c* hart und guttural klingt). Im Anlaut findet er den Mittellaut, wie *lectus*. Anderwärts wird der Fehler des Lambdacismus als ein zu dickes Aussprechen des *L* definirt, was mit unserer Theorie einstimmt. Gegentheils hat sich im Mittelalter vielmehr der Mouilletismus als romanische Eigenthümlichkeit entwickelt, indem das *L* meist mit folgendem *i* in ein positives *lj* zusammen und zu dem kaum erwähnten *nj* in eine Analogie trat.

§. 63.

Das römische *R*, von Persius littera canina genannt, war dem alten Römer, wie allen Urvölkern, hart und guttural, also mehr unser *rh*, das, wie wir wissen, mit der Aspiration χ nah zusammengränzt. Bei dieser Ansicht begreift sich die in allen Sprachen vorkommende Entstehung des Lauts aus früherem *S*; denn da das älteste, und so auch römische *S* = unserm *ş* ist, so zeigt sich der Uebergang von *ş* durchs *x'* (mittlere *x*) ins χ, *rh* oder direct ins palatale *R* als sehr plausibel. Das Lateinische bietet hiefür interessante Data (Schneider 341 ff.). Ein Consul, Appius Claudius Cäcus, soll den Uebergang des *S* in *R* in der Schrift begünstigt haben, so daß die Namen *Valesii*, *Fúsii* fortan *Valerii*, *Fúrii* hießen; ferner ging *Papísius* in *Papírius*, *Vetusii* in *Veturii*, *Ausélii* in *Aurélii*, *Spusius* in *Spurius*, *pignosa* in *pignora*, *lases* in *lares*, ebenso *majósibus*, *meliósibus*, *lasibus*, *fésiis*, *arbosem*, *róbose* in die entsprechenden Formen mit *R*; *plísima* wurde *plúrima*. Ferner kommt *fusvos*, *ásas* für *furvos*, *áras* vor; ebenso *dolósi*, *eso*, *múses*, *rúse*, *foedesum*, *plísima*, *aséna*, *Cisiátii*. So ist aus *disimo* (*dis-emo*) *dirimo* geworden; *labos*, *arbos*, *honos*, *lepos* neben *R*-Formen, und wenn die Nomen der dritten Declination auf *or*, *ur*, *us*, wie die auf *er* und *is*, gemeinschaftliche Flexionen auf *oris* und *eris* zeigen, so versteht sich, daß das inlautende *S* immer, das auslautende aber theilweis ins *R* übergetreten ist. So hat *quaero* die Nebenform *quaeso*, *quaesumus*, und die Flexionen *quaesívi*, *quaesítum*, *quaestum*; *násus* und *náris* ist Eine Wurzel; *gero*, *gessi*, *gestum*; *úro*,

ussi, ustum; haurio, hausi, hausum und *haustum; torreo, tostum* scheinen mir eher ein radicales, als (nach Schneider) ein assimilirtes *S* zu bieten. — Was endlich das in spätern Zeiten dem Griechischen nachgebildete *rh* betrifft, so hat es für das römische System durchaus keinen praktischen Werth, und ist wie das müßige *h* in *ph, th, ch* zu beurtheilen. Die ältern Römer schrieben *arrabo, Burrus*, und erst das gelehrte Zeitalter führte *arrhabo, Pyrrhus, rhêtor, rhythmus* u. s. w. ein, wo also *rh* = *R* ist.

---

§. 64.

Zur Uebersicht der Consonanten:

Harte Schlaglaute	*p, t, c* (*q*) = *k*.
Aspirate	*f, s* = *ş* (*h* = *χ*).
Weiche Schlaglaute	*b, d, g*.
Spiranten	*v* = *w, j, h*.
Nasale	*m, n, n* = *η*.
Liquide	*l, r*.
Doppellaute	*x* (*kş*), *z* (*dſ*).

---

§. 65.

Was die Gemination der Consonanten, oder die bekannte Schein-Position betrifft, so ist sie einmal als offenbare Assimilation sehr häufig und schon früher ausgeführt worden; auf der andern Seite aber ist sie auch scheinbar wurzelhaft, ohne nachzuweisende Assimilation, in Vergleichung mit dem Griechischen unendlich häufiger geworden. Der größere Nachdruck auf dem jetzt geminirten Laute soll ursprünglich durch ein über den geschärften Buchstaben gesetztes Zeichen von der Gestalt eines Spiritus lenis, Sicilicus genannt, angedeutet worden seyn (Schneider 395); nach Andern auch durch einen größer geschriebenen Buchstaben (398). Sicher ist, daß die Schärfung vom geringsten Anfang von Jahrhundert zu Jahrhundert überhand nahm, was die unorganische Natur derselben hinlänglich beweis't; sie war der Vorläufer des Accents und der erste Ruin der Quantität.

§. 66.

Einige Beispiele von Gemination nach dem Alphabet sind: *gibbus, bacca, buccina, succus, reddo* (für *re-do*), *offa, agger, allium, bellua, mille, villa, immo, nummus, annus, penna, pinna, oppidum, puppa, narro, erro, turris, massa, littera, quattuor*. Wegen *ss* ist viel Streit, indem es Einige auch nach langen Vocalen und Diphthongen schrieben, wie *caussa, accüsso*. Namentlich soll die jetzt immer geminirte Endung in *errasse, fuisse* dessen ungeachtet langen Vocal gehabt haben. Schneider vermuthet qualitativen Einfluß, indem man durch *ss* nur den scharfen Laut retten wollte. Die-

ser Grund ist aber zu modern und zu hochdeutsch. So müßte sich auch das verdoppelte *L* in *paullum*, *aulla* auf eine Qualität beziehen, etwa auf den Lambacismus? Ich kann auf frühere Aeußerungen wegen dieser verdächtigen Geminationen verweisen. Die Fälle der lateinischen Assimilation tragen so sehr das Gepräge einer einfachen Confluenz, d. i. eines Laut-Ausfalls, daß sie keine eigne Ausführung verlangen. Der einzige erhebliche Fall eines eingeschobenen *p* in *sūmo*, *sumpsi*, *sumptum* könnte hierher gehören. Viele Grammatiker erkennen ihn gar nicht an und verlangen *sumsi*, *sumtum*, und er sieht einer Verunstaltung der spätern Zeit zu sehr ähnlich, als daß man ihn für organisch und nothwendig halten könnte. Auch das schon erwähnte *hiemps* für *hiems* fällt dahin. Im Mittelalter wurden diese Schreibarten besonders beliebt durch die bedeutungslosen Nasalzeichen der Franzosen, die der Pedanterie der Orthographen großen Vorschub that. Ein anderer Fall von physiologischem Werth ist der Abfall des *g* aus *gn* von *gnasco*, *gnosco*, *gnārus*, *gnāvus* mit ihren Ableitungen, der rein euphonisches Interesse hat, wie etwa im englischen *gn* und *kn* dasselbe sich ereignete. Nur blieben die Reste jener Formen in den Compositionen *ignōtus*, *ignārus* stehen, die wir schon berührt haben.

III. Quantität.

§. 67.

In den ältesten Zeiten hatte man die Länge der Vocale durch Gemination bezeichnet, als *paacem*, *aceetum*, *moos*, nach Quintilians Zeugniß, welcher (moderne) Gebrauch aber wieder abkam. Zu besondern Buchstaben, wie die griechischen *η* und *ω* (oder wie im Indischen, Semitischen, Slavischen) kam es darum nicht, und die Grammatiker bedienten sich, wenn sie die Differenz der Quantität in *mălus* und *mālus*, *pălus* und *pālus* andeuten wollen, des hier gebrauchten Länge-Zeichens, apex genannt. (Schneider 95.) Für das lange *i* kommt auch auf Inschriften ein größeres *I* vor, und in den Beispielen *adiessel*, *senatuos* sollte man vermuthen, die Länge des Vocals sey durch *ie*, *uo* diphthongisch angedeutet.

§. 68.

Eine bekannte Quantitätsregel des Lateinischen ist: Vocālis ante vocālem est brevis. Dieß Gesetz stützt sich auf die Unsicherheit der Zeitmessung des ersten Vocals, der unserer Theorie vom unächten Diphthong zu Grunde liegt. Die Rhythmik hat das Gesetz hier mit mehr Sicherheit gehandhabt als im Griechischen. Ein solcher uns aus dem Griechischen auch bekannter Fall ist die Geltung eines langen Vocal-Auslauts vorm Vocal als Kürze, mit der hier isolirten Erscheinung, daß die Partikel *prae* ebenfalls kurz gilt, folglich *praj*

muß gesprochen worden seyn. Ein anderes, ebenfalls griechisches, Gesetz ist, daß zwei contrahirte Vocale einen langen bilden sollen.

§. 69.

In Hinsicht der Doppellängen, wie in *lex*, *mons* ist der Fall merkwürdig, daß nach einem Zeugniß Cicero's (Schneider, 109) die Partikeln *in* und *con* mit langem Vocal gesprochen wurden, wenn eine aspirata *f* und *s* (*h* fällt aus) auf sie folgte. Also *infelix*, *insanus*, *infula*, *insula*, *confecit*, *consuevit*; sonst ist *in* und *con* kurz, wie in *inclitus*, *concrepuit*, *composuit*. Die Erscheinung ist theoretisch so wenig zu begreifen und so abenteuerlich, daß man sich bedenken könnte, daran zu glauben, wenn sie nicht durch die griechische Orthographie von *χωνσος*, *χωνσιλιον*, *χωνσουλας* bei Plutarch, und durch *Κωνσταντινος* bestätigt würde.

§. 70.

Gellius erwähnt außer diesen Doppellängen noch einige andere, als *calescit*, *nitescit*, *stupescit* und ähnliche aus *ere* geleitete Inchoativa. Ueber *quiesco* waren die Ansichten getheilt (wegen *inquies*, aber *quietus*, Schn. 109 unten). Ferner führt er an, daß *lego*, *lectus*, *lectito* bilde, *ungo*, (?) *unctus*, *unctito*; *pendo*, *pensus*, *pensito*; *scribo*, *scriptus*, *scriptito*, während *gestus*, *vectus*, *captus*, *factus*, *raptus* und auffallend selbst *dictus* und *dictito* von *dico* kurzen Vocal haben. Auch hat er *ago*, *actus*, *actito*, wo andere *ăgo*, *ăctito* verlangen.

§. 71.

Nach Priscian läßt *audacis*, *regis* auf *audax*, *rex* schließen, welcher Schluß nicht durch alle Normen gilt. Nach Festus stammt *illex* von *lex*, *legis*; *illex* aber von *illicio*. — Nach Priscian ist *mons* lang. Nach Festus bedeutet *lustrum* Wildhöhle, *lustrum* Sühnopfer. Das Wort *hesternum* hat nach Marius Victorinus *ĕ*. — Nach Donat ist *est*, *esse* für *edit*, *edere* lang. — Hierher gehört auch *errasse*, *abjecisse*; ferner *delesti*, *nosti*. Vermuthlich lang ist *vixi* wegen *vivo*, *repsi* von *repo*, *lurdum* neben *luridum* (würde ein Plautinisches *larva* neben *larua* nach sich ziehen); *seps* wegen *sepes*, *undecim* wegen *unus*; aber *mille* neben *mile* und alt *meile*; *narrare* neben *nārare*, *olla* neben *aula*, lassen eher auf doppelte Formen schließen; neben *ausculor*, *os* und *osculor*; *nuntius* wegen *nountius*; *nundinum* von *novend.*; *existimo* von *aestimo*, *malle* (?) aus *mavelle*; *potens* wegen *ποτης* bei Plutarch, wie *sapiens*, *σαπιης* (folgt auch einigermaßen aus *insula*, *consul*). So versteht es sich auch, daß aus *acer*, *salüber*, *creber*, *ater* die Formen *acris*, *salubris*, *crebra*, *atra* hervorgehen; wie aus *afer*, *afri*, *africa*. Auch folgt *libra* aus *libella*, *dolabra* aus *Dolabella* u. dgl.

§. 72.

Von Position muß noch erinnert werden, daß das (alsdann stumme) *h* und das *v* hinter *q* nie Position machen, sondern völlig

ignorirt werden; andere *v* aber und das *j* machen immer Position. Daß selbst das einfache *j* unserer Orthographie sie hervorbringt, haben wir oben bewiesen. Die positio debilis findet im Latein ihre Anwendung, wie im Griechischen. Doch bedienen sich gelegentlich die Dichter auch der positio debilis als gültiger Länge (Schneider 677), besonders wenn sie mit der Arsis des Verses zusammenfällt. Nur müssen wir immer vor dem lächerlichen Grundsatz warnen, die Arsis habe die Kraft, die an sich kurze Sylbe zu verlängern; denn der Ausspruch ist seine eigne Contradiction; man kann nur sagen, der Vers, der sonst regelrecht gebaut ist, darf einmal auch da oder dort hinken, und das nicht an sich haben, was ihn eigentlich zum Vers macht; viele richtige Füße müssen einen lahmen mit fortschaffen helfen. — Für einzelne Formen der positio debilis scheint das Herkommen zu entscheiden. Daß die römischen Komiker in der Mißachtung der Position sich noch viel exorbitantere Freiheiten erlaubt haben, das beruht auf der allgemeinen Erscheinung, daß diese Dichter die gangbarsten Wörter der Sprache häufig in der verstümmelten Gestalt des Volksdialekts gebrauchten, welche populären Formen vielleicht nie in die Handschriften aufgenommen, wahrscheinlich aber durch den Weg, den die Texte von Hand zu Hand durchgegangen, nur für uns verloren sind. Hier erscheinen uns daher nicht nur die härtesten Positionen als Kürzen behandelt, sondern eine Menge Sylben metrisch ignorirt, die nach der spätern Versbildung vollgültig zählen. Einige Fälle der Art sind: (Schneider 730) *per* vor Vocalen zählt gar nicht; also *per hanc* muß *pr'anc* gesprochen werden. Ebenso *propter* einsylbig, *proptr' hospitaï*. Ferner *apt Cliniam* statt *aput Cl.; sine* einsylbig *sine invidia = sn' invidia*. Für *vel hercle — vlercle;* für *set* (*sed*) *ut — stut*. So sind *tamen, neque, modo* einsylbig, ohne daß man die Abkürzung bestimmt angeben könnte; *simul* scheint *smul* zu gelten, *bene — bne, bonum — bnum; malam — mlam; malum — mlum; opera, opra; caput, capt;* bei *senex, senecta* ist *snex, snecta* wahrscheinlich (nicht *senx*); *voluntas, vluntas; concubinam, concb.?; pater,* wahrscheinlich durch Assimilation *parr* (wie *père*); *soror, sorr* (wie *sœur*); *color, cor* (wie im Portugiesischen); *amor* zweifelhaft; *tibi, sibi — tbi, sbi?; erit, ert; dolet, dolt; jubet, jubt; negat, negt* u. dergl., wie *fert, vult;* aber auch *solent* scheint *solnt* oder *sont; student, stunt* und *habent, hant* ausgesprochen zu seyn; *adest, inest, potest* wohl *ast, inst, post; reppereris, repreris; experîri, exprîri; expedi, expdi?* Auch scheint zu Anfang ein Vocal zu schwinden, *et id* wie *tid* (wie bei uns 's ist); ob *hanc = banc; ego excludor, gexcl.; ibi extemplo, bi ext.; res est* wird *rest* gelesen. So scheint in *nempe, inde, unde, saepe, quippe, forte, ante* zuweilen auch vor Consonanten das *e* stumm zu seyn. Daß Gemination der Consonanten häufig nicht Position macht, findet sein historisches Recht in der ältern Sprache, der sie noch fremder war.

§. 73.

Einige Worte über die Praxis: das Lateinische ist für uns immer noch eine halblebende Sprache, darum ist die Tradition hier nicht voreilig zu verwerfen. Meine Ansicht wäre: die Schüler, die zu einer gelehrten Kenntniß der Sprache gelangen sollen, sollten dieselbe zuerst rein antik und rein quantitätisch hören; sie sollten also nur Verse lesen, und um dieß zu können, müßten sie Texte mit den nöthigen Längezeichen der Vocale haben; haben sie die Sprache so gelernt, dann ist ihnen der moderne Accent und die moderne Lautwandlung in Einer Stunde beigebracht; die können sie dann für die Prosa, oder doch für den praktischen Gebrauch immerhin behalten; da sie von der Wahrheit ausgegangen sind, wird für sie auch die Degeneration eine Entwicklung seyn, während uns andere, im Irrthum Aufgezogne, die hinterher vorgezeigte Wahrheit blendet und wohl gar sinnlos dünkt.

§. 74.

Die Punkte, welche die moderne Praxis in Deutschland ausmachen, sind folgende:

1) Reduction der Quantität auf das deutsche Accentsystem. Es ist tadelhaft, wenn man in einzelnen Fällen die alte Quantität will mit gelten lassen, und z. B. *hŏminis, pĕto* sagt, statt *hó-minis, pēto.*

2) *ae, oe, au, eu* werden wie *ä* (früher *é*), *ö, au* (oder *ɔu*) und *öü* gelesen, die Nasale nach der Schrift; *ĕ* sollte nie *ə*, lieber *è* klingen, besonders vor *R.*

3) *s* wird nach deutschen Gesetzen bald *s*, bald *f*, bald *sh; ph* wie *f, ch* bald *x*, bald *χ*, wie im Deutschen; *sch* wie *sh, v* wie *f* außer in *qu, gu, su*, wo es *w* gilt, *h* auch in der Position so, *gn* wie *ηn* und *c* vor positiven Vocalen nebst dem *ti* wie *ts* gelesen. Ich bemerke, daß es consequent ist, auch *g* in den Sylben *ge, gi, gy, gae, goe* mit der deutschen Aspiration zu lesen, unberücksichtigt, wo das deutsche Organ *x* oder *χ* verlangt, sonst aber als reinen Schlaglaut. Daß auf diesem Wege (*ce* = *tse, ge* = *je*, respective *je*) eine Inconsequenz in der Weise entsteht, daß im ersten Fall ein componirter, im zweiten ein einfacher, oder zwei einfache Hülfslaute eintreten, läßt sich zwar nicht ganz mit der ungleichen Behandlung beider Fälle in den neuromanischen Sprachen vergleichen, aber doch mit dem gerade umgekehrten Fall des Englischen (wo *ce* = *se, ge* aber = *dshe* gilt), oder des Dänischen (wo *ce* = *se, ge* = *gje*).

Probstücke.

I.

Der Ictusvers der alten Komiker.

Man thut am besten, die Verse mit ihren vielen Anomalien als eine Art von Knittelvers zu betrachten, so daß es hauptsächlich auf die Bestimmung der Schwerpunkte oder sogenannten Ictus ankommt, deren meist drei, in andern Partien auch vier im Verse stehen, wogegen die Anzahl der nebendurchlaufenden Thesen theils überzählich, theils in den erwähnten Verstümmlungen gedacht werden muß.

Wir geben den Prolog von Plautus Trinummus, der in einen Dialog zwischen Luxuria und Inopia eingeleitet wird. Die erste Seite stellt wieder den Text vor, wie man ihn, mit den gewöhnlichen Längezeichen, gedruckt wünschen darf. Da der Raum über den Buchstaben, somit für die Quantität in Anspruch genommen ist, so sind wir gezwungen, den Ictus durch einen Verticalstrich zu bezeichnen, der jedesmal vor dem schweren Vocal seine Stelle findet. Die Alliterations-Buchstaben sind durch Versalien ausgedrückt, darum alle andern Wörter klein geschrieben erscheinen. Daß man in der Alliteration mehr eine gelegentliche Schönheit als ein regelmäßiges Kunstmittel suchen muß, versteht sich übrigens. Die zweite Seite stellt die alte Aussprache ihrer Qualität nach dar, wo wir uns unserer bekannten Zeichen, als *ȝ*, *ꝛ*, *ã*, *ĩ*, *ũ*, und des *k* für *c* oder *q*, doch als einfachen Schlaglauts bedienen, wo wir den Deutschen immer vor dem *kh* verwarnen müssen, um nicht eine unwillkommene Position zu erzeugen. Auch präge man sich die constante Natur des *g* als weichen Schlaglauts recht bestimmt ein, daß man nie ein aspirirtes deutsches *g* (*j*, *i*), und vor dem *n* kein *ŋ* darunter verstehe.

Plautus Trinummus. Prolog.

Luxuria. Inopia.

Lu. seqvere h|àc, Mea gnàta, ut M|ùnus fungâr|is tuum.
In. seqv|or; sed Finem F|ore qvem dìcam, n|êscio.
Lu. Adest. | èn, illae sunt | Aedes; i intrò n|unc ïam.
nunc, n|ê quis erret V|ostrum, paucis | in Viam
dèD|ûcam, sì qviDem | operam Dare pròm|ittitis.
nunc | igitur prìmum, Qvae | ego Sim, et Qvae haec eti|am Siet,
hùc qvae | Abiit intrò, di|cam, si Animum Adv|ortitis.
Prìm|um mihi Plautus n|ômen luxuriae | indidit;
tum mi h|anc Is esse gn|àtam voluit | Inopiam.
sed h|ùc nunc ea qvid | Impulsu Introier|it meò,
Acc|ipite, et date vac|ivâs Auris, dum | êloqvor.
Adul|escens qvidam est, qv|i in hisce hAbitat | Aedibus.
is r|em Paternam me | adjûtrice P|erdidit.
qvoniam | Eï, quì me aleret, n|il video Esse r|elicui,
dedi | Eï meam gnàtam, qv|icum aetàtem | Exigat.
sed de | argùmentò ne | exspectêtis f|âbulae.
sen|ês, qvi hùc Venient, h|ì rem Vôbis | aperient.
huic n|ômen graecè | est thèsaurò f|àbulae.
Phil|èmo scripsit, Pl|autus vortit b|arbarè;
Nòm|en trinummò f|êcit. Nunc hoc v|òs rogat
ut L|iceat possid|êre hanc nômen f|âbuLam.
TanT|umst. valêTe, ad|este cum sil|entiò.

ṣekwer' ák, mea gnát', ut múnuṣ ſuŋgáriṣ tuũ. —
— ṣekwor; ṣed ſínẽ fore kwẽ díkã, néṣkio. —
— adeṣt. én, illai ṣunt aideṣ, i intró nuŋk iã. —
nuŋk, ne kwiṣ errét woṣtrũ, paukiṣ in wiã
dédikã, ṣí kwid' op'rã dare prómittitiṣ.
nuŋk igitur prímũ, kwa' ego ṣĩ, 't kwa' aik etiã ṣiet,

húk kwa' abiit intró, díkã, ṣi anim' adwortitiṣ.
prímũ mihi plautuṣ nómen lukṣuri' indidit;
tũ mi' aŋk iṣ eṣṣe gnátã woluit inopiã.
ṣed úk nuŋk ea kwid impulṣ' introjérit meó,
akkipit' et date wakíwáṣ auríṣ, dw' élokwor.
aduleṣkenṣ kwíd' eṣt, kw' in iṣk' abitat aidibuṣ;
iṣ rẽ paternã m' adjútríké pérdidit.
kwoni' eï, kwí m' alèret, níl wide' eṣṣe relicui,
ded' eï meã gnátã, kwíkũ aitát' ekṣigat.
ṣed d' argúmentó n' ekṣṣpektétiṣ fábulai.
ṣenéṣ, kw' úk wenient, í rẽ wóbiṣ aperient.
huik nómeŋ graiké eṣt téṣauruṣ fábulai.
pilémo ṣkripṣit, plautuṣ wortit barbaré;
nómen trinummó fékit. nuŋk ok wóṣ rogat,
ut likeat poṣṣidér' ank nómen fábulã.
tantũṣt. walét', adeṣte kũ ṣilentió.

II.

Der quantitirende Vers der gräcisirten Periode.

1. Der lyrische Hendecasyllabus.

– ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | – ⏑

Aus Catull, 3.

Lûgête, ô Venerês Cupidinêsqve
Et qvantum est hominum venustiôrum,
Passer mortuus est meae puellae,
Passer dêliciae meae puellae,
Qvem plûs illa oculis suis amâbat.
Nam mellîtus erat, suamqve nôrat
Ipsa tam bene qvam puella mâtrem,
Nec sêse à gremio illius movêbat,
Sed circumsiliens modò hîc modò illuc
Ad sôlam dominam usqve pipiâbat.
Qvi nunc it per iter tenebricôsum
Illuc, unde negant redire qvenqvam.
At vôbis male sit malae tenebrae
Orcî, qvae omnia bella dêvorâtis,
Jam bellum mihi passerem abstulistis!
O factum male! ô miselle passer!
Cuiâ nunc operâ meae puellae
Flêndô turgiduli rubent ocelli.

lûgét' ŏ wenerẽṣ kupídinéṣkwe
et kwant' ẹṣt ominũ wenuṣtiŏrũ,
paṣṣèr mortuuṣ ẹṣt meai puellai,
paṣṣèr délikiai meai puellai,
kwẽ plũṣ ill' okulís ṣuís amábat.
nã mellítuṣ erat, ṣuãkwe nórat
ipṣa tã bene kwã puella mátrẽ,
nek ṣéṣ' a gremí' illiuṣ mowébat,
ṣed kirkũṣiliens mod' ík mod' illuk
ad ṣólã domin' uṣkwe pípiábat.
kwí nuŋk it per ítèr tenebricósũ
illuc, unde negant redíre kweŋkwã.
at wóbiṣ male ṣit málai tenebrae
orkí, kw' omnia bella dêworátiṣ,
tã bellũ mihi paṣṣèr' abṣtulíṣtiṣ!
ó factũ male! ó miṣelle paṣṣèr!
kuiá nuŋk óperã meai puellai
fléndŏ turgidulí rubént okellí.

2. Der epiſche Hexameter.

Aus der Aeneis. Anfang des vierten Geſangs.

At règina gravî jam dûdum saucia cûrâ
Vulnus alit vênis et caecô carpitur ignî.
Multa virî virtus animô, multusqve recursat
Gentis honôs. Haerent infixi pectore vultus
Verbaqve: nec placidam membrîs dat cûra qviêtem.
Postera Phoebêâ lustrâbat lampade terrâs,
Hûmentemqve aurôra polô dimôverat umbram;
Qvum sîc ûnanimam adloqvitur male sâna sorôrem:
Anna soror, qvae mê suspensam insomnia terrent!
Qvis novus hîc nostrîs successit sêdibus hospes!
Qvem sêse ôre ferens! qvam fortî pectore et armis!
Crêdo eqvidem, nec vâna fides, genus esse deôrum.
Dêgenerês animôs timor arguit. Heu, quibus ille
Jactâtus fâtîs! qvae bella exhausta canêbat!
Sî mihi nôn animô fixum immôtumqve sedêret,
Nê cui mê vinclô vellem sociâre jugâlî,
Postqvam primus amor dêceptam morte fefellit;
Sî nôn pertaesum thalamî taedaeqve fuisset;
Huic ûnî forsan potuî succumbere culpae.
Anna, fatêbor enim; miserî post fâta Sichaeî
Conjugis et sparsôs frâternâ caede penâtês,
Sôlus hic inflexit sensûs, animumque labantem
Impulit. Agnôscô veteris vestîgia flammae.
Sed mihi vel tellûs, optem, prius îma dehiscât,
Vel pater omnipotens adigât mê fulmine ad umbrâs,
Pallentês umbrâs Erebî, noctemqve profundam,
Ante, pudor, qvam tê violo, aut tua jûra resolvo.
Ille meôs, primus qvî mê sibi junxit, amorês
Abstulit: ille habeat sêcum, servetqve sepulcro.
Sic effâta sinum lacrimîs implêvit obortis.
Anna refert, ô lûce magis dilecta, sorôrî,
Sôlane perpetuâ moerens carpêre juventâ?
Nec dulcês nâtôs, Veneris nec praemia nôris?
Id cinerem aut mânês crêdis cûrâre sepultôs?
Esto: aegram nullî qvondam flexêre maritî:
Nôn Libyae, nôn ante Tyrô: dêspectus Iarbas,
Ductôresqve alii, qvôs Africa terra triumphîs
Dîves alit; placitône etiam pugnâbis amôre?
Nec venit in mentem, qvôrum consêderis arvis?
Hinc Gaetûlae urbês, genus insuperâbile bellô;
Et Numidae infrênî cingunt, et inhospita Syrtis:
Hinc dêserta sitî regiô lâteqve furentes
Barcaei. Qvid bella Tyrô surgentia dîcam,

at rẽgína grawí jã dúdũ ṣaukia kúrá
wulnuṣ alit wéniṣ et kaikṓ karpitur iggní.
multa wirí wirtuṣ animṓ, multuṣkwe rekurṣat
gentiṣ onṓṣ. airent infikṣí pektore wultuṣ
werbakwe: nek plakidã membríṣ dat kúra kwiétẽ.
poṣtèra poibéá luṣtrábat lampade terrấṣ,
húmentèkw' aurṓra polṓ dímówèrat umbrã;
kũ ṣíc únanim' adlokwitur male ṣána ṣorṓrẽ:
anna ṣoror, kwai mẽ ṣuṣpenṣ' inṣomnia terrént!
kwiṣ nowuṣ ík noṣtríṣ ṣukkeṣṣit ṣédibuṣ oṣpeṣ!
kwẽ ṣẽṣ' ṓre ferenṣ! kwã fortí pektor' et armíṣ!
kréd' ekwidẽ, nec wâna fideṣ, genuṣ eṣṣe deórũ.
dégenèrẽṣ animṓṣ timor arguit. èu! kwibuṣ ille
jaktátuṣ fátíṣ! kwai bell' ekṣauṣta kanébat!
ṣí mihi nṓn animṓ fikṣ' immṓtũkwe ṣedéret,
nẽ kai mẽ wiŋklṓ wellẽ ṣokiáre jugáli,
poṣtkwã prímuṣ amor dékeptã morte fefellit;
ṣí nṓn pertaiṣũ talamí taidaikwe ſuiṣṣet;
huic úní forṣan potuí ṣukkumbère kulpai,
anna, fatébor enim; miṣèrí poṣt fáta ṣikaií
konjugiṣ et ṣparṣṓṣ frâternâ kaide penátẽṣ,
ṣṓluṣ ik inflekṣit ṣenṣúṣ, animũkwe labantẽ
impulit. aggnṓṣkṓ vetèriṣ weṣtígia flammai.
ṣed mihi wel tellúṣ, optẽ, priuṣ íma deïṣkát,
wel patèr omnipotenṣ adigát mẽ fulmin' ad umbrấṣ,
pallentẽṣ umbráṣ erebí, noctẽkwe profundã,
ante, pudor, kwã tẽ wiol', aut tua júra reṣolwṓ.
ille meṓṣ, prímuṣ kwí mẽ ṣibi juŋkṣit, amṓréṣ
abṣtulit, ill' abeát ṣékũ, ṣerwetkwe ṣepulkrṓ.
ṣík effáta ṣinũ lakrimíṣ implẽwit obortíṣ.
anna refert, ṓ lúke magiṣ dílecta, ṣorórí,
ṣṓlane perpetuâ moirenṣ karpére juwentá?
nek dulkéṣ nátôṣ, wenèriṣ nek praimia nóriṣ?
ṣed kinèr' aut mánéṣ krédiṣ kúrâre ṣepultṓṣ?
eṣt': aigrã nullí kwondã flekṣére maríti:
nṓn libüai, nṓn ante türṓ: déṣpektuṣ iarbaṣ,
duktóreṣkw' alií, kwṓṣ âfrika terra triumpíṣ
díweṣ alit; plakitṓn' etiã puggnábiṣ amṓrí?
nek wenit in mentẽ, kwórũ conṣédèriṣ arwíṣ?
hiŋk gaitúl' urbéṣ, genuṣ inṣupèrábile bellṓ;
et numid' infrêní kiŋgunt, et inoṣpita ṣürtiṣ:
hiŋk déṣerta ṣití regiṓ látekwe furentẽṣ
barkaií. kwid bella türṓ ṣurgentia díkã,

Germânîqve minâs?
Dìs eqvidem auspicibus reor, et Jûnône secundâ
Hûc cursum Iliacâs ventô tenuisse carînâs.
Qvam tu urbem, soror, hanc cernês, qvae surgere regna
Conjugiô tâlî! Teucrum comitantibus armis,
Pûnica sê qvantîs adtollet glôria rêbus!
Tû modo posce deôs veniam, sacrîsqve litâtîs,
Indulge hospitiô, causasqve innecte morandî:
Dum pelagô dêsaevit hiems, et aqvôsus Orîon,
Qvassâtaeqve ratês, dum nôn tractâbile coelum.
His dictîs incensum animum inflammâvit amôrê,
Spemqve dedit dubiae mentî, solvitqve pudôrem.
Principiô dêlûbra adeunt, pâcemqve per ârâs
Exqvîrunt: mactant lectâs dê môre bidentês
Lêgiferae Cererî, Phoebôqve patrîqve Lyaeô,
Jûnôni ante omnes, cui vincla jugâlia cûrae.
Ipsa, tenens dextrâ pateram, pulcherrima Dîdô,
Candentis vaccae media inter cornua fundit:
Aut ante ôra Deum pingvês spatiâtus ad âras,
Instauratqve diem dônîs; pecudumqve reclûsîs
Pectoribus inhians, spîrantia consulit exta.
Heu vâtum ignârae mentês! qvid vôta furentem,
Qvid dêlûbra juvant? est mollis flamma medullâs
Interea, et tacitum vîvit sub pectore vulnus.
Uritur infêlix Dîdô tôtaqve vagâtur
Urbe furens: qvâlis conjectâ cerva sagittâ,
Qvam procul incautam nemora inter Crêsia fixit
Pastor agens têlîs, lîqvîtqve volâtile ferrum
Nescius. Illa fugâ silvâs saltûsque peragrat
Dictaeôs: haeret lateri lêtâlis arundo.
Nunc media Aenêan sêcum per moenia dûcit,
Sîdoniâsqve ostentat opês, urbemqve parâtam.
Incipit effârî, mediâqve in vôce resistit.
Nunc eadem, lâbente diê, convîvia qvaerit,
Iliacôsqve iterum dêmens audîre labôrês
Exposcit, pendetqve iterum narrantis ab ôrê,
Post, ubi digressî, lûmenqve obscûra vicissim
Lûna premit, svâdentque cadentia sidera somnôs:
Sôla domô moeret vacuâ, strâtîsqve relictîs
Incubat. Illum absens absentem auditqve videtqve,
Aut gremio Ascanium, genitôris imâgine capta,
Dêtinet, infandum sî fallere possit amôrem,
Nôn coeptae adsurgunt turrês; nôn arma juventus
Exercet; portûsve aut prôpugnâcula bellô
Tûta parant; pendent opera interrupta, minaeqve
Mûrôrum ingentês, aeqvâtaqve mâchina coelô.

germânîkwe minâs?
dîs ekwid' auspikibus reor, et jûnône sekundâ
hûk kurs' îliakâs wentô tenuisse karînâs?
kwã t' urbẽ, soror, aŋk, kernés, kwai surgère reggna
konjugiô tâlî! tèukrũ komitantibus armis,
pûnika sê kwantîs attollet glôria rébus!
tû modo poske deôs weniã, sakrîskwe litâtîs,
indulg' ospitiô, kausaskw' innekte morandî:
dũ pelagô dêsaiwit iems et acwôsus oríon,
kwassâtaikwe ratés, dũ nôn traktâbile koilũ.
his diktîs iŋkens' anim' inflammâwit amôrê.
spẽkwe dedit dubiai mentî, solwitkwe pudôrê.
priŋkipiô délûbr' adeunt, pâkẽkwe per ârâs
ekskwírunt: maktant lektâs dê môre bídentés
légiferai kerèrî, poibôkwe, patríkwe lüaiô,
jûnôn' ant' omnés, kui wiŋkla jugâlia kûrai.
ipsa, tenens dekstrâ patèra, pulkerrima dîdô,
kandentis wakkai medî intèr kornua fundit:
aut ant' ôra deũ piŋgwés spatiâtur ad ârâs,
instauratkwe diẽ dônís; pecudũkwe reklûsîs
pektoribus inians, spirantia konsulit eksta.
hèn wât' iggnârai mentés! kwid wôta furentẽ,
kwid délûbra juwant! est mollis flamma medullâs
intère', et takitũ wîwit sub pektore wulnus.
ûritur infélikis dîdô tôtakwe wagâtur
urbe furens: kwâlis konjektâ kerwa sagittâ,
kwã prokul iŋkautã nemor intèr krêsia fiksit
pastor agens télîs, líkwitkwe wolâtile ferrũ
nêskius. illa fugâ silwâs saltûskwe peragrat
diktaiôs: airet latèrî lêtâlis arundo.
nuŋk medî ainéan sékũ per moinia dûkit.
sîdoniâskw' ostentat opês, urbẽkwe parâtã.
iŋkipit effârî, mediâkw' in wôke resistit.
nuŋk eadẽ, lâbente diẽ, konwîwia kwairit,
îliakoskw' itèrũ dêmens audîre labôrês
eksposkit, pendetkw' itèrũ narrantis ab ôrê.
post, ubi dígressî, lúmeŋkw' obskûra wikissĩ
lúna premit, swâdentkwe kadentia sîdèra somnôs:
sóla domô moiret wakuâ, strâtîskwe reliktîs
iŋkubat. ill' absens absent' auditkwe widetkwe,
aut gremî' askaniũ, genitôris imâgine kapta,
détinet, infandũ si fallère possit amôrẽ.
nôn koipt' adsurgunt turrés; nôn arma juwentûs
ekserket; portûsw' aut prôpuggnâkula bellô
tûta parant; pendent opèr' interrupta, minaikwe
mûrôr' iŋgentés, aikwâtakwe mâkina koilô.

3. Das elegiſche Diſtichon.

Ovid's Tristia. Lib. I. Anfang der dritten Elegie.

Cum subit illius tristissima noctis imâgo,
Qvae mihi sûprêmum tempus in urbe fuit;
Cum repetô noctem, qvâ tot mihi câra reliqvî,
Lâbitur ex oculîs nunc qvoqve gutta meîs.
Jam prope lux aderat, quâ mê discêdere Caesar
Finibus extrêmae jusserat Ausoniae.
Nec mens nec spatium fuerat satis apta parantî;
Torpuerat longâ pectora nostra morâ.
Nôn tibi servôrum, comitis nôn cûra legendî,
Nôn aptae profugô vestis opisve fuit.
Nôn aliter stupuî, qvam qvî Jovis ignibus ictus.
Vîvit, et est vîtae nescius ipse suae.
Ut tamen hanc animô nûbem dolor ipse remôvit,
Et tandem sensûs convaluêre meî;
Alloqvor extrêmum moestôs abitûrus amîcôs,
Qvî modo dê multîs ûnus et alter erant.
Uxor amans flentem flens âcrius ipsa tenêbat,
Imbre per indignâs usqve cadente genâs.
Nâta procul Libycîs aderat diversa sub ôris,
Nec poterat fâtî certior esse meî.
Qvôcunqve adspicerês, luctûs gemitûsqve sonâbant,
Formaqve nôn tacitî fûneris intus erat.
Foemina, virqve, meô pueri qvoqve fûnere moerent,
Inqve domô lacrimâs angulus omnis habet.
Sî licet exemplîs in parvô grandibus ûtî,
Haec faciês Troiae, cum caperêtur, erat.
Jamqve qviescêbant vôcês hominumqve canumqve,
Lûnaqve nocturnôs alta regêbat eqvôs.
Hanc ego suspiciens, et ab hac Capitôlia cernens,
Qvae nostrô frustrâ juncta fuêre Larî;
Nûmina vicînis habitantia sêdibus, inqvam,
Jamqve oculês nunqvam templa videnda meîs.
Dîqve relinqvendî, qvôs urbs habet alta Quirînî,
Este salûtâtî tempus in omne mihî.
Et qvanqvam sêrô clypeum post vulnera sûmo,
Attamen hanc odiîs exonerâre fugam;
Coelestîqve virô, qvis mê dêcêperit error,
Dîcite; prô culpâ nê scelus esse putet.
Ut, qvod vôs scîtis, poenae qvoqve sentiat auctor,
Plâcâtô possum nôn miser esse deô etc.

---

kũ ṣubit illíuṣ triṣtiṣṣima noktiṣ imágo,
kwai mihi ṣúprémũ tempuṣ in urbe fuit;
kũ repetõ nokte, kwã tot mihi kára relíkwí,
lábitur ekṣ okulíṣ nuɲk kwokwe gutta meíṣ.
jã prope lukṣ adèrat, kwã mẽ diṣkédère kaiṣar
fínibuṣ ekṣtrêmai jusṣèrat auṣoniai.
nek menṣ nek ṣpatiũ fuèrant ṣatiṣ apta parantí,
torpuèrant loŋgã pektora noṣtra morã.
nõn mihi ṣerwõrũ komitiṣ nõn kúra legendí,
nõn aptai profugõ weṣtiṣ opiṣwe fuit.
nõn alitèr ṣtupuí, kwã kwí jowiṣ iggnibuṣ iktuṣ
wíwit et eṣt wítai nêṣkiuṣ ipṣe ṣnai.
ut tamen aɲk animõ nubẽ dolor ipṣe remówit,
et tandẽ ṣenṣuṣ konwaluére meí,
allokwor ekṣtrémũ moiṣtõṣ abitúruṣ amíkõṣ,
kwí modo dẽ multíṣ únuṣ et altèr erant.
ukṣor amanṣ flentẽ fleṇṣ ákriuṣ ipṣa tenébat,
imbre per indiggnáṣ uṣkwe kadente genáṣ.
náta prokul libükíṣ abèrat diwerṣa ṣub óríṣ,
nek potèrat fáti kertior eṣṣe meí.
kwókuɲkw' adspikèreṣ luktuṣ gemituṣkwe ṣonábant,
formakwe nõn takití fúnèriṣ intuṣ erat.
fémina, wirkwe, meõ puèrí kwokwe fúnère moirent,
iɲkwe domõ lakrimáṣ aŋguluṣ omniṣ abet.
ṣí liket ekṣemplíṣ in parwõ grandibuṣ áti,
haik fakieṣ troiai kũ kapèrétur erat,
jãkwe kwieṣkébant wókeṣ ominükwe kanũkwe,
lúnakwe nokturnõṣ alta regébat ekwõṣ,
haɲk ego ṣuṣpikienṣ et ab ãk kapitõlia kernenṣ,
kwai noṣtrõ fruṣtrá juɲktũ fuére larí,
númina wíkénṣ abitantia ṣédibuṣ, iɲkwã,
jãkw' okulíṣ nuɲkwã templa widenda meíṣ,
díkwe reliɲkwendí, kwõṣ urbṣ abet alta kwiríní,
eṣte ṣalútátí tempuṣ in omne mihí.
et kwaɲkwã ṣérõ klüpeũ poṣt wulnèra ṣúmõ,
attamen aɲk odiíṣ ekṣonèrate fugã;
koileṣtíkwe wirõ, kwíṣ mẽ déképèrit error,
díkite, prõ kulpá nê ṣkeluṣ eṣṣe putet.
ut, kwod wõṣ ṣkítiṣ, poinai kwokwe ṣentiat auktor,
plákátõ poṣṣũ nõn miṣèr eṣṣe deõ etc.

Bemerkung.

Wenn die Philologie auch in diesen Proben Verstöße gegen die Quantität der Vocale erkennen sollte, so möge es ein gelegentlicher Vorwurf seyn, wie ungenügend auch hier noch unsere Hülfsmittel sind. Kann doch der Wißbegierige weder in den Wörterbüchern, noch in den Grammatiken, noch selbst in dem Gradus ad Parnassum sich über die Quantität sämmtlicher grammatischer Flexionen belehren? So lang es keine lateinische Grammatik gibt, welche die langen Sylben consequent bezeichnet, und Autoren, die so gedruckt sind, wird man immer sagen dürfen, die Grammatik der orientalischen und altdeutschen Idiome, so jung ihre Entstehung unter uns ist, hat in diesem wesentlichen Punkt eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht, als die tausendfach bearbeiteten classischen Sprachlehren. Vollends nach der Naturlänge in der Position pflegt gar niemand zu fragen. Just als ob wir das Lateinische nur lernten, um lateinische Verse zu machen!

III. Gothisch.

Jacob Grimm's deutsche Grammatik. Erster Band; zweite Ausgabe. Göttingen 1822. S. 33 bis 74, und anderwärts.

§. 1.

Daß wir die gothische Sprache unter die Sprachen des Alterthums aufnehmen, läßt sich historisch rechtfertigen. Ulfilas fällt ins Ende des vierten Jahrhunderts, um 360, folglich in eine Periode, wo die griechische und römische Sprache, wenn nicht mehr blühten, doch noch lebten, und wir haben gewiß mehr ein Recht, ihm diese Stelle einzuräumen, als die lateinische Grammatik, wenn sie dem mehr als ein Jahrhundert spätern Priscian noch eine Autorität über ihre Verhältnisse zugesteht. Die Quantität hat durch Zunehmen der Gemination ungefähr in dem Verhältniß eingebüßt, wie das Latein dem Griechischen gegenüber; ein Wortaccent ist aber keineswegs nachzuweisen; und daß er in gothischen Liedern bestanden haben müsse, wäre willkürliche Annahme, da wir gar nichts Metrisches haben. Uebrigens verdient Ulfilas noch in einem besondern Sinn unsere alte Sprache genannt zu werden; es ist unser germanisches Urdenkmal, das Piedestal, auf dem sich unsere Grammatik erheben muß, der classische Urtext, auf den Mittelalter und lebende Sprache sich zurückbeziehen. Wir müßten ihn also conventionell als unser Alterthum betrachten, wenn er auch nicht so alt wäre als er wirklich ist.

§. 2.

Ulfilas Stamm war aus Dacien oder Ungarn über die Donau nach Mösien, das jetzige Land der Serben, eingewandert, und er selbst, christlicher Bischof und Volkshaupt, war in dieser Angelegenheit zweimal als Gesandter beim griechischen Kaiser zu Constantinopel gewesen. Daß er der erste gewesen, der seine Stammsprache geschrieben, wird bezweifelt; auf jeden Fall liegt seiner Schreibart die griechische Orthographie und namentlich die byzantinische Degeneration dieser Sprache und seines Jahrhunderts zum Grunde. Einzelne Töne, die er dort nicht vorfand, supplirte er mit lateinischen Zeichen. Uebrigens ist die Gestalt seiner Schrift auf keinen Fall von ihm erfunden. Ich zweifle sehr, ob im gothischen Alphabet sich ein einziges Schriftzeichen befindet, das nicht in griechischen oder lateinischen Handschriften oder Monumenten aus seinem Zeit-

alter sich wird nachweisen lassen. Was uns jetzt Mischung des großen und kleinen Alphabets scheint, ist eben der Uebergang aus der Versalienschrift in die cursive, der sich damals operirte. Man vergleiche z. B. das bekannte Specimen des Majo aus den Palimpsesten des Plautus, und man wird dort dieselbe Figur des *A*, *B*. *G* (hier *j*), dieselben sogenannten kleinen Buchstaben *h*, *e*, *d* dazwischen finden, wie dort. Es wäre also gänzlich zwecklos, für Ulfilas ein typisch besonderes Alphabet zu verlangen, zumal da seine Zeichen nicht ganz glücklich gewählt sind. Das kleinere Uebel, das er den classischen Sprachen abgelernt hat, ist die Bezeichnung einiger Doppelconsonanten mit Einem Zeichen; das schlimmere, die Darstellung einiger einfacher Vocallaute durch doppelte Zeichen. Der gebildete Barbar Ulfilas befand sich am byzantinischen Hofe genau in demselben Fall, wie ein Bewohner der Südsee, der nach London kommt, die Schreibkunst bei den Engländern lernt und nun bemüht ist, seine Muttersprache auch nach diesem Schreibsystem aufs Papier zu bringen. Die griechische Quantität war zu seiner Zeit zwar noch nicht zerstört, aber durch den Accent bedroht und untergraben; der qualitätische Werth war theils local, theils zeitlich degenerirt und verändert, die Diphthonge waren aufgelöst, eine Aspirata eingebüßt u. s. w., und es ist merkwürdig, daß Ulfilas solchem Mangel des Griechischen mit Latein zu Hülfe kommen mußte. Doch wir wollen sein Alphabet ins Auge fassen. Es läßt sich aus dem Zahlwerth der Buchstaben folgendermaßen herstellen.

§. 3.

Ulfilas Alphabet.

1.	*A*	Zahlwerth	1.	14.	*N*	Zahlwerth	50.
2.	*B*	—	2.	15.	*G*	—	60.
3.	*Γ*	—	3.	16.	*U*	—	70.
4.	*D*	—	4.	17.	*Π*	—	80.
5.	*E*	—	5.	18.	*q*	—	90.
6.	*Q*	—	6.	19.	*R*	—	100.
7.	*Z*	—	7.	20.	*S*	—	200.
8.	*H*	—	8.	21.	*T*	—	300.
9.	*Ψ*	—	9.	22.	*Y*	—	400.
10.	*I*	—	10.	23.	*F*	—	500.
11.	*K*	—	20.	24.	*X*	—	600.
12.	*Λ*	—	30.	25.	*Θ*	—	700.
13.	*M*	—	40.	26.	*Ω*	—	800.

§. 4.

Erklärung.

Die Ordnung ist im Grunde, wie alle unsere Alphabete, die orientalisch-griechisch-römische. Man erwäge: die fünf ersten

Zeichen stimmen zum griechischen *α*, *β*, *γ*, *δ*, *ε* und haben den Werth von *a*, *b*, *g*, *d*, *e*. Auf die sechste Stelle ist das lateinische *Q* eingeschoben und gilt = *qv*, zum Beweis, daß die lateinische Schreibart, die (nach Schneider 327) das *q* als eine Abkürzung für *qv* oder vielmehr für *cv* nahm, doch ziemlich verbreitet gewesen seyn muß. Hierauf folgt, nach griechischer Ordnung das *Z* und das *H*, das aber hier, dem lateinischen entsprechend, Gutturallaut ist. Das neunte Zeichen hat eine Figur, die dem griechischen *Ψ* oder auch *Φ* entspricht, die aber im Werth das griechische *Θ* oder unser *p* ist, und also hier als *θητα* an der griechischen Stelle steht; folglich ist nur die Figur, wie es scheint, verwechselt. Dann folgt *ι*, *κ*, *λ*, *μ*, *ν* nach griechischer und lateinischer Ordnung. Auf der fünfzehnten Stelle erscheint statt des griechischen *ξ* ein lateinisches *G* aber mit dem Werth *j*, das dem Griechen abging; daß das lateinische *g* dialektisch auch diesen Werth gehabt hat, ist nicht zu bezweifeln (man findet selbst bei den ältesten italienischen Schriftstellern, wie Boccaccio die Schreibart *arjento* von *argentum*, und die Sylben *je* und *ge* vermischten sich in allen romanischen Idiomen). Dann folgt *U*, an die Stelle des *ὂμικρον* getreten. Dann nach der Ordnung *Π*, dann nach römischer Ordnung wieder *Q*, das aber hier in der kleinen Gestalt *q* ein bloßes Episema ist, worüber sogleich. Die folgenden *R*, *S*, *T*, *Y* entsprechen der griechischen Ordnung; das letzte Zeichen hat den doppelten Werth des griechischen, bald als Vocal *y* (d. i. *ü*), bald als Consonant (wie in den griechischen Diphthongen) = *w* zu gelten. Auf das *Y* folgt nach griechischer Ordnung der Laut *f*, hier aber durch das lateinische Zeichen *F* gegeben. Dann folgt das griechische *X*, dann, statt des *Ψ* das Zeichen *Θ*, das aber, nach Analogie des *Q*=*qv*, den Werth eines gutturalen Doppelbuchstaben, nämlich *χw* hat, und endlich macht *Ω* als *ὦμεγα* den Schluß.

§. 5.

Vergleicht man den Zahlwerth des griechischen Alphabets, so finden wir die völlige Nachahmung dieses Systems: die fünf ersten Zahlen nach dem Alphabet; auf der sechsten Stelle ein episema, d. h. ein Buchstab, der obsolet ist und nur noch als Zahlzeichen gebraucht wird. Dieses Zeichen, das jetzt die Gestalt ς hat, war (nach Buttmann I. 12) ursprünglich das orientalischen *vau*, an welche Stelle der Gothe sein lateinisches *Q* untergebracht hat. Von 7 bis 10 folgen die Zeichen wieder nach dem Alphabet. Ebenso die Zehner von 20 bis 80. Auf der Stelle 90 findet sich im Griechischen das episema *κοππα* oder orientalische *kuf*, genau in derselben Figur des kleinen lateinischen *q*, wie im gothischen System, wo es denn (neben *Q*) auch bloßes episema ist, und als Buchstab nicht verwendet wird. Von hier aus, in den Hundertern, 100 bis 800, folgen beide Systeme wieder streng dem Alphabet, so daß mit 800 die Zeichen erschöpft sind, und der Grieche für 900 noch ein drittes episema gebraucht,

über dessen Vertretung wir aus dem Gothischen keine Nachricht haben (wogegen aber dem Gothen X zum episema wird). Die Mittelzahlen werden nun, griechisch und gothisch, durch Composition ausgedrückt.

I. Das Vocalsystem.

§. 6.

Ulfilas Mundart und die Tradition seiner Schreibart, die Gestalt unsers Idioms kurz nach dem Zeitalter von Christus (wenigstens konnte sie seit daher nicht viel verändert seyn), und auf jeden Fall unser ältestes Sprachdenkmal, muß uns eine ehrwürdige Hinterlassenschaft seyn, die man alles Recht hat gewissenhaft zu bewahren und zu bewachen. Dessen ungeachtet ist es gefährlich, durch den historischen Nimbus dieser Reliquie sich blenden und dem wahren Verhältniß entziehen zu lassen, einmal, daß seine Schrift eine der griechischen unglücklich nachgefertigte, und zweitens, daß sein Idiom selbst nur Dialekt, Gausprache einer weit und vielfach gesprochenen Stammsprache ist. Es ist schwer zu sagen, in welchem Abstammungsverhältniß die spätern uns vorkommenden deutschen Dialekte zum möso-gothischen Dialekt stehen; sein directer Abkömmling scheint mir keine dieser Mundarten, am wenigsten die oberdeutschen Dialekte. Es liegt am Tag und wird in der Formenlehre gezeigt, wie der oberdeutsche Dialekt, selbst 500 Jahre nach Ulfilas, in manchen Stücken noch voller tönend und ursprünglicher erscheint, als der gothische, und um so weniger wird es auffallend seyn, wenn wir in der Lautlehre hier auf Erscheinungen stoßen, die ganz individuell, ganz local oder dialektisch sich einer weitern Gemeinschaft der deutschen Dialekte entgegenstellen. Ulfilas kannte wahrscheinlich nur den deutschen Dialekt seines Stammes und dieser war vielleicht nicht einmal sehr zahlreich. Man wird uns also folgende Vergleichung einräumen: Den Fall gesetzt, es wäre uns aus der classischen Zeit der griechischen Literatur nichts übrig geblieben, als die Musen des Herodot und aus der spätern Zeit etwa die Alexandriner u. s. f. Träte nun ein Grammatiker auf und deducirte uns den jonischen Dialekt Herodots nicht nur als das älteste Monument, sondern als die wirkliche Basis und den Ausgangspunkt für die griechische Grammatik, so würde dieser Grammatiker, sage ich, denselben Mißgriff thun, den derjenige begeht, der die deutschen Dialekte sammt und sonders auf das Gothische, als den Mutterdialekt, reduciren will.

§. 7.

Stellt man, wie Grimm (I. 578), das richtig gefundene System der deutschen Längen nach der Grundlage des gothischen Systems

auf, so ist freilich jeder Weg abgeschnitten, um mit Hülfe der Theorie die jüngern Erscheinungen als Producte des Grundschema's zu begreifen. Das Resultat aus der Vergleichung aller alten deutschen Dialekte (sobald sie einmal in einer Totalität auftreten) wird uns einen sicherern Maßstab geben, um dem Urschema der sieben deutschen Längen auf die Spur zu kommen, als die Ulfilanische Gaunsprache, und das entscheidende Moment wird dasjenige Schema seyn, das uns, weit über dem historischen Standpunkt, die Theorie an die Hand gibt. Die Aufgabe ist also vielmehr die: Wie sind die sieben Längen, in ihrer Erscheinung bei Ulfilas, aus dem Urschema der Triplicität, die sich in Siebentheiligkeit spalten läßt, sofort zu deduciren und zu begreifen? Folgende Deduction wird die mögliche seyn.

§. 8.

Die Zusammenstellung nach Ulfilanischer Orthographie ist folgende:

Urschema	*á*,	*ä*,	*é*,	*í*,	*â*,	*ô*,	*ú*.
Ulfilas	*e*,	*ai*,	*iu*,	*ei*,	*au*,	*o*,	*u*.

Die Beweise folgen.

§. 9.

1. *á* erscheint, wie das jonische η aus *ă*, als Umlaut *e*, folglich *é*, wie es auch die Identität mit dem griechischen η (in griechischen Wörtern wie ἀμήν = *amén*, Μωσης = *Mósés*) und das entsprechende *á* aller andern deutschen Dialekte verlangt. Wenn man sich darüber aufhält, daß der gothische Dialekt diesermaßen gänzlich um sein langes *a* kommt und dieses unmöglich finden will, so können wir das Beispiel des jonischen η entlehnen und auf die heutige englische Sprache verweisen, welcher der Laut des langen *a* wesentlich abgeht. Auffallend ist, daß dieses, wie es scheint, sehr locale gothische *e* doch in der lateinischen Form *Suévus*, später *Swáb*, Schwabe, richtig stimmt.

Ich führe aus Grimm (37) diejenigen Beispiele an, die uns etymologisch, aus unserer Sprache oder andern verwandten und bekannten, interessant sind.*)

né (nein)	*spéds* (spät)
mégs (Mage, Verwandter)	*wégs* (Woge, alt *wág*)
néhwa (nahe)	*mél* (Mal, Zeichen)
ména (Mond, alt *máne*)	*wénjan* (wähnen, hoffen)
slépan (schlafen)	*wépn* (Waffe, Wappen)
férja (Gefährder)	*jér* (Jahr)
mérjan (melden; Mähre)	*létan* (lassen)
népla (Nadel)	*rédan* (rathen).

*) Meine Orthographie der gothischen Wörter muß sich durch den Verlauf dieser Untersuchung rechtfertigen.

2. *ä* erscheint als *ai*, über dessen Geltung dieses zu merken. Mit *ai* gibt Ulphilas zwei griechische Vocalstellen wieder, nicht nur *αι*, als *Γαλιλαια = galeilaia*, *Ἀρμαθαιας = areimapaias*, sondern auch das griechische kurze *e* oder *ε*, als *Πετρος = paitrus*, *γεενναν = gaiainnan*, *Ἐλιεζερ = aileiaizair*, *Βεελζεβουλ = baiailzaibul*. Was ist hieraus zu schließen? Die natürliche Anschauung hatte alle Bearbeiter des Ulfilas auf die Vermuthung geführt, ihm müsse das *ai* nach französischer Weise wie *ä* gelautet haben, bis Grimm, aus historischer Ehrfurcht vor dem Text, mit der unerhörten Forderung auftrat, das *ai* in jenen griechischen Wörtern müsse allerdings wie ein deutscher Diphthong *ai* gelesen werden, und Ulfilas, dessen Mundart kein kurzes *e* kannte, sey gezwungen gewesen, diesen Laut durch den Diphthong zu ergänzen, obgleich zu verwundern sey, daß diesem *ai* in allen deutschen Mundarten in einigen Fällen constant kurzes *e* oder *ä* entspreche! — Das einzig mögliche Verhältniß ist folgendes:

Wir wissen, daß das griechische *ε* kurzes *ä* war; daß der Dialekt von Byzanz, an den Gränzen von Thracien gelegen, durch vielfache generische Störungen gegangen, nicht mehr der rein attische seyn konnte, ist wohl vorauszusetzen, namentlich kann sich ein complicirtes Diphthong-System nie durch bedeutende Stürme hindurch rein erhalten. Sey es nun wirkliche Stamm-Störung (generische), oder mag auch eine theoretische nachgeholfen haben, im Byzantinischen erscheinen die alten Diphthonge nicht nur zum Theil in ihr Urelement wieder aufgelöst (wie *ει*, *ου = i, u*), sondern auch anderntheils durch Confluenz (s. §. 44 unserer Lautlehre) wirkliche Mischlaute erzeugt. So scheint *αι* zu lang *ä* zusammengeflossen, und nur von dieser Annahme aus läßt sich begreifen, daß der qualitätischscrupulöse Ulfilas die Quantität (die vielleicht schwankte) aufgab, und das kurze *ä* (*ε*) mit dem langen (*αι*) zusammenwarf. Der Grund, warum er nicht sein *e* zur Bezeichnung des kurzen oder langen *ä* gebrauchte, kann kein anderer seyn, als weil er durch sein *e* das griechische *η* ausdrückte und er diesen Laut, wie es scheint, noch in der ursprünglichen Geltung *é* vorfand. Alles dieses geht aus seiner Orthographie griechischer Wörter unzweifelhaft hervor. Ihm war also der Diphthong *ai*, wie dem heutigen Franzosen, ein bald kurzes, bald langes *ä*.

Diese Annahme bestätigt sich noch mehr durch die Verwendung dieser Verbindung auf seine deutschen Formen. Denn diese Länge entspricht noch dem Urzustand der zweiten im Urschema und erscheint in den zunächst gelegenen Dialekten, z. B. dem niederdeutschen, später in der einfachen Verschiebung als *é*, in den oberdeutschen bald durch Steigerung im Auslaut ins *ei* getrieben, bald von vorn herein diphthongisirt ins *ae*, *oe* u. s. w. In diesem Fall ist das *ai* also decidirt lang. Grimm hat aber noch ein zweites *ai* erkannt, dem in allen deutschen Zungen kurzes *e* entspricht, und das wir von der

dießmaligen Untersuchung ausschließen (es entspricht natürlich dem *ai* in griechischen Wörtern, wo es das ε vertritt).

Die Fälle des langen *ä*, die für uns etymologisch interessant sind, sind (nach Grimm, 44) etwa folgende:

wä (wehe!)	*sä* (siehe!)
wäan (wehen)	*säan* (säen)
χläbs (Brot, Laib)	*ägan* (besitzen, eigen haben)
täkns (Zeichen)	*däls* (Theil)
χäls (heil, gesund)	*wäla* (wohl, *well*)
χäm (Landstrich, Heimath)	*äns* (einer)
χränja (rein)	*jäns* (jener)
gamäns (gemein)	*kwänôn* (weinen)
stäns (Stein)	*räp* (Riemen; Reif)
äs (lat. *aes*)	*käsar* (*caesar*)
läsjan (lehren)	*mäs* (mehr, *magis*)
bätrs (bitter)	*gäti* (Geiß)
χätan (heißen)	*χwätis* (Weizen)
äps (Eid)	*χäpi* (die Heide)
äw (lat. *aevum*)	*säw* (See)
säwala (Seele)	*snäws* (Schnee).

3. Wenn man die Grimm'sche siebente Länge nach ihrem Bestand in sämmtlichen germanischen Mundarten vergleicht, so erscheint dieselbe auf eine eigenthümliche Art in zwei Reihen gespalten, deren erste den Grundton *é* hat (nämlich niederdeutsch *é* und oberdeutsch in der nächsten Stufe des unächten Diphthongs *iə*), die zweite hingegen die Bewegung aus *iu* in einen Mischlaut *ü* darstellt. Fassen wir unser Gothisch ins Auge, so ist einleuchtend, daß durch den Uebertritt des *á* in *é* die dritte Länge, das ursprüngliche *é* in seiner Geltung compromittirt war (wiewohl einzelne Formen, namentlich *χér* (hier, später *χiar*) das ursprüngliche *é* erhalten zu haben scheinen). Um der Vermischung zu entgehen, war es gezwungen, sich eine Ausweichung zu suchen, und da *í* schon besetzt war, hatte es nur die Wahl zwischen einem ächten oder dem unächten Diphthong seiner Seite, den wir theoretisch *iə* bestimmen. Das Wesentliche dieses Processes ist nämlich das Aufspringen des Anlauts im *é* (= *ee*) in seine Hyperbel *i*; diese Anstrengung sinkt im Nachlaut unmittelbar herunter, und wenn wir dieses Erlahmen gleich absolut bis in den charakterlosen Urlaut vor sich gehen lassen, so scheint dieses doch nicht der eigentliche Weg der Natur zu seyn; sie sträubt sich noch gegen das Fallen, nachdem sie einmal den Gipfel des Vocalkreises erstiegen hat und wirft sich nicht gleich ins Bodenlose zurück, sondern sie hascht nach dem ihr zunächst gelegenen Laut, und dieser ist, wenn man vom *i* heruntersteigt, freilich unläugbar die laterale Bewegung nach *u*. Das *u* erscheint hier als bloßer Hülfslaut des *i*, und von ihm, durch die Schnellkraft des diphthongischen Processes, nach sich gezogen und producirt. So haben wir im gothischen System, an die Stelle

des ursprünglichen *é* ein *iu* als unächten Diphthong (mit dem Ton auf *i*), der freilich auf griechische Namen keine Anwendung findet. Das *eu* wäre nach alter Aussprache ziemlich nahe gelegen, aber da die Diphthonge aufgelöst erscheinen, so hat Ulphilas dafür ein consonantisches *ew* und *eww*. In spätern Dialekten sodann spaltet sich dieß *iu* nach der angegebenen Weise; einmal sinkt dieser Hülfslaut, wie gemach die Energie des tonlosen Lautes erlahmen muß, freilich zum *io, ia, ie* herunter, und kann schließlich nur im *iə* seine letzte Beruhigung finden, weil die Tonlosigkeit alles im ungefärbten Urlaut begräbt, und die Natur folglich nach dieser Form tendirt, und hier findet die von Grimm aufgestellte Theorie der Abschwächung des *iu* in *io, ie* und *ia* ihre richtige Anwendung; die andere Hälfte aber producirt aus *iu* den Mischlaut *ü*, über welche Erscheinung später viel zu sagen ist. Nun kann aber Ein Moment dem Beobachter nicht entgangen seyn, und dieß ist der Zweifel: Wie geschieht es doch, daß die spätern Dialekte den gothischen Umlaut *á* in *é* nicht anerkennen, sondern widerlegen, und gleichwohl die Consequenz jenes Phänomens, nämlich den Umlaut *é* in *iu* wenigstens großentheils anerkennen und weiterführen? Darauf antworte ich so: Jene Bewegung des *á* scheint mir gleichsam nur der gebieterische, willkürliche erste Anstoß zu seyn, um eine Revolution durch das ganze Vocalsystem nach sich zu ziehen. Der Natur war es gar nicht darum zu thun, ihre Indifferenz im *á* zu beeinträchtigen; sie ließ nur an einer einzelnen Stelle, bei einem kleinen Stamm, gleichsam aus Laune, diese Bewegung, wie man sagen könnte, momentan eintreten, und gleich nachher, indem dieser Stamm durch generische Mischung seine scheinbare Hegemonie verlor, das alte Verhältniß der Indifferenz wieder herstellen. Die Nachwirkung auf die dritte Länge blieb aber darum unverloren, und wurde von den jüngern Mundarten als Gährungsstoff aufgenommen und auch unmittelbar in Weiterwirkung gesetzt; denn die dritte Reihe, als positive Mittellänge, mußte späterhin ihr Analogon auf negativer Seite, nämlich die *ó*-Länge, unmittelbar nach sich ziehen; *ó* mußte seinerseits auch in den unächten Diphthong aufspringen, und als *u* das ihm nächstgelegene *o* zum Hülfslaut erwählen, so daß jenem *iu* ein *uo* zur Seite steht, mit seinen Abschwächungen in *ue* und *ua*, schließlich *uə*. Die Theorie hielt aber den Parallelismus zwischen *ua* und *ia*, anderwärts zwischen *uo* und *ie* fest, wie wir sehen werden.

Aus der ganzen Erscheinung ließe sich die Lehre ziehen, daß vielleicht vielen Erschütterungen des Vocalsystems die Initiative, vielleicht nur eine Scheinbewegung der Indifferenz vorangeht; ferner, daß die erste Wirkung von da auf die positive Seite gerichtet ist, und dann erst der Parallelismus die Wirkung auf die negative nach sich zieht. Von diesem Standpunkt werden wir mehr als einmal Gebrauch machen, wenn in der Sprachgeschichte die positive Seite gegen die negative unverhältnißmäßig entwickelt erscheint.

Der gothische Diphthong *iu* geht durch Flexion, vorm Vocal, um der Heterogeneität willen, in ein *iw* über, z. B. *þius* (Diener) hat im Genitiv anstatt *þiu-ôs* — *þiwôs*.

Die merkwürdigsten Beispiele des *iu* sind:

kniu (Knie)	*triu* (Baum, engl. *tree*)
liubs (lieb)	*þiubs* (Dieb)
biudan (bieten)	*liugan* (lügen)
liuχaþ (Licht)	*tiuχan* (ziehen)
þliuχan (fliehen)	*niuja* (neu)
siujan (nähen, engl. *sow*)	*siuks* (krank; siech)
niun (neun)	*diups* (tief)
stiurs (Stier)	*stiuran* (steuern, zügeln?)
kwius (lat. *vivus*)	*kiusen* (kiesen, küren)
liusan (verlieren)	*giutan* (gießen)
niutan (erlangen, genießen)	*liuþ* (Lied)
dius (Thier).	

4. Auf der vierten Reihe steht statt *i* gothisch *ei*. In griechischen Wörtern braucht Ulfilas sein *ei* fürs griechische *ει*, z. B. Ἐλιακειμ = *aileiakeim*, aber auch fürs griechische *ι* und zwar ganz willkürlich wechselnd mit seinem *i*, so daß man wohl sieht, *ei* und *i* gelten ihm identisch. Es ist auch keine Frage, daß das griechische *ει* zu seiner Zeit mit dem langen *ι* zusammengefallen war, da der Umlaut des *v* in *ü* und die Verwendung des *ov* (*ω*) für *u* schon in der Römerzeit jenes Analogon voraussetzt. Ulfilas schreibt also Τῑμαῖος = *timaius*, Δαβειδ = *daweid* u. s. w., wo das letztere = *dawid* zu verstehen ist. Das Schwanken der griechischen Schreibart hat dieses vermocht; doch ist merkwürdig, daß er in seinen gothischen Wörtern sich dieser doppelte Schreibart des Lautes *i* zu nutze macht, und *ei* beständig für langes *i*, *i* aber für kurzes verwendet. Dieses beweisen alle spätern Dialekte. Daß man sich folglich unter seinem *ei* keinen Diphthong vorstellen darf, beweis't nicht nur jene griechische Erscheinung, sondern auch der Umstand, daß ihm das lange *i* sonst fehlte. Daß die hochdeutsche Sprache tausend Jahre später aus diesem *i* ein *ei* (oder *ai*) erzeugte, hat hier hoffentlich kein Gewicht, und Grimm hätte sich die Untersuchung über die Aussprache des *ei* (S. 49) ersparen können.*) Auch die Analogie mit *ü* spricht sich für das Gegentheil aus.

Die wichtigsten Beispiele sind:

dríban (treiben)	*stígan* (steigen)
líχwan (leihen)	*tíχan* (zeihen; verkündigen)

*) Seine Ansicht läßt sich auch theoretisch aus dem Resultat widerlegen. Er verlangt zweierlei *ai*, ein *ai* = unserm *ai* oder *aë*, ein *ai* = unserm *əi*, und nun noch ein *ei* als Diphthong. Keine Mundart der Welt unterscheidet aber drei Diphthonge auf Einer Seite, die Nasalen weggerechnet.

þíχan (gedeihen)
lík (Fleisch; Leiche)
ríks (reich)
kúnan (keimen)
míns (mein)
sís (sein)
swín (Schwein)
wín (Wein)
ísarn (Eisen)
lítils (klein, *little*)
snípan (schneiden)
wíχs (lat. *vicus*)
líkan (engl. *to like*)
galíks (gleich)
χwíla (Stunde; Weile)
lín (Lein)
skínan (scheinen)
þíns (dein)
grípan (greifen, nehmen)
χwíts (weiß)
níþs (Neid)
spíwan (speien).

5. *au* ist das Correlat von *ai* und theilt seine Schicksale. In griechischen Wörtern steht es für *o*, also kurz *ă*, wie *ἀποστολος* = *apaustaulus* (wo Grimm wieder Diphthonge aussprechen will!) und auch für *αυ*: *Ἀυγουστος* = *augustus*, *Παυλος* = *paulus*. Offenbar war im byzantinischen Dialekt *au* durch Confluenz zu lang *ă* geworden (wenigstens vorm Consonant; andere Fälle scheinen nicht vorzukommen) und man sprach *ăgustos*, *păłos*. Der Laut ist also für uns der ursprüngliche der fünften Reihe geblieben. Auch in gothischen Wörtern wird *au* = *ă* und lang; einige Fälle, wo sich aus der Verwandtschaft Kürze erweist, werden wir später kennen lernen. Einige Schwierigkeiten sind aber hier nicht zu verschweigen. Einmal lautet eine beliebte Anhängungspartikel im gothischen *uχ*; kommt diese nun hinter ein *a* zu stehen, so versteht sich, daß man z. B. *patauχ* nicht *patăχ*, sondern *pata-uχ* zu lesen hätte. Schwieriger ist, daß sich zuweilen neben der Schreibung *au* vor Vocalen *aw* geschrieben findet. Hier ist zu merken: 1) daß ein analoges *aj* für *ai* = *ä* nicht vorkommt, folglich ein eigentliches Sprachgesetz nicht zu Grunde liegen wird. 2) Daß die Erscheinung nicht consequent ist, und nur in einzelnen Wortformen eintritt, nämlich *sáil* (Sonne), *tái* (That, Werk) wird immer mit *au*, nie *aw* geschrieben; dagegen wird vom Verbum *strájan* (streuen) die Flexion *strawida*, von *tájan* (thun) *tawi* gebildet, und dieser Wechsel scheint vor positiven Vocalen wie *i* nothwendig, vor *a* aber bleibt der Vocal. Ich erkläre die Erscheinung durch folgende Punkte: 1) entweder ist durch den naturgemäßen Wechsel *þius*, *þiwós*, *kniu*, *kniwa* der Schreibgebrauch verführt worden, zuweilen auch im *au* vorm Vocal das *w* anzuwenden; 2) oder wenn auch wirklich eine Apperception des Ohrs zu Grunde liegt, so kann es seyn, daß in *strawida* eigentlich eine Abkürzung für *strauwida* = *străwida* verstanden ist, indem der geschleifte negative Laut sich vor dem *i* als heterogenes *w* gebährdete (wie im alten und holländischen *frouwen*). Wenn aber eine Form *tawi* (thun) von *tájan* (thun) constant vorkommt, so haben wir für diese Anomalie der Flexion so wenig einzustehen, als für die andere, daß das Nomen *tái* sogar seinen Plural *tója* bildet, oder das Verbum *stójan* (richten) auch in der Form *stájan*, und mit der Flexion

staûda vorkommt. Bopps Vergleichung dieser Fälle mit dem sanskritischen Guna ist dem Begriff und der Anschauung um nichts näher gerückt, da jene Erscheinung selbst nach theoretischer Lösung schmachtet, und eher vom Deutschen als das Deutsche von ihm — wenigstens durch uns — wirklich wird gelöst werden können. Es ist noch anzumerken, daß Wörter, die bei Ulfilas constant *aw* zeigen, nicht mit dem zweideutigen *au* in Conflict gebracht werden müssen, daß folglich *χawi* (Heu) die ursprüngliche Form dieses Worts seyn kann, aus der sich aber ein späteres *χâwi* oder *χâi* könnte erzeugt haben, wie im Griechischen das *αυ* in *ά* zusammenfloß; aber ein *â* in *aw* zurückzuversetzen, dazu kann kein theoretischer Kunstgriff nach aller Sprachgeschichte die Hand bieten. Mit alledem halt' ich diesen schwierigen Punkt des gothischen Lautsystems noch keineswegs für außer Zweifel gesetzt; nur das muß ich wiederholen, daß weder Grimms noch Bopps Deductionen mir auf dem rechten Wege scheinen; wir wollen also die Aufmerksamkeit auf diese Gegend vielmehr unterhalten als ablenken.

Folgendes sind sichere Beispiele für das *au* = lang *â*.

bâan (bauen)	*trâan* (trauen)
dâbs (dumm; unser taub)	*χâbiþ* (Haupt)
galâbjan (glauben)	*lâbs* (Laub)
râbôn (rauben)	*âgô* (Auge)
lâgnjan (läugnen)	*dâjan* (thauen, verzehren)
strâjan (streuen)	*tâjan* (thun)
âk (auch)	*âkan* (lat. *augêre*)
lân (Lohn)	*sân* (Lösung; Sühnung?)
dâpjan (taufen)	*χlâpan* (laufen)
râpjan (raufen)	*âsô* (Ohr)
χâsjan (hören)	*lâs* (los)
râs (Rohr)	*χlâts* (Loos, für Looß)
skâts (Schooß)	*stâtan* (stoßen)
dâps (todt)	*nâþs* (Noth).

6. Das gothische *o* ist seiner Figur und seinem Werthe nach das griechische *ωμεγα* und also durchaus lang; daher im griechischen *Ἔνωχ* = *ainôk*, *ἰωτα* = *jôta*, während *o* als kurzes *â* mit *au* gegeben wird. Das gothische *ô* ist also das dem Parallelismus des *iu* noch nicht nachgezogene, in spätern Dialekten aber als Diphthong *no, na* auftretende lange *o*, wovon folgende Beispiele die wichtigsten sind:

grôba (Grube)	*fôdr* (Futteral)
fôdjan (füttern)	*flôdus* (Flut)
gôds (gut)	*môds* (Zorn; Muth)
wôds (unsinnig; wüthend)	*skôχs* (Schuh)
bôka (Buch)	*sôkjan* (suchen)
wôkrs (Frucht; Wucher)	*stôls* (Thron; Stuhl)
blôma (Blume)	*χrôpjan* (rufen)

fôtus (Fuß) *blôp* (Blut)
brôþar (Bruder).

7. Die siebente Länge ist das unveränderte lange *u*, bei dem nur zu bemerken ist, daß es Ulfilas indifferent für Länge und Kürze gebraucht. Dazu wurde er veranlaßt durch das griechische *ov* oder ϑ, das zu seiner Zeit auch in lateinischen Namen wie Ἄυγουστος für kurzes *u* gebraucht wurde, und das er ebenso durch *augustus* gibt, wie ihm auch α und ι im Gothischen, ob sie lang oder kurz sind, durch *a* und *i* (oder willkürlich auch *ei*) wiedergegeben werden. Beim ε und ο (*ai* und *au*) kann er ohnedem nicht die Quantität andeuten. In gothischen Wörtern muß also die Quantität aus den spätern Dialekten beurtheilt werden. Dahin gehören die Beispiele:

dûbô (Taube) *stûbjus* (Staub)
brûkja (brauchbar) *rûna* (Geheimniß; Rune; raunen)
sûtis (süß)
rûm (Raum) *skûra* (Regenschauer)
χûs (Haus) *þûsundi* (tausend)
ût (aus).

§. 10.

Wir hätten also jetzt folgendes Längenverzeichniß:

Urschema	*â*	*ä*	*ê*	*î*	*ô*	*ô*	*û*
Gothische Zeichen	*e*	*ai*	*iu*	*ei*	*au*	*o*	*u*
— Laute	*ê*	*ä*	*iu*	*î*	*ô*	*ô*	*û*.

Das heißt, die Reihe ist dem Urschema gemäß erhalten, mit Ausnahme der umgelauteten ersten Länge, welche die Diphthongisation der dritten nach sich gezogen, und die der sechsten sofort vorbereitet hat. Dazu kommt nun noch in griechischen Wörtern ein *y*, das vermuthlich den Laut *ü* erhalten hat, weil es dem Gothen weder mit *u* noch *i* identisch ist, als *Τυρῳ* = *tyrä*, *σμυρνη* = *smyrna*. Es ist aber meist kurz und gehört darum zu den folgenden Zeichen.

§. 11.

Der Gothe hat dem ersten Anschein nach nur drei einheimische kurze Vocale: *a*, *i*, *u*. Dieses Verhältniß hat Grimm nicht richtig angesehen, wenn er glaubt, dem gothischen Ohr gehen darum die kurzen Laute des *e* und *o* ab; eben so wenig Bopp, wenn er aufstellt, alle kürzen Vocale unserer Sprachen seyen aus ursprünglichem *a* hervorgegangen, wie es das Sanskrit noch ausweis't (dieses kann richtig seyn); *i* und *u* aber haben sich früher aus dem *a* entwickelt, als *e* und *o*; auf die richtige Ansicht wurde Rask durch die ihm geläufigen Idiome geleitet. Dreitheilig ist der ursprüngliche Vocalkreis immer, und überall, wo die höchsten Laute *i* und *u* in der geschärften Gestalt nicht zur Entwicklung gedeihen, wie dieß in den nordischen Organen, im Scandinavischen, im Holländischen und im Plattdeutschen der Fall ist, da vertreten die Laute *i* und *u* die höchsten ihrer

Reihe, die aber in Wahrheit mit dem theoretischen *e* und *o* übereinkommen. Das kurze *e* und *o* des Gothen ist also weder, wie Bopp will, im gothischen *a* implicite enthalten, noch, nach Grimms Vorstellung, durch einen Diphthong vertreten, sondern dem Gothen fehlt vielmehr das kurze *i* und *u*, das heißt das geschärfte *i* und *u* hat ihm den Mittellaut, den der Nordländer diesen Buchstaben beilegt, und die dem Südländer wie *é* und *o* klingen. So kann auch das griechische *y* als ein mittleres *ö* aufgefaßt werden. Mit Einem Wort, die Dreitheiligkeit der gothischen Kürzen hat ihren Grund in der Unentwicklung des Systems.

§. 12.

Wenn nun aber einem solchen System die Spitze des *i* und *u* nicht erreichbar ist, so wird ihr doch die Differenz des *e* und *o* nach unten mit *ä* und *å* nicht entgehen, und daher kommt es, daß die nordischen Systeme diesen Mangel nicht verspüren; denn ihnen rückt das kurze *e* und *o* in das Gebiet des *ä*, *å* ein, und dadurch ist wenigstens die Fünftheiligkeit des Systems hergestellt, wie ich diese ganze Lehre in meinem Capitel „von Vermittlung der theoretischen Ansicht der Laut-Physiologie mit der historischen" auseinander gesetzt habe, und wie wir auch im Lateinischen die kurzen *i* und *u* sich erst allgemach aus *e* und *o* haben entwickeln sehen. Diese Differenz des *e* und *o* nach unten hat der Gothe in gewissen Verbindungen gefühlt, nämlich vor dem gutturalen *χ*, welches überall die Laute herabzieht durch seine in der Tiefe der Gurgel producirte Lautung, und diesem Laut stellt der Gothe das *R* an die Seite, das, wie wir wissen, dieselbe Kraft auszuüben pflegt, aus welcher Zusammenstellung das *χ* und *R* sich zugleich die Verwandtschaft beider Laute auch bei den Germanen, das heißt, die gutturale Natur des *R* (*rh*) auch hier zu erkennen gibt. Vor diesen beiden Lauten fühlte der Gothe die Erniedrigung des mittlern *e*- und *o*-Lauts, und weil er ein kurzes *ä* und *å* schon zur Bezeichnung des griechischen *ε* und *o* nöthig hatte, so machte er für diese einzelnen Fälle von demselben Zeichen Gebrauch, um auch in gothischen Wörtern das kurze *ä* und *å* zu bezeichnen. Wir haben demzufolge fünf gothische Kürzen, die man nach dem Systeme der heutigen Nordländer (von dem Rask ausging) recht gut durch

a, e, i, o, u

bezeichnen könnte; die aber vielmehr, nach reiner theoretischer Anschauung den Werth der Kürzen

a, ä, é, å, o

haben, oder die wir, um in *ä* und *å* (bei der gothischen Identität der Zeichen) nicht den Verdacht der Länge zu erregen, zum Unterschied von *ä* und *å* künftig durch

a, è, i, ò, u

bezeichnen wollen, wo wir es dann, beim *i* und *u*, um die gothische Orthographie nicht zu sehr zu entstellen, dem theoretischen Bewußt-

seyn überlassen, daß diese Zeichen hier nicht in ihrem streng theoretischen, sondern im Werth des erniedrigten Systems (= *é* und *o* gebraucht sind.

§. 13.

Wir geben für die fünf gothischen Kürzen nun folgende Beispiele.

1. Das kurze *a*.

ga (Vorsylbe ge)
swa (so)
graban (graben)
badi (Bad)
skadus (Schatten)
χafjan (heben)
bagms (Baum)
fagrs (schön; *fair*)
magaþs (Magd)
draŋkjan (tränken)
laŋgs (lang)
aχwa (*aqua*, die Ach)
χaχan (hängen)
maχts (Macht)
naχts (Nacht)
waχsjan (wachsen)
akrs (Acker)
wakan (wachen)
balgs (Schlauch; Balg)
dal (Thal)
faldan (falten)
χali (Hölle)
χaldan (halten)
malan (mahlen)
skal (soll)
twalif (zwölf)
waljan (wählen)
walus (Ruthe; Welle)
lamb (Lamm)
sama (zusammen)
tamjan (zähmen)
stamms (stumm; Stammler?)
andís (Ende)
band (Band)
fani (franz. *fange*)
χandus (Hand)
land (Land)
standan (stehen)
þanjan (dehnen)

ja (ja)
twa (zwei)
χaban (haben)
nadr (Natter)
af (von, ab; *of*)
gaskafts (Anordnung; Geschäft)
dags (Tag)
magan (vermögen)
tagr (Zähre)
gaŋg (Markt; Gang)
aχtá (acht)
faχan (fahen, fangen)
χlaχjan (lachen)
ganaχ (es ist genug)
raχnjan (rechnen)
waχtwô (Wacht)
rakjan (recken)
sakkus (Sack)
balþs (kühn; balde; *bold*)
-falþs (=fältig)
χalbs (halb)
χals (Hals)
kalds (kalt)
saljan (engl. *to sell*)
skalks (Knecht; Schalk)
waldan (walten)
waltjan (wälzen)
alls (all)
namô (Namen)
skaman (sich schämen)
wamba (Bauch; Wamme)
ana (an)
ansts (Gunst)
fana (Tuch; Fahne)
χana (Hahn)
χansa (Schaar; Hanse)
sandjan (senden)
tandjan (zünden?)
wandjan (wenden)

kann (ich weiß — unſer: kann)	*manna* (Mann)
skapan (ſchaffen)	*ara* (Aar, Adler)
arbi (Erbe)	*arms* (Arm)
farjan (fahren, reiſen)	*gards* (Haus, unſer Garten)
χardus (hart)	*χarjis* (Heer)
χwar (wo)	*kar* (*cura*, engl. *care*)
marî (Meer)	*marka* (Gränze, Mark)
sparwa (Sperling)	*swarts* (ſchwarz)
swaran (ſprechen, unſer ſchwören)	*par* (dort, *there*)
parbs (dürftig, darbend)	*wardja* (Wärter, Wächter)
warjan (wehren)	*warmjan* (wärmen)
asilus (Eſel)	*asts* (Aſt)
basi (Beere)	*faskja* (lat. *fascia*)
fastan (feſthalten; faſten)	*gasts* (Fremder, Gaſt)
gras (Gras)	*rasta* (Raſt)
batiſô (beſſer)	*gatwô* (Gaſſe)
χatis (Haß)	*katils* (Keſſel)
nati (Netz)	*satjan* (ſetzen)
watô (Waſſer)	*attâ* (Vater)
skatts (Geld; Schatz)	*lapôn* (einladen)
mapa (Made)	*saps* (ſatt)
skapjan (ſchaden)	*staps* (Statt, Stätte)
fawâ (engl. *few*)	*gawi* (Gau)
χawi (Heu)	*aſgô* (Aſche).

2. Das kurze *ă*, hier *è* vor χ und *R*. Die von Grimm geläugnete Kürze des Vocals beweiſ't ſich nicht nur durch die allgemeine Stammsverwandtſchaft der Wörter, ſondern auch durch die Gemination in *fèrra* (ferne), welche, diphthongiſch als *fairra* genommen, offenbar keinen Sinn hätte. Daß übrigens manche *ă* vor χ und *R*, beſonders in Verbal-Ablauten, dennoch lang ſind, braucht nicht erſt bewieſen zu werden. Die Beiſpiele für das kurze *è* ſind:

fèχu (Vieh)	*mèχstus* (Miſt)
rèχts (recht)	*sèχs* (ſechs)
sèχwan (ſehen)	*slèχts* (ſchlicht)
swèχra (Schwiegervater)	*tèχswô* (*dexter*, altdeutſch *zèswe*)
tèχun (zehn)	*plèχan* (flehen?)
wèχts (Ding; Wicht, wichtig)	*bèran* (tragen, *to bear*)
bèrgan (ſchützen; bergen)	*fèrni* (alt; ſüddeutſch *fern*, *fernt*)
fèrra (ferne)	*fèrſna* (Ferſe)
gèrda (Gurt, Gürtel)	*gèrnjan* (begehren; gern, Gier)
χèrda (Herde)	*χèrtô* (Herz)
χwèrban (drehen; Wirbel)	*stèrnô* (Stern)
pèrχ (durch)	*tèran* (verzehren)
wèr (lat. *vir*)	*wèrpan* (werfen)

wèrs (engl. *worse*) — *wèrþan* (werden)
wèrþs (werth) — *èr* (früh; engl. *ere*, *early*) *)

3. Das kurze *i*, das, wie in den nordischen Dialekten, die Indifferenz zwischen *i* und *ä*, eigentlich *é* vorstellt, gibt folgende Beispiele:

bi (bei, be-) — *giban* (geben)
gibla (Giebel) — *ibns* (eben)
liban (leben) — *sibun* (sieben)
stibna (Stimme) — *swibls* (Schwefel)
bida (Gebet, Bitte) — *fidur* (vier)
midja (mitten, *medius*) — *widuwô* (*vidua*, Witwe)
ligan (liegen) — *rign* (Regen)
sigljan (siegeln) — *swiglja* (Schwegler, Flötenspieler)
wigs (Weg) — *bliŋgwan* (bleuen; Bleul)
fiŋgrs (Finger) — *iŋkwis* (bairisch *enk*)
siŋgwan (hersagen; singen) — *brikan* (brechen)
siŋkwan (sinken) — *silba* (selbst)
ik, *mik*, *sik* (ich, mich, sich) — *stiks* (Stich)
filu (viel) — *gildan* (vergelten)
χilpan (helfen) — *silubr* (Silber)
stilan (stehlen) — *wiljan* (wollen)
fill (Fell) — *fimf* (fünf)
χimins (Himmel) — *niman* (nehmen)
kwiman (kommen) — *timjan* (sich ziemen)
timrjan (zimmern) — *bindan* (binden)
blinds (blind) — *findan* (finden)
χindar (hinter) — *quinô* (Weib, *queen*)
sinaps (Senf) — *sinîgs* (lat. *senex*)
winds (Wind) — *brinnan* (brennen)
ginnan (beginnen) — *kinnus* (Kinn)
minnisa (minder) — *rinnan* (rinnen)
spinnan (spinnen) — *skip* (Schiff)
fisks (Fisch) — *lisan* (lesen)
mis, *sis* (mir, sich) — *swistar* (Schwester)
wisan (seyn; wesen) — *fritan* (fressen)
itan (essen) — *mitan* (messen)
sitjan (sitzen) — *lipus* (Glied)
miþ (mit) — *wiþra* (wider).

4. Das kurze *å*, hier *ò* vor χ und *R*. Die Bemerkungen bei *è* passen alle hieher; auch hier kommt eine Gemination vor in *stòrran* (murren), wo Grimm wieder diphthongisch *staurran* lesen will. Die wichtigsten Beispiele sind:

òχns (Ofen) — *òχsns* (Ochse)
dòχtar (Tochter) — *fòχo* (Fuchs)

*) Wahrscheinlich besser *är* (Grimm 46).

χòχs (hoch)*)	*nòχ* (noch)
sòχts (Sucht)	*pòχ* (doch)
òrki (lat. *urceus*)	*bòrgs* (Burg)
bòrd (Brett; Bord)	*dòrō* (Thor)
fòra (vor)	*fòrχts* (fürchtend)
χòrn (Horn)	*mòrnan* (engl. *to mourn*)
mòrgins (morgens)	*sòrga* (Sorge)
skòrō (Schaufel; Schore)	*wòrd* (Wort)
wòrkjan (wirken; Werk)	*pòrnus* (Dorn)
wòrms (Wurm)	*wòrts* (Wurzel).

5. Das kurze *u*, das im Laut dem *o* gleichzustellen ist, oder die ganze Seite zwischen *u* und *â* ausfüllt, bietet folgende Wörter:

nu (nun)	*þu, þus, þuk* (du, dir, dich)
ubils (übel)	*ufar* (über)
ufta (oft)	*bugjan* (engl. *buy*)
fugls (Vogel)	*juŋgs* (jung)
tuŋgō (Zunge)	*puŋkjan* (dünken)
χuχrus (Hunger)	*lukarn* (lat. *lucerna*)
χuljan (hüllen)	*χulþs* (hold; Huld)
skulan (sollen)	*sulja* (Sohle)
wulfs (Wolf)	*dumbs* (engl. *dumb*)
kumbjan (lat. *cumbere*)	*sums* (engl. *some*)
χunds (Hund)	*kunþs* (kund)
munþs (Mund)	*þund* (lat. *pondus*)
sunus (Sohn)	*tunþus* (Zahn)
un (Negativ-Partikel)	*undar* (unter)
uns (uns)	*brunna* (Brunnen)
kunnan (wissen; uns. können)	*sunna* (Sonne)
brusts (Brust)	*lustus* (Lust)
guþ (Gott)	*χuſd* (Hort, Schatz)
dulþs (Fest, bairisch Dult).	

§. 14.

Es ist nun über die Vocale nur noch zu erinnern, daß *ê* und *î* zuweilen willkürlich schwanken, z. B. *þiſi* und *þiſi; wêsun* und *wîsun; lêtan* und *lîtan* u. s. w. Wechsel der Vocale in Ableitungen, wie von *dags* (Tag) — *dôgs* (tägig), geht aus dem verbalen Ablaut hervor und muß in der Formenlehre zur Sprache kommen. Man sieht aber leicht, daß meine Ansicht des radicalen Umlauts von *â* in *ê*, und von *ê* in *iu* von der Grimm'schen Theorie des flexivischen Umlauts wesentlich abweicht, indem er das ganze Phänomen des Umlauts auf die Erscheinung der Assimilation zurückzuführen bemüht ist (indem ein *i* oder sonst positiver Vocale der Nachsylbe dem negati-

*) Ich halte übrigens *χâχs* wegen *hôch* für wahrscheinlicher, denn die Schreibart *hauhs* kann beides bedeuten.

ven der Vorsylbe sich in die Zwischenreihe nähert; wie §. 51—53 der Vocallehre gezeigt worden) hier aber von einer ähnlichen Veranlassung nicht die Rede seyn kann. Da für mich der Umlaut überhaupt nichts Anderes ist, als die naturgemäße Radial-Bewegung des Vocal-Systems, so braucht es eines solchen Umlaut-zeugenden Moments von außen her überhaupt nicht, und wir werden noch andere Fälle der Art treffen, wo der Umlaut eben so uneingeleitet aufzutreten scheint, wie z. B. in der ganzen französischen Sprache. Nur das wäre hier zu entschuldigen, daß man nach dem Vorgang der historischen Grammatik sich des Ausdrucks Umlaut für die Veränderung des *ē* in *ia* bedient hat, was nach der theoretischen Ansicht in der That kein Umlaut, sondern eine Brechung, ein Aufspringen in den unächten Diphthong heißen müßte. Im historischen Sinne haben hier freilich beide Erscheinungen einerlei Werth; denn dort handelt sichs um ein Moment der Bewegung, die durch mehrfache Naturmittel zu Stande kommen kann.

II. Die Consonanten.

§. 15.

Das Schlaglaut-System, das Ulfilas bei den byzantinischen Griechen antraf, war zuverläßig nicht mehr das jonisch-attische, sondern das dorisch-gemein-griechische, und der Dialekt hat offenbar einen Hieb von dem Griechisch des Scythen des Aristophanes, indem ihm die Aspirata χ abgeht. Unläugbar geht aus Ulfilas Schreibart hervor, daß π, τ, κ, β, δ, γ den lateinisch-germanischen *p*, *t*, *c* (*k*), *b*, *d*, *g* identisch sind. Was die Aspirata betrifft, so ist φ dem lateinischen und gothischen *F* identisch, so wie das Zeichen ψ mit dem griechischen Θ oder unserm *þ*. Das *s* war ohne Zweifel jenes griechisch-lateinische oder vielmehr das ursprüngliche *ſ*, bei dem sich nur das Auffallende zeigt, daß Ulfilas, wenn er es vor Vocalen und weichen Consonanten als erweichten Laut darstellen will, es durch *z* ablösen läßt. Daß ζ in der byzantinischen Zeit schon einfaches *ſ* war, ist zuverläßig, und der bekannte Wechsel des σ in ζ in *zmaragdus* zeigt, wie sich beide Laute genähert hatten. Hörte nun Ulfilas das σ wie dünnes *s*, oder das ζ so breit, daß es als Erweichung für σ dienen könnte (unser *ſ*)? Das letztere wird wahrscheinlicher durch zwei Momente; einmal, weil alle spätern deutschen Dialekte unzweifelhaftes *ſ* zeigen, und sich die Spaltung in *s* und *sh* viel später operirt; zweitens, weil das gothische S, besonders in weichen Verbindungen, wo Ulfilas (willkürlich, aber mit Vorliebe) *z* = *ſ* schreibt *), gern in *R* übertritt; dieser Uebertritt,

*) Wenn Grimm von einem Umlaut (?) des gothischen *s* in *z*, und

den wir aus den classischen Sprachen kennen, und der sich durch Aspirations-Natur vermitteln muß, setzt immer breites *s* und gutturales *rh* voraus. Was nun den Guttural-Aspirat betrifft, so fehlt er in griechischen Wörtern völlig; Ulfilas gibt *Zaxapiας* durch *sakarias* und *Zaxxaιος* durch *sakkäus*, obgleich er das griechische χ im Alphabet hat, aber als bloßes Episema; nur im Namen *Xristus* wird hergebrachtermaßen das χ gelassen, so wie auch einmal statt der gewöhnlichen Form *paska pasχa* (πασχα). Dieß beweis't gerade nur die Identität des *X* mit *K*. Ulfilas war also genöthigt, für die aspirata seines Dialekts zu einem eignen Zeichen zu greifen, und er nahm hiezu, das Einzige, was ihm zu Gebote stand, den verwandten Spiranten *H* des lateinischen Alphabets. Daß in Ulfilas *H* nicht der lateinische und neugermanische Hauchlaut gemeint ist, das fällt leicht in die Augen; denn er braucht das *H* überall, selbst vor harten Consonanten und im Auslaut, wo unser *h* gar nicht möglich ist. Daß es aber im Anlaut (wenigstens vorm Vocal) doch unser *h* gewesen seyn soll, ist eine lächerliche Forderung, da einmal Ulfilas jede Differenz der Laute so genau, ja so pedantisch auszudrücken sucht, und andrerseits hier das *X* gerade den richtigen Mittellaut angibt, um aus dem alten *K* ins deutsche *H* zu gelangen, z. B. im Uebergang *κεφαλη*, *caput*, *χάβιβ*, *haupt* u. dergl. Daß in Namen wie *abraχam*, *iōχannēs* ein euphonisches χ eintritt, wo die lateinische Bibel ihr *h* einschob, kann überhaupt nichts beweisen, als ein euphonisches Mittel gegen den Hiatus. Ich behaupte daher, für Ulfilas Alphabet ist durchaus kein *h* nachzuweisen, ja ich werde zeigen, wie dieser Laut selbst in unsern Dialekten noch viel moderner ist, als man glaubt, denn das *h* blieb nur als stehendes Zeichen für den Laut χ in den germanischen Idiomen.

§. 16.

Von Spiranten haben wir, durch eigne Buchstaben streng geschieden, *j* und *w*, wofür das lateinische *G* und das griechische *Y* dienten, das freilich auch als Vocal in griechischen Wörtern vorkommt. Der erstere Gebrauch mag sich aus den griechischen Diphthongen *αυ*, *ευ* rechtfertigen, mehr noch aus dem lateinischen *V*. Merkwürdig ist, daß Ulfilas das griechische *ευ* nicht wie *αι*, *αυ*, *ου* vocalisch auflös't, sondern in die Sylbe *ἐω* oder *ἑωω* verwandelt, als *ἐυαγγελιον* = *ἑωαγγέλιον*, *παρασκευην* = *paraskēwēn* (ganz dem Neugriechischen gemäß) und einmal (durch den Ton veranlaßt?) sogar mit der Geminatiοn *Λευι* = *Lèwwi*. Schade ist, daß uns keine Beispiele vorkommen, wo *ευ* vorm Consonant und *αυ* vorm Vocal stehen; es ist sehr zweifelhaft, ob Ulfilas *ἐυδαιμων* durch

daneben von einem zusammengesetzten Laut *dſ* spricht, so hat das für mich keinen Sinn. Merkwürdig ist hingegen die Verbindung *ts* für die Dualformen der zweiten Person.

ewdämôn und *παυω* durch *pâô* oder *pawô* wiedergeben würde. Dieſes würde uns auch, wie geſagt iſt, über die gothiſchen *aw* Licht verſchaffen. Uebrigens verdient es alle theoretiſche Anerkennung, daß Ulfilas die Spiranten *j* und *w* ſo genau von den entſprechenden Vocalen ſcheidet, wofür ihm das Griechiſche und Latein ſeiner Zeit keinen ſichern Vorgang darboten. Der Uebergang von beiderlei Lauten iſt durch die Stellung bedingt, nur iſt es uns auffallend, daß Ulfilas das *w* auch häufig ohne folgenden Vocal ſtellt, wie *wlits*, *triŋgws*, *wräkws*, *staŋkwjan*, *snäw*, *wôrstw*, *walw*, *saxw*, wo es uns doch in manchen Fällen faſt unausſprechbar ſcheint, und von dem Laut eines vocaliſchen *u* kaum kann verſchieden geweſen ſeyn, wenn man nicht annehmen will, in vielen Fällen habe Ulfilas das *w* mehr etymologiſch (wegen verwandter Flexionen) beibehalten, es ſey aber im Sprechen wenig oder nicht beachtet worden. Doch dieſe Anſicht iſt elend modern und dem ſcrupulöſen gothiſchen Schreiber völlig unangemeſſen; ich berufe mich daher viel lieber auf meine bei Gelegenheit der lateiniſchen Schlaglaute vorgebrachte Anſicht der in der älteſten Sprache eingeſchobenen Schewa oder Urlaute (das das Sanſkrit theoretiſch als kurzes *a* anerkennt), ſo daß dieſer Urvocal jede Laſt der in- und auslautenden Conſonanten zu tragen hat. Mit dem *j* iſt der Gothe difficiler; es ſteht ihm einzig vor Vocalen. Daß Angewöhnung eines Idioms hier alles entſcheidet, kann die Vergleichung neuer Sprachen zeigen, dem Franzoſen iſt *j* (in der Mouillirung) gewöhnlicher Auslaut, der Preuße ſpricht es anlautend vor Liquiden; ebenſo der Holländer das *w*, das dem Schweden, Dänen, Franzoſen u. ſ. w. auslautet; der Hochdeutſche kennt beide Laute nur vorm Vocal, d. h. in ihrer natürlichen Stellung u. ſ. w. In griechiſchen Wörtern braucht Ulfilas nicht ſein *j*, ſondern richtig, vocaliſches *i*, als *Iôsêf*, *Iêsus*; in *jôta* folgt er der lateiniſchen Form.

§. 17.

Was die Hemmlaute betrifft, ſo gibt *M* und *N* nichts zu bemerken; merkwürdig iſt aber, daß der älteſte deutſche Dialekt ſchon ein Bewußtſeyn des *η* hat, das freilich durch die Differenz der griechiſchen und römiſchen Orthographie hervorgerufen wurde. Daß der Gothe fein hörte, beweiſ't ſein Anſchließen an die griechiſche Weiſe, denn daß ſein *gg*, *gk*, *gq* nur mit *ηg*, *ηk* identiſch ſeyn kann, beweiſ't die Etymologie, und die ſpätere lateiniſche Schreibart der deutſchen Dialekte (mit *N* adulterinum). Für das *gg* aber einfaches *ηη* anzunehmen, möchte doch weiter gehen, als ſich nach der Wahrſcheinlichkeit beweiſen läßt. In *ewaŋgêlión* könnte freilich die byzantiniſche Ausſprache ſchon ſo gegolten haben. Ferner daß ſtatt *iggwis* auch *iggqwis* geſchrieben vorkommt, könnte auf die Anſicht führen, das *gg* ſtehe für einfaches *η*; aber der Beweis iſt unſicher. Auf jeden Fall ſtände auch in dieſem Punkt das Gothiſche ſehr ab von den ſpätern, beſonders oberdeutſchen Dialekten, die für *gg* wie-

der *nk*, *nc* haben. Vom *L* ist gar nichts und vom *R* bloß zu sagen, daß es wegen der Parallele mit χ als *rh* zu fassen ist.

§. 18.

Wir haben also folgende Consonanten-Reihen:

Harte Schlaglaute	*p*,	*t*,	*k*	
Aspirate	*f*,	*þ*,	*s*,	(*f'*), χ
Weiche Schlaglaute	*b*,	*d*,	*g*	
Spiranten	*w*,	*j*		
Nasale	*m*,	*n*,	*ŋ*	
Liquide	*l*,	*r*	(= *rh*).	

Die Doppelbuchstaben für *kw* und *χw* lösen wir in ihre Elemente auf. Praktisch werden wir uns statt des *s* nunmehr des genauern Zeichens *ȿ* bedienen, bei welcher Bezeichnung aber jene unsichere Abweichung ins weichere *f'* freilich aufgegeben werden muß; sie ist aber auch ohne theoretischen Werth.

§. 19.

Physiologisch ist zu bemerken: Gemination findet sich bei Labialen keine, nur in griechischen Namen *Lèwwi*, *sabbatô*, *èffapa* (ἐφφαθα), *Filippus*; bei Dentalen nur wenige *TT*, *DD*, *SS*, als *skatts*, *iddja* (ging), *wissa* (wußte); *þþ* kommt bloß als Assimilation vor, namentlich aus *χþ*, so *uþþan* statt *uχ þan*; bei Gutturalen, im *k* selten, wie *sakkus*; *gg* kann hier nicht vorkommen, weil dieses Ulfilas für *ŋg* gebraucht (woneben ein ächtes *gg* nicht bestehen kann); *j* geminirt nicht und χ so wenig als *þ*. Von Liquiden ist *MM* in den Dativen häufig; Bopp hält es, nach Vergleichung mit sanskritischen Formen, für ein assimilirtes *sm*, welche Nachweisung für meine Hypothese spricht, die ältesten Geminationen durchaus für Assimilation zu halten; *NN* ist mehr wurzelhaft doch noch mit *N* alternirend; *LL* ist selten, und *RR* in den beiden Formen *ferra* und *storran* hält Grimm für Assimilation aus *RN*.

§. 20.

Was die Aspiration der Schlaglaute betrifft, so wandeln sich die harten bei Wortbildung vor *T* in Aspirate, als *skapan*, *skafts*; *þaŋkjan* (mit Ausstoßung des Nasals) *þaχta*; wie *þuŋkjan*, *þuχta*; ferner *wôrkjan*, *wôrχta*; so von *wakan*, *waχtwô*; *siuks*, *sôχts*. Auf lingualer Reihe erzeugt ein mit dem flexivischen *T* zusammenstoßendes *D*, *T* oder *þ* stehend *st*, als *mâtan*, *mêmâst*; *bigitan*, *bigast*; *falþan*, *fêfalst*; *biudan* (*bâþ*) *bâst*; *kwiþan*, *kwast*; *finþan*, *fanst*; *môtan*, *môst*, *môsta*; *witan*, *wât*, *wâst*, Prät. *wissa*. (Vergl. das Griechische, §. 83.) Die wichtigste Consonanterscheinung für die Physiologie ist aber die Aspiration der weichen Schlaglaute, wenn sie auslauten oder mit harten Consonanten zusammenstoßen. Die Erklärung ist leicht; der weiche Schlaglaut,

statt mit dem harten zusammenzufallen, gibt der sich darbietenden Aspiration nach, und löst sich in ihr auf. Dieser Proceß liegt der besten hochdeutschen Aussprache von *sagen*, *sagt* (= *sáχt*) zu Grunde, findet sich übrigens bei Ulfilas im gutturalen Gebiet weniger entwickelt, als in den beiden andern, wiewohl auch in diesen das Gesetz so wenig zur völligen Consequenz gedeiht, als ähnliche in der griechischen Grammatik. Beispiele:

1) *b* in *f*; *þiubs*, *þiuf*; *χläbs*, *χläf*; *twalif*, *twalibé*; *läf*, *läbôs*; *abuχ*, *af*; besonders in der Conjugation, Infinitiv *giban*, *graban* (geben, graben), Imperativ *gif*, *graf*; Präteritum *gaf*, *gröf*; *gaft*, *gröft*; Plural *gébum*, *gröbum*.
2) *d* in *þ*; *biudan*, *báþ*; *bidjan*, *baþ*; neben den Genitiven *läðis*, *χäbidis*, *faðis* haben sich die Nominative *läþ*, *χäbiþ*, *faþ* aspirirt; vor *s* Schwanken; *séps* und *séds*, und die Verbal-Endungen wechseln mit *id* und *ip* u. s. w. *Standan* bildet mit ausgestoßenem Nasal *stôþ*.
3) *g* in χ hat viel geringern Umfang; doch von *ägan* (haben) die Formen *äχ*, *äχt*, *ägu*, *ägjâ*, *äχta*. Eben dahin gehören *magan*, *maχta*; *ógan*, *óχta*; *bugjan*, *bóχta* und *briηgan* (mit ausgestoßenem Nasal) *braχta*. (Grimms Annahme der Kürze in *äχ* ist gegen die Präsumtion, und wenn sie in *äχta* natürlicher schiene, so wird sie durch *óχta* widerlegt.)

§. 21.

Daß ich den Wechsel zwischen *s* und *f* (*s* und *z*) für unbedeutend halte, hab' ich oben ausgesprochen; wichtiger ist der Uebergang beider Laute in einzelnen Wörtern in späteres *R*. Höchst auffallend ist ein Uebergang des *ηg* in χ, offenbar mit Ausfall des Nasals und Aspiration des *g*, deren Härte nur durch die Schwere der Position erklärt wird, die also wie Assimilation wirkt. Die Beispiele sind: *jaηgs* (jung) bildet den Comparativ *juχiza* (jünger); neben *χuηgrjan* (hungern) lautet das Nomen *χuχrus* (Hunger). Grimm denkt sich directen Uebergang aus *ηη* in χ, der aber keine theoretische Möglichkeit und kein Analogon für sich hat.*) Auffallend ist, daß hier gegen ein offenbares Sprachgesetz kurzes *u* vor den Guttural zu stehen kommt (ebenso in *χiri*, *χirjan* kurzes *i* vor *R*; die Anhänge-Partikel *uχ* nimmt Grimm *úχ* an). Zu jener Erscheinung sind auch die gothischen Formen *faχan*, *χaχan* zu rechnen, die in spätern Dialekten vollständig *fangen*, *hangen* gelten. Von der gothischen abgeschliffenen Form schreibt sich übrigens noch die deutsche obsolete Neben-

*) Der Uebergang von *η* in χ ist gerade so gewagt, wie der zuweilen prätendirte von *N* in *S*, wie man τυπτομες aus τυπτομεν entstehen lassen will. Das reine *η* freilich wäre damit fürs Gothische bewiesen. Der Uebergang aus *N* in *S* könnte vielmehr, wie hier, durch ursprüngliches *NT* mit Ausfall des *N* sich erklären.

form *fahen* und das dänische *få*, während das analoge *gâ*, deutsch *gehen*, auf ein *gaχan* schließen lassen, wo aber Ulfilas die volle Form *gaŋgan* zeigt. Auch *briŋgan*, *braχta* (unser bringen, brachte) gehört in diese Kategorie.

§. 22.

Seltene Uebergänge sind der Anlaut *pl* in späteres *fl* (als Reihenwechsel und Naturspiel, wie im russischen *Fedor* aus *Theodor*, im türkischen *effendi* aus *ἀνθεντης*). So ist *pliuχan* unser *fliehen*, *plèχan* vielleicht *flehen*; sollte *plakwus* mit *flaccus* zusammenhängen? Meine Meinung ist, daß dieses *pl* vielmehr unorganisch sich aus *fl* hieher verirrt habe, und mein Grund der, daß seine Ableitung aus *TL* ungermanisch ausfallen müßte. Die räthselhaften Uebergänge des *waddjus* in *wall* (eben so gut mit *wand* zu verbinden) und des *þrafstjan* in *trösten* (durch *trawst*, *traost* vermittelt), *bagms* in *baum*, können als Curiositäten angesehen werden. Daß die Anlaute *χl*, *χn*, *χr* *) und *χw* nur so, und nicht mit deutschem *H* gut zu begreifen sind, bedarf für uns keiner Erläuterung weiter, da das Gegentheil bewiesen werden müßte.

---

*) *HR* hätte Grimm nicht mit *ρ* vergleichen sollen.

Probstücke.

1. Das Vaterunser. (Matthäus, 6.)

V. 9. *Atta unsar þu in χiminam; wiχnä namô þín.*
10. *Kwimä þiudinaſſuſ þínſ; wèrþä wilja þínſ, ſwê in χimina, jaχ ana èrþä.*
11. *Xläf unſarana þana ſintînan gif unſ χimmadaga.*
12. *Jaχ aflêt unſ þatî ſkulanſ ſijäma, ſwaſwê jaχ wîſ aflêtam þäm ſkulam unſaräm.*
13. *Jaχ ni briŋgäſ unſ in fräſtubnjä; ak låſî unſ af þamma ubilin; untê þína iſt þiudangardi, jaχ maχtſ, jaχ wulþuſ, in äwinſ. Amên.*

2. Der verlorne Sohn. (Lucas, 15.)

11. *Mannê ſumſ èχta twanſ ſununſ.*
12. *Jaχ kwaþ ſa juχiſa iſê du attin: Atta, gif miſ, ſî undrinnä miſ däl äginiſ. Jaχ diſdälida im ſwêſ ſîn. Jaχ afar ni managanſ daganſ, braχta ſämana allata ſa juχiſa ſunuſ, jaχ afläþ in land fèrra wiſandô, jaχ jänar diſtaχida þata ſwêſ ſînata libandſ uſſtiuriba.*
14. *Bi-þê þan fra-waſ allamma, warþ χuχruſ abrſ and gawi jänata; jaχ iſ dugann alaþarba wèrþan.*
15. *Jaχ gaŋgandſ gaχaftida ſik ſumamma bòrgjanê jäniſ gâjiſ; jaχ inſandida ina χäþjôſ ſînäſoſ χaldan ſwîna.*
16. *Jaχ gèrnida ſat itan χòrnê, þôî matidédun ſwîna; jaχ manna imma ni gaf.*
17. *Kwimandſ þan in ſiſ, kwaþ: Xwan filu aſnjê attinſ mîniſ ufaraſſâ χaband χläbê; iþ ik χuχrâ frakwiſtna.*
18. *Uſſtandanſ gaŋga du attin minamma, jaχ kwiþa du imma: Atta, frawòrχta miſ in χimin jaχ in andwèrþja þínamma.*
19. *Ju þanaſîþſ ni im wèrþſ, î χätädâ ſunuſ þínſ; gatawi mik ſwê änana aſnjê þínäſê.*
20. *Jaχ uſſtandanſ kwam at attin ſînamma. Nòχ-panuχ þan fèrra wiſandan, gaſaχw ina atta iſ; jaχ infinôda, jaχ þragjandſ dråſ ana halſ iſ, jaχ kûkida imma.*
21. *Jaχ kwaþ imma ſa ſunuſ: Atta, frawòrχta in χimin jaχ in andwèrþja þínamma; ju þanaſîþſ ni im wèrþſ, î χätädâ ſunuſ þínſ.*
22. *Kwaþ þan ſa atta du ſkalkam ſînäm: Sprûtô briŋgiþ waſtja þô frumiſtôn, jaχ gawaſjiþ ina, jaχ gibiþ fiŋgragulþ in χandu iſ, jaχ gaſkôχ anu fôtunſ iſ.*

Wörtliche lateinische Uebersetzung.

1. *Pater noster.*

V. 9. Pater noster tu in coelis. Sanctificetur nomen tuum.
10. Veniat regnum tuum; fiat voluntas tua, sicut in coelo et super terra.
11. Panem nostrum τον perpetuum da nobis hodie.
12. Et remitte nobis quod rei simus, sicut et nos remittimus τοις debitoribus nostris.
13. Et non ducas nos in tentationem, sed libera nos a τῳ malo; nam tuum est regnum, et potestas, et gloria, in aeternitates. Amen.

2. *De filio prodigo parabole.*

11. Hominum quidam habuit duos filios.
12. Et dixit ὁ junior eorum ad patrem: pater, da mihi, quae occurrat mihi partem possessionis. Et divisit illis proprium suum. Et post non multos dies collegit omne ὁ junior filius, et abiit in terram procul existentem, et ibi dissipavit το proprium suum vivens intemperanter.
14. Quando autem carebat omni, factus est fames validus per provinciam illam; et ille incepit omni egenus fieri.
15. Et iens obligavit se cuidam civium illius regionis, et (is) immisit eum campi sui custodire porcos.
16. Et cupiebat sat edere siliquarum, quas comedebant porci, et homo ei non dabat.
17. Veniens nunc in se dixit: Quam multum famulorum patris mei abundantiam habent panium, et ego fame pereo.
18. Surgens eo ad patrem meum, et dico ad eum: Pater, peccavi (mihi) in coelum et in facie tua.
19. Jam amplius non sum dignus, ut vocer filius tuus; fac me uti unum famulorum tuorum.
20. Et surgens venit ad patrem suum; adhuc autem procul existentem vidit eum pater ejus, et misertus est et currens cecidit in collum ejus, et osculatus est eum.
21. Et dixit ei ὁ filius: pater, peccavi in coelum et in facie tua; jam amplius non sum dignus, ut vocer filius tuus.
22. Dixit autem ὁ pater ad servos suos: statim offerte vestem την optimam, et vestite eum, et date digiti aurum in manum ejus, et calceamentum ad pedes ejus.

V. 25. *Jaχ briŋgandaŋs ştiur pana alidan ufşnípip, jaχ matjandaŋs wişam wäla.*
24. *Untế şa şûnuş míŋs dâpş waş, jaχ gakwiunốda; jaχ fraluşaŋs waş, jaχ bigitaŋs warp. Jaχ dugunnun wişan.*
25. *Waş uppan şunuş iş şa allişa ana akra; jaχ kwimandş atiddja néχw raşn; jaχ gaχâşida şaŋgwiŋs jaχ läkaŋs.*
26. *Jaχ atχätandş şumana magiwế fraχuχ, χwa wêşi pata.*
27. *paruχ iş kwap du imma, patî brốpar píŋs kwam, jaχ ufşnäp atta píŋs ştiur pana alidan; untế χälana ina andnam.*
28. *panuχ mốdagş warp, jaχ ni wilda inngaŋgan. Ip atta iş uşgaŋgandş út bad ina.*
29. *paruχ iş andχafjandş kwap du attin: Sä, şwa filu jérế şkalkinốda puş, jaχ nixwanχun anabuşn pína ufariddja; jaχ miş niäw atgaft gätín, í mip frijóndam mínäm biwêşjâ.*
30. *Ip pan şa şunuş pínş, şaî frêt pín şwêş mip kalkjóm, kwam, ufşnâşt imma ştiur pana alidan.*
31. *paruχ kwap du imma: Barniló, pu şintínố mip miş wast, jaχ iş, jaχ all pata mín pín ist.*
32. *Wäla wişan jaχ faginón şkuld waş; untế brópar píŋs dâpş waş, jaχ gakwiunóda; jaχ fraluşaŋs, jaχ bigitaŋs warp.*

3. Die Kreuzigung, nach Marcus 15.

1. *Jaχ şunşäw in mòrgĩn garúni tâjandaŋs pä òχumiştaŋs gudjaŋs mip päm şiniştam jaχ bốkarjam jaχ alla şó gafórdş. Gabindandaŋs Iésü, braχtédun ina at Pílatâ.*
2. *Jaχ fraχ ina Pílatuş: pu iş piudaŋs Iudäế? Ip iş andχafjandş kwap du imma: pu kwipiş.*
3. *Jaχ wrốχidédun ina pä òχumiştáŋs gudjaŋs filu.*
4. *Ip Pílatuş aftra fraχ ina kwipandş: Niu andχafjiş niwèχt? şä, χwan filu aña puk witwốdjand.*
5. *Ip Iésuş panamäş ni andχốf, şwa şwế şildalikida Pílatuş.*
6. *Ip and dulp χwarjó fralèlốt im änana bandjan, panî bédun.*
7. *Waş uχpan şa χätana Barabbaş mip päm mip imma drốbjandam gabundaŋs, päi in òχjốdâ mòrpr gataiwidédun.*
8. *Jaχ uşgaŋgandî alla managi dugunnun bidjan, şwaşwế şintino tawida im.*
9. *Ip Pílatuş andχốf im, kwipandş: Wilídu fralílâ iswiş pana piudan Iudäế?*
10. *Wişşa âk; patí in nípiş atgébun ina pä òχumiştaŋs gudjaŋs.*

23. Et afferentes vitulum τον saginatum dissecate, et comedentes simus bene.
24. Nam ὁ filius meus mortuus erat et revixit, et omissus erat et inventus est. Et coeperunt (bene) esse.
25. Erat autem filius ejus ὁ senior in rure; et veniens adiit prope domum, et audiit cantiones et saltationes.
26. Et advocans aliquem puerorum interrogavit, quid esset hoc.
27. Ibi ille dixit ad eum (quod) frater tuus venit, et dissecavit pater tuus vitulum τον saginatum, quia sanum eum accepit.
28. Tunc iratus fiebat, et non voluit introire. Sed pater ejus exiens foras rogavit eum.
29. Ibi ille respondens dixit ad patrem: ecce, quam multum annorum servivi tibi, et non unquam praeceptum tuum transgressi, et mihi nunquam tradidisti capram, ut cum amicis meis considerem.
30. Autem cum ὁ filius tuus, qui voravit suum proprium cum meretricibus, venit, dissecasti ei vitulum τον saginatum.
31. Ibi dixit ad eum: Filiole, tu continuo mecum fuisti, et es, et omne το meum tuum est.
32. Bene esse et gaudere debitum erat, quia frater tuus mortuus erat et revixit, et amissus, et inventus est.

3. *Crucifixio.*

1. Et statim in matutino concilium facientes οἱ summi sacerdotes cum τοις senioribus et literatis et omnis ὁ consessus. Ligantes Jesum ducebant eum ad Pilatum.
2. Et interrogavit eum Pilatus: tu es rex Judaeorum? Et ille respondens dixit ad eum: tu dicis.
3. Et accusarunt eum οἱ summi sacerdotes multum.
4. Sed Pilatus iterum interrogavit eum dicens: Nonne respondis non aliquid? Ecce quam multum contra te testantur.
5. Jesus autem amplius non respondit, ita ut miratus est Pilatus.
6. Autem ad festum quodlibet dimittebat eis unum captivum, quem rogabant.
7. Erat autem ὁ dictus Barrabas cum τοις cum eo turbantibus ligatus, qui in tumultu homicidium fecerunt.
8. Et exiens omnis multitudo inceperunt petere, sicut semper faciebat eis.
9. At Pilatus respondit illis dicens: Vultis dimittam vobis τον regem Judaeorum?
10. Scivit enim, quod ex invidia tradiderunt eum οἱ summi sacerdotes.

V. 11. *Ip pä òχumiştanş gudjanş inwagidédun pô managín, í mäş Barabban fralètôli im.*

12. *Ip Pílatuş aftra andχafjandş kwap du im: Xwa nu wilíp, í låjå pammí kwipip piudan Iudäé?*

13. *Ip íş aftra χrôpidédun: Uşχramí ina!*

14. *Ip Pílatuş kwap du im: Xwa alliş ubiliş gatawida? Ip íş mäş χrôpidédun: Uşχramî ina!*

15. *Ip Pílatuş wiljandş pişä managín fullafaχjan, fralèlôt im pana Barabban; ip Iéşu atgaf uşbliŋgwandş, í uşχramipş wêşi.*

16. *Ip gadròχtíş gatòχun ina inn anagardiş, patí işt prätôriòn, jaχ gaχèχätun alla χanşa.*

17. *Jaχ gawaşidédun ina pòrpurä, jaχ atlagidédun ana ina pòrnína wipja uşwindandanş.*

18. *Jaχ dugunnun gôljan ina: Xälş piudan Iudäé!*

19. *Jaχ şlôχun iş χåbip råşa, jaχ bişpiwun ina, jaχ lagjandanş kniwa inwitun ina.*

20. *Jaχ bi pé bilèläkun ina andwaşidêdun ina pişä pòrpurä, jaχ gawaşidédun ina waştjôm şwêşäm; jaχ uştòχun ina, í uşχramidêdína ina.*

21. *Jaχ undgripun şumana mannê, Símôna kürínäu, kwimandan af akra, attan Alèkşandrâş jaχ Rufâş, í némi galgan iş.*

22. *Jaχ attòχun ina ana Gòlgòpa ştap, patí işt gaşkíriþ χwèrnínş ştapş.*

23. *Jaχ gébun imma driŋkan wín miþ şmürna; ip iş ni nam.*

24. *Jaχ uşχramjandanş ina, dişdäljandanş waştjôş iş, wèrpandanş χlåta ana pôş, χwarjişuχ χwa némi.*

25. *Was uχpan χwíla pridjô. Jaχ uşχramidêdun ina.*

26. *Jaχ waş ufarméli fèrinôş iş ufarmélip: Sa piudanş Iudäé.*

27. *Jaχ miþ imma uşχramidêdun twanş wädédjanş, änana af tèχşwôn jaχ änana af χlídumín iş.*

28. *Jaχ uşfullnôda pata gamélidô pata kwipanô: Jaχ miþ unsibjäm raχniþş waş.*

29. *Jaχ pä fòraganŋgandanş wajaméridêdun ina, wipôndanş χâbida şína jaχ kwipandanş: O şa gatèrandş pô alχ jaχ bi prins daganş gatimrjandş pô!*

30. *Naşí puk şilban jaχ atştíg af pamma galgin.*

31. *Samalíkô jaχ pä òχumiştanş gudjanş biläkandanş ina miþ şiş mişşô miþ päm bôkarjam kwépun: Anparanş ganaşida, ip şik şilban ni mag ganaşjan.*

32. *Sa Kristuş şa piudanş Işraêliş atştígadâ nu af pamma galgin, í gaşèχwäma jaχ galâbjäma. Jaχ pä miþuşχramidanş imma idwítidédun imma.*

℣. 11. Sed ὁι summi sacerdotes admoverunt τηυ multitudinem, ut Barrabam dimitteret eis.
12. At Pilatus iterum respondens dixit ad eos: Quid nunc vultis, ut faciam cui vocatis regem Judaeorum?
13. At illi iterum clamabant: Crucifige eum!
14. At Pilatus dixit ad eos: Quid omnino mali fecit? At illi magis clamabant: Crucifige eum!
15. At Pilatus volens huic multitudini satisfacere, dimisit eis τον Barrabam, sed Jesum tradidit flagellans ut crucifixus esset.
16. At milites duxerunt eum intro atrium, id est praetorium, et convocarunt omnem cohortem.
17. Et vestierunt eum purpura et imposuerunt in eum spineam coronam perplectentes.
18. Et inceperunt salutare eum: Salve, o rex Judaeorum!
19. Et percusserunt ejus caput arundine, et adspuerunt eum, et ponentes genua adorarunt eum.
20. Et cum illuserunt eum exuerunt eum τη purpura et vestierunt eum vestibus propriis, et eduxerunt eum ut crucifigerent eum.
21. Et comprehenderunt quendam virorum, Simonem Cyrenaeum, venientem ab agro, patrem Alexandri et Rufi, ut sumat patibulum eius.
22. Et adduxerunt eum in Golgatha locum, quod est interpretatum calvariae locus.
23. Et dabant ei bibere vinum cum myrrha, sed ille non sumsit.
24. Et crucifigentes eum, dividentes vestes eius, jacientes sortem super eas, quisque quid sumat.
25. Erat autem hora tertia et crucifixerunt eum.
26. Et erat inscriptio criminis eius superscriptum: ὁ rex Judaeorum.
27. Et cum eo crucifixerunt duos maleficos, unum a dextra et unum a sinistra eius.
28. Et impletum est το scriptum το dictum: et cum injustis numeratus erat.
29. Et ὁι praetereuntes blasphemabant eum, moventes capita sua et dicentes: ὁ ὁ destruens το templum et per tres dies aedificans id.
30. Salva te ipsum et descende de τῳ patibulo.
31. Similiter et ὁι summi sacerdotes illudentes eum secum invicem cum τοις litteratis, dixerunt: alios salvavit, sed se ipsum non potest salvare.
32. Hic Christus ὁ rex Israelis descendat (descendatur) nunc de τῳ patibulo, ut videamus et credamus; et ὁι concrucifixi illi exprobrabant ei.

W. 33. *Jaχ bi pê wärp χwîla ṣèχṣtô; rikwiṣ warp ana allä èrpä und χwîla niundôn.*

34. *Jaχ niundôn χwîlä wôpida Iêṣuṣ ṣtibnä mikilä kwipandṣ: Elôê, èlôê, lima ṣibakpanî! patî iṣt gaṣkûrip: Gup mûnṣ, gup mûnṣ, da χwê miṣ biläṣt?*

35. *Jaχ ṣumä piṣê atṣtandandanê gaχâṣjandanṣ kwêpun: Ṣä, Xêlian wôpîp:*

36. *pragjandṣ pan änṣ, jaχ gafulljandṣ ṣwam akûtiṣ, galagjandandṣ ana râṣ, dranḳida ina kwipandṣ: Lêt î ṣèχwam, kwimäu Xêliaṣ atχafjan ina.*

37. *Ip Iêṣuṣ aftra lêtandṣ ṣtibna mikila uṣôn.*

38. *Jaχ fôraχaχ alχṣ diṣṣkritnôda in twa, inpaprô und dalap.*

39. *Gaṣèχwandṣ pan ṣa χundafapṣ ṣa atṣtandanṣ in andwèrpja iṣ, patî ṣwa χrôpjandṣ uṣôn, kwap: Bi ṣunjä, ṣa manna ṣa ṣmuṣ waṣ gupṣ.*

40. *Wêsun uppan kwinônṣ fèrraprô ṣèχwandînṣ, in pämî waṣ Marja ṣô Magdalênê, jaχ Marja Iakôbiṣ piṣ minniṣinṣ jaχ Iôṣêṣiṣ äpî jaχ Salômê.*

41. *Jaχ pan waṣ in Galîläa, jaχ läṣtidêdun ina, jaχ andbaχtidêdun imma; jaχ anparôṣ managôṣ, pôṣî mipiddjêdun imma in Iêruṣalêm.*

42. *Jaχ jupan at andanaχtja wòrpanamma, unte waṣ paraskèwê, ṣaî iṣt fruma ṣabbatô,*

43. *kwimandṣ Iôṣêf af Arîmapääṣ, gagudṣ raginîṣ, ṣaî waṣ ṣilba bâdandṣ piudangardjôṣ gupṣ, anananpjandṣ gäläp inn du Pîlatô, jaχ bap piṣ lîkiṣ Iêṣuiṣ.*

44. *Ip Pîlatuṣ ṣildalîkida, î iṣ jupan gaṣwalt, jaχ atχätandṣ pan χundafap, fraχ ina, î jupan gadâpnôdêdi.*

45. *Jaχ finpandṣ at pamma χundafada, fragaf pata lîk Iôṣêfa.*

46. *Jaχ uṣbugjandṣ lîn jaχ uṣnimandṣ ita, biwand pamma lîna, jaχ galagida ita in χläwa, patî waṣ gadraban uṣ ṣtäna; jaχ atwalwida ṣtän du dôra piṣ χläwiṣ.*

47. *Ip Marja ṣô Magdalênê jaχ Marja Iôṣêṣiṣ ṣêχwun, χwar galagipṣ wêṣi.*

Ꝟ. 33. Et cum fiebat hora sexta, tenebrae factae sunt super totam terram usque horam nonam.

34. Et nona hora vocavit Jesus voce magna dicens: Eloe, eloe, lima sibachthani! id est interpretatum: Deus mi, deus mi, quare me deseruisti?

35. Et quidam τωv adstantium audientes dixerunt: ecce, Eliam vocat.

36. Currens tunc unus et implens spongiam aceto ponens super arundine potum praebuit ei dicens: Sine ut videmus, veniatne Elias detollere eum.

37. Sed Jesus iterum mittens vocem magnam expiravit.

38. Et velum templi disscindebatur in duo a supero usque inferum.

39. Videns tunc ὁ centurio ὁ adstans in facie eius, quod ὁ vocans exspiravit, dixit: Per veritatem, ὁ homo ὁ filius fuit Dei.

40. Erant autem mulieres eminus videntes, in quibus erat Maria ἡ Magdalena et Maria Jacobis τov minoris et Josesis mater et Salome.

41. Et cum erat in Galilaea, etiam secutae erant eum et ministrabant ei; et aliae multae, quae iverunt cum eo in Jerusalem.

42. Et jam ad vesperum factum, quia erat parasceve, quae est primus sabbatorum,

43. veniens Joseph de Arimathaea, bonus consiliarius, qui erat ipse exspectans regnum Dei, confidens ivit intro ad Pilatum et rogavit τov corporis Jesu.

44. Sed Pilatus mirabatur, quod ille jam abiit, et advocans τov centurionem, interrogavit eum, an jam mortuus esset.

45. Et comperiens per τov centurionem, tradidit το corpus Josepho.

46. Et emens linum et desumens illud, involvebat τῳ lino, et ponebat illud in sepulcro, quod erat excisum e lapide; et advolvebat lapidem ad portam τov sepulcri.

47. Sed Maria ἡ Magdalena et Maria Josesis videbant, ubi positus esset.

Bemerkung.

Um der Etymologie willen war es vielleicht angemessener, eine wörtliche Uebersetzung beizufügen. Da es aber hier mehr darauf ankam, die reiche Formenlehre unsers ältesten Idioms hervortreten zu lassen, wogegen die Wurzel-Identität mit den unsern sich von selbst ergibt, so ist man bei der hergebrachten lateinischen Uebersetzung geblieben.

Verbesserungen.

S. 5 §. 8 Z. 8 streiche: daß sie.
— 7 §. 11 — 11 von unten lies Sprache Italiens.
— — — — — 7 v. u. l. eigentlichen Sprachen.
— 21 Z. 6 l. Endsylben alle quantitätische.
— — — 19 l. dieses Lauts.
— 22 §. 4 Z. 14 l. der Veränderung.
— 25 ist nach dem Absatz in der Mitte Z. 7 folgender Zusatz nach eingereiht nöthig:

Auch die schwedische Theorie hat dieses in *ü* umlautende isländische *u*, wohl nicht ganz ohne Einwirkung französischer Bildung, in ihrem Kreise sanctionirt, und zwar dermaßen, daß die gebildete schwedische Zunge den *u*-Laut völlig entbehrt, wenn man etwa abrechnet, daß das lange *ô* (als in *brôdèr*), dem erwähnten Mittellaut gemäß, sich so sehr dem *u* nähert, daß es in die leere Stelle einzurücken geneigt wird, wie ihm denn auch *â* ins *ô* nachrückt. Jedes geschriebene schwedische *u* ist folglich = *ü* zu verstehen, vom *y* = *ü* fast zu fein geschieden, so daß die Trennung in der geschärften Sylbe auf natürlichem Wege nicht durchzuführen scheint. Ganz dieselbe Erscheinung im deutschen Dialekt des Elsaßes u. s. w.

S. 29 Z. 5 v. u. ist dem *ô* das Nasalzeichen überzuschreiben.
— 30 oben ist die 2 zu streichen.
— 33 Z. 6 st. dagegen l. weßhalb.
— — §. 17 letzte Zeile l. qualitativen.
— — §. 18 Z. 5 l. also eine V.
— 34 Z. 1 l. schlössen.
— 36 §. 25 Z. 3 l. vom Urlaut aus als.
— 38 §. 29 Z. 6 v. u. l. Consonant-Natur.
— 39 Z. 10 v. u. l. steifen.
— 42 §. 36 Z. 5 l. *ä, ö, â*.
— 53 Z. 18 v. u. l. *inner*.
— — Z. 5 v. u. l. *ἀνάλλομαι* (2 Spiritus).
— 59 Z. 5 v. u. l. die andere media.
— 63 Z. 4 v. u. l. ungebildete.
— 92 Z. 8 l. *läsjan*.
— — Z. 12 v. u. l. *shs*.
— 94 2) Z. 2 l. auffallend nie hinter.
— 100 d) l. Diphthong *öi* = *ôi*, nächste Z. l. *löin*.
— 101 8. Z. 5 l. des *d* in ð.
— — — Z. 11 l. überläßt er.
— 104 Z. 2 v. u. l. *pájaro* von *passer*.
— 107 Z. 8 v. u. l. *kx'*.
— 109 Z. 4 l. genäherte Aussprache.

S. 112 Z. 17 l. das dialektische.
— 113 b) Z. 7 l. gefaßt werden.
— 118 c) Z. 4 l. *hennlé.*
— — — Z. 6 l. Verbal-Endung.
— — — Z. 15 st. *duich* l. *dürí* (das Beispiel paßt hier nicht).
— 126 §. 55. Z. 18 l. *com um c'um*, während *em* vorm Vocal.
— 142 §. 5 Z. 9 v. u. l. der Däne hält.
— 144 Z. 7 v. u. l. Sprachstoff.
— 172 Mitte. In *willst du sagen* ist vielmehr *sa* am tiefsten und das *gen* trägt die fragende Hebung.
— 206 Z. 4 v. u. l. *rettete.*
— 236 Z. 1 l. des vorigen.
— 238 Z. 14 l. einige ω (omega).
— 259 Z. 14 v. u. l. assimilirt wird.
— 263 §. 58 Z. 6 v. u. l. das Homerische χʃεχυρος.
— 270 Z. 2 l. ὄχη zeigen.
— 272 Z. 3 v. u. l. Seinesgleichen gefolgt.
— 285 Z. 8 v. u. l. ὅς, ἥ.
— 295 V. 12 v. u. l. *kèlèwai.*
— 299 unten. Die Note bewegt sich in einem unangenehmen Zirkel. Man streiche den Satz „Nun zu lesen — vermieden wird."
— 315 Z. 6 u. 7 v. u. l. *tènoɔ̃*, *ténom.*
— 317 §. 4. Z. 6 statt *debèt* l. *dedet* (*dedit*).
— 328 §. 20 Z. 8 ist von *hum* bis *huɔ̃c* zu streichen.
— — — — Z. 4 v. u. l. auch im Inlaut.
— — §. 21 2) in *em* = *ã* sollte über *ã* das Nasalzeichen stehen.
— 343 §. 46 v. 288 l. *pôtâre.*
— 356 §. 71 Z. 2 st. Normen l. Nomen.
— 365 Mitte l. *anna*, *fatébor ent.*
— 368 unter der Mitte l. Fèmina.
— 380 Z. 4 v. u. l. *tawî* (thue) st. (thun).
— 386 Z. 19 v. u. l. *kwinô.*
— 387 §. 14 Z. 2 l. *pisé* und *pisi.*
— 394 Z. 7 v. u. l. *yalṣ.*
— — — 1 v. u. st. *anu* l. *ana.*
— 397 Z. 4. v. u. l. Vultisne.
— 400 Z. 9 l. *galagjandṣ.*

Kleinere Verstöße in den orthoepischen Probstücken möge man mit der Schwierigkeit der Arbeit entschuldigen, da man sich aus dem gegenüberstehenden Texte leicht zurechtfinden kann.